

# Von der Wassernot zu „SOS! Die Schweiz versinkt“

Wahrnehmung und Darstellung von Naturkatastrophen 1910–2005 in der Schweizer Presse

Abhandlung  
zur Erlangung der Doktorwürde  
der  
Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

vorgelegt von  
Helena Zemp  
von Hasle, Luzern

Angenommen im Herbstsemester 2012  
auf Antrag von Herrn Prof. Dr. Heinz Bonfadelli und  
Herrn Prof. Dr. Werner A. Meier

Zürich, 2015

## Vorwort

Unwetter, Hochwasser, Erdbeben oder Lawinen suchen die Menschen immer wieder heim; auch eine hochtechnisierte Gesellschaft wie die Schweiz im 21. Jahrhundert kann sich vor ihnen nie vollständig schützen. Es handelt sich um sogenannte Naturereignisse. Wie aber die Gesellschaft solche Bedrohungen erfährt und diskutiert, ist nichts Naturgegebenes, sondern unterliegt dem gesellschaftlichen Wandel.

Die vorliegende Studie ist als Dissertation im Rahmen meiner Tätigkeit als Projektassistentin am IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich entstanden. Sie fragt nach der medial vermittelten "Realität" von Unwetterkatastrophen vom frühen 20. bis ins frühe 21. Jahrhundert.

Gerade in jüngster Zeit haben sich Wetterextreme gehäuft. Überschwemmungen, Stürme oder Hitzesommer machen immer wieder Schlagzeilen. Das Wissen um den anthropogenen Klimawandel verleiht der Berichterstattung über Einzelereignisse zusätzliche Resonanz. Die Art und Weise, wie die Medien über einzelne Naturereignisse und über langfristige Umweltveränderungen berichten, hat einen grossen Einfluss darauf, wie die Öffentlichkeit Katastrophen wahrnimmt.

Aufgewachsen im voralpinen Raum, habe ich als Kind einige Male miterlebt, was geschieht, wenn ein Unwetter Flüsse und Bäche anschwellen lässt, und wie Wetterkapriolen zur persönlich erlebten Bedrohung werden können. Das löste Ängste aus, übte aber zugleich eine faszinierende Anziehung auf mich aus. Diese Ambivalenz war in meiner Kindheit stets präsent, doch eigene unmittelbar-sinnliche Erfahrungen extremer Naturereignisse liegen inzwischen weit zurück. Gleichwohl sind seither viele neue und besorgniserregende Bilder von überschwemmten Gebieten in mein Bewusstsein gedrungen, allerdings stets über die Medien vermittelt. Dasselbe gilt wohl auch für eine breite Öffentlichkeit: Die Medienberichterstattung prägt stärker denn je die Wahrnehmung unserer Welt im Allgemeinen und extremer Ereignisse im Speziellen. Risiken werden auf der Basis der medial vermittelten Bilder und Texte abgeschätzt.

Am Beispiel der neun schwersten Unwetterereignisse der Schweiz im Zeitraum 1910 bis 2005 untersuche ich in dieser Studie, wie sich die Wahrnehmung und das Ursachenverständnis der Katastrophen über diese fast hundert Jahre entwickelt haben. Mit dem Blick auf die Medienberichterstattung rückt die Frage ins Blickfeld, was die Arbeitsweise in den Medien und die journalistische Herstellung von Wirklichkeit beeinflusst. Denn der markante Wandel, den die Medien in jüngster Zeit durchmachen, lässt vermuten, dass sich auch die Reaktionen auf Katastrophen und Risiken verändern. Katastrophen sind in einem Umfeld verschärfter Konkurrenz und akzentuierter Ökonomisierung der Medien als Gegenstand der Berichterstattung besonders attraktiv, denn das Aussergewöhnliche lässt sich gut verkaufen.

Für das Publikum sind solche Mechanismen, die im Wandel der Medienwelt begründet sind, aber schwer durchschaubar. Es existieren viele Ansätze, die allenfalls dysfunktionale Erscheinungen des Medienwandels kritisch thematisieren, doch liegen bisher kaum empirische medienwissenschaftliche Studien dazu vor. Die vorliegende Arbeit will hier einen Beitrag leisten, indem sie den Wandel der Wahrnehmungsmuster im Kontext des Wandels des Mediensystems betrachtet.

Erste Konturen hat diese Untersuchung bereits während meines Studiums der Soziologie und insbesondere während meiner Lizentiatsarbeit<sup>1</sup> angenommen, als ich mich eingehend mit Naturkatastrophen im 20. Jahrhundert befasste. Die vorliegende Arbeit knüpft daran an. Denn die Lizentiatsarbeit

---

<sup>1</sup>Zemp, Helena (2005): Von der gezähmten Gefahr zum unzählbaren Risiko? Naturkatastrophen und ihre Wahrnehmung im Kontext der medienöffentlichen Kommunikation in Schweizer Leitmedien 1910–1999. Lizentiatsarbeit bei Prof. Kurt Imhof, Philosophische Fakultät, Uni Zürich.

liess viele Fragen unbeantwortet, und mein Forschungsinteresse am Thema war noch keineswegs erschöpft. Die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts brachten neue katastrophale Unwetter, die ich in meiner ersten Arbeit noch nicht hatte berücksichtigen können. Zudem hat Prof. Dr. Heinz Bonfadelli am IPMZ der Universität Zürich den Wert weiterführender und vertiefender Forschung erkannt und mich zu dieser Dissertation angeregt. Dafür möchte ich mich zuallererst bei Heinz Bonfadelli bedanken.

Die Ansprüche an die eigene Arbeit sind im Laufe der Zeit gestiegen. Neue Fragestellungen erforderten, dass ich Theorie und Empirie deutlich weiterentwickelte. 2007 entstand eine Forschungsoperation mit dem Bundesamt für Umwelt (BAFU) im Rahmen der Ereignisanalyse "Hochwasser 2005". Diese Teilstudie im Gebiet der systematischen Analyse der Medienberichterstattung erleichterte es, neues Forschungsmaterial zu sammeln und zu verarbeiten. Zudem ist mit der finanziellen Unterstützung durch den Uni-Forschungskredit der Universität Zürich und insbesondere durch die Bristol-Stiftung die Fertigstellung der Dissertation zustande gekommen. All diesen Institutionen und den beteiligten Personen, die bereit waren, meine Idee und den Kurs dieses Projektes finanziell mitzutragen, bin ich zutiefst dankbar. Sie haben im Hintergrund viel zur Durchführung und zum Gelingen dieser mehrjährigen Arbeit beigetragen.

Die Katastrophenthematik ist im Verlauf der Arbeit in mannigfacher Weise in meine Alltagswirklichkeit eingedrungen. Zu diesem intensiven Verwobensein gehörten Momente, in denen das Katastrophenvokabular hilfreiche Begriffe hergab, um meine Befindlichkeit auf dem Weg zur Promotion zu beschreiben – etwa, wenn ich wiederholt angenehmere Tätigkeiten wie das vergnügliche Beisammensein mit mir wichtigen Menschen ausschlagen musste, um am Computer zu sitzen und zu schreiben; wenn die Technik verrückt spielte oder wenn ich mich, von der Arbeit absorbiert, zu Unzeiten versehentlich selbst aus dem Institutsgebäude aussperrte.

Aus solchen Mühseligkeiten und Katastrophchen befreit haben mich immer wieder all die lebenswürdigen Menschen, die mir während dieser oft einsamen Arbeit zur Seite standen. Selbst wenn es mal Alarm gab, hat eine Reihe hilfsbereiter Menschen durch passende Worte, durch vielfältige unbürokratische Taten und Freundschaftsbeweise genau das gemacht, was so unvermittelt einer erfolgreichen Katastrophenabwehr gleichkommt. An erster Stelle gebührt ein grosser Dank meinem Lebenspartner Jürg Huber. Seine Präsenz und seine Unterstützung haben sehr viel zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen. Ihm widme ich in herzlicher Dankbarkeit die ganze Arbeit. Neben den Eltern und der Familie, die mich stets vielfältig unterstützten und anspornten, sind es namentlich Jürg Huber, Yvonne Zemp, Matthias Gerth, Christian Mülli und Irene Bättig, denen Dank für die wertvolle Unterstützung beim kritischen Gegenlesen und Kommentieren einzelner Kapitel des Manuskripts gebührt. Besonders danke ich auch Urs Christen, der zusammen mit Jürg Huber bei der grafischen Gestaltung des Manuskripts grosszügige technische Unterstützung bot. Damit habe ich aber nicht alle Personen erwähnt, denen zu danken wäre. Das angenehme Arbeitsklima am IPMZ, der wissenschaftliche Austausch mit vielen Kolleginnen und Kollegen und die zur Verfügung gestellten Unterlagen aller Art haben in mancher Hinsicht viel Wertvolles auf dem Weg zu meiner Dissertation beigetragen.

Insbesondere danke ich Prof. Dr. Heinz Bonfadelli für seine inspirierende und kompetente Begleitung dieser Dissertation als Doktorvater sowie Prof. Dr. Werner A. Meier für seine Bereitschaft, als Zweitgutachter diese Arbeit mitzubewerten.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung .....</b>	<b>1</b>
<b>1    Wirklichkeit – ein konstruktivistischer Bestimmungsversuch .....</b>	<b>7</b>
1.1    Konstruktivismus als Wende der Wahrnehmung .....	8
1.1.1    Wirklichkeit als Folge der Sozialität .....	10
1.1.2    Der gesellschaftliche Prozess der Wirklichkeitskonstruktion.....	11
1.1.3    Drei Komponenten der Wirklichkeitskonstruktion .....	12
1.1.4    Soziale Differenzierung durch Spezialisierung .....	15
1.1.5    Konstitutionsbedingungen der Wirklichkeit moderner Gesellschaften .....	16
<b>2    Die kommunikative und mediale Konstruktion der Wirklichkeit .....</b>	<b>18</b>
2.1    Die wirklichkeitskonstruierende Funktion der Sprache .....	18
2.1.1    Kommunikation und soziale Orientierung .....	19
2.1.2    Kommunikation und Massenmedien .....	21
2.2    Wirklichkeitskonstruktion und Massenmedien .....	22
2.2.1    Bedeutung medialer Wirklichkeitskonstruktion .....	23
2.3    Katastrophen- und Risikoberichterstattung in der Medienkritik: Forschungsstand und Defizite .....	25
2.3.1    Fehler und Fehldiagnosen als Gegenstand der Medienkritik .....	28
2.3.2    Kommunikationsschäden als Gegenstand der Medienkritik .....	30
2.3.3    Erwartungen an mediale Katastrophen- und Risikorealitäten .....	32
2.3.4    Risiko-objektivistische versus risiko-konstruktivistische Ansätze der Medienrealität .....	33
2.3.5    Publizistische Objektivität – die Einstellung zur Realität im Journalismus .....	37
2.3.6    Publizistische Objektivität unter konstruktivistischer Theoriekonzeption.....	39
2.3.7    Publizistische Objektivität als Wert im Journalismus .....	39
<b>3    Die technische Konstruktion der Wirklichkeit .....</b>	<b>44</b>
3.1    Technik als Teil der Lebenswelt .....	44
3.2    Reflexionsbedarf über die Bedeutung von Technik für die Konstruktion der Wirklichkeit .....	45
3.2.1    Technische Innovationen als Komplementierungen menschlicher Fähigkeiten .....	45
3.2.2    Technische Innovationen und die Bedeutung elektronischer Medien .....	47
3.2.3    Technik als Produkt sozialer Prozesse .....	48
3.2.4    Wechselwirkungen zwischen technischen und sozialen Elementen .....	49
<b>4    Begriffsbestimmung und theoretische Grundlagen – Katastrophen, Gefahr, Risiko und Sicherheit .....</b>	<b>52</b>
4.1    Der Begriff der Katastrophe .....	52
4.2    Ursprung .....	53
4.3    Alltagsverständnis .....	53
4.4    Definitionsansätze .....	54
4.5    Definitorische Abgrenzung: Die naturgegebene Katastrophe .....	58
4.5.1    Begriffsgeschichte und Grenzverschiebung.....	59
4.5.2    Naturkatastrophe als Namensirrtum: Die Hybrid-Katastrophen .....	60
4.5.3    Naturkatastrophen als Gegenstand der Naturwissenschaft und Hazardforschung .....	62
4.5.4    Wetteranomalien und Hochwasser .....	63
4.5.5    Hochwasser in der Schweiz.....	65
4.5.6    Risikokonzepte von Experten und Laien .....	66
4.6    Definitorische Abgrenzung: Die menschengemachte Katastrophe bzw. Man-made-Katastrophe.....	70
4.6.1    Man-made-Katastrophe als Nebenfolge der Rationalisierung .....	70
4.6.2    Man-made-Katastrophe als risikosoziologisches Symbol der Technikernüchterung .....	71
4.6.3    Man-made-Katastrophe und die Entmystifizierung der Wissenschaft .....	72
4.7    Der Begriff Risiko und Risikogesellschaft .....	74
4.7.1    Ursprünge und Ansätze des Risikobegriffs .....	75
4.7.2    Entdeckung des technischen Risikobegriffs für neue Gesellschaftstheorien .....	76

4.7.3	Risiko und Gefahr .....	80
4.7.4	Systemische Risiken und Sicherheit .....	83
<b>5</b>	<b>Theorien der Nachrichtenauswahl als Theorien der Realität .....</b>	<b>86</b>
5.1	Selektion als Leistungsprinzip der Medienwirklichkeit .....	86
5.2	Historische Erklärungen zur Nachrichtenauswahl.....	89
5.3	Nachrichtenwerte und Nachrichtenfaktoren .....	90
5.4	Nachrichtenfaktoren und die theoretischen Neuorientierung – der konstruktivistische Ansatz .....	93
5.4.1	Rezipientenorientierte Ansätze .....	95
5.4.2	Negativität als Nachrichtenfaktor – evolutionstheoretische Ansätze .....	97
5.4.3	Sensationalismus als Nachrichtenfaktor und Sensationalismus-Vorwürfe .....	99
5.4.4	Katastrophenberichterstattung und Sensationalismus als Kritik, Definitions- und Messproblem .....	102
5.4.5	Aspekte und Techniken der Sensationalisierung .....	105
5.4.6	Nachrichtenwert-Theorie aus kommunikationshistographischer und aktueller Sicht – Fazit .....	108
<b>6</b>	<b>Medienrealitäten: Einflussfaktoren in der Nachrichtenproduktion .....</b>	<b>110</b>
6.1	Zur Wahrnehmung von Einflüssen in der Nachrichtenproduktion .....	110
6.2	Theoretische Ansätze und Modelle zu Einflüssen auf Medieninhalte .....	113
6.3	Einflussfaktoren in der Selbstwahrnehmung von Medienschaffenden .....	115
6.4	Einflussfaktoren durch Koorientierung – Intermedia-Agenda-Setting .....	116
6.5	Medienrealität unter dem Gesichtspunkt redaktioneller Strukturen und Routinen .....	121
6.6	Bildung und Modifikation redaktioneller Strukturen und Routinen .....	122
6.6.1	Zeitroutine .....	125
6.6.2	Raumroutine .....	126
6.6.3	Zugangsroutine .....	127
6.6.4	Verarbeitungsroutine .....	128
6.6.5	Themenroutine .....	128
6.6.6	Gestaltungsroutine .....	130
<b>7</b>	<b>Aussergewöhnliche Ereignisse in der Nachrichtenproduktion .....</b>	<b>133</b>
7.1	„What-a-story“ – medienspezifische Reaktionen auf Katastrophen .....	133
7.2	Ad-hoc-Strategie und Freiheitsgrade medienspezifischer Reaktionen .....	134
7.3	Routinisierung des völlig Unerwarteten .....	136
7.4	Typifikation des völlig Unerwarteten – Framing .....	138
<b>8</b>	<b>Modi der medialen Aktivitäten in einer Katastrophe .....</b>	<b>143</b>
8.1	Katastrophen als Medien- und Schlüsselereignisse .....	144
8.2	Schlüsselereignisse und Folgen für die Berichterstattungsdynamik .....	146
8.3	Schlüsselereignisse und Urteilsverzerrungen .....	149
8.4	Schlüsselereignisse als Gelegenheitsfenster für Problempromotoren .....	150
8.5	Themenwellen unter den Bedingungen des Medienwandels .....	153
<b>9</b>	<b>Gesellschaftlicher Wandel – zur Phänomenologie von Krisen, Katastrophen, Risiko und Sicherheit .....</b>	<b>157</b>
9.1	Vom Mythos zur Welt- und Naturdeutung moderner Gesellschaften .....	158
9.1.1	Der Sinnkosmos von Mythos und magischer Praxis .....	158
9.1.2	Das religiöse Universum und beginnende Rationalisierungsprozesse .....	159
9.1.3	Entzauberung der Welt – Spannungspotenziale kognitiven Erkenntnisstrebens .....	160
9.2	Gesellschaftlicher Wandel – Kontinuitäten und Krisen .....	162
9.2.1	Sicherheit in der Moderne – eine ideologische Konstruktion .....	163
9.2.2	Erwartungsstrukturen, nicht-intendierte Handlungsfolgen und Krisen .....	164
9.2.3	Naturinterpretationen und deren modernisierungskritisches Potenzial .....	166
9.2.4	Erwartungsstrukturen und Erwartungsenttäuschungen .....	168
9.2.5	Enttäuschungserklärung im Spektrum gesellschaftlicher Sinnkonstruktionen .....	170

<b>10</b>	<b>Die Bedeutung von Öffentlichkeit im gesellschaftlichen Wandel .....</b>	<b>173</b>
10.1	Das Abstraktum Öffentlichkeit als ein Forum .....	173
10.2	Das Öffentlichkeitsideal der Aufklärung .....	176
10.3	Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit und Institutionalisierung der Presse .....	177
10.4	Das Öffentlichkeitsideal und seine Entgrenzung – erster Strukturwandel .....	179
10.5	Parteipresse und traditionelle Institutionen – Vermittlungslogik von öffentlicher Kommunikation .....	181
10.6	Niedergang der Parteipresse und Kommerzialisierung des Mediensystems – zweiter Strukturwandel ..	184
10.6.1	Ursachen und Folgen des zweiten Strukturwandels .....	185
10.6.2	Transformations- und Kommerzialisierungsprozesse .....	187
10.6.3	Neue Konkurrenzbeziehungen und Umgestaltungsprozesse .....	190
10.6.4	Gratiszeitungen als Herausforderung für den Tageszeitungsmarkt .....	192
10.7	Folgen der Entkopplung und Entdifferenzierung des Mediensystems .....	193
10.7.1	Personalisierung und Privatisierung der medienöffentlichen Kommunikation.....	195
10.7.2	Entpolitisierungstendenzen und Medienschelte .....	197
<b>11</b>	<b>Strukturierungsprozesse im Medienwandel – von der Wort- zur Bilddominanz .....</b>	<b>199</b>
11.1	Visualisierbarkeit als Nachrichtenfaktor .....	199
11.2	Von der Wort- zur Bilddominanz in der Katastrophenberichterstattung .....	200
11.3	Pressefotografie und Bildmedien – ein richtungsweisender Wandel der öffentlichen Kommunikationskultur .....	202
11.4	Wort und Bild – Hochkultur versus Trivialekultur und Boulevard .....	205
11.5	Bilder als Stimuli für Aufmerksamkeit und Affekte – Gesetze selektiver Wahrnehmung .....	209
11.6	Visuelle Kommunikation – Eigenheiten, Funktionsbestimmungen und Problemfelder im Kontext der Berichterstattung .....	211
<b>12</b>	<b>Kulturelle Aspekte ökologischer Krisen – der Wandel von Naturbildern in der Schweiz .....</b>	<b>216</b>
12.1	Schutz vor der Natur versus Naturschutz im 19. Jahrhundert – eine frühe Variante der Risikogesellschaft .....	216
12.2	Die "vergessene" historische Wende im neuzeitlichen Umweltverhalten .....	217
12.3	Naturschutz im frühen 20. Jahrhundert – ästhetisch und patriotisch motiviert .....	219
12.4	1953–1969: Die Zeit des traditionellen Natur- und Heimatschutzgedankens .....	220
12.5	Exkurs: Revolution im Weltbild – durch probabilistische Überlegungen zu einem neuen Naturverständnis .....	222
12.6	1970–2010: Die Erfindung der Umwelt – Aufstieg, Höhepunkt und Niedergang der Debatte.....	223
<b>13</b>	<b>Klimawandel und Naturkatastrophen – eine Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeiten ...</b>	<b>226</b>
13.1	Historischer Überblick über den Klimadiskurs in Wissenschaft, Medien und Politik .....	226
13.2	Die Vorgeschichte des Klimadiskurses in der Wissenschaft .....	228
13.3	Präzisierungs- und Relativierungsprozesse in der Wissenschaft .....	229
13.4	Der Klimawandel an der Schnittstelle von Wissenschaft und Journalismus .....	230
13.4.1	Inkompatibilitäten und Risiken medialisierter Wissenschaftskommunikation.....	231
13.4.2	Katastrophenkommunikation und das negative Kassandrasyndrom .....	233
13.5	Der Klimawandel als Bestandteil der politischen Agenda .....	234
13.6	Klimapolitik und die Frage der Evidenz von Wetteranomalien .....	235
13.7	Stationen der internationalen Klimapolitik .....	236
13.8	Wetteranomalien und der einsetzende Klimadiskurs in der Schweiz .....	237
<b>14</b>	<b>Untersuchungsanlage und Methodendesign.....</b>	<b>241</b>
14.1	Vorbemerkungen zu Design und Methodik der Kommunikationsereignisanalyse "Katastrophe".....	241
14.2	Hypothesenformulierung, Indikatorenbildung und Operationalisierung .....	243
14.3	Datengrundlage und Sampleauswahl .....	249
14.3.1	Auswahl des Mediensamples .....	249
14.3.2	Historischer Abriss der untersuchten Zeitungen .....	250
14.3.3	Untersuchungsgegenstand und Analysezeitraum .....	251
14.3.3.1	Auswahl der Ereignisse .....	252
14.3.3.2	Überblick über die untersuchten Naturereignisse 1910–2005 .....	254

14.3.4	Untersuchungseinheit und Selektion der Medientexte (Wort und Bild)	254
14.4	Inhaltsanalyse und Erhebungskonzept	255
14.4.1	Quantitative und qualitative Ansätze der Inhaltsanalyse	256
14.4.2	Deutungsmuster- und Deutungsrahmenanalyse als Analyseeinheit	258
14.5	Entwicklung des Kategoriensystems als Erhebungsinstrument	260
14.5.1	Rekonstruktion von Deutungsrahmen	261
14.5.2	Rekonstruktion von Deutungsmustern	262
14.5.3	Kategorien des Codebuchs	265
14.6	Güte der Messung	269
<b>Forschungsergebnisse: Gesellschaftliche Wirklichkeiten von Hochwasserkatastrophen im Laufe der Zeit</b>		<b>271</b>
<b>15</b>	<b>Medienresonanz von Hochwasserkatastrophen 1910–2005</b>	<b>273</b>
15.1	Medienresonanz von Hochwasserkatastrophen im Zeitungsvergleich	275
15.2	Zeitliche Dynamik der Medienresonanz	281
15.2.1	Aufschwung und Wendepunkte der Medienresonanz	281
15.2.2	Verlauf der kurz- und langfristigen Medienresonanz	283
15.2.3	Verlauf der kurz- und langfristigen Medienresonanz im Zeitungsvergleich	284
<b>Problemperzeption von Hochwasserkatastrophen: Themenperspektiven, Deutungsmuster, Akteure ...</b>		<b>288</b>
<b>16</b>	<b>Themenanalyse 1910–2005: Themenperspektiven als Indikatoren des sozialen Wandels</b>	<b>289</b>
16.1	Allgemeine Themenperspektiven in der Berichterstattung	289
16.2	Struktur und Wandel relevanter Themenperspektiven	291
16.3	Themenperspektiven während unterschiedlicher Phasen des ökologischen Bewusstseins: 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005	296
<b>17</b>	<b>Deutungsmusteranalyse 1910–2005: Debatten um Ursachen und Verursacher der Hochwasserkatastrophen</b>	<b>300</b>
17.1	Natur, Gott, oder...? – der fortgesetzte Entzauberungsprozess der Naturkatastrophe	300
17.2	Beachtung und Deutung der Schadensursachen	303
17.3	Schuld versus Unschuld: Eigenheiten und Begleitphänomene der Katastrophenwahrnehmung	306
17.4	Beachtung und Deutung der Ereignisursachen	313
<b>18</b>	<b>Akteursanalyse 1910–2005: Akteurskonstellationen in der Schadens- und Ereignisdeutung</b>	<b>318</b>
18.1	Relevanz der Wissenschaft in der Frage nach den Schadens- und Ereignisursachen	319
18.2	Definitionsmacht der Wissenschaft in der Frage nach den Schadens- und Ereignisursachen	321
18.3	Weitere Akteure in der Schadensdeutung	323
18.4	Weitere Akteure in der Ereignisdeutung	326
<b>Gesellschaftliche Wirklichkeit von Hochwasserkatastrophen im Wandel: Effekte der Medienökonomisierung</b>		<b>330</b>
<b>19</b>	<b>Bildanalyse 1910–2005: Vom Primat des Wortes zum Primat des Bildes in der Katastrophenberichterstattung</b>	<b>332</b>
19.1	Medienresonanz für Katastrophen unter dem Aspekt ihrer Visualität	333
19.2	Von der Wort- zur Bilddominanz in der Katastrophenberichterstattung	335
19.2.1	Wort- und Bildanteile in der Katastrophenberichterstattung	337
19.2.2	Medienresonanz für Katastrophen unter dem Aspekt ihrer Visualität im Zeitungsvergleich	340
19.3	Vom distanzierten zum personenbezogenen Bild der Katastrophe	349
19.3.1	Medienpräsenz von personenbezogenen Bildern	349
19.3.2	Medienpräsenz von personenbezogenen Bildern im Zeitungsvergleich	354
19.4	Von anonymisierten zu personalisierten Bildakteuren in der Katastrophenberichterstattung	359
19.4.1	Dynamik und Ausmass der visuellen Personalisierung	360
19.4.2	Dynamik und Ausmass der visuellen Personalisierung im Zeitungsvergleich	364

19.4.3	Bildpräsenz unterschiedlicher Akteure in der Katastrophenberichterstattung .....	371
19.4.4	Bildpräsenz Direktbetroffener im Zeitungsvergleich .....	373
<b>20</b>	<b>Dramatisierung der Berichterstattung 1910–2005: Von der Wassernot zu „SOS! Die Schweiz versinkt“ .....</b>	<b>378</b>
20.1	Grundgestalt der Mediendramaturgie und Dramatisierungseffekte in der Katastrophenberichterstattung .....	379
20.2	Katastrophenrhetorik – von der objektivierenden zur negativen Tonalität in der Katastrophenberichterstattung.....	381
20.3	Mediendramaturgie und Dramatisierungseffekte im Zeitungsvergleich .....	385
<b>21</b>	<b>Betroffenheitskommunikation 1910–2005 unter Gesichtspunkten des Medienwandels .....</b>	<b>393</b>
21.1	Veränderungen der Publizitätschancen Betroffener .....	394
21.2	Publizitätschancen Betroffener und thematische Kontexte ihrer Medienpräsenz .....	397
21.3	Veränderungen der Artikulationschancen Betroffener .....	399
21.4	Veränderungen der Publizitäts- und Artikulationschancen Betroffener im Zeitungsvergleich .....	401
21.5	Veränderung der Referenz von Betroffenheit – Kollektiv versus Individuum .....	407
21.6	Veränderung der Referenz von Betroffenheit – Kollektiv versus Individuum im Zeitungsvergleich .....	410
21.7	Privatisierung und Intimisierung der Betroffenheitskommunikation .....	413
21.8	Privatisierung und Intimisierung der Betroffenheitskommunikation im Zeitungsvergleich .....	416
21.9	Der (Wieder-)Eintritt des Schicksals in die Medien – eine historische und komparative Sicht .....	422
<b>22</b>	<b>Expansion von Human Interest – eine Bilanz zu Boulevardisierungstendenzen .....</b>	<b>426</b>
22.1	Relevanz von Human Interest in der Katastrophenberichterstattung .....	426
22.2	Relevanz von Human Interest im Zeitungsvergleich .....	429
<b>23</b>	<b>Zusammenfassung und Schlussdiskussion.....</b>	<b>435</b>
<b>24</b>	<b>Abbildungsverzeichnis .....</b>	<b>452</b>
<b>25</b>	<b>Tabellenverzeichnis .....</b>	<b>455</b>
<b>26</b>	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>457</b>
<b>27</b>	<b>Anhang .....</b>	<b>478</b>
	<b>Lebenslauf der Autorin .....</b>	<b>481</b>



## Einleitung

Zu den historisch auffälligen Merkmalen der gegenwärtigen Gesellschaft gehört die Konfrontation mit Umweltrisiken. Extreme Naturereignisse wie Kälte- und Hitzewellen, Stürme oder Überschwemmungen sind in den letzten Jahrzehnten zahlreicher geworden und haben immense Schäden angerichtet – in der Schweiz wie weltweit. Vielen gelten sie als Belege einer weitgehend selbstverschuldeten Bedrohung globalen Massstabs.

Die Schweiz ist in ihrer Geschichte vielfach durch Naturkatastrophen herausgefordert worden und im Umgang mit Naturgewalten erfahren. Gleichwohl bleibt sie als hochindustrialisiertes Land aufgrund ihrer dichten Infrastruktur den Folgerisiken gegenüber äusserst verletzlich. Nicht zu übersehen ist indessen, dass die meisten Menschen in der Schweiz nur selten direkt von Naturkatastrophen betroffen sind, sondern ihnen in der Regel als "Realitäten" in den Medien begegnen. Und ebenso finden die einschlägigen Debatten über mögliche Ursachen, Verantwortlichkeiten oder Abwehrmassnahmen jeweils über die vielfältigen Kanäle massenmedialer Kommunikation statt.

Die vorliegende Studie untersucht die wichtige Rolle, welche die Medien für die gesellschaftlichen Realitätserfahrungen und Selbstverständigungsprozesse spielen, am Beispiel ihrer Katastrophenkommunikation. Überdies lässt sich – gleichsam in Umkehrung der Untersuchungsperspektive – anhand der medialen Berichterstattung in der Schweiz beobachten, wie Katastrophen in bestimmten historischen und sozialen Kontexten wahrgenommen wurden und welche Diskussionen sie in der Öffentlichkeit ausgelöst haben. In der Tat sind diese Prozesse der sozialen und medialen Welt miteinander durch vielseitige Wechselwirkungen verschränkt.

Für eine empirische Untersuchung von Katastrophen in der Medienberichterstattung spricht allein schon der längst in den Brennpunkt internationaler Politik gerückte Klimadiskurs, dessen Brisanz sich u. a. aus der umstrittenen Beweiskraft sich häufender Unwetterkatastrophen ergibt. In dieser Hinsicht hat sich das wissenschaftliche Wissen wie auch das der breiten Bevölkerung im Rahmen der gesellschaftlichen Umwelt- und Risikodebatten seit den 1970er Jahren massgeblich verändert. Insbesondere, wie tief menschliches Handeln in Umweltprozesse eingreift, ist seither viel bewusster geworden. Ausdruck findet dieser Wandel in neuen Begriffen wie "Umweltproblem", "Ökologie" (in ihrer heute vorherrschenden Bedeutung) oder "Risiko-" respektive "Katastrophengesellschaft", die der Soziologe Ulrich Beck 1986 mit seinem viel beachteten Buch "Risikogesellschaft" popularisiert hat. Gleichzeitig haben sich die Vorstellungen von Naturkatastrophen und deren Ursachen durch das Aufkommen neuer Deutungsmuster erweitert: Was an ihnen ist wirklich "Natur" – und was vom Menschen (mit-) verursacht? Die für die Moderne so grundlegende Scheidung zwischen "Natur" und "Kultur" ist brüchig geworden. Demnach lässt sich sagen, dass die Wahrnehmung und mithin die erlebte Wirklichkeit von Katastrophen stets im Rahmen gesellschaftlicher Gegebenheiten zustandekommt: als Ausdruck einer – feindlichen oder freundlichen, aber dem menschlichen Zugriff entzogenen – Natur, des Wirken Gottes oder aber als Folge menschlichen Handelns.

Heutzutage sind es die Medien, die Welterfahrungen nach ihren systemeigenen Regeln selektiv strukturieren. Sie trennen (scheinbar) Wichtiges von (scheinbar) Unwichtigem und bestimmen so mit, welche Ereignisse überhaupt in den Fokus der Aufmerksamkeit gelangen. Die Medien verdichten ein Zeitereignis zu etwas, das in der Regel als verkäufliches Produkt an die Öffentlichkeit gelangt, und gleichwohl befähigen sie die Mediennutzenden, selbst ein so komplexes Phänomen wie den Klimawandel, der sich der individuellen Erfahrung weitgehend entzieht, mit den alltäglichen Wettererfahrungen in einen Zusammenhang bringen.

Insofern ist es nicht angebracht, die Medien auf die passive Rolle als Chronisten des Weltgeschehens zu reduzieren. Sie lassen sich allerdings auch nicht ausschliesslich als autonom agierendes System verstehen. Vielmehr sind sie ihrerseits gesellschaftlichen Einflüssen unterworfen, in deren Folge sich auch ihre Rollen und Funktionen verändern. Mediensysteme moderner Demokratien haben im Laufe der Zeit fundamentale Wandlungsprozesse durchlaufen. Diese Studie muss sich deshalb auch mit den tiefen ideellen und strukturellen Umbrüchen im Medienbereich auseinandersetzen. Ändern sich die Kontextbedingungen für die journalistische Arbeit in traditionellen Medienorganisationen, so hat dies im Zeitverlauf grundsätzliche Auswirkungen auf die Art der Selektion und der Verarbeitungsprozesse von gesellschaftlicher Wirklichkeit und ihrer Überführung in Nachrichten. Dazu bietet eine Vielzahl von empirischen Inhaltsanalysen Evidenz, wobei die Tragweite dieses Medienwandels aus der vergleichenden politischen Kommunikationsforschung am offensichtlichsten zutage tritt (vgl. Esser 2003; Lengauer 2007).

Als besonders einflussreiche Kraft für die Veränderung der Medien wird deren Ökonomisierung und Kommerzialisierung angesehen. Dominierte in den 1960er Jahren in der Schweiz noch die parteinahe Presse – die mancherorts bis in die 1990er Jahre fortbestand –, haben sich die Medien seither stark kommerzialisiert. Private Radio- und Fernsehsender sind seit den 1980er Jahren auf den Markt getreten, die Medienkanäle haben sich vervielfacht. Das Buhlen um die Aufmerksamkeit des Publikums und der Werbekunden bestimmt zunehmend das journalistische Arbeiten (vgl. Jarren 1996; Künzler 2012). Diese Entwicklung hat andere Kriterien für die Themenwahl sowie andere Darstellungs- und Produktionsformen zur Folge. Was insgesamt – wie im Rahmen dieser Arbeit zu erläutern ist – zu einem Prozess weg von der ursprünglichen politischen Logik und hin zu einer Medienlogik führt (vgl. Hallin 2003; Bentele/Fährnich 2010). Typische Charakteristika der journalistischen Berichterstattung, die im Zusammenhang mit dem Wandel der Medien in Verbindung gebracht werden, sind Schlagworte wie Infotainment, Personalisierung, Dramatisierung, Visualisierung oder Boulevardisierung etc. (vgl. z. B. Imhof/Schulz 1998; Weischenberg/Malik/Scholl 2006).

Hinzu kommen verschiedene medientechnische Innovationen. So etabliert sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Pressefotografie, die der Katastrophenberichterstattung dokumentarischen Nachdruck verleiht. Im ausgehenden Jahrhundert sind es Live-Schaltungen des Fernsehens, die direkte Einblicke in Katastrophenrealitäten ermöglichen, und heute können sich die Konsumierenden über digitale Kanäle rund um die Uhr mit den aktuellsten Informationen zum Geschehen versorgen. All dies wirkt sich auf die Wahrnehmung von Katastrophen aus, deren Bedrohungswirklichkeiten – und Faszination – die breite Öffentlichkeit moderner Gesellschaften stark ausgesetzt bleibt. Welche Veränderungen das Bild einer Katastrophe durch die einflussreiche Rolle des Mediensystems in der zeitlichen Entwicklung erfährt, ist folglich eine weitere Frage, die zu dieser Studie angeregt hat. Eine Vielzahl schlüssiger Fallbeispiele bekräftigt jedenfalls die Annahme, dass die "Story" Katastrophe gerade im kommerziellen, d. h. profitorientierten Mediensystem auf besonderes Interesse stösst

Allerdings lohnt es sich, diese Einschätzung detaillierter zu untersuchen. Denn der Blick auf die bisherige Forschungsliteratur und Forschung zeigt, dass der Wandel des Mediensystems theoretisch und empirisch selbst innerhalb der Berichterstattung über Naturkatastrophen oder Risiko- und Umweltthemen gegenüber anderen Aspekten wenig beharrlich untersucht wird. Dies erstaunt deshalb, weil die Kritik an den Medien als Vermittlungsinstanzen von Umweltproblemen und insbesondere an deren Katastrophenberichterstattung erheblich ist. Eine grosse Anzahl von Tendenzaussagen und Defizitprognosen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen ist festzustellen. Allerdings kommt diese Kritik ebenso vielstimmig wie widersprüchlich daher. Die Beobachtung, dass Katastrophenberichterstattung bereits in den Anfängen der Nachrichtenforschung als Sensationsjournalismus stigmatisiert worden ist oder die Kategorie "Katastrophe" in vielen inhaltsanalytischen Untersuchungen der Medien- und Kommunikationswissenschaften den irrelevanten Soft-News-Themen zugeordnet wird, regt an, das

bestehende Reflexionsniveau und damit auch den Forschungsstand zur medialen Katastrophenkommunikation in Theorie und Empirie zu erhöhen.

Es gilt darauf hinzuweisen, dass in bisherigen Forschungsprojekten – bei aller an die Medienberichterstattung adressierten Kritik – schwerpunktmässig jeweils nur einzelne Katastrophenereignisse analysiert wurden. Eine historische Perspektive wird kaum eingenommen. Es fehlen daher Datengrundlagen, um Aussagen über Veränderungen im Verlaufe der Zeit machen zu können. Fundiert beurteilen lässt sich die aktuelle Entwicklung jedoch erst auf der Basis von Vergleichen mit früheren Medienwirklichkeiten.

Aufgrund solcher Forschungslücken scheint es angezeigt, an eine Medieninhaltsanalyse zu den schwersten Unwettern in der Schweiz im 20. Jahrhundert, die im Rahmen der Lizenziatsarbeit der Autorin ihren Anfang nahm, anzuknüpfen und sowohl theoretisch zu vertiefen als auch empirisch zu erweitern (vgl. Zemp 2005). Und Anlass zu Letzterem gaben auch neue schwere Unwetter, die im 21. Jahrhundert in der Schweiz nicht ausgeblieben sind. Sie haben sich geradezu angeboten, in die Studie einbezogen zu werden, die nun die nationale Katastrophenkommunikation auf der Basis einer ungewöhnlich langen, aktualisierten Zeitreihe dokumentiert.

Für die Umsetzung dieser Studie braucht es allerdings komplexere theoretische Zugänge, um die Gesellschaft und gesellschaftliche Katastrophenwirklichkeiten in enger Abhängigkeit von Möglichkeiten und Mitteln der Kommunikation zu verstehen. Indem die medienvermittelten Kommunikationsprozesse sowohl unter den Aspekten des sozialen wie auch des medialen Wandels verfolgt werden, bleibt berücksichtigt, dass die Mediensituation im Verlaufe der Zeit und somit auch die untersuchten Medien selbst nicht mehr mit sich identisch sind. Damit liefert diese tiefergehende Analyse bemerkenswertes Orientierungswissen hinsichtlich problematischer Trends, die sich gewissermassen hinter dem Rücken der Gesellschaft aus der Entwicklung der Medien ergeben können. Unter anderem setzt hier die Untersuchung der Bildberichterstattung einen weiteren Akzent, um das Spektrum an Einflussfaktoren in den Blick zu nehmen, die gerade in kommunikationswissenschaftlichen Studien auf erhebliche Ignoranz stösst. Fundierte Aussagen zu medienbezogenen Kommunikationsphänomenen und Effekten lassen sich so in einen grösseren gesellschaftlichen Kontext einordnen.

Somit ist die vorliegende Arbeit theoretisch auf die Erklärung und methodisch auf die empirische Erfassung der Konturen dieser Konstruktionsvorgänge ausgerichtet. Zumindest das Bemühen, die Vielschichtigkeit des Untersuchungsgegenstandes aus neuen Perspektiven zu beleuchten, verlangt ein disziplinüberschreitendes Vorgehen und eine angemessene Bündelung substanzieller Erkenntnisse. Notwendig ist dies auch, um die Prozesse im Bereich der Kommunikation und Medienentwicklung zu dokumentieren und historische Unterschiede (bzw. Konstanten) mitsamt den soziokulturellen Kontextbedingungen zu reflektieren.

Eine unmittelbare und lückenlose Beobachtung der Gesellschaft in der Schweiz im Umgang mit vergleichbaren Ereignislagen, die sich aufgrund katastrophaler Unwetter wiederkehrend ergeben haben, erlaubt die Medienberichterstattung führender Tageszeitungen. Die Analyse der Hochwasserberichterstattung in ausgewählten Leitmedien zeichnet in einem repräsentativen Rahmen nach, wie zwischen 1910 und 2005 die medienöffentliche Thematisierung der schwersten Unwetter im Inland verlaufen ist. Der aussergewöhnlich lange Analysezeitraum erlaubt es, die durch die Presse vermittelte Wahrnehmung von Katastrophen in enger Verbindung mit Wandlungsprozessen der Medien und der Gesellschaft nachzuzeichnen. Dass sich in der massenmedialen Katastrophenvermittlung auch je nach Interessenlage, redaktioneller Linie des Zeitungstitels oder mit der Verwendung neuer, medientechnischer Gestaltungsstrategien die Medienwirklichkeit der übermittelten Katastrophen sehr unterschiedlich darstellen kann, ist zu erwarten. Hierzu liefert diese komparative Studie, die gleichzeitig Zeitun-

gen unterschiedlicher journalistischer Ausrichtung – von der sogenannten Qualitäts- bis hin zur Boulevardpresse – synchron wie diachron vergleicht, ebenso detaillierte Antworten.

## Aufbau

Die weitere Arbeit gliedert sich vor diesem Hintergrund in folgende Kapitel:

Am Anfang steht mit Kapitel 1 die Beschäftigung mit dem Konstruktivismus. Dieser Einstieg bildet die Ausgangsbasis für die weiteren Kapitel dieser Arbeit. Folgt man dem Grundverständnis des Konstruktivismus, haben wir als Organismus keinen kognitiven Zugang zur Welt, sondern lediglich als Beobachter. Entitäten wie "Natur" oder "Katastrophe" an sich sind bedeutungslos; ihre Bedeutung wird erst durch die Menschen zugewiesen und folglich sozial konstruiert.

Mit dem konstruktivistischen Paradigma erschliesst sich in Kapitel 2 das Verständnis für die Rolle der Sprache als Medium, mit dem wir uns über Wirklichkeit inklusive der Natur und der darin gemachten Erfahrungen verständigen und Wissensbereiche aufbauen können. Daraus ergibt sich ein modifizierter Bedeutungsbegriff für das, was die Gültigkeit von Wissen und Wahrheit ausmacht. Vor diesem Hintergrund gelingt es, Veränderungen im Alltag, in der Kultur und Gesellschaft zu erklären – einschliesslich der Existenz von Institutionen, Rollen oder das Vorhandensein von Katastrophen als eine soziale Wirklichkeit hinzunehmen. Weil im Rahmen des Konstruktivismus die Frage nach dem Erkenntnisvorgang und zudem das kommunikative Handeln und die Sprache zentral sind, ist der Ansatz entsprechend offen für medienbezogene Kommunikationsphänomene und die theoretische Beschreibung und Vergewisserung von "Wirklichkeit" im Rahmen moderner ausdifferenzierter Mediengesellschaften.

Darauf aufbauend richtet sich das Augenmerk in den Kapiteln 2.2–2.3 auf die spezifische Rolle des Mediensystems und die besonderen Leistungen, die mediale Wirklichkeiten für die Selbstbeobachtung der Gesellschaft erzeugen. Diese Dimension führt uns ferner zur Kernfrage der Bedeutung von Objektivität, Wahrnehmung und Wahrheit im Journalismus und inwiefern ein realitätsgerechtes Bild von Katastrophen in der Medienwirklichkeit überhaupt geliefert werden kann. Dazu werden der Stand der Forschung sowie charakteristische Positionen dargestellt, die den Wirklichkeitsstatus der journalistischen Bearbeitung von Katastrophen- oder Umweltrisiken in unterschiedlicher Weise thematisieren und kritisieren.

Unter Berücksichtigung der kontingenten Theorienlandschaft zur Situierung und Rolle der Technik in der Gesellschaft wird in einem separaten Kapitel 3 dem spezifischen Beitrag von Technik und von Medientechnik im Besonderen für die Konstruktion und Konstruiertheit von gesellschaftlicher Wirklichkeit nachgegangen. Diesbezügliche Verstrickungen mit der Gesellschaft sind der konkreten Anschauung oft nicht ohne weiteres zugänglich. Das Kapitel schärft das Bewusstsein dafür, wie aus Technik erwachsende Operationen auf sehr unterschiedliche Weise in Strukturen der Wirklichkeit eingreifen als auch zum Umbau des bis anhin gültigen "Weltbildes" zwingen. Solche Wechselverhältnisse zwischen Natur, Technik und Gesellschaft präzisieren sich etwa speziell mit Blick auf elektronische Medien oder hinsichtlich der wissenschaftlichen Wahrnehmungs- und Messoperationen als menschliche Produkte, die erst Katastrophenszenarien im heute zu beobachtenden globalen Ausmass "real" machen.

Im anschliessenden Kapitel 4 werden Definitionen von Wörtern und Leitbegriffen der Studie wie Katastrophen, Risiko, Naturgefahr etc. auf der Basis der Begriffsgeschichte hergeleitet und deren Anwendungs- und Bedeutungskontexte in unterschiedlichen Forschungsdisziplinen aufgearbeitet. Diese grundlegenden Kenntnisse und Erkenntnisse eines interdisziplinären Begriffsinstrumentariums dienen dem Verständnis gegenwärtiger Zustände und haben den Sinn, dem sozialen Phänomen Katastrophe einen festeren Umriss zu geben. Anhand von Ausdifferenzierungen, Veränderungen und Er-

weiterungen von Terminologien wie Theoriekonzepten lassen sich zugleich Faktoren von geschichtlichen Bewegungen reflektieren. Solche historischen Zusammenhänge sind oft nicht leicht wahrnehmbar und werden vernachlässigt. Wie zu zeigen sein wird, reichen Bedeutungskontexte über Jahrhunderte in unseren Alltag hinein und prägen gesellschaftliche Vorstellungen von Katastrophen nach wie vor. Umgekehrt lassen die Entstehung von vergangenen und neuen Risikokonzeptionen als auch zeit-spezifische Gesellschaftsentwicklungen dieselben Probleme und ihre Wirklichkeit in anderer Weise fassen. Die Begriffs- und Theoriediskussion führt uns argumentativ zum Kern des janusköpfigen Gesichtes von Risiko (Kap. 4.7). Andererseits hat diese theoretisch-analytische Dimension Konsequenzen für die Kommunikation über ein Katastrophenereignis, was in diesem Kapitel schnell deutlich wird. Zentral dient diese sozialwissenschaftliche Begriffserläuterung der methodisch-operationalen Analyse dieser Studie.

Die Darlegungen in Kapitel 5 setzen sich mit der zentralen Stellung der Medien als Vermittlungsinstanz von Katastrophen auseinander und führen an die grundsätzliche Logik der Konstruktion von Medienrealität heran. Anhand von zentralen Begriffen und Modellen der Nachrichtenwert-Theorie wird u. a. vertieft, warum aus Sicht der Nachrichtenforschung Katastrophen im Journalismus einen hohen Nachrichtenwert haben. Welche Erklärungsansätze in der Vergangenheit bis in die heutige Zeit das Forschungsverständnis zu bestimmen vermochten sowie diesbezügliche Defizite für das Verständnis der vollen Komplexität der Bedingungen, unter denen Medien in Katastrophen tätig sind, leiten zu Kapitel 6 über. Im Rückgriff auf journalismustheoretische Ansätze erfolgt eine Verortung von Journalismus in der Gesellschaft. Dies schafft ein Verständnis für die verschiedenen Einflussebenen auf die Tätigkeit der Medienschaffenden – insbesondere für organisatorische und technische Zwänge, die den journalistischen Arbeitsprozess bestimmen. Wie und nach welchen journalistischen Regeln aussergewöhnliche Ereignisse handhabbar gemacht werden, wird in Kapitel 7 entlang von Beobachtungen zu Usancen der Routineprogrammierung präzisiert. Dazu gehört eine weiterführende Beschäftigung mit Modi der Aktivität in einer Katastrophe (Kap. 8), die unter Begriffen wie Medienereignis, Krisenereignis, Schlüsselereignis, Medien-Hype etc. für hohes Medienecho stehen. Eine kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Erklärungsansätzen dazu rundet dieses Kapitel ab.

Aus der Makroperspektive heraus finden die bisherigen Ausführungen in Kapitel 9 eine Anbindung an den theoretischen Gehalt des sozialen Wandels neuzeitlicher Gesellschaften. Hierzu wird zur Bestimmung des Wesens moderner Gesellschaften eine Gegenüberstellung mit vormodernen Gesellschaftsformationen vorgenommen. Auf dieser Basis lässt sich erst in angemessener Weise das moderne Gefährdungskonzept "Risiko" fundieren und in Beziehung setzen mit spezifischen Katastrophen- und Brucherfahrungen, in denen der Weg der Gesellschaften zyklisch in unberechenbare, krisenhafte Richtungen abschwinkt. Aus der Grundkonstitution moderner Gesellschaften heraus lässt sich dann einerseits soziohistorisch die Bedeutung von Öffentlichkeit als das Forum für Debatten und ihren Nutzen für die gesamte Gesellschaft aufzeigen (Kap. 10). Andererseits lassen sich von Seiten der Institutionalisierung einer politischen Presse her die Probleme des Strukturwandels der Öffentlichkeit nachvollziehen, sodann die aus diesem Prozess heraus erwachsenden Wechselwirkungen im Zusammenhang mit dem Medienwandel und Medialisierungseffekten fassen. Vor diesem Hintergrund widmen wir uns in einem separaten Kapitel 11 den Strukturierungsprozessen im Medienwandel in Bezug auf die Bildkultur.

Nach diesen Ausführungen wenden wir uns den Naturkatastrophen als gesellschaftliche Problemsituation in unterschiedlichen Zeitkontexten in der Schweiz zu. Vor dem Hintergrund einer soziohistorischen Perspektive mit dem Schwerpunkt auf sich wandelnden Haltungen und Ambivalenzen gegenüber der Natur rekonstruiert Kapitel 12 in einem chronologischen Ablauf diesen Bezugsrahmen aus der Literatur.

Im Mittelpunkt von Kapitel 13 steht die spezifische Bedeutung des wissenschaftlichen Diskursstranges über anthropogenen Klimawandel als neues Erklärungsangebot für Naturkatastrophen. Die Hintergründe dieser wissenschaftsspezifischen Dynamik sowie die Bedingungen für anschlussfähige Kommunikationsprozesse im globalen und nationalen Rahmen werden in groben Zügen vorgestellt und kommentiert.

In Kapitel 14 erfolgt die Vorstellung der methodischen Zugänge, die Konkretisierung der Fragestellung und Hypothesenformulierung. Dies mündet in die Auswahl und Eingrenzung der Datengrundlage, in die Entwicklung des Erhebungskonzeptes und die Präsentation zentraler Kategorien.

In Kapitel 15 bis 22 werden die Ergebnisse der qualitativen wie quantitativen Untersuchung der Katastrophenkommunikation vorgestellt und interpretiert. Der Einstieg in die Darstellung der Befunde erfolgt über eine Analyse der Medienresonanz für die neun Unwetterkatastrophen (Kap. 15). Daran schließt eine Rekonstruktion der Verlaufsdynamik der Katastrophenberichterstattung in zeitlicher Hinsicht je Ereignis an (Kap. 15.2). Anhand der Befunde werden Fragen nach Berichterstattungsverläufen, ihren Merkmalen und Veränderungen über die Zeit diskutiert. Danach folgen die Darstellung der Themen- und Deutungsmusteranalyse (Kap. 16–17) sowie eine Akteursanalyse (Kap. 18), welche mit Blick auf den sozialen Wandel der gesellschaftlichen Katastrophenwahrnehmung reflektiert werden.

Im Fokus des zweiten Analyseteils stehen Erkenntnisse zum Medienwandel im Zentrum. Einen besonderen Akzent setzt hier unter anderem die Untersuchung der Bildberichterstattung (Kap. 19). Inwieweit die visuelle Erscheinungsweise, Tonalität bzw. Dramatik in der Aufmachung von Katastrophen, Form und Stil der Betroffenheitskommunikation (Kap. 20–21) sowie der Stellenwert von Human-Interest-Themen (Kap. 22) Veränderungen durchlaufen, liefert entsprechende Hinweise auf Medieneffekte und diesbezügliche Trends, die unsere Wirklichkeit von Katastrophen mitprägen.

Kapitel 23 beschließt die Arbeit mit einem Resümee zentraler Ergebnisse, der Reflexion des gewählten Vorgehens sowie mit einem Ausblick auf zukünftige Forschungsfragen.

# 1 Wirklichkeit – ein konstruktivistischer Bestimmungsversuch

In diesem einführenden Kapitel wird der Frage nachgegangen, wie "Realität" in der Welt, in der wir leben, zustande kommt.

Seitdem der Klimawandel als Ursache für Extremwetterereignisse diskutiert wird, hat sich unsere Sicht auf Naturkatastrophen und die Wahrnehmung der Bedrohung, die von Hochwassern, Starkniederschlägen oder Stürmen ausgehen, eindeutig verändert. Diese neuen Realitätsvorstellungen von Naturkatastrophen scheinen die Menschen rund um den Globus zu beunruhigen. Gleichzeitig treiben die Fakten zum Klimawandel die Menschen an, sich neu zu orientieren und neue Lösungen zu finden.

Die unmittelbare Erscheinungsform von Naturereignissen hat sich für den Menschen im Lauf der Zeit zwar kaum verändert, hingegen aber das Mensch-Umwelt-Verhältnis: In vormodernen Gesellschaften dominierte die Vorstellung, Katastrophen seien ein durch göttliche Gesetzmäßigkeiten gelenktes Geschehen. Das aufkommende Streben nach wissenschaftlichem Verständnis der Welt hat solchen religiösen Ansichten allmählich die Glaubwürdigkeit entzogen. Das durch Forschung ständig zunehmende Wissen hat unsere Realitätsvorstellungen massiv erweitert. So unterscheiden sich moderne Interpretationen und Erklärungsmodelle von Natur oder Naturkatastrophen im 21. Jahrhundert fundamental von jenen vergangener Zeiten.

Für die Frage, wie eine Gesellschaft auf Katastrophen oder auf die Umwelt generell reagieren kann, bedeutet dies, dass neue Wissensbestände und die Art, wie diese Informationen in der gesellschaftlichen Kommunikation verarbeitet werden, neue Wirklichkeiten herbeiführen können. Eine Naturkatastrophe erlangt also nicht als Tatsache der Natur Wirklichkeit, sondern als das, was Menschen durch Handlungen, Deutungen oder mittels ihrer Sprache dazu hervorbringen. Solche neuen Wirklichkeitskonstrukte beeinflussen wiederum, was Menschen wahrnehmen, wie sie das Katastrophengeschehen bewerten, wie sie sich verhalten oder wie sie die Risiken beurteilen.

Doch wie sind solche Prozesse zu erklären, aus denen unsere Vorstellungen von Risikorealitäten, ja letztlich Wirklichkeiten hervorgehen? Antworten auf diese Frage – nämlich wie "Realität" in der Welt, in der wir leben, zustande kommt – liefert die Theorie des (Sozial)konstruktivismus. Der Konstruktivismus ist eine Metatheorie und nicht etwa eine Gesellschaftstheorie, die mit unterschiedlichen Methoden beobachtet, wie Wirklichkeit im Alltag und in der Wissenschaft wahrgenommen und geschaffen wird. Konstruktivist\*innen sind demnach Beobachter 2. Ordnung<sup>2</sup>, die sich theoretisch und methodisch mit dem Prozess der Wirklichkeitskonstruktion befassen, um die Existenzformen unterschiedlicher sozialer Phänomene zu beschreiben<sup>3</sup>. Dieser Bezug zum Konstruktivismus als Theorie und Begründung ist Basis für die weiteren Kapitel dieser Arbeit.

Um im Rahmen dieser Arbeit zu rekonstruieren, wie in der Schweiz Unwetterkatastrophen von ihren Zeitgenossen jeweils wahrgenommen werden und in welchem Umfang sich diese Wahrnehmung über die Zeit verändert, ist es erforderlich, den Prozessen nachzuspüren, die für das Zustandekommen von Wirklichkeiten konstitutiv sind. In diesem einführenden Kapitel müssen dazu fachliche Wissensbe-

---

<sup>2</sup> Das Forschungsobjekt im Konstruktivismus ist nicht die Katastrophe, der Klimawandel oder die Vogelgrippe, zu denen verschiedene Wissenschaftsdisziplinen, die Politik, die Wirtschaft oder Betroffene Vorstellungen äussern (Beobachter 1. Ordnung). In einer konstruktivistischen Perspektive gilt das Interesse den Akteuren und ihrem Kommunikationsaustausch selbst mitsamt hieran beteiligten Vorgängen. Daher ist im Konstruktivismus von der Beobachtung 2. Ordnung die Rede.

<sup>3</sup> Wie u. a. Schmidt (1994a: 4) zu Recht anmerkt, bezieht sich der Konstruktivismus auf keine einheitliche Theoriebildung. Unterschiedliche Vorstellungen aus unterschiedlichen Disziplinen beherrschen den vielstimmigen Diskurs mit ebenso dazugehörigen Begrifflichkeiten. Zu den vorherrschenden Themen in unterschiedlichen Konstruktivismuskonzepten gehören bis heute: Beobachten und Unterscheiden, Selbstorganisation und Selbstreferenz, Autonomie und Regelung, organisationale Geschlossenheit und Struktur determiniertheit, Umwelt und System. Schmidt unterscheidet in einer groben Einteilung drei Arten von Zugangsweisen zu grundsätzlich konstruktivistischen Hypothesen:

- Die biologisch-neurowissenschaftliche Zugangsweise (Maturana, Varela und Roth)
- Die kybernetische Zugangsweise (von Foerster)
- Die philosophisch-soziologische Zugangsweise (Luhmann) sowie eine über eine neue Lektüre philosophischer und psychologischer Traditionen (von Glasersfeld)

stände angeeignet werden (Kap. 1.1), damit das, was unsere Lebenswelt als Wirklichkeit sui generis ausmacht, fassbar wird. Herausgearbeitet werden konstitutive Grundprinzipien der individuellen Wahrnehmung der Welt und die Wechselbeziehungen mit dem gesellschaftlichen Kontext gemeinsamer Wirklichkeitserfahrungen aufgezeigt (Kap. 1.1.1–1.1.4). Dabei geht es darum, die Operationen zu verstehen, die unsere Wirklichkeit hervorbringen, also zu erkennen, wie wir erkennen.

Damit ist ein anschlussfähiger Hintergrund gegeben, der es nahe legt, die Wirklichkeit von Katastrophen und Risiken in ihrer Erscheinung als Resultat eines gesellschaftlich erzeugten Konstruktionsprozesses zu reflektieren. Zudem werden die Konstitutionsbedingungen der Wirklichkeit unter funktional differenzierten modernen Gesellschaften präzisiert und die Unterschiede herausgestellt, welche die durch den Mediengebrauch geprägten modernen Gesellschaften gegenüber den traditionellen auszeichnen (Kap. 1.1.5). Was die Sprache für unsere Realitätserfahrungen leistet und was die Medien, die als anerkannte Vermittler von Realität jene Sphäre hervorbringen, in der sich für uns das Katastrophengeschehen hauptsächlich abspielt, wird in einem späteren Kapitel den Schwerpunkt der Auseinandersetzung bilden (vgl. Kap. 2).

## 1.1 Konstruktivismus als Wende der Wahrnehmung

Die Theorie des Konstruktivismus wurde in den 1970er-Jahren geprägt. Sie besagt, dass ein Gegenstand der Aussenwelt beim Erkennen vom Beobachtenden selbst konstruiert wird (vgl. Schmidt 1994a). Der konstruktivistischen Denkhaltung liegt also zugrunde, dass der Mensch unabdingbar in den Erkenntnisprozess einbezogen ist. Was in der Welt existiert und Realität ausmacht, kommt stets in Verbindung mit ihrem Beobachter zustande. Demnach ist das Erkennen der Welt auch als individuell und als subjektiv zu betrachten. Diese Annahme grenzt sich ab von der Auffassung, dass das, was wir wahrnehmen, ein Abbild der Realität, der „objektiven“ Welt da draussen ist (vgl. Maturana/Varela 1987: 31, vgl. von Glasersfeld 1998: 13–15).

Diese Prämisse bedeutet einen grundlegenden Paradigmenwechsel<sup>4</sup>. Der Konstruktivismus steht somit im Gegensatz zum erkenntnistheoretischen Gedankengut des Realismus.<sup>5</sup> Der Realismus nimmt an, dass die Welt da draussen tatsächlich da ist und dass der Mensch die Existenz der realen Welt so wahrnimmt, wie sie im Wesentlichen ist. Diese Auffassung entspricht unserem Alltagsverständnis über das sinnliche Erfahren der Welt. Es scheint, als ob unser Wahrnehmungssystem in direktem Kontakt zur Umwelt stehe, als blickten wir durch unsere Augen direkt auf die Welt oder lauschten mit unseren Ohren direkt den Geräuschen. Im Konstruktivismus hingegen gibt es in der Welt keine Farben, keine Geräusche etc. Dieser (Irr-)Glaube ist eine Folge der Gewöhnung daran, dass unsere allmählich zur Routine gewordenen Konstrukte der "Wirklichkeit" eine taugliche Präsentation der Realität sind. Deshalb erleben wir sie als selbstverständlich und natürlich. Auf die Bedeutung unseres eigenen Verhaltens für die Erzeugung von Wirklichkeit verweist auch Maturana (1985: 269):

*„Wir erzeugen buchstäblich die Welt, in der wir leben, indem wir sie leben.“*

Trotzdem ist die Welt, wie wir sie sehen, keineswegs ein willkürliches Konstrukt<sup>6</sup> (vgl. Roth 1996; Schmidt 1994a: 5). Zur wissenschaftlichen Begründung des Konstruktivismus werden Befunde aus der Neurobiologie zur Wahrnehmungsverarbeitung herangezogen (vgl. Roth 1996). Aus neurobiologischer Sicht werden unsere Sinnesorgane nur durch Umweltreize aktiviert, wobei immer nur ein klei-

<sup>4</sup> Ausführlich zu den grundlegenden Ideen des Konstruktivismus, zu prägnanten Denkern der Philosophiegeschichte, auf denen konstruktivistische Konzepte aufbauen als auch eine Auseinandersetzung mit zentralen Problemen, siehe auch: Glasersfeld (2002).

<sup>5</sup> Der Realismus werde von der Mehrheit der Wissenschaftler nach wie vor vertreten – zumindest latent oder manifest unterstelle dies zumindest der Konstruktivismus – wie Weber (2002: 12) dazu feststellte. Vor dem Hintergrund konstruktivistischer Ansätze scheint es kaum mehr plausibel, die funktions-spezifischen Operationsweisen von Wissenschaft und insbesondere der Naturwissenschaft als das einzig objektive, wahre und reine Wissen zu bezeichnen (vgl. u. a. Latour 2007: 161–182; Weingart/Carrier/Krohn 2007).

<sup>6</sup> In der aktuellen neurobiologischen Forschung wird der Begriff Konstruktion zur Bezeichnung von Wahrnehmungsprozessen benutzt, die von den Sinnesorganen rezipiert werden und die in Interaktionen entstehen.



ner Teil der Vielzahl von Reizen aufgenommen wird. Unser Nervensystem reagiert auf solche Reize als bloße Zustandsveränderungen äusserer Faktoren. Die Wahrnehmung indes vollzieht sich im Gehirn. So erachtet der neurobiologische Konstruktivismus das Gehirn als unhintergehbare Instanz aller Wirklichkeitskonstruktionen (vgl. Roth 1996). Das Gehirn stützt sich dabei auf schon vorhandene Interpretationsmuster, die zuvor geprägt wurden. Diese Muster werden teils aus früheren Erfahrungen gebildet, teils durch stammesgeschichtliche Festlegungen. Diese Deutungs- und Bewertungskriterien muss unser Gehirn aus sich selbst heraus entwickeln. Deshalb kann es nicht Wirklichkeit abbilden oder repräsentieren, sondern es kann sie nur erschaffen bzw. konstruieren (vgl. Roth 1996; Schmidt 1994a). „In diesem Sinne werden wir ständig festzustellen haben, dass man Phänomene des Erkennens nicht so auffassen kann, als gäbe es 'Tatsachen' – und Objekte da draussen, die man nur aufzugreifen und in den Kopf hineinzutun habe“ (Maturana und Varela 1987: 31).

So gesehen sind Phänomene wie "Natur" oder "Katastrophe" an sich bedeutungslos. Erst durch den Menschen wird diesen Sachverhalten in der Welt ihre Bedeutung zugewiesen. Diese Bedeutung ist uns aber weder angeboren, noch fällt sie vom Himmel. Der Sinn ergibt sich erst, indem das eigene Gehirn das Wahrgenommene mit schon bekannten und gelernten Informationen verknüpft. Was der einzelne Mensch über Katastrophen oder die Natur weiss, ist stets das Ergebnis eines eigenen Konstruktionsprozesses. Das heisst folglich auch, dass unterschiedliche Lebens- und Erfahrungshintergründe von Menschen zu verschiedenartiger Wahrnehmung der Welt führen (vgl. von Glasersfeld 1998: 13–15).

Diese neurobiologischen Befunde haben auch die Welt der Wissenschaft erschüttert. Traditionell werden Fakten, die mit wissenschaftlichen Vorgehensweisen gewonnen wurden, als das einzig objektive, wahre und reine Wissen angesehen (vgl. Latour 1983; Weber 2002; Latour 2007; Weingart/Carrier/Krohn 2007). Dies scheint heute kaum mehr plausibel. Vor allem die konstruktivistische Laborforschung hat beispielhaft vorgeführt, dass selbst wissenschaftliche Erkenntnisse sozial konstruiert sind wie andere Dinge in der Alltagserfahrung auch (vgl. speziell Latour 1983). Die jeweiligen Forschungsmethoden, nach denen beispielsweise Risiken identifiziert und Folgeschäden prognostiziert werden, kommen nicht ohne Annahmen und Entscheidungen von Experten zustande (vgl. Schütz und Peters 2002: 40–41). Schon Heisenberg (1955 zit. n. Schönherr-Mann 2003: 48)<sup>7</sup> – Nobelpreisträger für Physik – streicht denn auch in Vorwegnahme konstruktivistischer Theorien heraus:

*„Auch in der Naturwissenschaft ist also der Gegenstand der Forschung nicht mehr die Natur an sich, sondern die der menschlichen Fragestellung ausgesetzte Natur, und insofern begegnet der Mensch auch hier wieder sich selbst.“*

Das von Heisenberg angesprochene Wechselspiel zwischen Mensch und Natur heisst konkret: Die menschliche Beobachtung, die gewählten Fragestellungen und Messprozesse wirken sich auf die Resultate und somit auf die Gesetzmässigkeiten der Umweltwahrnehmung aus. Diese gegenseitige Abhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse von der unmittelbar menschlichen und der technisch vermittelten Beobachtung kommen vor allem zum Vorschein, wenn wissenschaftliche Befunde selbst innerhalb von Expertenkreisen umstritten bleiben. Damit lässt sich nachvollziehen, dass beispielsweise Klimaforscher mögliche Auswirkungen der Klimaerwärmung auf das Wettergeschehen, auf den Anstieg des Meeresspiegels oder auf die Vegetation unterschiedlich beurteilen.

Diese Beobachtungen widersprechen jenen Positionen, die an der Trennung von Natur und Mensch bzw. Natur und Gesellschaft festhalten (ausführlich dazu: Kraemer (2008)). Das gilt prinzipiell auch für das durch alte Tradition gegebene Grundverständnis, die Technik der Natur gegenüberzustellen. Während Natur als das von sich aus Entstehende und Vergehende bestimmt ist, wird im Gegensatz dazu Technik als seinsindifferent und als „Gegenpart von Natur gedacht“ (Luhmann 1991 (2003):

---

<sup>7</sup> Heisenberg, Werner (1955): Das Naturbild der heutigen Physik. Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie: Reinbek: S. 18. zit. n. Schönherr-Mann (2003).

94). Dass sich unter dem Einfluss der wissenschaftlich-methodischen Techniken der Naturerfassung der Gegenstand selbst wandelt, wird dann erfahrbar, wenn beispielsweise die Prognosen des Wetterberichtes falsch liegen, wenn das Waldsterben oder die weltweite Pandemie ausbleiben oder Starkniederschläge trotz bester Vorkehrungen wiederholt als Unwetterkatastrophen Schlagzeile machen. An solchen Erfahrungen von "Error", wenn Hypothesen und geteilte Erwartungen an Teilen der "wirklichen Realität" scheitern, erkennen wir immer wieder, dass Wirklichkeitsmodelle von Natur im Gefüge der Gesellschaft entstehen. Zugleich legen solche Falsifikationen die Begrenztheit unseres Wissens und Könnens offen (vgl. Dombrowsky 2004). Inwiefern Technik aber nicht nur als Artefakt zu betrachten, sondern auch als gesamtgesellschaftlicher Prozess zu denken ist, wird an Theorien zur technischen Konstruktion von Wirklichkeit in einem späteren Kapitel 3 reflektiert.

Analog dazu haben auch in den Kommunikations- und Medienwissenschaften konstruktivistische Ansätze nachhaltige Veränderungen in der Theorie- und Modellbildung hinterlassen. Seit Anbeginn der Kommunikationsforschung stellt sich die Frage, wie sich Zeitungsinhalte und Realität zueinander verhalten. Denn das Bild der Wirklichkeit in den Medien entspricht nicht genau dem, "was sich wirklich ereignete" und was andere Menschen dabei wahrnahmen. Diese Beobachtung führte im Laufe der Zeit zu vielfältigen Theorien, Befunden und Fragestellungen (vgl. Schulz 1989). Auch für Journalistinnen und Journalisten gilt die Annahme, dass sie *sui generis* Wirklichkeit konstruieren. Sie können Zeitereignisse nicht objektiv wiedergeben, weil sie etwa die Geschehnisse und Bedeutung einer Katastrophe oder die Ursachen und Auswirkungen eines Umweltproblems nicht wertfrei darstellen können. Auch hier – wie wir später noch sehen werden – spielen medienspezifische Verarbeitungsregeln und eigene Erfahrungen des Beobachtens bei der Realitätskonstruktion in Nachrichten mit (vgl. Schmidt 1994a: 14–19; Luhmann 2004: 12–13; Görke 2008: 280).

Die bisherigen Ausführungen zum Konstruktivismus machen klar, dass ein Geschehen in der Natur, das als Hochwasser, Naturkatastrophe oder Risikoproblem wahrgenommen wird, kaum als Tatsache existieren kann, sondern immer als ein Produkt von Deutungen tätiger Menschen auszulegen ist. Doch gleichzeitig erleben wir die Welt als real existierend und objektiv gegeben. Es drängt sich die Frage auf, wie diese Objektivität der uns umgebenden Welt zustande kommt.

### **1.1.1 Wirklichkeit als Folge der Sozialität**

Es ist sicher richtig, die neuronalen Voraussetzungen des Gehirns bzw. des Bewusstseins als wichtige Instanz für die Konstruktion von Wirklichkeit zu erachten. Im soziologischen Realitätsverständnis allerdings lässt sich diese Instanz nicht absolut setzen. Die Argumentation lautet, dass das, was neuronale Prozesse in Gang bringt und in Gang hält, als eine historisch-evolutionäre Folge der Stammesgeschichte und des Weiteren als eine Folge der Sozialität aufgefasst werden kann (Luhmann 1993b: 120–121). Wie dazu Berger/Luckmann (2004) auf der Grundlage anthropologischer Voraussetzungen plausibilisieren, lebt der Mensch nicht nur in einer artspezifischen, biologischen Umwelt, sondern in Verbindung sowohl mit einer besonderen natürlichen als auch soziokulturellen Umwelt. Der Mensch ist ein soziales Wesen, der Einzelne kann ohne die soziale Einbettung nicht leben. Wir lernen, indem wir ab Geburt durch soziale Beziehungen und im Austausch mit anderen in die Gesellschaft hineinwachsen (vgl. Frerichs 2000). Von Geburt an ist folglich die Entwicklung des Menschen, und weitgehend auch seine biologische Existenz, „dauernd dem Eingriff gesellschaftlich bedingter Faktoren ausgesetzt“ (Berger/Luckmann 2004: 51). Wie das Gehirn mit Wahrnehmungen umgeht und sein Gedächtnis strukturiert ist, beeinflussen persönliche und soziale Erfahrungen ebenso mit (vgl. Frerichs 2000).

Das Erfassen von Wirklichkeit beginnt damit, dass der Mensch in eine gegebene Welt hineingeboren wird, in der schon andere leben. Die gesellschaftliche Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint bereits als objektiv gegeben durch eine Anordnung von Dingen, Gegebenheiten oder Ereignissen. Diese sind

schon zu Objekten deklariert worden, lange bevor ein Individuum auf der Bühne erschien, und werden zum Bezugspunkt für das eigene Denken, Handeln und Deuten (Berger/Luckmann 2004: 24). Nur schon die Beantwortung der Frage nämlich, welche Umweltzustände als bedrohlich, nützlich oder erstrebenswert gelten, welche Eingriffe erlaubt oder zu korrigieren sind, hängt hierbei immer auch zutiefst von langwierigen Sozialisationsprozessen ab, die unsere Deutungen der geophysikalischen Umwelt sinnhaft strukturieren, normativ abstützen und Kommunikation darüber entstehen lassen<sup>8</sup>. Aufgrund dieses untrennbaren Zusammenhangs zwischen Mensch und Gesellschaft steht im sozialen Konstruktivismus die gesellschaftliche Konstruktion der Realität im Vordergrund der Forschung. Diese Vorgänge gilt es im Folgenden näher zu betrachten.

### 1.1.2 Der gesellschaftliche Prozess der Wirklichkeitskonstruktion

Berger und Luckmann (2004) haben sich vor allem mit der Alltagswelt beschäftigt und der Frage, wie in den Köpfen der Menschen Vorstellungen von Wirklichkeit entstehen. In ihrem zum Klassiker gewordenen Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ gehen sie den Wechselwirkungen nach, die sich zwischen dem Individuum, der Gesellschaft und den massgebenden Elementen abspielen, damit Dinge, Gegebenheiten oder Ereignisse als „sinnhaltige Objekte“ und als selbstverständliche Elemente des Realen in der Lebenswelt erfahrbar sind (Berger/Luckmann 2004: 26). Im Gegensatz zu einer Konzeption der Gesellschaft als eine soziale Tatsache (Durkheim 1968: 102), wie sie Durkheim als ausserhalb von Deutungsleistungen existierend herausstellt, ist sie für Berger/Luckmann eine soziale Tatsache, weil die Menschen, die in ihr leben, sie durch ihr eigenes Verhalten laufend konstruieren und rekonstruieren.

Im Erfahrungsbereich der Alltagswelt und im Handeln des Einzelnen erkennen Berger und Luckmann unzählige Verdinglichungen (Objektivationen). Sie formieren sich durch fortlaufende soziale Praktiken zu Interaktionsmustern, Ordnungen, Wertgefügen, Regeln, Ritualen etc. Diese Objektivationen nehmen wir während der Sozialisation an. Dem Vorgang der Objektivation, der die Schranken zwischen dem Subjekt und dem Anderen überwindet, kommt in der Konzeption von gesellschaftlicher Konstruktion von Wirklichkeit eine hervorragende Bedeutung zu. Im zwischenmenschlichen Austausch erscheint das, was jeweils als soziale Wirklichkeit gegeben ist und in der unmittelbaren Interaktion Sinn zum Ausdruck bringt, auf diese Weise auch für mich subjektiv als sinnhaft (vgl. Berger/Luckmann 2004: 139–140; 142). Diesen sozial vermittelten Sinn bezeichnen die Autoren als „Wissen“. Wissen ist definierbar „als die Gewissheit, dass die Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben“ (Berger/Luckmann 2004: 3). Diese Eigenschaften wiederum sind zumindest in der normalen Alltagswelt für ein Individuum ebenso wirklich wie für andere (Berger/Luckmann 2004: 28).

Konsequenterweise ist Wissen all das, „was in der Gesellschaft als 'Wissen' gilt, ohne Ansehen seiner absoluten Gültigkeit oder Ungültigkeit“ (Berger/Luckmann 2004: 16). In dieser Sichtweise sind alle Formen sozialer Wirklichkeit (z. B. Katastrophen, Bauwerke, Begriffe, Regulierungen, Medienformate) von Menschen geschaffene Produkte bzw. Resultate ihrer Aktivitäten. Dieses Wissen bildet Bedeutungs- und Sinnstrukturen und beinhaltet relativ gültige Wahrheiten über die Wirklichkeit. Es hat die Kraft, den einzelnen Menschen zu prägen. Im Verlauf der Geschichte einer Gesellschaft ergibt sich ein gesellschaftlicher Wissensbestand. Darin ist die natürliche Kulisse, vor der sich Erlebnisse und Erfahrungen persönlicher wie auch gesellschaftlicher Wirklichkeit abspielen, bereits als feststehende Perspektive vorgespurt (vgl. Berger/Luckmann 2004: 16). Schütz/Luckmann (1979) stellen

---

<sup>8</sup> In Abgrenzung zum naturalistischen Primat bildet die Analyse der sozialen Konstitution der Wahrnehmung und Bewertung von Umwelt erst die Möglichkeit, Natur oder Umwelt als ein Ergebnis gesellschaftlicher Aktivitäten zu verstehen. Zugleich ist menschliches Handeln in gesellschaftliche Strukturen eingebettet und durch Institutionen vermittelt. Das schlägt sich wiederum auf Regeln und Regulierungen umweltrelevanter Praktiken nieder. Umweltveränderungen oder Katastrophen können daher auch unter vergleichbaren sozialen und nicht sozialen Bedingungen normativ unterschiedlich bewertet werden. Dazu ausführlich siehe: Kraemer (2008: 160–173); Eisner (2003b: 11–22).

dazu drei verschiedene Formen von Wissen heraus, das der Rekonstruktion und Auslegung von Wirklichkeit dient:

1. **Gewohnheitswissen:** Das Gewohnheitswissen lässt sich weiter unterteilen in:
  - Fertigkeiten: beruhen stark auf automatisiertem Gewohnheitswissen (z. B. Fahrradfahren, mit Messer und Gabel essen).
  - Gebrauchswissen: stützt Tätigkeiten, die weitgehend den Charakter von Handlungen verloren haben (z. B. Schreiben, Kopfrechnen)
  - Rezeptwissen: am wenigsten automatisierte und standardisierte Wissensformen, wie sie u. a. im Berufsalltag als professionelle Sachkenntnisse verfügbar sind (z. B. Wetterkenntnisse, Gestaltungsfähigkeiten).
2. **Erfahrungen:** schaffen Vertrauen und erzeugen Verlässlichkeiten, dass viele Dinge gleich oder ähnlich verlaufen, d. h. sich in der Realität Konstanten finden lassen; dienen als Anweisungen, obwohl immer auch Unbestimmtes und Kontingentes eintritt, das wiederum neue Auslegungen oder Modifikationen erforderlich macht.
3. **Typisierungen:** helfen die natürliche und soziale Welt überschaubar zu machen, einzuordnen und auf dieser Basis Strukturen und/oder Vergleichbarkeiten zu identifizieren.  
(vgl. Schütz/Luckmann 1979: 141).

Der spezifische Wissensbestand einer Gesellschaft beeinflusst also, was in gesellschaftlichen Situationen zur außer Frage stehenden "Wirklichkeit" werden kann. Gleichzeitig bestimmen auch die Persönlichkeit und soziale Situation eines Individuums mit, über welche Wissensbereiche es verfügt, bzw. inwieweit sich die Wissensbereiche unterschiedlicher Personen gleichen. Mit der Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der Beschäftigung mit den Vorgängen in der Alltagswelt und ihrer Wahrnehmungsweise lässt sich in Erfahrung bringen, was von Menschen in verschiedenen Gesellschaften, in unterschiedlichen Kulturen oder zu einem historischen Zeitpunkt in diese Wirklichkeitsbestimmungen einfließt und dabei die Form annimmt, die wir als "Katastrophe" bezeichnen.

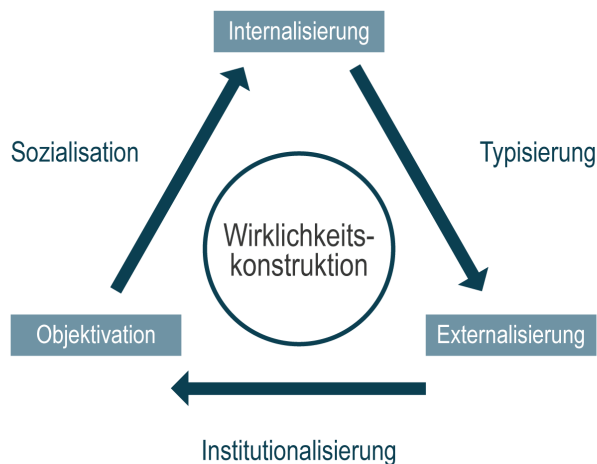
### 1.1.3 Drei Komponenten der Wirklichkeitskonstruktion

Den Vorgang der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion verstehen Berger und Luckmann (2004: 139) als dialektischen Prozess, der sich gleichsam zwischen Ich und Gesellschaft bewegt. Dieser Prozess besteht aus den drei Komponenten Externalisierung (Entäusserung), Objektivation (Verdinglichung) und Internalisierung (Einverleibung) (vgl. Abbildung 1).<sup>9</sup> Durch die Institutionalisierung, Sozialisation und Typisierung sind diese miteinander verbunden. Nach diesem Konzept wird alles, was gemeinhin als objektive Wirklichkeit erscheint, durch menschliches Handeln hervorgebracht und wirkt auf unser Handeln zurück.

---

<sup>9</sup> Die in Abbildung 1 dargestellten Komponenten dieses Prozesses sind nicht im Sinne einer Aneinanderreihung in der Zeit zu lesen. Sie sind simultan für das Weiterfassen für die Gesellschaft und ebenso für ihre Teile wie das einzelne Mitglied charakteristisch (Berger/Luckmann 2004: 139).

Abbildung 1: Prozess der Konstruktion von Wirklichkeit nach Berger/Luckmann (2004: 139)



Eigene Darstellung in Anlehnung an Berger/Luckmann (2004)

Die typische Erfahrung von alltäglichen Problemen des Lebens, in die der Mensch eingreifen kann, und ihre Objektivierung sehen Berger und Luckmann (2004) als den wichtigsten Vorgang in der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit an.

Die Objektivierung von sich wiederholenden Problemen wird geprägt durch wechselseitige Handlungs- und Verhaltensweisen der unmittelbar Beteiligten. Die Handlungsabläufe und Deutungsmuster, die dabei auftauchen und sich einspielen, werden zur Gewohnheit und setzen sich als typische Methoden und Rezepte für wiederkehrende Problemsituationen durch. Handelt der Mensch in Zukunft wiederholt nach diesem Schema, wird sein Alltag durch die entstehende Routine entlastet; er kann Kraft und Zeit sparen (Berger/Luckmann 2004: 58; 84–85). Beispielsweise haben irgendwann irgendwelche Menschen als Form der Begrüßung das Händeschütteln erfunden. Ihr Ansinnen, sich friedlich zu begrüßen, wird durch die Geste des Händeschüttelns ausgedrückt bzw. externalisiert und dadurch für jeden zugänglich gemacht.

Das Bewusstsein registriert Informationen zum Geschehen, denen Interpretationsmuster zugeordnet sind. So kann der Einzelne die physische oder soziale Situation verstehen und gleichzeitig als sinnvoll empfinden (vgl. Berger/Luckmann 2004). Eine typisierte Handlung – z. B. Händeschütteln zur friedlichen Begrüßung – kann dadurch in anderen Zusammenhängen wiedererkannt werden. Sobald habitualisierte Tätigkeiten durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden, bilden sich Institutionen (vgl. Berger/Luckmann 2004: 58; 84–85). Sobald eingespielte Tätigkeiten durch andere Personen beobachtet und übernommen werden, sind diese institutionalisiert. Und schließlich sind Handlungen wie beispielsweise "zur Begrüßung Hand schütteln" objektiviert, sobald sie weit verbreitet und von völlig fremden Personen praktiziert werden, als hätte es sie immer schon gegeben (vgl. Berger/Luckmann 2004: 58; 84–85). Die habituelle Verwendung dieser Wissens Elemente, wie z. B. über Dinge, die wir benutzen, über die Art des Verhaltens, über Situationen und Normen etc., löst sich folglich durch die Weitergabe an Dritte von der Subjektivität der Erzeugenden ab.

Dieser Verdinglichung der Lebenswelt liegen Verregelungen zugrunde: Während sich die Handlungsmuster verfestigen, müssen sie gleichzeitig auch legitimiert werden. Der Prozess der Legitimation beinhaltet ein fortlaufendes Erklären und Rechtfertigen und liefert dem Einzelnen eine Begründung, warum er eine Handlung tun soll oder nicht oder „warum die Dinge sind, was sie sind“ (vgl. Berger/Luckmann 2004: 100). Die Legitimation rechtfertigt die institutionale Ordnung – sogenannte Institutionen – „dadurch, dass sie ihrem objektivierten Sinn kognitive Gültigkeit zuschreibt“ (Ber-

ger/Luckmann 2004: 100). Spätestens mit der Weitergabe des Wissens an die kommende Generation wird der Legitimationsprozess mit vielen Warum-Fragen wieder präsent; Erklärungen und Rechtfertigungen treten auf den Plan (Berger/Luckmann 2004: 98). Folglich haben Legitimationen, mit deren Hilfe Wissen objektiviert und gesellschaftlich vermittelt wird, nicht nur eine normative Seite, sondern auch eine kognitive. Institutionen stellen vordefinierte Verhaltensmuster auf. Allein durch ihre Existenz kontrollieren sie das Verhalten der Menschen, indem sie es in eine Richtung lenken, ungeachtet der anderen Richtungen, die theoretisch möglich wären (Berger/Luckmann 2004: 58).<sup>10</sup> Was in einer bestimmten Situation getan werden muss, geschieht dann quasi automatisch.<sup>11</sup> Dieser Rückgriff auf vorformierte Muster von Eigenschaften oder Verhaltensweisen hilft letztlich die Welt und Lebensumwelt überschaubar zu machen. Das Wesen ihrer Attraktivität liegt darin, Komplexität zu reduzieren – wie man mit der Systemtheorie sagen könnte<sup>12</sup>. In die gleiche Richtung argumentiert auch Lippmann (1964): „Denn wenn ein System von Stereotypen gut verankert ist, wendet sich unsere Aufmerksamkeit den Tatsachen zu, die es stützen, und von den anderen, die ihm widersprechen, ab“ (Lippmann 1964: 87).

Menschen stimmen in interaktiven und kommunikativen Prozessen ihre Lebenswelten aufeinander ab, sie konstituieren sie unter der Generalthese der Reziprozität der Perspektiven. Mit anderen Worten unterstelle ich, dass andere, wenn sie an meiner Stelle wären, die Welt auch in ähnlicher Weise erleben, wie ich sie erlebe (vgl. Schützeichel 2004: 132).<sup>13</sup> Freilich gehört auch die Sprache als Mittel der Objektivation zum gesellschaftlichen Wissensvorrat, wobei auch sie auf Institutionalisierung beruht. Mit dem Erlernen der Sprache lassen sich subjektive Wahrnehmungen erhellen und damit stabilisierte Deutungen oder Meinungen vermitteln (vgl. Berger/Luckmann 2004: 39–42). Diesem Zusammenhang widmen wir uns in einem späteren Kapitel zur Charakteristik der sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit (Kap. 2).

Institutionen schaffen für das eigene Handeln wie für das Handeln anderer Akteure Erwartungssicherheiten und gleichzeitig eine soziale Ordnung. Daher können wir in der Regel ziemlich sicher voraussagen, wie sich Menschen, die mit uns leben und arbeiten, in der je gegebenen Situation verhalten. Je mehr Menschen bestimmte Verhaltenskonfigurationen teilen, desto stabiler werden diese. Indem dieses Wissen an kommende Generationen weitergegeben wird und über Zeitperioden hinweg dauerhaft erhalten bleibt, nehmen diese allgemein geteilten Typisierungen Sachcharakter an (vgl. Knoblauch 1995: 27, 46; Berger/Luckmann 2004: 84–85).

Allerdings bleiben Institutionalisierungen nur erhalten, wenn sie von den Menschen immer wieder aufs Neue objektiviert bzw. als Wirklichkeit bestätigt werden (Berger/Luckmann 2004: 159). Beispielsweise werden idealtypische Formen der Begrüssung, die Institutionen "Mit-Messer-und-Gabel-Essen", "Bei-Regen-Schirm-öffnen" oder "Bei-Sirenenalarm-Radio-einschalten" immer dann objektiviert, wenn jemand genau dies tut oder wenn sich Menschen über die Vorzüge unterhalten, die solche völlig natürlichen Problemlösungen bieten.

<sup>10</sup> Auch Esser (2000) formuliert aus handlungstheoretischer Perspektive einen ähnlichen Gedanken. Institutionen sind gemäss Esser (2000: 11) immer mit orientierenden Modellen des angemessenen Handelns in typischen Situationen verbunden, die den Akteuren kognitiv präsent und „selbstverständlich“ sind und bei ihnen auch eine emotionale Verankerung haben.

<sup>11</sup> Faktisch bedeutet die habituelle Verwendung von und Orientierung an Institutionen der Gesellschaft, die mit der Sozialisation als objektive Wahrheit gelernt werden, in den Worten von Hitzler und Honer (1984: 60) formuliert, dass „unter ähnlichen 'objektiven' Bedingungen konstruieren Menschen auch 'ähnliche' Lebenswelten“. Sie greifen auf „typisches“ Material in „typischer“ Art und Weise zurück und verarbeiten es zu „typischen Orientierungs- und Deutungsmustern“.

<sup>12</sup> Vor allem der Systemtheoretiker Luhmann hat in seinen Überlegungen den Begriff der Komplexität präzisiert, indem er die viel komplexere wirkliche Welt bzw. Umwelt, in der wir bestehen, in Differenz zu Systemen setzt. Unter diesem Gesichtspunkt können lebende Systeme – und nichts anderes gilt auch für die Gesellschaften selbst – stets nur in einem sehr begrenzten selektiven Bezug zur Umwelt und keiner „Punkt-zu-Punkt-Beziehung“ stehen und darauf reagieren (vgl. dazu etwa: Luhmann 2008: 32–39).

<sup>13</sup> Mit der Generalthese der Reziprozität der Perspektiven wird zwar die grundlegend egologische Intransparenz des Bewusstseinslebens von Subjekten nicht aufgehoben, aber für Zwecke der Kommunikation appresentiert. Diese Reziprozität der Perspektiven ist Voraussetzung dafür, dass in der Begegnung mit anderen bestimmte Ausdrucksweisen und Handlungen als Anzeichen für das Bewusstseinsleben und Bewusstseinserleben des anderen erfasst werden können. Dies ermöglicht uns u. a. Handlungsplanung und das Abschätzen von Handlungsfolgen. Diese Reziprozität trägt auch zur Stabilität einer Gemeinschaft oder Gesellschaft bei (vgl. Schützeichel 2004: 132).

Zudem verweisen Berger/Luckmann darauf, dass die Neigung, so weiter zu machen wie bisher, durch die Zunahmen des Traditionalismus bei der Legitimierung institutionalisierter Tätigkeiten begünstigt wird (vgl. Berger/Luckmann 2004: 124–126). Institutionen in Form von festgefügtten Regeln und Verfahren sind im Verhältnis zu Problemen, die sich rasch verändern, auftauchen und wieder verschwinden, Phänomene, die nur mit hohem Aufwand verwandelbar sind (Eisner/Moser 2003: 249). Das schliesst mit ein, dass Institutionen oft selbst dann bestehen bleiben können, wenn sie von aussen her betrachtet ihre ursprüngliche Funktion oder Nützlichkeit schon längst verloren haben (Berger/Luckmann 2004: 126). Gewisse Dinge tut man; Habitualisierung und Institutionalisierung schränken ein, welche Veränderungen sich individuell, gruppenspezifisch oder gesellschaftlich vollziehen und in welchem Masse sie das tun.

Institutionen, die für das eigene Handeln wie für das Handeln anderer Akteure Erwartungssicherheiten schaffen, sind folglich dauerhaft, solange sie nicht "problematisch" werden. Im Lauf der Zeit können sie aber durch gesellschaftliche Prozesse infrage gestellt und dem Wandel unterworfen werden. Denn alternative Wirklichkeitsbestimmungen, die auf alternative Auslegungen von Wirklichkeit basieren, sind nicht ausgeschlossen (vgl. Berger/Luckmann 2004: 114–115). Solche Prozesse sind für die historische Analyse von Naturkatastrophen wichtig. Hierzu wird später im Rahmen theoretischer Reflexionen zum Wandel der Gesellschaft genaueres gesagt werden (vgl. Kap. 9).

### 1.1.4 Soziale Differenzierung durch Spezialisierung

Mit zunehmend arbeitsteiliger Gestaltung des Alltagslebens und mit dem Anwachsen spezialisierter Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Bewältigung von Routineproblemen treten Spezialisten auf den Plan. Dadurch entwickelt sich parallel zum praktischen Wissen „als eigenständige Wissensform“ professionelle Sachkenntnis oder das theoretisch-wissenschaftliche Wissen (Hörning 2001: 236). Weil spezialisierte Wissensbestände nur gewissen Typen von Personen zugänglich sind, ergeben sich potenziell unterschiedliche Beobachterperspektiven allgemeiner und spezifischer Art (vgl. Berger/Luckmann 2004: 82–83). Zudem entstehen mit der Vielfalt sozialer Wissensbestände gleichzeitig neue Quellen für die Erzeugung von Wissen. Allerdings hat der Einzelne immer weniger weder die Möglichkeit noch die Fähigkeit, sich alle für die Lebensführung notwendigen Wissensbestände anzueignen.

In einem mehr oder weniger selbständig ablaufenden Prozess differenziert sich die Gesellschaft in soziale Teilsysteme mit unterschiedlichen Wissensbeständen aus.<sup>14</sup> Mit dem Fortschreiten gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse überschneiden sich die Primärerfahrungen des einzelnen Menschen und jene anderer Akteure immer weniger (vgl. Görke 2002: 71). Damit gehen parallele Veränderungen auf der kulturellen Ebene einher.

Dabei wird in der Literatur meist von drei basalen Stufen im Prozess der Differenzierung ausgegangen. Der primär funktional differenzierten modernen Gesellschaft ist neben dem frühen "einfachen" Gesellschaftstyp – auch als segmentär bezeichnet – eine vorrangig stratifikatorisch differenzierte Gesellschaftsformation vorausgegangen (vgl. Luhmann 1997: 613; Schimank 2007: 150–151)<sup>15,16</sup>. In diesen älteren Formationen blieb für das Individuum das Wissen bzw. die Variationsbreite der Wirklich-

<sup>14</sup> Im Mittelpunkt steht, auch in der systemtheoretischen Begrifflichkeit gesprochen, das Auftreten von bestimmten sozialen Systemen, die sich aus sich selbst heraus entwickeln, um unterschiedliche Arten von Problemen zu lösen. Nach der Unterscheidung von Luhmann (1984b: 113–136) ergeben sich mit steigender Komplexität als Folge des gesellschaftlichen Wandels drei Typen von Systemen: Als Interaktionen werden Sozialsysteme auf der Mikroebene bezeichnet, als Organisationen jene auf der Mesoebene. Auf der Makroebene ist dies die Gesellschaft als umfassendes Sozialsystem, das verschiedene Funktionssysteme umschliesst wie z. B. Politik, Recht, Wissenschaft oder Massenmedien.

<sup>15</sup> a) Segmentäre Differenzierung meint die Ausdifferenzierung in gleichartige und gleichrangige Elemente (Territorialstaaten, Familien, Stämme)

b) Stratifikatorische Differenzierung meint die Ausdifferenzierung in ungleichartige und ungleichrangige Elemente (Klassen, Schichten, Stände)

c) Funktionale Differenzierung meint die Differenzierung in gleichartige und prinzipiell gleichrangige Elemente (soziale Systeme wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung u. a.)

<sup>16</sup> Luhmann argumentiert meist mit drei Differenzierungsformen, nimmt aber in seiner Publikation „Die Gesellschaft der Gesellschaft“ eine weitere Differenzierungsform nach Zentrum und Peripherie dazu. Siehe: Luhmann (1997: 613).

keitserfahrung gleichzeitig sozial begrenzt (vgl. Görke 2002: 71). Durch funktionale Differenzierung kann die Gesellschaft zwar Probleme lösen und durch Spezialisierung die Unabhängigkeit von Systemen oder Akteuren erhöhen. Doch gleichzeitig schafft sie sich damit neue Herausforderungen (vgl. u. a. Luhmann 1984a, Beck 1986, Schimank 2007).

### **1.1.5 Konstitutionsbedingungen der Wirklichkeit moderner Gesellschaften**

In einer "Wissensgesellschaft", wie in aktuellen Zeitdiagnosen die moderne Gesellschaft vielfach betitelt wird, unterscheiden sich die Konstitutionsbedingungen der Wirklichkeit und die dazugehörigen Wissensbestände, die geteilt werden, massgeblich von denen früherer Gesellschaften (vgl. Kübler 2009: 104). Grundsätzlich baut jede Gesellschaft auf individuellem und kollektivem Wissen auf. Das wurde im vorangehenden Kapitel veranschaulicht. Die hochentwickelte Arbeitsteilung (funktionale Spezialisierung), die in modernen Gesellschaften eindeutig die Oberhand gewonnen hat, wirkt auf traditionelle Wirklichkeitsbestimmungen ein (vgl. Berger/Luckmann 2004: 134). Aus der Perspektive der breiten Bevölkerung bedeutet dies, dass sie mit ihrer eigenen begrenzten Erfahrungswelt nicht mehr quasi automatisch mit den Wirklichkeitskonstruktionen anderer Akteure in Berührung kommen. Die Gemeinsamkeit des Wissens wird folglich durch vielerlei Formen der sozialen Differenzierungen in Frage gestellt. Es gibt Differenzierungen zwischen Angehörigen von Kulturen, zwischen unterschiedlichen Gruppen, Schichten, Berufen und zwischen den Geschlechtern. Auch das Wissen wird differenziert mit der Konsequenz, dass wir in vielen Bereichen Laien sind (vgl. Schützeichel 2004: 134; Knoblauch 1995: 28–29).

Ein und derselbe Vorgang kann von verschiedenen Teilsystemen wie Wissenschaft, Politik oder Wirtschaft unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und bearbeitet werden. Man kann sich beispielsweise über eine Katastrophe sowohl aus einer wissenschaftlichen, politischen als auch wirtschaftlichen Perspektive oder aus einem rechtlichen Blickwinkel heraus unterhalten.

Görke etwa (2002: 71) konstatiert, dass die Gleichzeitigkeit von Verschiedenem ein zentrales Strukturmerkmal in der Gesellschaft wird. Diese funktionale Spezialisierung macht es schwierig, integrationsfähige Bedeutungen zu schaffen, welche die einzelnen Handlungsbereiche bzw. Teilsysteme der Gesellschaft zu einem sinnhaften Ganzen verbinden und die „Orientierung von Handlungen an anderen Handlungen, Ereignissen, Sachverhalten oder Zuständen“ (Marcinkowski 1993: 40) möglich machen.

Aufgrund dieser vielgestaltigen Wirklichkeitsbeobachtung in der zeitgenössischen Moderne gibt es nunmehr keinen Standpunkt, von dem aus etwa Risiken richtig eingeschätzt werden können. Bedrohungen durch Katastrophen oder ökologische Probleme begegnen unserer Gesellschaft folglich nicht in Form einer objektiven Gefährdungslage, sondern in Form von Risikobeobachtungen einzelner Gesellschaftsbereiche (vgl. Luhmann 1986). Der immense Wissensvorrat auf der Ebene der Personen und der verschiedenen Systeme sowie die Freiheit, Konventionen zu hinterfragen, hat nach Giddens (1995: 54) zur Folge, dass moderne Gesellschaften ein Reflexionspotenzial haben, durch das ihr Charakter grundlegend geändert wird. Die Durchsetzung von Wissen ist davon abhängig, wie es bestimmten Akteuren gelingt, ihre Wirklichkeitskonstruktionen durchzusetzen und andere, konkurrierende Wirklichkeitsoptiken zu verdrängen (vgl. Berger/Luckmann 2004: 124–125). In diesem Sinne meint Giddens (1995: 62): „Der springende Punkt ist nicht der, dass es keine stabile soziale Welt zu erkennen gäbe, sondern dass das Wissen dieser Welt zu deren Instabilität oder Unbeständigkeit beiträgt“.

Allein mit direkter, persönlicher Kommunikation lässt sich die Steuerung der Gesellschaft nicht mehr bewerkstelligen. Deshalb hat die Gesellschaft in der Moderne spezifische Aufgaben von Kommunikation in das System der Massenmedien ausgelagert. Dabei kommt dem Journalismus eine entschei-



dende Bedeutung zu, indem er für die Gesellschaft einen gemeinsamen Verständigungsraum für Themen oder Ereignisse schafft (vgl. Marcinkowski 1993; Kohring 2006). In und durch die Medien werden Dinge des Lebens, wie etwa eine Katastrophe, zu gemeinsamen Dingen. Medial wird das Geschehen diskutiert, die gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen werden verhandelt, ent- oder verworfen (vgl. Imhof/Romano 1996). Die entstandenen Massenmedien bringen für Luhmann (1996: 11–12) zwei verschiedene Arten von Realität hervor: Einerseits die „reale Realität“ der Medien als die ihrer „eigenen Operation“, indem „Kommunikation in ihnen und durch sie durchläuft.“ Andererseits die beobachtete Realität, die für sie oder durch sie für andere als Realität erscheint. Damit kann die Primärfunktion Massenmedien und die Beziehung zur Gesellschaft auch in der Ermöglichung der Selbst- und Fremdbeobachtung gesehen werden. „Alle Funktionssysteme der Gesellschaft – so Marcinkowski (1993: 148) – beobachten sich selbst und andere Beobachter in ihrer Umwelt im Spiegel publizistischer Selbstbeobachtungskommunikation.“

Dass eine Katastrophe oder eine Gesundheitsgefahr in modernen Gesellschaften beispielsweise öffentliche Besorgnis hervorruft, ist ohne Zutun der Medien kaum mehr möglich. Innerhalb der modernen Gesellschaft entsteht Intersubjektivität folglich über die Massenkommunikation. Denn hier spielt sich der Verständigungsprozess in der Gesellschaft ab. Massenmedien bereiten Informationen auf und tragen u. a. zur Überbrückung von Distanzen und zur Verteilung des Wissens bei. Ihnen kommt in der Gesellschaft eine zentrale Bedeutung zu. In diesem Sinn drängt sich auch die Frage nach den Prinzipien der Wirklichkeitskonstruktion im Massenmediensystem auf.

## Fazit

Geht man von einer konstruktivistischen Perspektive aus, erweisen sich die aktuellen Wirklichkeitsbestimmungen als gesellschaftlich bedingt. Die damit verbundenen Wissensbestände sind jedoch dynamisch, sie kennen auch Brüche, eigene Entwicklungen und Gegensätzlichkeiten und müssen auch stets um ihre soziale und kulturelle Anerkennung ringen<sup>17</sup>. Denn die Menschen müssen je nach Situation und Lebenswelt unterschiedliche Wissensformen (Fertigkeiten, Gebrauchswissen, Spezialwissen, Erfahrungen etc.) immer wieder neu erarbeiten. Was für Wirklichkeitsentwürfe generell gilt, betrifft auch die Beobachtung von Katastrophen und Risiken. In deren Deutung sind immer Personen oder Gruppen einbezogen, die mit ihren Wissensformen und aus einer spezifischen Beobachterperspektive das Geschehen bestimmen. Diese Deutungen müssen jedoch auch den Prozess der Vergemeinschaftung von sozialem Wissen durchlaufen. Für die Analyse der gesellschaftlichen Katastrophenwirklichkeit im Zeitverlauf muss daher zwangsläufig im Auge behalten werden, wer an diesen Vorgängen beteiligt ist und durch seine Aktivitäten in die Wirklichkeitsbestimmung eingreifen kann.

Die Massenmedien haben eine bedeutende Rolle in der Vergemeinschaftung von Wissen und der Wirklichkeitsbestimmung in modernen Gesellschaften inne. Nach welchen Prinzipien die mediale Wirklichkeitskonstruktion abläuft, wird später noch diskutiert. Zuvor soll gezeigt werden, welchen Einfluss das Medium der Sprache auf unsere Wahrnehmung hat und wie es die Aufgabe übernimmt, die Vorgänge in der Gemeinschaft aufeinander abzustimmen.

---

<sup>17</sup> Ausführlich dazu: Kübler (2009: 104).

## 2 Die kommunikative und mediale Konstruktion der Wirklichkeit

Mehrmals ist bereits auf die Bedeutung der Sprache für die Konstruktionsprozesse von Wirklichkeit verwiesen worden. In der Theoriekonzeption von Berger/Luckmann (2004) wird die Sprache zur wichtigsten Form der Objektivierung von Wirklichkeit erhoben. Zu all den bisherigen Einsichten müssen die gegenstandskonstitutive Kraft der Kommunikation und der Intersubjektivitätscharakter kommunikativer Aspekte erkennbar gemacht werden. In einem ersten Schritt ist allgemein zu zeigen, dass das Medium der Sprache einen grossen Einfluss auf unsere Wahrnehmung hat und die Aufgabe übernimmt, die Vorgänge in der Gemeinschaft aufeinander abzustimmen (Kap. 2.1–2.1.1). In einem zweiten Schritt lässt sich plausibilisieren, dass in ausdifferenzierten Gesellschaften auf das Problem der Erreichbarkeit aller für die Wissensaktualisierung und Intersubjektivierung mit technischen Verbreitungsmedien (Schrift, Druck, elektronische Medien) reagiert wird. Somit sind Medien überhaupt erst Voraussetzung, um den engen Kreis interaktiver Vergesellschaftung zu überschreiten (Kap. 2.1.2). Darüber hinaus wird anhand diesen Erörterungen verständlicher, wie individuell wahrgenommene Risikorealitäten, die zu einem grossen Teil aus den Massenmedien stammen, stets mit den diesbezüglichen sozialen und kulturellen Konstruktionsprozessen in wechselseitiger Beziehung stehen. Schon aus diesen Gründen ist Wissen um die Mechanismen der journalistischen Darstellung von Katastrophen gefordert. Dieser Problematik nähern wir uns anhand allgemeiner Befunde zur Konturierung der Medienwirklichkeit an (Kap. 2.2). Anschliessend stehen Forschungsergebnisse zur Wirklichkeit von Risikoproblemen und Katastrophen in der Medienwirklichkeit zur Diskussion (Kap. 2.3–2.3.3). Welche Folgerungen sich für das Forschungsfeld der Katastrophen- und Risikokommunikation und die diesbezügliche Kritik der Medien ergeben, wenn die Risikorealität in den Medien unter einer konstruktivistischen Theoriekonzeption beobachtet wird, ist nachfolgend erörtert (Kap. 2.3.4). Im Sinne dieser Überlegungen versus risiko-objektivistischen Standpunkten in der Kommunikationsforschung ist als ein weiterer erklärungsbedürftiger Aspekt die journalistische Objektivität auszumachen (Kap. 2.3.5–2.3.7). Hier geht es darum, einerseits die Spezifika der journalistischen Objektivität zu verdeutlichen, andererseits diesbezügliche Einwände und Konsequenzen herauszuarbeiten, die sich aus neuen konstruktivistischen Theoriekonzeptionen ergeben.

### 2.1 Die wirklichkeitskonstruierende Funktion der Sprache

Als menschliche Wesen leben wir „in der Sprache“ und bringen die Welt durch das „In-der-Sprache-sein“ (Begriffsbildung) hervor (vgl. Maturana/Varela 1987: 253). Diese Aussage beruht auf wahrnehmungspsychologischen Erkenntnissen. Zwar ist die endlos individuelle Tätigkeit der Wahrnehmung und Interpretation von Wirklichkeit nicht wegzudenken (Berger/Luckmann 2004: 26). Doch mit Hilfe sprachlicher Äusserungen können Menschen ihrem inneren Erleben und einer fernerhin unzugänglichen Einzelwirklichkeit Ausdruck verleihen. Dabei erweist sich Kommunikation mit anderen als Akt der intersubjektiven Wirklichkeitskoordination und Verhaltensabstimmung auf der Basis sinnstiftender Zeichenhandlungen (vgl. Maturana/Varela 1987: 253–254)<sup>18</sup>. Dieser soziale Vorgang schliesst sehr wohl auch Massenkommunikation ein, die unter anderem zur Überbrückung von Distanzen und zur Verteilung des Wissens beiträgt. Aus der Perspektive der Gesellschaftsmitglieder konkretisiert sich Kommunikation als ein Instrument der „sozialen Kopplung und dient Menschen dazu, einander zu orientieren (Koordination), ihr Verhalten miteinander abzustimmen (Kooperation), Übereinstimmung zu schaffen (Konsens) und Gewohnheit zu bilden (Konvention)“ (Frerichs 2000: 34).

<sup>18</sup> Was diese soziale Orientierung des Einzelnen auf und durch andere mit Hilfe von Kommunikation nicht ändert, ist die kognitive Autonomie der dabei in Gang gesetzten Operationen und der Resultate sowie Konsequenzen, die diese Operationen für jeden Einzelnen haben (ausführlich dazu: z. B. Frerichs (2000: 32–35)).

Bereits im Begriff "Kommunikation", der vom lateinischen Wort "communis" (=gemeinsam) abstammt, ist die Eigenschaft der "Gemeinsamkeit" enthalten, welche durch den Prozess des Kommunizierens zwischen den Individuen geschaffen, hervorgehoben, verstärkt oder erweitert wird.

In der Theoriekonzeption von Berger/Luckmann (2004) zur gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit spielt die Sprache als wichtigste Form der Objektivierung von Wirklichkeit eine zentrale Rolle. Im selben Prozess der voran diskutierten Objektivierung von sinnhaltiger Wirklichkeit im Rahmen des Tätigseins in der Lebenswelt entstehen die Zeichen der Sprache. Seit Menschen über Sprache im weiteren Sinne verfügen, artikulieren sie ihr Verständnis von Welt und produzieren Bilder der Wirklichkeit. Analog der Institutionalisierung von Problemen reflektieren sprachliche Objektivationen Erfahrungsablagerungen von gesellschaftlicher Relevanz (vgl. Berger/Luckmann 2004: 36–48; Knoblauch 1995: 43). Sprachliche Zeichen und ihre Verwendung im sozialen Handeln machen es möglich, das im Sprachsystem verfestigte Wissen zu kommunizieren (vgl. Knoblauch 1995: 44; Berger/Luckmann 2004: 36–48). Folglich versorgt uns die Sprache unaufhörlich mit den notwendigen Objektivationen. Sie setzt fest, in welchen Kontexten diese Objektivationen Sinn haben und zu beurteilen sind. Nach Luhmann (1981: 28) ist die Sprache „darauf spezialisiert, den Eindruck des übereinstimmenden Verstehens als Basis weiteren Kommunizierens verfügbar zu machen“.<sup>19</sup>

Diese wirklichkeitskonstruierende Funktion der Sprache zeigt sich auch darin, dass analog zu Institutionen Bedeutungen von übersubjektiver Gültigkeit abgelagert sind. „Sprache wird“, so Berger/Luckmann (2004: 73–74), „zum Depot einer gigantischen Häufung gemeinsamer Sedimente“, indem sie Erfahrungen und Sinnelemente vergegenständlicht und sie dadurch potenziell allen als Teil des allgemeinen Wissensvorrates zugänglich macht, die einer Sprachengemeinschaft angehören. Die sprachliche Symbolform reicht aus, um eine Situation zu deuten und die ihr anhaftende Bedeutung zu aktualisieren. Vergangene, gegenwärtige und sogar zukünftige Wirklichkeiten lassen sich mittels Sprache kognitiv verfügbar machen. Im Weiteren enthalten sprachliche Objektivationen eine sozial vordefinierte objektive Wirklichkeit, die für jeden in seiner Sprache vorfindbar ist (vgl. Knoblauch 1995; Berger/Luckmann 2004: 72–76).

### 2.1.1 Kommunikation und soziale Orientierung

Diese gegenstandskonstitutive Kraft und der Intersubjektivitätscharakter der Kommunikation müssen in einem weiteren Schritt genauer geklärt werden.

„Die Notwendigkeit der Verständigung in den sozialen Interaktionen, auf die wir ja schon als kleines Kind angewiesen sind, sorgt dafür, dass unsere Begriffe und somit die Bedeutungen, die wir Wörtern zuteilen, sich in der Praxis weitgehend an jene der anderen anpassen“ (von Glasersfeld 1998: 38). Daher stellt die Kommunikation, d. h. die Sprache, das Medium der Intersubjektivierung dar<sup>20</sup>. Wir nehmen unsere Umwelt folglich mit begrifflichen Strukturen wahr. Daher können wir unsere natürliche und soziale Umwelt nur im Rahmen des objektiven Regelsystems und des Wortschatzes unserer (Mutter-)Sprache ausdrücken, wobei Entäusserungen des subjektiven Sinns erhellt, Bedeutungen stabilisiert, Meinungen etc. vermittelt werden. Unser Gebundensein an dieses Medium "Sprache" verführt uns immer wieder dazu, auf eine Weise zu sprechen, die eine unabhängig von uns existente Welt suggeriert (Eilders 2004: 26).

Das Gesagte lässt sich am Begriff Katastrophe verdeutlichen: Ein Begriff wie Katastrophe steht für eine Abstraktion von Beobachtungen, die in einem historischen Prozess als Gedankeninhalte in Zei-

<sup>19</sup> Siehe als instruktiver Aufriss zur These der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation und den Problemen, die Kommunikation überwinden muss: Luhmann (1981: 24–34).

<sup>20</sup> Bereits bestehende Werte, Denkmuster oder Weltanschauungen werden vom Menschen kontinuierlich im Laufe seiner Sozialisation übernommen und als die Wirklichkeit aufgefasst. Vgl. Berger/Luckmann (2004: 144–148) zum Stellenwert der primären Sozialisation und der Sprache als der wichtigste Inhalt als auch das wichtigste Mittel der Sozialisation.

chenabfolgen (Sprache oder Schrift) codiert wurden. Die Aussage, das Wort "Katastrophe" stehe für ein bestimmtes, negatives Ereignis, das immer einen Schaden hinterlasse, ist weder wahr noch falsch. Der Wahrheitsgehalt hängt wesentlich von der Übereinkunft der Sprechenden innerhalb gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse ab, um die Umwelt wahrnehmen zu können. Erst über annähernd ähnliche Gedankeninhalte, Zeichen und Regeln für die Zuordnung von Gedankeninhalten und Zeichen ist es möglich, dass der Wissensgehalt des Begriffs relativ autonom einen Ausschnitt von Wirklichkeit abbilden kann. Dadurch wird Kommunikation über Katastrophengeschehen mit anderen möglich.

Gleichzeitig schränken strukturelle Gegebenheiten der Sprache die Ausdrucksmöglichkeiten ein. Beispielsweise gibt es wegen des Klimawandels auf Grönland auch Wespen und Gewitter. Allerdings fehlen in der Sprache der Einheimischen die Wörter für diese Phänomene<sup>21</sup>. Diese Beobachtung zeigt, wie die Wirklichkeit an die sprachliche Ausdrucksgestaltung gebunden ist. Genauso wie neue Begriffe Gegenstände in die spezifische Sehweise einer Kultur hereinholen, können kollektiv geteilte Bedeutungen, die keinen Gebrauch mehr finden, aus dem Wortschatz verschwinden. Die Sprache hält folglich auch die Strukturen zur Übertragung neuer Erfahrungen bereit. Somit tragen Zeichensysteme wie die Sprache zur Objektivierung von Wissen und zur Eingliederung neuer Wissensbestände bei (vgl. Berger/Luckmann 2004: 40–42).

Wie wir in jenen kommunikativen Strukturen "gefangen" sind, die bestimmen, was wir als wirklich erfahren, ist anhand der Wissensbestände vergangener Katastrophenkulturen gut zu illustrieren. In früheren Jahrhunderten war für die Menschen die Auffassung, dass wetterbedingte Schadensereignisse mit den Kalkülen Gottes im Zusammenhang ständen, viabel und wurde deshalb als alleingültige Erklärung angesehen. Die Verfechter eines naturwissenschaftlichen Zugangs zur Welt mussten die Sachgerechtigkeit des neuen Wissens erst unter Beweis stellen. Diese "realistischere" Vorstellung zu akzeptieren widerstrebt den Menschen lange Zeit. Gerade weil der einzelne Mensch keine objektiven Aussagen über Realität machen kann, sind wir geradezu gezwungen, fortlaufend realistische Wirklichkeitsmodelle diskursiv auszuhandeln. Wie es von Foerster (1985: 35) ausdrückt:

*„[W]as man wahr nimmt, nimmt man für wahr. Es gibt kein Falschnehmen. Es sind ja immer nur die anderen, die behaupten, man sehe nicht recht, man wäre das Opfer einer Illusion, wenn sie etwas anderes sehen.“*

Wie Berger/Luckmann (2004: 163) in ihrem Vergleich verdeutlichen, ist das Alltagsleben des Menschen wie das Rattern einer Konversationsmaschine, „die dem Menschen unentwegt seine subjektive Wirklichkeit garantiert“. Indem gesprochen wird, wird auch modifiziert und rekonstruiert. Schliesslich erfahren wir die Welt und ihre Beschaffenheit vor allem durch das Wort anderer und nur zu einem geringen Teil auf der Grundlage eigener Beobachtung bzw. primärer Erfahrung. Diese zeigt sich bereits in Bezug auf eine Naturkatastrophe. Von dem, was jedes Individuum dazu weiss, bliebe ohne die sprachlich und medial vermittelte Erfahrung anderer wenig zurück. Durch die kognitive Verarbeitung von solchen Umweltinformationen tritt uns auch die von uns selbst konstruierte Katastrophenwirklichkeit als scheinbar objektives Geschehen gegenüber. Doch die Konstruktion vollzieht sich im Individuum als empirischer "Ort" von Informationsprodukten (Schmidt 1994a: 13). Unter anderem determinieren die Persönlichkeit und der soziale Kontext mit, wie eine bestimmten Situation gedeutet wird<sup>22</sup>. Im Lichte dieser Beschreibungen lässt sich erahnen, dass die Auffassungen der mitgeteilten Information und entsprechende Reaktionen wiederum individuell und daher sehr unterschiedlich sein

<sup>21</sup> Siehe: Tagesanzeiger, 24.11.2004 (sda) In: <http://www.tagi.ch/dyn/news/Print/vermischtes/43999.html> (10.12.2014).

<sup>22</sup> Diese subjektive wie private Informationserzeugung bzw. Verhaltensaussäusserung darf nicht mit Kommunikation verwechselt werden.

können (Meier 1999a: 66). Differierende Möglichkeiten der Rezeption von Informationen basierend auf dem, was davon bei jemanden ankommt und was jemand versteht, bringen Unterschiede hervor<sup>23</sup>.

Damit ist bereits das komplexe Zusammenspiel determinierender Faktoren in Bezug auf die persönliche Bewertung von Gefahren und Risiken angesprochen, ebenso diesbezügliche Einflüsse, welche die Eigenschaften von Medieninformationen betreffen. Selbstredend fließen auch in die subjektiven Wahrnehmungen von Welt ständig neue wissenschaftliche Grunderkenntnisse mit ein, vervollständigen und bestätigen sinnliche und geistige Wahrnehmungen. So mancher unsichtbare Vorgang im Geschehen naturhafter Abläufe wird uns erst dadurch als Wirklichkeit bewusst. Die Veränderung, welche die Wirklichkeit durch die Forschungsfortschritte erfährt, muss in Bezug auf Katastrophen, Umwelt- und Risikoprobleme sehr wohl berücksichtigt werden. Zumal der Einfluss jener, die das Wissen erzeugen und erweitern und jener, die Wissenszuwächse gesellschaftlich kommunizieren, entsprechend gross ist. Wobei die journalistische Vermittlung ein prägender Faktor unserer Katastrophenerfahrung und Erfahrbarkeit geworden ist. Anders formuliert: Unsere Wirklichkeit von Katastrophen verwalten wir vor allem in und durch Massenmedien und erwerben dabei sicherlich Wissen oft nebenbei, flüchtig und assoziativ<sup>24</sup>. Auch dringen über Medien Katastrophenerfahrungen aus anderen Ländern und Kulturen in unser alltägliches Wissen hinein, sodass fern vom Nahbereich andere Bedrohungserfahrungen unentwegt präsent sind. Mit Blick auf das Internet erleben wir diese explosionsartige Zunahme von Wissensangeboten augenscheinlich. Es gelingt uns jedoch kaum, hinter dem Bewusstsein für Katastrophen, die aus Déjà-vus bestehen, die prägenden Elemente des zeitlichen Kontinuums ihrer sprachlichen Konstruktion zu erfassen.

### 2.1.2 Kommunikation und Massenmedien

Mit der Entwicklung der Schrift wird es möglich, die Grenzen der unmittelbar Anwesenden und die Face-to-Face-Kommunikation zu transzendieren und somit Informationen für eine unbekannte Zahl Menschen und nicht genau bestimmbare Situationen festzulegen.

Eine Besonderheit der modernen Gesellschaft ist das Hervorbringen von innovativen Medientechnologien. Im hier verstandenen Sinne umfasst dies sowohl Strukturen der Produktion als auch der Speicherung und Verbreitung von Informationen (vgl. Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994: 61–106). Das Vermittlungspotenzial des sozialen Mediums Sprache, das zugleich zu verbinden und zu distanzieren vermag, wird in ausdifferenzierten Gesellschaften massenmedial vervielfältigt als auch facettiert (vgl. Fischer 2006: 34–35).

Auf der Grundlage medialer Bedingungen der Kommunikation sind mit dem Aufkommen der Presse bis zur digitalen Revolution in der Gegenwart vollkommen neue und weltgesellschaftliche Dimensionen an Erfahrungshorizonten eingeleitet worden. Technische Medien erleichtern uns beispielsweise zu beobachten, wie andere auf Katastrophenergebnisse reagieren und machen uns, gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse, der Gefährdung bewusst. Naturkatastrophen hat es indessen seit Menschengedenken gegeben. So ist es naheliegend anzunehmen, dass die Medienkommunikation im Zuge der Ausdifferenzierung technischer Verbreitungsmedien nachhaltig auf die Gesellschaft selbst zu-

---

<sup>23</sup> Für Kommunikation ist die Orientierungsintention (verbal oder nonverbal) auf Seite eines Interaktionspartners das wesentliche Merkmal. In der sprachlichen Interaktion von Menschen gibt es demzufolge keine Übertragung von Informationen, wie es das informationstheoretische Kommunikationsmodell von Shannon und Weaver (1948) mit Sender, Nachricht, Störgrösse und Empfänger zeigt. Das Modell hat seine Berechtigung hingegen für technische Systeme der Informationsvermittlung (z. B. von einem Mobiltelefon zu einem anderen). Hier taucht das Problem – im Unterschied zum Menschen am anderen Ende – nicht auf, mit hoher Flexibilität und auf potentiell unterschiedliche Situationen reagieren zu müssen (vgl. Meier (1999a: 66)).

<sup>24</sup> Wobei die Beurteilung der Medien und deren Nutzung zur Wissensaneignung gleich welchen Typs (auditiv, audiovisuell, multimedial) sehr unterschiedlich ausfällt. Schon weil Menschen nie nicht lernen (können), lässt sich gemäss Kübler (2009: 145) einem Grossteil der medialen Inhalte und Programme Wissens- und Bildungspotenzial zuschreiben. Hingegen sind unter den geltenden Prämissen eines wertenden Wissens- und Bildungsbegriffs die Vorwürfe an die Medien einer „funktional-codalen Zurichtung von Wissen“ vielfacher Kritik ausgesetzt: „Wissen werde derzeit sensations-, mindestens aufmerksamkeitshochend aufbereitet, in konsumierbare Häppchen aufgeteilt, vereinfacht, bekömmlich und leger gemacht, seiner Zusammenhänge und Relativierungen beraubt, auf pure Fakten und Halbwahrheiten verkürzt, seiner herkömmlichen, begründeten Wertungen entledigt und der jeweiligen Beliebtheit ausgesetzt, mithin trivial und skandalisiert“ (vgl. Kübler (2009: 145–146)).

rückwirkt<sup>25</sup>. Der mit dem Buchdruck eingeleitete Zugang zur Schrift beispielsweise forciert gleichzeitig die Auflösung von Wissensmonopolen und Bildungsschranken. Mit der Medienevolution eng verbunden sind die Reformation und die Herausbildung exakter Wissenschaften. Diese neuen Kommunikationsbedingungen befördern das Entstehen eines Netzes literarischer Öffentlichkeit etc. Darauf und auf die Folgeeffekte von Medien wird an anderer Stelle eingegangen (vgl. Kap. 10).

Neben anderen Faktoren sind diese Umstände ein Grund, dass vor allem die Logik der Massenmedien jene Faktizitäten hervorbringt, die neue, geteilte Wirklichkeitserfahrungen von Katastrophen und Risiken herstellen. Schon deshalb grenzen sich die aktuellen Kommunikationsverhältnisse moderner Gesellschaften sehr deutlich von jenen des 19. Jahrhunderts ab, als die Realität noch einigermaßen überblickbar war. Der Luhmannschen (2004) Argumentation folgend, besteht die gesellschaftliche Funktion des Mediensystems nicht darin, dass Medien Informationen von Wissenden auf Unwissende übertragen, sondern dass sie durch aktualisierte Informationen eine Hintergrundrealität erzeugen. Unstrittig ist, dass sich die ganze moderne Gesellschaft an der Medienrealität orientiert. Dadurch wird auch ausserhalb des Mediensystems für alle weiteren Kommunikationen eine gesellschaftsweit bekannte und akzeptierte Gegenwart verfügbar (vgl. Luhmann 2004: 120–121, 173). Die Interaktionen in der Alltagswelt werden wiederum davon bestimmt, was wir kollektiv aus den Massenmedien wissen. Tsunami, 9/11, Hurrikan Katrina, Sars, Vogelgrippe oder Fukushima sind Beispiele solcher intersubjektiv unterstellbarer Wirklichkeiten unserer Tage geworden. Dieses Wissen schafft einerseits Faktizitäten, auf die wir uns in jüngster Zeit vermehrt einstellen. So etwa auf Natur- und Umweltrisiken, auf Naturkatastrophen, die durch den Klimawandel möglicherweise häufiger und schadreicher aussehen könnten, auf Pandemien, die schlagartig Millionen von Menschenleben gefährden können. Andererseits erfährt nun dieses Wissen eine auf ihre medialen Formate, Interessen und Niveaus hin zugerichtete Bedeutung. Daher sind auch die jeweiligen Bedingungen mit einzubeziehen, unter denen Massenmedien tätig werden. Dies ist in erster Linie für die vorliegende Untersuchung mit einer historischen Perspektive auf Katastrophen unter vollkommen veränderten Voraussetzungen der Mediensituation relevant.

Die bisherigen Ausführungen machen verständlich: „Wirklichkeit ist in einer von Massenmedien geprägten Gesellschaft also zunehmend das, was wir über Mediengebrauch als Wirklichkeit konstruieren, dann daran glauben und entsprechend handeln und kommunizieren“ (Schmidt 1994a: 18). Zudem gibt es für moderne Massenmedien im Wesen nach keine Sachverhalte, die für eine Behandlung ungeeignet erscheinen (Luhmann 1996: 50). Im präziseren Sinne unterliegt diese prinzipielle Offenheit für alles wiederum den medialen Konstruktionsbedingungen einer Beobachtungslogik in der Berichterstattung. Im Lichte des Konstruktivismus drängen sich im Folgenden Fragen zur massenmedialen Wirklichkeitserzeugung auf.

## 2.2 Wirklichkeitskonstruktion und Massenmedien

Bislang ist einsehbar, dass moderne Gesellschaften in und durch Kommunikation leben. Die Frage nach der allgemeinen Relevanz von Wirklichkeit und Medien stellt sich aus der besonderen Funktion der Massenmedien für unsere Vorstellungen von Realität. Dass von den Medien als wichtigste Informationsquelle für unser Wissen Wirkungen von publizierten Aussagen auf Individuen ausgehen – vorausgesetzt ist die Mediennutzung – wird grundsätzlich nicht bestritten. Indem Medien Informationen zu Katastrophen und Risiken den Menschen zugänglich machen, drängt sich im Folgenden die

---

<sup>25</sup> In diese Richtung argumentiert Ziemann (2006a: 183–206) in seinen Reflexionen zur "Mediengesellschaft". Er diagnostiziert die Wechselwirkungen zwischen Massenmedien und der spätmodernen Gesellschaft als markant. Den Nachweis einer vormals kontingenten Wechselwirkung erbringt er u. a. anhand der Medienevolutionen und nachhaltigen Veränderungen der Medienfunktionen. Insbesondere infolge innovativer Medientechnologien prägt in jüngerer Zeit die strukturelle und operative Durchdringung der Medien verschiedenste Vergesellschaftungsbereiche mit.

Frage zu Relationen zwischen Realitätsdarstellungen in Massenmedien und genuinem Ereignis auf.<sup>26</sup> Die Annahme, dass Katastrophen unabhängig von der Berichterstattung vorgegeben sind und die implizite Annahme, dass Berichterstattung darüber notwendig und zulässig erscheint, mag auf den ersten Blick überzeugend scheinen. Will man hingegen begründen, warum eine Katastrophe mit vielen Toten relevanter oder irrelevanter ist als etwa der Tod des Papstes, so verweist dies auf die Problematik der Nachrichtengebung hin. Via Selektion wählen die Medien aus einer Vielfalt von Themen stets nur gewisse aus (vgl. McQuail 2005). Bereits durch die mediale Auswahl können verschiedene Bilder von Begebenheit gezeichnet werden. Dabei lautet zunächst die Frage, was Medien tatsächlich festhalten. Erst danach fragen wir nach dem Warum.

### 2.2.1 Bedeutung medialer Wirklichkeitskonstruktion

Aus den Überlegungen im ersten Teil manifestiert sich die Bedeutung der Massenmedien darin, dass sie für die Gesellschaft einen auf Dauer gestellten gemeinsamen Verständigungskontext für Themen oder Ereignisse schaffen (vgl. Kohring 2006: 165). Durch Massenmedien, deren gewachsenes und weiter wachsendes Angebot an Nachrichten uns im Alltag vielfältig begleitet, breiten sich Ideen und Ereignisse über räumliche Entfernungen hinweg aus. Immer mehr von dem, was unsere Vorstellung von der Realität ausmacht, haben wir nicht selber gesehen oder erlebt, sondern ist Sekundärerfahrung – angeliefertes Material der Anbieter von Nachrichten in modernen Gesellschaften (vgl. Ruhrmann/Woelke 1998: 105; Schulz 1991). Die Frage nach dem Verhältnis von Medien und Wirklichkeit ergibt sich aus der angedeuteten Abhängigkeit unseres Wissens von der Welt und dem darauf beruhenden Handeln.

„Die Medien liefern den Ersatz für eigene Beobachtungen, die grosstechnisch und grossorganisatorisch produzierte Erfahrung schafft eine neue, eine Sekundärumwelt“ (Schulz 1991: 64). In der alltäglichen Begegnung mit Nachrichtenangeboten der Medien erscheint es gemäss konstruktivistischen Ansätzen plausibel, dass zwangsläufig auch unser Weltwissen auf der Grundlage der in Medien angebotenen sozialen Wirklichkeit gebildet wird (vgl. Ruhrmann/Woelke 1998: 104). In anderen Worten: „Massenmedien sind zu Instrumenten der Wirklichkeitskonstruktion geworden“ (Schmidt/Weischenberg 1991: 14). Wie das Zitat von Schmidt bereits andeutet, wird generell davon ausgegangen, dass die Massenmedien in unsere sinnliche Wahrnehmung eingreifen und diese verändern und strukturieren. Alles, was wir folglich im Zusammenhang mit Katastrophen, Risiko- und Umweltproblemen durch das gelieferte Material in Mediennachrichten erfahren, prägt unsere Vorstellung mit. Schon aufgrund der Tatsache, dass Massenmedien wie Presse, Radio, Fernsehen im Prinzip jedem zugänglich sind, darf man eine pauschale Bedeutsamkeit auf Seiten der RezipientInnen unterstellen (Schütz/Peters 2002: 92).

Darüber hinaus gelten Medien in Krisen- und Katastrophenlagen unserer Zeit als besonders wichtig bezüglich ihrer Alarmierungs- und Warnfunktion. Im Ernstfall können Medien in unserer Zeit schnell darüber orientieren, wie auf die akute Gefahrenlage zu reagieren ist und wie diese allenfalls durch entsprechendes Verhalten abzuwenden oder zu mildern ist (ausführlich dazu: Mileti/Sorensen 1990; Brauner 2000).<sup>27</sup> Vor allem mit Blick auf Kommunikationsbedürfnisse der Menschen in Katastrophen- und Krisenlagen wird angenommen, dass zukünftig die journalistische Leitung "Lebenshilfe und Orientierung" an Bedeutung gewinnen wird.

<sup>26</sup> Allerdings sind solche Vergleiche nur durch die Konstruktion von Kriterien möglich, die dann der Wirklichkeitskonstruktion wissenschaftlicher Beobachtung entstammen. Somit handelt es sich auch hier nicht um "Realitätsvergleiche", sondern nur um einen Vergleich verschiedener Konstruktionsformen, welche die Beobachtung leiten.

<sup>27</sup> Vor allem Behörden und Organisationen, die mit Sicherheitsaufgaben beauftragt sind, so zum Beispiel die Polizei, Feuerwehr, Sanitätsorganisationen, Hilfswerke und Bundesämter, haben entsprechende Erwartungen an die Medien, die sich aus ihren Aufgaben ergeben. Die Warnfunktion ist nur ein Aspekt. Wobei auf der Seite des Katastrophenmanagements die Beziehung zu Medien, ihre Rolle generell als auch in Bezug auf ihren Beitrag, die Bevölkerung zu warnen, über Gefahren aufzuklären etc. durch viele Enttäuschungen und Störungen gekennzeichnet ist (vgl. ausführlich dazu: Görke (1999: 156–164); Brauner (2000: 10–17)).

Orientierung durch Wissen umfasst sowohl Wissen, das imstande ist, der Verhaltensregulierung in der Alltagswelt zu dienen als auch dem Ausgleich des psychischen Gleichgewichts. Dies bedeutet, dass gerade aufgrund wechselnder Problemlagen, die der Umgang mit Risiken schafft, in modernen Gesellschaften auch neue Gegebenheiten entstehen bzw. Lösungsversuche erforderlich werden. Solcherart gewinnen neue Funktionsbeschreibungen des Mediensystems neben den klassischen Grundmustern der medialen Informations-, Interpretations-, Kritik- und Kontrollfunktion sowie Unterhaltung in unterschiedlichen Auflistungen betreffend Aufgaben der Medien an Bedeutung (vgl. Weischenberg 2002: 200, 103).

Unübersehbar sind es vergangene Berichterstattungskrisen (z. B. die Katastrophe von Tschernobyl oder die Golfkriege), die Dysfunktionen der Medien offenlegten und zu neuen Leistungsansprüchen „an guten Journalismus“ führten (vgl. Weischenberg 2002: 200, 570–571).

Die Frage nach dem Verhältnis von Medien und den Wirklichkeitsbereichen, die sie darstellen, hängt folglich auch mit normativen Erwartungen zusammen. Diese ergeben sich aus der bereits skizzierten spezifischen Funktionszuschreibung des Mediensystems für die gesamte Gesellschaft. Die dabei zugewiesenen Funktionen bzw. Leistungen für andere Teilsysteme, die teilweise auch rechtlich festgeschrieben sind, laufen somit auf vielfältige Anforderungen an Massenmedien und ihre veröffentlichte Kommunikation hinaus. Je nach Darstellung werden in der theoretischen Debatte zwar unterschiedliche Funktionen als auch Leistungen des Mediensystems identifiziert (vgl. zusammenfassend Wimmer 2007: 97–100). Doch begründet sich die besondere Relevanz der Art, wie Medien Wirklichkeit herstellen, zumindest in demokratischen Gesellschaften aus den Normen des Gesellschaftssystems und nicht nur aus der angedeuteten Abhängigkeit unseres Wissens von der Welt und dem darauf beruhenden Handeln.

Spezifisch in Bezug auf die Berichterstattung über Krisen, von Natur- und Umweltkatastrophen, Terrorismus bis zu Menschenrechtsverletzungen, stimmen viele mit der Erkenntnis von Cattel (2009: 1) überein: „How we collectively recognize and respond to these different threats to humanity depends in large measure on how they become defined and deliberated, constructed and contested in the contemporary news media“. Menschen handeln auf Grund der Bedeutung, die sie der medial vermittelten Umweltsituation geben. Daher sind auch die Folgen real, was die Medien als real definieren und interpretieren<sup>28</sup>. Je konkurrenzloser die Massenmedien als Vermittler von Katastrophen- und Risikoinformationen agieren, umso mehr fällt ihnen eine Art „Realitätsmonopol“ zu (Görke 1999: 63)<sup>29</sup>. So geht aus Befunden einer europäischen Studie von Schulz (2003: 404) hervor, dass die stark differierende Wahrnehmung der Umweltbelastung wie auch Umweltbesorgnis der Bevölkerung im Ländervergleich „eher mit Medieneffekten zusammenhängen als mit dem tatsächlichen Zustand der Umwelt“. Zwar sind wir noch in der Lage, beispielsweise den steigenden Pegel eines Flusses, der uns oder unser Hab und Gut mitzureissen droht, zu erkennen. Anders ist die Ausgangslage im Zusammenhang mit modernen Risikophänomenen. Schon von unserer natürlichen Grundausstattung her entziehen sie sich unserem Wahrnehmungsapparat oft vollständig. So sind wir "blind" gegenüber Phänomenen wie UV-Strahlen, Radioaktivität oder Asbest. Menschen sind darauf angewiesen, dass komplexe Wirkungsphänomene kommunikativ vermittelt und Ursachen erläutert werden, um die Folgen zu verstehen. Dazu trägt folglich der Journalismus wesentlich bei (vgl. Neverla 2003: 2; Kruse 2007: 114–115).

Auch lassen sich Risiken, die mit geringer Wahrscheinlichkeit, aber hohem Schadenspotenzial eintreten, nicht im Rahmen der Erfahrung abschätzen (vgl. Peters 1994a: 330; Renn et al. 2007). Selbst bei

<sup>28</sup> Diese offensichtliche Abhängigkeit von Situationsdefinitionen von unsichtbarem Geschehen, das aus Medien stammt, erinnert hinsichtlich der Auswirkungen an das vielzitierte Thomas-Theorem: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Auf Deutsch: Wenn Menschen die Situation als real definieren, so sind auch ihre Folgen real).

<sup>29</sup> Vor diesem Hintergrund sind die Aufgaben- und Funktionszuschreibungen zu lesen, die aufgrund der Bedeutung von Journalismus bzw. Medienkommunikation für die Gesellschaft formuliert werden.



traditionellen Naturkatastrophen gibt es sinnliche Grenzen des Beobachtbaren. Verglichen mit früheren Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung kann man eine Vielfalt an Beobachterperspektiven der Fachleute feststellen, etwa zu Lawinen-, Hochwasser- oder Erdbebenrisiken. Dies führt dazu, dass uns die umgebenden Gefahren erst bewusst werden, allein daher, weil Schadenslagen in Form von abstrakten Ursache-Wirkungs-Beziehungen greifbar werden. Auf dieser Basis kann das von Journalistinnen und Journalisten ausgewählte (wissenschaftliche) Wissen auch für Laien langfristig eine generell abstraktere Wirklichkeit erschliessen.

Inwiefern ein Zusammenhang zwischen Mediennutzung und wahrgenommener Informiertheit und dem Umweltbewusstsein der Rezipienten besteht, wurde von Schulz (2008) untersucht. Die Ergebnisse zeigen sehr deutlich einen signifikant positiven Zusammenhang zwischen der themenspezifischen Mediennutzung und der Skala zur Informiertheit über Umweltthemen. Wobei die Mediennutzung als Erklärung für Umweltbewusstsein am stärksten ausfällt, wenn eigene Erfahrungen und Beobachtungen fehlen und folglich das Urteil über die Umwelt in relativ starkem Masse von Fakten und Urteilen in den Massenmedien abhängig ist (Schulz 2003: 397).

## **2.3 Katastrophen- und Risikoberichterstattung in der Medienkritik: Forschungsstand und Defizite**

Wenn die Öffentlichkeit ihre Informationen fast ausschliesslich aus den Medien bezieht und medial vermitteltes Wissen als Beurteilungsgrundlage der Gefährlichkeit eines Risikos vielfach dominiert<sup>30</sup>, so sind auch die Anforderung und Erwartungen an die Medienberichterstattung zu Katastrophen- und Risikothemen hoch. Im Forschungsfeld der Risikokommunikation befasst sich ein bedeutender Teil der Analysen mit der Struktur und den Entstehungsbedingungen risikorelevanter Informationen.

Allerdings lesen sich Studien zu den Merkmalen der Risiko- und Katastrophenberichterstattung und was dazu in den Medien seinen Niederschlag findet, vorwiegend als defizitärer Ist-Zustand. So ist aus empirischen Studien allgemein bekannt, dass Naturkatastrophen, aber auch Unfälle und Verbrechen, gegenüber den Risiken, die Menschen tatsächlich das Leben kosten, übergewichtet würden (vgl. Renn 1992; Jungermann/Slovic 1993a; Slovic 2000b; Renn 2002). Die Negativ-Orientierung als journalistisches Selektionskriterium – oder in den Worten von Kalt (1992: 268) „Katastrophengeilheit“ – führt gemäss Einsichten aus grösstenteils risiko-objektivistisch orientierten Forschungsansätzen dazu, dass vor allem über negatives Weltgeschehen berichtet würde. Somit dominierten Krisen, Kriege, Konflikte und Katastrophen das Medienbild. Neverla (2005: 3) nennt diese Faktoren, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, „K-Faktoren“.<sup>31</sup> Wobei in der Berichterstattung diese Ereignisse noch besonders negativ dargestellt würden.

Generell gehen Vertreter der risiko-objektivistischen Forschungsrichtung davon aus, dass sich Risiko-realitäten objektiv abbilden lassen (vgl. Kap. 2.3.4).<sup>32</sup> Zwar wird nicht bestritten, dass die Medien durchaus einen wichtigen Beitrag zum geschärften Umweltbewusstsein der Bevölkerung beigetragen haben und ebenso für die Informiertheit in der Bevölkerung über Umweltprobleme bedeutend sind (z. B. Schulz 2003: 404). Allerdings wird von ihnen durchgängig kritisch kommentiert, dass vermeintliche oder tatsächliche Katastrophen oder Umweltrisiken vor allem als spektakuläres Geschehen in der Berichterstattung zu sehen sind (vgl. Aurand 1993). Dadurch fehle der Blick fürs Ganze. Auch werden gegen die opferorientierte Medienberichterstattung Vorwürfe erhoben (vgl. Heilmann 1994:

<sup>30</sup> Gemäss einer Studie von Plapp (2003: 180–181) bezogen sich für die Beurteilung der Gefährlichkeit von Erdbeben knapp 90% der Befragten in Deutschland auf medial vermittelte Wissensbestände. Bei Hochwasser oder auch Sturm spielt die eigenen Erfahrung (66.2% bzw. 56.9%) zusammen mit Berichten aus diversen Medien als Beurteilungsgrundlage eine wichtige Rolle.

<sup>31</sup> Im Kontrast dazu meint positive Valenz vor allem einen Faktor, den Erfolg – den „E-Faktor“ (siehe dazu Peters/Heinrichs 2005: 3).

<sup>32</sup> Die traditionelle Annahme, Risiken seien objektiv zu bestimmen, wurde durch die Weiterentwicklung um viele subjektive und wertebezogene Aspekte der Risikoperzeption ergänzt. Demzufolge spielen psychologische, soziale, kulturelle oder politische Faktoren eine wichtige Rolle, was in sozialer Hinsicht als Risiko wahrgenommen und problematisiert wird (vgl. Görke (1999); Renn et al. (2007)).

32). Gleichzeitig wird eine realistische Risikowahrnehmung der Bevölkerung oder eine angemessene Einschätzung der Ernsthaftigkeit von Naturkatastrophen in Frage gestellt; mitunter werden die schädlichen Folgen der Berichterstattung für den falschen Eindruck von Risiken seitens der Bevölkerung verantwortlich gemacht (vgl. Aurand 1993; Peters 1994a; Görke 1999: 79; Görke 1999: 79; Ruhrmann 2000; Schulz 2003).

Doch sind die in der Literatur vorhandenen Erkenntnisse zu den kommunikativen Aspekten von Risiko und Katastrophen kommunikationstheoretisch betrachtet nicht ohne Probleme<sup>33</sup>. Dies kritisiert vor allem Görke (1999) in seiner Studie. Aus Sicht der konstruktivistischen Theoriebildung seien Prämissen, an denen sich Vertreter der risiko-objektivistischen Forschung orientieren, jedenfalls überholt. Bereits die Frage der Wirkung der Medien auf die allgemeine Öffentlichkeit und auf Katastrophopfer im Besonderen beruht oft auf Annahmen direkterer Einflussnahme.

Jedenfalls ist noch an anderer Stelle zu zeigen, dass für Laien im Hinblick auf die Einschätzung und Akzeptanz eines Risikos viele unterschiedliche Faktoren eine Rolle spielen. Zudem muss die aktive Rolle des Publikums bei der Rezeption der Medienberichterstattung stets beachtet werden (vgl. Ruhrmann 2000; Bonfadelli 2002a). Die gängige Auffassung der Affinität der Medien für negative Ereignisse sowie die Neigung, diese in sensationalistischer Manier darzustellen, dient hierbei vielfach als Beleg für den verzerrenden Charakter der medialen Risikowirklichkeit. Zu den weit verbreiteten Vorwürfen gehört vor allem die fehlende Übereinstimmung mit der „objektiven“ Realität (vgl. Bonfadelli 2004: 294)<sup>34</sup>. Bei der Kritik handelt es vielfach um das Aufzeigen von Abweichungen, z. B. von den jeweiligen Realitätsindikatoren (etwa offizielle Statistiken der Toten, Schadensmasse, Schadstoffwerte, Katastrophenhäufigkeit, Urteile von Experten) oder Verzerrungen der Faktendarstellungen beobachtbarer Phänomene im Nachrichtenjournalismus (vgl. z. B. Schulz 1989; Weischenberg/Scholl 1998; Görke 1999; Schütz/Peters 2002). In Diagnosen dieser Art bilden folglich wissenschaftliche Erklärungshorizonte bzw. ihre Daten häufig den Massstab, an dem die Medienwirklichkeit bzw. Qualität der Berichterstattung gemessen wird (vgl. Görke 1999; Ruhrmann 2000).

Kepplinger (1991: 125) und andere Autoren, die beispielsweise den Umfang der Technikberichterstattung in den Medien über ein Risiko mit der Beurteilung der Risikohöhe durch Experten vergleichen, stellen fest, dass die Medienaufmerksamkeit kaum mit der tatsächlichen Risikohöhe<sup>35</sup> korrelierte (z. B. Singer/Endreny 1987; Combs 1994: 4). Kepplinger (1989b: 117) etwa beobachtet, basierend auf einer umfangreichen Inhaltsanalyse der Technikberichterstattung in deutschen Zeitungen und Zeitschriften, dass der Anstieg der Berichterstattung über die Luftverschmutzung in eine Zeit fiel, wo gemäss verfügbarer Messreihen eine Stagnation oder Verringerung gewisser Emissionen Fakt war. Solche Diskrepanzen zwischen Art und Höhe der Berichterstattung und "objektiven" Risikoindikatoren stellte Kepplinger auch bei Gegenüberstellungen anderer Risiken fest. So folgert Kepplinger (1989b; 1992) daraus, dass die Änderung in der Berichterstattung über Risiken in erster Linie auf die veränderten Einstellungen von Journalisten und deren Berufsverständnis zurückzuführen sei und weniger auf reale Veränderungen der Art und Höhe dieser Risiken. Nicht nur in Richtung Dramatisierung treten nach Kepplingers Einschätzung die Folgen dieser defizitären Gewichtung von Risiken durch die Medien zutage. Analoges beobachtet er auch in der Negierung von tatsächlich bedrohlichen Entwicklungen in der Gesellschaft (vgl. Kepplinger 1992: 121–122).

---

<sup>33</sup> Zudem muss in Rechnung gestellt werden, dass die wenigsten Studien eine historische Perspektive einnehmen und danach fragen, welches "öffentliche Katastrophenbild" in den Medien entworfen wurde und inwiefern über die Zeit solche Ereignisse als unterschiedlich nachrichtenswürdig bewertet worden sind. Das aktuelle Bild der Wirklichkeit, das sich in den Medien ergibt, kann auch mit einem tiefgreifenden Wandel der sozialen und politischen Wirklichkeit oder einem grundlegenden Funktionswandel der Medien einschliesslich ihrer Selektionskriterien im Laufe der Pressegeschichte einhergehen. Zur Frage beispielsweise, ob sich die für die Massenmedien charakteristisch erscheinenden Phänomene Negativismus und Sensationalismus in Katastrophenlagen erst in jüngster Zeit herausgebildet oder verstärkt haben, lässt sich daher nichts sagen.

<sup>34</sup> Schulz trägt in seinem vielzitierten Aufsatz „Massenmedien und Realität“ über die relevante Forschung dazu eine Vielzahl von Belegen zu Verzerrungen zusammen (ausführlich dazu: Schulz 1989).

<sup>35</sup> Die Risikohöhe im Sinne eines statistisch erwartbaren Schadens.

Die journalistische Anfälligkeit für eine „realitätswidrige Darstellung von Themen und Ereignissen“ (Kepplinger 1989b: 165) in der Presse über Technik und Technikfolgen vergleicht Kepplinger mit einem willkürlich geschaffenen „künstlichen Horizont“ (1989b: 226). Die Orientierung daran gibt keinen Aufschluss über reale Risiken und „gleichet damit einem Blindflug anhand eines künstlichen und völlig willkürlichen Horizontes“ (Kepplinger 1989b: 138)<sup>36</sup>. Gemäss Kepplinger sind die ansteigenden technikfeindlichen Medieninhalte seit 1965 hauptsächlich für die sich abzeichnende Technikskepsis der Bevölkerung verantwortlich. Zu einer ähnlichen Feststellung kommen Singer und Endreny (1987: 10), die von „symbolic environment of the mass media“ sprechen. Sie kommen zum Schluss: „The media do not report on risks, they report on harms“ (Singer/Endreny 1987: 14). Einen Zusammenhang zwischen Umfang der amerikanischen Medienberichterstattung, bei denen es um Überschwemmungen, Unfälle, Rauchen, Flugzeugabstürze, AIDS etc. ging und der Anzahl Opfer konnten sie nicht feststellen. Naturkatastrophen als auch Unfälle würden mit den Wahrnehmungskategorien von Laien vermittelt und kaum in Orientierung an den von der Wissenschaft entwickelten Risikokonzepten zur Erfassung solcher Ereignisse. Nur sehr selten seien statistische Angaben über die Eintretenswahrscheinlichkeit des Schadens enthalten (vgl. Singer/Endreny 1987).

Zu den weiteren Vorwürfen realitätswidriger Katastrophen- und Risikoberichterstattung gehören Fehlleistungen, die das Medienecho für internationales Katastrophen- und Risikogeschehen betreffen. Dass hinsichtlich der Auslandsnachrichten Katastrophen eine eigentliche Sonderstellung innehätten, haben Studien in den 1980er und 1990er Jahren gemäss Wilke (2008a: 248) allerdings nicht bestätigt. Auch eine aktuelle "Foreign-News-Studie" von Bauer (2011), welche die Hauptnachrichtensendungen von 17 Ländern vergleicht, kann das sogenannte "Erdbebensyndrom", das besagt, dass nur über Naturkatastrophen berichtet würde (vgl. Wilke 2008a: 248), nicht bejahen.

Angeführt werden auch Verzerrungen aufgrund der kulturellen Voreingenommenheit und somit der Präferenz der Medien für Opfer aus dem gleichen Kulturkreis (Adams 1986). Wie bereits bei Kepplingers Argumentation wird die journalistische Selektionspraxis, die nicht den allgemein wissenschaftlichen Daten und Beurteilungen folgt, als defizitärer Ist-Zustand und Hindernis für eine korrekte Katastrophen- und Risikodarstellung dargestellt.

Die von Adams (1986)<sup>37</sup> angeführte These, diese unterschiedliche Aufmerksamkeit benachteilige gezielt die Dritte Welt, hat sich in der Studie von Singer/Endreny/Glassmann (1991) nicht erhärtet. Sie untersuchten dazu die US-amerikanische Katastrophenberichterstattung in den Jahren 1960 und 1984. Hingegen bestätigt ihre Studie geografische Verzerrungen: „[N]ews about natural disasters in the United States is given disproportional attention in the U.S. press; but there are no consistent biases in favor of other parts of the world“ (Singer/Endreny/Glassmann 1991: 58).

Wie aus aktuellen Studien zur Auslandsberichterstattung hervorgeht, wird im Gegensatz zur Vermutung von Adams (1986) über Länder aus der Nachrichtenperipherie<sup>38</sup> vor allem im Zusammenhang mit Krisen, Kriegen, Unglücken oder Naturkatastrophen berichtet. Im Vergleich zu Nationen des Nachrichtenentrums, die aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Nähe bedeutsame Nachrichtenfaktoren<sup>39</sup> aufweisen und dadurch sowohl häufiger als auch in einem breiteren Themenspektrum die Aufmerksamkeit gewinnen, prägen hingegen einzelne negative Ereignisse oder Themen die Aufmerksamkeit für Nationen und Regionen, über die in der Regel kaum berichtet wird (vgl. Kamps

<sup>36</sup> Allerdings wurden Kepplingers Studien zur Technikberichterstattung in methodischer Hinsicht kritisiert. Beispielsweise wurden nur jeweils die ersten vier Seiten einer Zeitung untersucht und diesbezügliche Medienangebote im Wissenschaftsressort ebenfalls nicht berücksichtigt (zusammengefasst bei Bonfaddelli (2004: 292))

<sup>37</sup> Adams (1986) zeigt in seiner Studie, wie hoch die Anzahl der Toten sein muss, damit Naturkatastrophen aus bestimmten Teilen der Welt in den amerikanischen Fernsehstationen als berichtenswert erscheinen.

<sup>38</sup> Zur Nachrichtenperipherie gehören jene Nationen, die in der jeweiligen Auslandsberichterstattung einer Nation kaum in Erscheinung treten. Der periphere Status ergibt sich durch die geringen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen und erklärt sich weit weniger aus der geografischen Ferne zu einem Land (vgl. Kamps (1999)).

<sup>39</sup> Zur Erklärung von Nachrichtenfaktoren siehe Kap. 5.

1999: 248, 301; Wilke 2008b). Sind gewisse Weltregionen von negativen und konflikthaften Ereignissen stärker betroffen, erhöht sich die Beachtungschance zumindest in den Fernsehnachrichten (Kioussis/McCombs 2003: 149). Was dieser generelle Befund letztlich bedeutet, lässt sich anhand eines Beispiels mit Bezug zu Deutschland errahnen. Gemäss Maurer/Reinemann (2006: 150) berichteten von Anfang 1999 bis März 2000 die Sender ARD und ZDF in 201 Beiträgen über Afrika. Ein Drittel dieser Berichte war auf Naturkatastrophen fokussiert. Von entfernten Ländern erfährt die Öffentlichkeit in den Fernsehnachrichten vor allem im Zusammenhang mit dramatischen Ereignissen. Allerdings können Befragte den Nachrichtenwert deutlich anders einschätzen, als dies Nachrichten nahelegen (dazu etwa Shoemaker/Cohen 2006). Insofern vermitteln zwar Medieninhalte Sinnentwürfe und Deutungen der Welt. Doch Individuen rezipieren und interpretieren das jeweilige Medienangebot, sodass Medieninhalte nicht einfach als "Stimuli" wirken. Vielmehr wird ihre Bedeutung erst im jeweiligen aktiven Rezeptionsprozess konstruiert (ausführlich: Bonfadelli 2004; Schenk 2007).

### 2.3.1 Fehler und Fehldiagnosen als Gegenstand der Medienkritik

Weiter beklagt wird an der Berichterstattung, wie selten eine neue Gefahr in Relation zu bekannten Risiken gesetzt werde. Statt beispielsweise ein aktuelles Hochwasser mit vielen anderen zu vergleichen, wird es üblicherweise mit der Normalität bzw. „Normalwasser“ verglichen (Brauner 2000: 14). Gerade die Katastrophenberichterstattung vermittele – wie Feldmann (2002: 3) betont – „'heimlich' die Illusion einer unter 'normalen Bedingungen' heilen Kultur und Natur“. Er begründet diese Annahme damit, dass die Ursachen der Schäden weder in ihrer Vernetzung noch in ihrer "objektiven" Bedeutsamkeit benannt werden. Laut Feldmann (2002: 3) „werden nebensächliche, ja teilweise irreführende Aussagen von Politikern und anderen Personen des öffentlichen Lebens ins Zentrum gerückt, ohne die dahinterstehenden Interessen offenzulegen. Diese 'Leitpersonen' verdecken im buchstäblichen Sinn die tatsächlichen Naturzerstörungen, die für die meisten Menschen nur über die Massenmedien sichtbar gemacht werden könnten“. Insbesondere zeigt sich im Verlaufe der Beobachtung des massenmedialen Umgangs mit Risikorealitäten und der in vielen Kommentaren kritisierten medialen Umwelt- und Katastrophenberichterstattung, dass aktuelle Klagen über die journalistische Qualität gleich lauten wie vor Jahrzehnten, nämlich, dass sich Medienschaffende damit begnügen, Ereignisse als Momentaufnahmen und entsprechend schlaglichtartig zu präsentieren, „statt in der notwendigen Tiefe darzustellen“ (z. B. Gottschlich 1985: 31; Escobar/Demeritt/van Buren 2012) und, dass über Naturzerstörungen nur sporadisch, partiell und punktuell berichtet wird. Dies wirkt insbesondere auf manche Forschende in diesem Forschungsfeld ernüchternd. Zumal einige MedienkritikerInnen der Meinung sind, dass die Berichterstattung vor allem im Hinblick auf Fehler und Fehlleistungen keine elementaren Fortschritte ausweisen könne. Dies, obwohl das Umweltbewusstsein in der Öffentlichkeit und die Kompetenz der Medienschaffenden gewachsen seien (vgl. Feldmann 2002: 3; Schulz 2003: 404). Mitunter wird von Medienschaffenden mehr Kritik- und Lernfähigkeit erwartet, auch hinsichtlich künftiger Bedrohungen. Inwiefern eine Bereitschaft dazu besteht, ist allerdings eine andere Frage.

In Bezug auf Hochwasser sind beispielsweise konfuse, fehlerhafte Begriffe immer wieder festzustellen. Und dementsprechend macht auch das "Jahrhundert-Hochwasser" immer wieder Schlagzeilen (vgl. Hagemeyer-Klose 2008). Da extreme Naturereignisse oft häufiger auftreten als uns die Erfahrung vermuten lässt, ist beispielsweise die Bezeichnung "Jahrhundertereignis" oft nicht zutreffend<sup>40</sup>. Fehlerhafte Diagnosen dieser Art waren etwa bei der Berichterstattung über die Schweinegrippe zu beobachten. Hintergrundinformationen, etwa dass es sich bei dem H1N1-Virus nicht um ein neues Virus handelt, die "Grippe-Pandemie des 21. Jahrhunderts" im Vergleich zu einer herkömmlichen

<sup>40</sup> Im Falle der Schweiz sind für die vergangenen 500 Jahre 25 teilweise sehr schadreiche Überschwemmungen überliefert, die allein der Alpenrhein verursachte. Diese effektive Häufigkeit wird gerne falsch eingeschätzt bzw. die Erinnerung daran verblasst leicht – insbesondere wenn wir nicht selber direkt betroffen waren (Amt für Wald Graubünden (2009: 3))

Grippe weniger gefährlich ist oder die Sterblichkeit im Vergleich zur Vogelgrippe gering ist, werden laut Kritik in der Berichterstattung nur selten angeboten. Unter diesem Mangel an aufklärender Verarbeitung von Risikothemen wird die Möglichkeit für das richtige Einordnen der Gefahr für die Bevölkerung verunmöglicht (vgl. Weingart/Engels/Pansegrau 2008).

Neben der Kritik an der wenig wissenschaftsbezogenen Arbeitsweise wird wiederholt auf die Nachlässigkeit von Medienredaktionen und JournalistInnen in Bezug auf die Planung und Vorbereitung auf „die sozusagen sichtbar auf sie zukommende Katastrophe“ (Schanne 1996a: 217) hingewiesen. Vielmehr lassen sich Medienredaktionen von Katastrophen in ihrer Nahwelt überraschen. Journalismus wird in diesem Zusammenhang auch vorgeworfen, meist nur reaktiv und ereignisbetont zu berichten. So würden Entwicklungen vor oder nach einem Ereignis nicht berücksichtigt, z. B. die wenig spektakulären langfristigen Nebenfolgen. Dies wird etwa von Seiten des Katastrophenmanagements als Grund angeführt, dass immer weniger Menschen über das für Notfall- und Krisenbewältigung notwendige Grundwissen verfügen würden (Brauner 2000: 10)<sup>41</sup>.

Neben dem Vorwurf der Sensationsmache, worauf an anderer Stelle eingegangen wird (vgl. Kap. 5.4.3–5.4.5), betrifft eine weitere Problematik das Stilmittel des "Immermehrismus", mit dem JournalistInnen besonders lebhaft auf die Dramatik des jeweiligen Problems aufmerksam machen möchten. JournalistInnen gebrauchen Wendungen wie "immer mehr", "immer häufiger" und so weiter, ohne dass sie in ihren Texten eine entsprechende Entwicklung im Zeitverlauf dokumentieren würden, lauten die Befunde von Brosius/Breinker/Esser (1991: 422) in ihrem Aufsatz „Der Immermehrismus“. Die Autoren nennen einige Beispiele aus der Fülle von Themen, die von Sensationen künden, aber keine sind. Nicht ausgeschlossen wird, dass solche sprachlich ungenauen Formulierungen benutzt werden, „um ihre story“ zu verkaufen (Brosius/Breineker/Frank 1991: 422). „Für den Rezipienten werden Bedrohungspotenziale aufgebaut, die durch die Informationen im betreffenden Beitrag oft nicht gerechtfertigt sind“, lautet das Fazit (Brosius/Breineker/Frank 1991: 424).<sup>42</sup> Allerdings gilt für diese Studie, wie für viele andere auch, dass nicht für einen angemessen grossen Zeitraum geprüft wurde, ob tatsächlich ein Trend vorliegt oder ob das angeblich neue Phänomen schon länger existiert, aber erst jetzt Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden hat.

In jüngster Zeit häuft sich zudem die Kritik an den Medien in Bezug auf die Heraufbeschwörung von Katastrophen. Demnach würden Schreckensszenarien in den Medien wie gesicherte Berechnungen behandelt. Wenn es anders komme als vorhergesagt, erkläre dies dem Publikum niemand. Mit anderen Worten: „Entwarnung gibt es nie. [...] Nur die wenigsten erinnern sich, wie es mit den diversen Seuchen, Lebensmittelskandalen und Umweltdesastern eigentlich ausging“ (Miersch 2009). Vermutet wird ferner, dass solche Berichterstattung mit kommerziellen Interessen der Medien verbunden ist und darauf abzielt, Menschen an die Bildschirme zu binden und Einschaltquoten und Absatzzahlen zu generieren<sup>43</sup>. An Beispielen wie der Berichterstattung zum Klimawandel, zur H1N1-Schweinegrippe oder mit Blick auf das Sturmtief "Daisy" 2010<sup>44</sup> mit Warnungen zum bevorstehenden Schneetreiben, das so nicht eintraf, erhärten sich diesbezügliche Verdachtsdiagnosen.

---

<sup>41</sup> Brauner (2000), der aus Sicht des Katastrophenmanagements viele Kritikpunkte an die Adresse des Journalismus richtet, sieht die Hauptursache für viele Probleme in den fehlenden journalistischen Sachkenntnissen. So wie bereits Slovic (1986: 411) die Meinung vertritt, Journalisten müssten generell in Bezug auf die Risikothematik gebildet werden, konkretisiert Brauner (2000: 14) auch die Inhalte des Wissens, welche es zu erwerben gilt: zum Beispiel zu Risiko, Wahrscheinlichkeit, Katastrophe, Ursachen-Wirkungsgeflecht etc.

<sup>42</sup> Wie Neuberger (2000: 3) zu solchen und ähnlichen Trendhypothesen (z. B. "Immermehrismus") feststellt, bestehe im Journalismus die Neigung, schon aus wenigen Einzelbeobachtungen einen Trend zu konstruieren, der einer genauen Prüfung nicht standhalte.

<sup>43</sup> Aus Mediensicht lässt sich bei Katastrophensituationen der direkte Einfluss auf Einschaltquoten gut nachweisen. Als herausragend erwies sich eine Sondersendung zur Flutkatastrophe in Deutschland am 3. August 1997 zur Primetime um 20.15 Uhr. Die gemeinsame Sondersendung des Ersten Deutschen Fernsehens, des Deutschen Roten Kreuzes und der grössten Boulevardzeitung Deutschlands, der BILD, zog über 8.5 Millionen Zuschauer an (vgl. Anger (2000: 46)).

<sup>44</sup> Das Sturmtief Daisy hatte in der Zeit vom 8. bis zum 11. Januar 2010 weite Teile Mitteleuropas erfasst. Es führte zu schweren Beeinträchtigungen durch Schneestürme in weiten Bereichen Europas und forderte über 100 Todesopfer. Allerdings sind die angekündigten Schneemassen etwa für Deutschland oder Österreich weit unter den Prognosen geblieben (dazu ausführlich: Csekits et al. (2009)).

Noch einmal anders fällt die Kritik an der Katastrophen- und Krisenberichterstattung im Fernsehen im Vergleich mit der Presse aus. Während Letztere noch eher hintergründig und analytisch berichten würde, seien am Live-Medium mehrere Faktoren zu beanstanden: z. B. der Hang des Fernsehens zum Voyeurismus, zu Erzählformen des Dramatisierens sowie eine Überbietungsspirale der Sender im Bestreben, nicht nur schneller, sondern auch permanent exklusive Nachrichten zu bringen. Weiter wird kritisiert, dass emotionalisierte und personalisierte Schicksalsgeschichten gezielt eingesetzt werden, um Wellen des Mitleids und der Spendenbereitschaft anzustossen. Diese Dynamik scheint vor allem aus dem Kampf um Marktanteile und Quoten zu resultieren, dem die Berichterstattung unterliegt (vgl. Weichert 2005; Krause 2007). Allerdings werden Naturkatastrophen sehr wohl auch in der Boulevardpresse zur Sensation, doch gibt es Unterschiede zur Qualitätspresse. Darauf verweisen inhaltsanalytische Daten zur Presse am Beispiel von katastrophalen Waldbränden, wo die Qualitätspresse – repräsentiert allerdings nur durch eine Zeitung – die Informationspflichten hinsichtlich der Anforderungen an Objektivität und Einhaltung ethischer Grundsätze zu erfüllen vermochte (vgl. Koth 2009).

### **2.3.2 Kommunikationsschäden als Gegenstand der Medienkritik**

Die Folgen, die den Medien aufgrund verzerrender Darstellungen von Realität und Risiken angelastet werden, bezeichnet man in der risiko-objektivistischen Forschung als "Kommunikationsschäden". Die Vertreter einer objektiven Risikokonzeption gehen von Risiken als Umweltereignissen aus, die entsprechend berechnet und gemessen werden können. Diesem Verständnis nach – wie Görke (1999: 149) kritisch anmerkt – „gilt 'die Wissenschaft' als einzig relevanter [...] Produzent wahrer Risikoinformationen“. Wissenschaftliche Experten besitzen gemäß dieser Vorstellung eine exklusive Perspektive auf gesellschaftliche Risiken. Entsprechend diesem Denken wird die Aufgabe der Medien darin gesehen, als Übermittler von „wissenschaftlich korrekter Risikoinformationen“ an die Laienbevölkerung zu dienen (Görke 1999: 150). Im Mittelpunkt der Kritik stehen daher vor allem die Medien bzw. ihre erkennbar sachlich unangemessenen Realitätsdarstellungen. Dieser Auffassung nach wird in der Regel die Verantwortung für Kommunikationsschäden den Medien angelastet. So wird etwa argumentiert, dass der Preis, den wir für entsprechende Mängel des Informationstransfers in komplexen Gesellschaften zahlen, die unbeabsichtigten, aber absehbar negativen Wirkungen der Massenmedien sind (vgl. Kepplinger 1992: 151).

Bevor aus einer konstruktivistischen Perspektive die Erklärungskraft solcher Argumente hinterleuchtet und der Frage nachgegangen wird, was tatsächlich die journalistischen Auswahlentscheidungen steuert und wie die Leistungsbeziehung zwischen der Wirklichkeit der Medien und Teilen ihrer Umwelt einzuschätzen sind, wenden wir uns der Debatte um Schadenspotenziale der Katastrophen- und Risikoberichterstattung zu. Dazu hat Kepplinger (1992: 151–156) eine Systematisierung vorgenommen. Als Grundlage seiner Kategorisierung betrachtet der Autor allerdings nur die als negativ beurteilten Konsequenzen journalistischer Risikokommunikation. Nach Keplingers Perspektivierung lassen sich diese in materielle, nichtmaterielle sowie punktuelle und strukturelle Schäden unterteilen: Während sich die materiellen Folgen nach dieser Auffassung in Geldwert ausdrücken lassen, ist das bei den anderen Folgen nicht möglich. Punktuelle Kommunikationsschäden zeichnen sich durch ein räumlich und zeitlich begrenztes Auftreten aus. Davon grenzen sich strukturelle Schäden ab. Deren Eintreten ist gekennzeichnet durch Medienberichte, welche die Rahmenbedingungen für späteres Handeln beeinflussen bzw. verändern. Nach Ansicht Keplingers ist es sekundär, ob diese Änderungen zum Beispiel infolge von neuen Gesetzen und Erlassen vorwiegend durch Medien verursacht werden oder nicht. Vielmehr wird als entscheidend erachtet, ob sie ohne Berichterstattung eingetreten wären oder nicht (Kepplinger 1992: 152). Die strukturellen Kommunikationsschäden werden als wesentlich gravierender eingeschätzt als punktuelle. In diesen Fällen sind es besonders Wirtschaftsschäden, die Medien häufig angelastet werden (vgl. Görke 1999: 139 Anm.: 104). Dazu gehören Absatz-

schäden, Arbeitsplatzverluste, Verzicht auf innovative Zukunftstechnologien etc.<sup>45</sup> Doch finden sich unter den aufgeführten Konsequenzen auch Argumente, in denen sich der postulierte Schaden in Form von Menschenleben oder kreatürlichen Opfern manifestiert (Görke 1999: 140). Wie etwa Heilmann (1990: 203) überzeugt ist: „Falscher oder vorzeitiger Alarm in den Medien kann nicht nur Ängste schüren und Panik auslösen, er kann auch Gesundheitsschäden anrichten und Tote fordern.“ Er beruft sich in seiner Einschätzung auf die von den Medien hochgespielten Nebenwirkungen eines Medikamentes. Wobei durchaus ähnliche Ansichten und Befürchtungen zu Begleiteffekten journalistischer Panikmache im Kontext der Katastrophenberichterstattung diskutiert werden. Hier handelt es sich um einen vielfach erörterten Mythos in der Katastrophenliteratur, der in dieser Zuspitzung den Ruf nach "Verantwortung" der Medien gegenüber der Öffentlichkeit oder dem Krisenmanagement stimuliert.

Neben materiellen Kommunikationsschäden, bei denen die Berichterstattung vor allem Personen oder Unternehmen schädigt, werden Medienberichten, die der tatsächlichen Bedrohungslage nicht entsprechen, nichtmaterielle Kommunikationsschäden angelastet. Ansatzpunkt solcher Postulate ist zumeist die Beobachtung, dass die von den Medien als relevant erachteten Risiken nicht jenen der Wissenschaft entsprächen, was dazu führe, dass die öffentliche Meinung fehlgeleitet und das Risikobewusstsein der Bevölkerung unterhöhlt werde (vgl. Kepplinger 1992: 150–151; Görke 1999: 146). Hierbei erwiesen sich vor allem Schlagworte wie der von den Medien inszenierte Daueralarm oder die journalistische Panik- bzw. Angstmache als häufig verwendete Bezeichnungen für das Zustandekommen solch schwer fassbarer Kommunikationsschäden. So lautet beispielsweise die Einschätzung von Hömberger (1993: 88): „Permanentes Katastrophengeschrei kann auch dazu führen, dass das Risikobewusstsein geschwächt statt gestärkt wird. Bumerang-Effekte wie Informationsverdrängung und -umdeutung verhindern problemadäquates Verhalten.“ Zugespielt formuliert: Falsche bzw. verzerrte Informationen seitens der Medien würden beim Massenpublikum Meinungs-, Gesinnungs- oder Wissensänderungen hervorrufen sowie unter Umständen falsche Reaktionen in kritischen Situationen begünstigen (vgl. Görke 1999: 146).

Nach Ansicht der Forschung sind Angst und Furcht vor "falschen" Bedrohungen gegenüber den wirklichen Risiken der Preis, den wir für die publizistische Moralisierung und Dramatisierung von Sachfragen zahlen (vgl. Kepplinger 1992: 156). Ein damit verwandtes Problem ist die verminderte Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. Im Zuge der Veränderungen des Wissenschaftsbildes in der Öffentlichkeit, die sich etwa in Protesten gegen neue Technologien offenbaren und einen Bruch mit dem bedingungslosen Glauben an Expertenwissen und wissenschaftliche Risikoabschätzungen erkennen lassen, geraten die Massenmedien in die Schusslinie. Auf medientechnische Entwicklungen verweisend und mit Blick auf die Kapazität der Medien, Informationen aus aller Welt zu vermitteln, hält Slovic (1993: 679) die Berichterstattung generell für bedenklich: „Much of what the newspaper reports is bad (trust destroying) news“.

Solchen Auffassungen nach wird das Massenpublikum als schutzloses Opfer risikojournalistischer Desinformation über Sachfragen betrachtet. Die Möglichkeit, dass Mediennutzende aktiv und nicht bloss als passive Empfänger auf Katastrophen- und Risikokommunikation reagieren<sup>46</sup>, wird dabei

---

<sup>45</sup> Als Beispiel, wie der Verlauf der Medienberichterstattung das Vertrauen in gewisse Konsumgüter erschüttern kann, sei hier an die BSE-Krise erinnert. Die Medienthematisierung hat sich auf die Fleischwirtschaft sehr ungünstig ausgewirkt. Es dauerte Monate, bis der Rindfleischkonsum wieder auf demselben Niveau wie vor der BSE-Krise war.

<sup>46</sup> Das meiste Wissen über Katastrophen scheint von den Massenmedien und der populären Kultur zu stammen. Wie Garner (1996) in einer Studie zur Interpretation eines Flugzeugunglückes durch die Bevölkerung beobachtete, scheinen sich die Menschen durchaus bewusst zu sein, dass sie hinsichtlich des Verhaltens in einer Katastrophe aus den Informationen der Medien lernen können. Und das scheint gemäss den Befunden weit komplexer und auch vielfältiger zu sein als bisher angenommen. Im Falle eines Flugzeugunglückes zeigt sich, dass Menschen ohne Flugerfahrung fähig sind, über Ursachen, Reaktionen und Verhalten zu diskutieren. Wie Garner (1996) feststellte, spielen sogar die Sicherheitsinstruktionen im Vergleich zum Einfluss der Massenmedien nur eine untergeordnete Rolle.

ebenso wenig berücksichtigt wie die Fähigkeit eines mündigen Publikums, die Qualität der Berichterstattung zu reflektieren.

Vorausgesetzt wird etwa, dass Medien in Katastrophenfällen für ein korrektes Verhalten der Bevölkerung Verantwortung zu tragen hätten, z. B. bei der Vermeidung von Panik (vgl. Kepplinger/Hartung 1995: 128). Unter den vorrangigen Aufgaben der Medien wird demgemäss die Vermittlung vermeintlich korrekter Risiko- bzw. Katastropheninformationen gesehen. Erwartet wird eine aus wissenschaftlicher Sicht korrekte Darstellung der Bedrohung. In der risiko-objektivistischen Kommunikationsforschung kann allein die Wissenschaft diesen Anspruch an objektive und somit wahre Risikoinformationen erfüllen (kritisch dazu: Görke 1999: 146). Wie die Analysen der Risikoberichterstattung von Lehmkuhl (2006) oder auch Nussbaum und Exenberger (2006) herausstellen, kommt die mediale Wahrnehmung aus dem Zusammenspiel von Massenmedien, Wissenschaft, anderen gesellschaftlichen Akteuren und einem aktiven Publikum zustande. Die Komplexität dieses Zusammenwirkens legt eine vertiefte Auseinandersetzung im weiteren Verlauf der Arbeit nahe. Vor allem mit konstruktivistischen Erklärungsansätzen lassen sich Leerstellen füllen, die es erleichtern, ein differenzierteres Verständnis für die journalistische Wirklichkeitskonstruktion zu gewinnen und vor diesem Hintergrund auch diesbezügliche Kritik an der Katastrophen- und Risikoberichterstattung auf ihre Stichhaltigkeit hin zu diskutieren.

### **2.3.3 Erwartungen an mediale Katastrophen- und Risikorealitäten**

Bislang angesprochene Studien und eine Reihe ähnlicher Arbeiten kommen zum Ergebnis, dass die Berichterstattung der Medien zusammengenommen die tatsächliche Sachlage bzw. die physikalische Wirklichkeit letztlich nicht angemessen widerspiegle. Ganz allgemein lautet das Resümee der Forschungsliteratur zur Charakteristik der Berichterstattung: „Die Berichte der Medien sind oft ungenau verzerrt, sie bieten manchmal eine ausgesprochen tendenziöse und ideologisch eingefärbte Weltsicht“ (Schulz 1989: 139). Insbesondere dominiert wird die medienwissenschaftliche Analyse der Umwelt- und Risikoberichterstattung durch die Kritik an der Arbeitsweise und Qualität der Medienthematisierung (vgl. Meier 1999a; Görke 1999; Schütz/Peters 2002). Kritisch anzumerken ist zu dieser Art von Diagnosen, dass die Risiko- und Katastrophenberichterstattung primär an selbst formulierten, eigenen Kriterien oder Erwartungshaltungen erfolgt, d. h. an den Kriterien und Gesetzen der Wissenschaft, der Politik oder des Katastrophenmanagements etc. gemessen und bewertet wird (vgl. Görke 1999; Ruhrmann 2000; Donsbach 2004). Zugleich wird auf der Basis von Studienergebnissen oft ein direkter negativer Einfluss solcher Informationsangebote auf die Bevölkerung unterstellt. In dieser simplifizierenden Sichtweise wird von einer starken Beeinflussbarkeit des Publikums ausgegangen, wie sie sich stellvertretend für viele medienkritische Befunde Crino (1971: 31) äussert: „No one can be free from the effects of bias that exist in the media. [...] Decisions based on distorted views of the world resulting from [such] bias have resulted in tragically mistaken priorities death and suffering“.

Wenn uns die Medien nur ein fragmentarisches Bild der Welt erschliessen und sich der Einzelne wie die Gesellschaft daran orientieren, so lassen sich daraus konsequenterweise die physikalischen Eigenschaften der Welt, der Ablauf von Katastrophen, die Verteilung der öffentlichen Meinung dazu oder die wirklich drängenden Gesellschaftsprobleme etc. nur bedingt errahnen. Welche Effekte allerdings die Rezeption solcher Nachrichten hat – auch wenn es Unausgewogenheiten und Verzerrungen gibt – lässt sich nie zwingend von der Menge und Struktur von Aussagen her bestimmen. So gibt es gegen die vielfach geäusserte Ansicht, die Medien führten zu einer verzerrten Risikowahrnehmung bei der Bevölkerung, im Verlauf der weiteren Arbeit einiges einzuwenden. Ausserdem liefern uns die bisherigen konstruktivistischen Darlegungen eine Reihe von Gründen, warum das von den Massenmedien vermittelte Katastrophenbild per se kein Abbild von objektiven Risiken liefern kann. Daraus ergeben sich verschiedene Konsequenzen für die Betrachtung des Journalismus. Im Lichte eines konstruktivistischen Ansatzes, der hier verfolgt wird, scheint es folglich wichtig, die Vorstellung darzulegen, die



diese Denkrichtung von Journalismus gegenüber anderen Ansätzen hat. Darüber hinaus basieren medienkritische Befunde oftmals auf simplifizierenden Betrachtungen. Das beinhaltet u. a. die Tendenz zu Verallgemeinerungen von einzelnen Phänomenen, ohne dass solche Trendhypothesen je an angemessenen Zeiträumen überprüft worden wären.

Differenzierter fällt die Beurteilung der Berichterstattung bereits dann aus, wenn man der Beobachterproblematik von Realität und der Pluralität der Perspektiven auf Katastrophen und Risiken eine zentrale Bedeutung einräumt. Das heisst, die medienspezifischen Kriterien der Selektion und Darstellung von Katastrophen und Risiken als eine eigenständige und von anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Wissenschaft, Politik oder Recht abgrenzbare Operationsweise auffasst und diese als Leistungen für andere gesellschaftliche Teilsysteme begreift (vgl. z. B. Luhmann 1996, Görke 1999; Ruhrmann 2000; Donsbach 2004). Somit rücken Fragen nach dem Verhältnis von Ereignis und Bericht, Nachrichtenselektion und Fragen im Zusammenhang mit dem Nachrichtenangebot und Realitätswahrnehmung ins Zentrum.

### **2.3.4 Risiko-objektivistische versus risiko-konstruktivistische Ansätze der Medienrealität**

Die Frage zum Verhältnis zwischen Medienwirklichkeit und Realität, die uns hier beschäftigt, ist so alt wie die Kommunikationsforschung selbst. Tagtäglich beliefern Nachrichtenmedien die Öffentlichkeit mit Informationen zu Themen und Ereignissen wie z. B. Katastrophen. In der Regel bleiben die dabei vorausgegangenen Selektionsprozesse und Darstellungsentscheidungen der Medienschaffenden für die Medienkonsumierenden unsichtbar. Erst durch die Beobachtung der Massenmedien können diese Bedingungen journalistischer Konstruktivität von Wirklichkeit zugänglich gemacht werden. Da Medienangebote das Realitätsbild des Publikums beeinflussen und damit auch die öffentliche Meinung, ist es dementsprechend wichtig, zwischen der konstruktivistischen Denkrichtung und der traditionellen Denkrichtung des Realismus in publizistikwissenschaftlichen Theoriekonzeptionen zu unterscheiden. Typischerweise liegt der vielfältigen Medienkritik zur Berichterstattung über Natur- und Umweltrisiken – zumindest implizit – die positivistische Vorstellung der Medien als passive Spiegel sozialer Realität zu Grunde.

Dieser klassisch realistischen Annahme zufolge wohnt den Medien das Vermögen inne, Wirklichkeit punktgenau wiederzugeben (Realismus) (vgl. Weber 2002: 12). Gemäss dieser Aufgabenzuschreibung kann von einer Abbildungsfunktion gesprochen werden<sup>47</sup>. Allerdings gehört innerhalb der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung ein solches Grundverständnis zu den mittlerweile überholten Ansätzen. Basierend auf der realistischen Annahme wird der Umstand, dass sich Medien an divergenten Relevanzkriterien orientieren können und nicht getreu den Vorstellungen anderer Beobachter berichten, mitunter als bedrohlich und dysfunktional erachtet. Vertreter einer solchen risiko-objektivistischen Position sehen die zentrale Aufgabe der Massenmedien darin, wie Görke (1999: 150) präzisiert „als Instrument zur Vermittlung (vorgeblich) wissenschaftlich korrekter Risikoinformation zu funktionieren“.<sup>48</sup>

Den Selektionskriterien, nach denen Medienschaffende Informationen, Personen und Ereignisse auswählen, wird mit grosser Skepsis begegnet. Dadurch bedingt, dass Realisten die Übereinstimmung der Medienwirklichkeit mit der Realität interessiert, werden nicht selten Qualitätskriterien für die Berichterstattung formuliert. Unbelegt bleibt allerdings der Nachweis, ob es Massenmedien gibt, welche

<sup>47</sup> Nach Peters (1994a: 335) ist das die „naive Vorstellung“ vom Journalismus.

<sup>48</sup> Wie Görke (1999) dazu richtigerweise feststellt, ignoriert die risiko-objektivistische Kommunikationsforschung die Theorieentwicklung der Risikoforschung und fällt stellenweise hinter deren frühere Forschungsbefunde zurück, weil der Beobachterproblematik in Theoriekonzepten der Kommunikationswissenschaften erst in jüngerer Zeit eine zentrale Bedeutung eingeräumt wird (vgl. Görke 1999: 84–85, Anm. 36).

die zugeschriebenen Qualitätserwartungen in einem empirischen Sinne erfüllen können, bzw. in der Vergangenheit jemals erfüllt haben (vgl. Görke 1999: 150–152)<sup>49</sup>.

Jedenfalls ist zu erwarten, dass die bislang erwähnten Forschungsbefunde und generell pessimistische Einschätzungen der Medienleistung in der Risiko- und Katastrophenberichterstattung zum Teil etwas anders ausfallen, wenn diesbezüglich nicht vom Spiegelmodell ausgegangen wird (vgl. Bonfadelli 2004: 291), sondern vielmehr das Verhältnis zwischen Medien und Realität unter einem konstruktivistischen Ansatz reflektiert wird.<sup>50</sup> Wie wenig sinnvoll eine solche 1:1-Darstellung von Realitätsbereichen durch den Journalismus letztlich wäre, illustriert Neverla (2005: 4) in Anlehnung an ein früheres Rechenexempel der Kommunikationsforscher Dunwoody und Peters: „Würde man die rund 2000 Giftgas-Toten von Bhopal in Beziehung setzen zu den jährlich rund 9000 Opfern von Asbest in den USA bzw. zu den 350 000 Menschen, die in den USA pro Jahr an den Folgen ihres Nikotinkonsums sterben, so ergäbe dies folgende Zeitanteile für Fernsehsendungen: Etwa 12 Sekunden für die Toten von Bhopal, 54 Sekunden für Asbest-Opfer, 35 Minuten für die Ex-Raucher“. Eine solche Schwerpunktsetzung würde jedoch dem Aktualitätspostulat des Journalismus und den Erwartungen sowie gemeinsamen Sinnhorizonten des Publikums, denen Medieninhalte gerecht werden müssen, völlig widersprechen.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass Massenmedien nach eigenen Gesetzen Wirklichkeiten von Katastrophen oder Risiken produzieren, die demnach andere sind als jene Konstruktionen in weiteren gesellschaftlichen Funktionssystemen wie Wissenschaft, Wirtschaft, Religion oder Politik.

Der Vorschlag, die Verlässlichkeit von Medienrealität und Erfahrungswirklichkeit anhand von (offiziellen) Statistiken und Expertenurteilen als Bezugspunkt und Prüfkriterium zu beobachten, führt – wie Weischenberg/Scholl (1998: 144) aus einer konstruktivistischen Position zu Recht sehen – „in die Irre; denn damit wäre nur ein Vergleich verschiedener Wirklichkeiten möglich“<sup>51</sup>. Mit anderen Worten: Es handelt sich um einen Vergleich der von Experten aufgebauten Wirklichkeitskonstrukte von Risiken. Im gleichen Satz betonen Weischenberg/Scholl allerdings, dass es der Wissenschaft überlassen sei, solche Beobachtungen vorzunehmen und Kritik am Journalismus zu üben. Anlass, dies zu tun, kann die Gesellschaft sein, die wissenschaftliche Erkenntnisse für die authentische Beschreibung von Realität hält (vgl. Luhmann 2004: 20). Auch können Ausgewogenheitsstudien messen, inwieweit die mediale Berichterstattung von als wichtig erachteten gesellschaftlichen Werten etwa bezüglich Gleichbehandlung von Personen, Institutionen, Parteien, Standpunkten oder geografischen Regionen in der Katastrophenberichterstattung abweicht (Donsbach 1990: 23).

Wie Schulz (2009: 240) dazu betont: „Ereignisse sind in der natürlichen und sozialen Umwelt nicht 'roh' vorfindbar, so, dass man sie mit ihrem journalistischen Abbild, den Nachrichten, vergleichen könnte.“ Als Kernpunkt des Konstruktivismus gilt auch hier die Annahme einer unzugänglichen Realität. Demzufolge können Medienangebote keinen Anspruch auf „Abbilder der Wirklichkeit“ haben (Schmidt 1994a: 16). So wie für die „kognitiven Systeme“ auf Seite der Rezipienten gilt demnach auch für Medienschaffende, dass keine Aussagen über die „Welt-an-sich“ möglich sind. „Tatsachen“ werden individuell konstruiert, indem der Einzelne entscheidet, welche Ereignisse wie bedeutend sind (Weischenberg 1993: 130). Diese aktive, konstruktive Rolle der Medien, wo bereits bei der Produktion von Medienangeboten eine noch darzustellende Vielfalt an Bedingungen in die Medienrealität

<sup>49</sup> Als ein grundlegendes Problem der risiko-objektivistischen Kommunikationsforschung nennt Görke (1999: 152), dass die betreffenden Forschenden eine Journalismustheorie ohne Journalismus betreiben würden. Das heisst konkret, dass die journalismuseigenen Auswahlkriterien ausgeblendet werden. Charakteristisch zu sein scheint dabei die ideologische Überzeugung, Massenmedien erfüllten die ihnen gestellte Aufgabe nicht, unter anderem, weil sie sich in der Berichterstattung nur sehr bedingt an einem Expertenmilieu „als Produzent wahrer Risikoinformationen“ (Görke (1999: 149)) orientierten.

<sup>50</sup> Weil die meisten Untersuchungen von theoretischen Annahmen hinsichtlich der Funktion der Medien normativ geleitet sind, sind in mancherlei Hinsicht widersprüchlich ausfallende Befunde zur Leistung der Medien bezüglich der Technik und Risikoberichterstattung nicht weiter erstaunlich. Das heisst, die operationalisierten Qualitätsindikatoren sind massgeblich durch die gewählte Theorie mitbestimmt (Bonfadelli (2004: 291)).

<sup>51</sup> Erhellend sind die Hinweise von Nussbaumer/Exenberger (2006), die auf die Beliebigkeit statistischer Angaben offizieller Quellen etwa zu Toten und Schadenssummen aufmerksam machen.

einfließt, lässt sich in Analogie zu den bereits beschriebenen Prinzipien der individuellen Konstruktion von Realität im Alltag oder in anderen Systemen beschreiben (vgl. Kap. 1). Auch JournalistInnen selbst greifen – kognitiv und kommunikativ – in diese Konstruktion der Wirklichkeit ein.

So lässt sich resümierend festhalten, dass Katastrophenschauplätze im Journalismus das Rohmaterial bilden, aus dem die Fakten gebildet werden müssen. Doch auch wenn sich JournalistInnen bemühen, die "Tatsachen" gewissenhaft und mit grosser Sorgfalt festzuhalten, bringen sie kein unvoreingenommenes Bild von diesen Vorgängen mit. Und wie schon Lippmann (1964: 63) dazu bemerkte:

*„In dem grossen blühenden summenden Durcheinander der äusseren Welt wählen wir aus, was unsere Kultur bereits für uns definiert hat, und wir neigen dazu, nur das wahrzunehmen, was wir in der Gesellschaft ausgewählt haben, die unsere Kultur für uns stereotypisiert hat.“*

Diese Aussage bringt ein elementares journalistisches Problem auf den Punkt: Auch JournalistInnen können in ihrer Arbeit nicht hinter ihre kognitive Wirklichkeit zurück, in der sie leben (vgl. Schulz 1989; Donsbach 1990; Weischenberg/Scholl 1998: 144–145; Frerichs 2000; Donsbach 2007). Sie sind Beobachter (zweiter Ordnung) und können Aussagen über Resultate von Unterscheidungen machen, welche sie selbst geleistet haben (vgl. Luhmann 2004).

Das bedeutet in Bezug auf die Katastrophenberichterstattung: Ein Ereignis "Katastrophe" kann es in der Wahrnehmung ohne konstruktive Operationen nicht geben, was auch mit der kommunikationswissenschaftlichen Nachrichtenforschung korrespondiert, die im Kern die Eigenlogik der journalistischen Produktion von Wirklichkeit analysiert (dazu siehe weiter unten). Selbst wenn das Medienpublikum im Alltag annimmt, die Medien würden die realen Ereignisse "objektiv" widerspiegeln, scheint es schon aufgrund der Komplexität der Umwelt plausibel, dass es unmöglich ist, durch Nachrichten ein direktes Abbild der Wirklichkeit zu vermitteln (vgl. Schulz 1989; Weischenberg/Scholl 1998). Die Frage lautet dann, wie sich das Katastrophengeschehen und die Ereignisfolge jemandem darstellen, der darüber berichten muss. Bereits die Definition eines Realitätsausschnittes als "Ereignis" setzt Selektion, Wahrnehmung und Interpretation voraus. Auch Katastrophenereignisse oder Umweltthemen „müssen folglich als solche definiert werden, indem das kontinuierliche Geschehen interpunktiert, indem sinnvolle 'Figuren' von einem irrelevanten 'Hintergrund' abgehoben werden. Ohne derartige konstruktive Operationen des Betrachters ist Wahrnehmung, ist auch Nachrichtenberichterstattung nicht möglich“ (Schulz 1989: 240)<sup>52</sup>. Kastel (2002: 90; 94) weist darauf hin, dass allein schon durch das minimale journalistische Handlungsziel, dieses Ereignis zur Darstellung zu bringen, eine Perspektive festgelegt ist. Das heisst nichts anderes, als im Sinne der spezifisch journalistischen Umwelt die komplexe Ereigniswirklichkeit zeitlich begrenzt und lokalisiert einzufangen und als Symbolisierung in einem anderen Kontext zu verwenden: als Zeitungsreportage, als Zweiminutenbericht in den Nachrichten, als Kurznachricht u. a. (vgl. Schütz/Peters 2002: 94).

Darüber hinaus ist auf Seite des Medienpublikums die Zugangsweise zur Medienwirklichkeit als ein konstruktiver Prozess zu denken. Die Medieninhalte als „Informationsangebote“ enthalten für sich genommen noch keinen Sinn; dieser wird vom Einzelnen erst durch die Bedeutungszuweisung produziert (Weischenberg 1993: 128). Was der Einzelne mit seinen über die Medien gewonnenen Informationen anfängt, ob und wie er sie verarbeitet, ist als individueller Prozess zu verstehen.<sup>53</sup>

Es geht nicht etwa darum, die Existenz von "Realität" im Sinne intersubjektiv prüfbarer Erkenntnisse in unserer Aussenwelt zu leugnen. Die Überschwemmung, das Erdbeben oder ein Feuer, über das be-

<sup>52</sup> Da einerseits die wie auch immer gearteten Quellen der Medien gleichfalls Selektionsprozessen unterlagen, andererseits die Berichterstattung der Medien bereits eine mögliche Interpretation der angenommenen "Realität" darstellt, müssen nach Schulz (1989) Vergleiche von "Realität" und "Medienrealität" prinzipiell scheitern.

<sup>53</sup> Zudem ist dieser Prozess höchst selektiv. Durchschnittlich werden etwa die Hälfte der Themen in einer Tageszeitung gelesen, wenigstens die Schlagzeilen dazu (vgl. Donsbach (2004: 148)).

richtet wird, ist ohne Zutun ausgebrochen. Zu Nachrichten werden Ereignisse in der sozialen und natürlichen Umwelt dadurch, „dass sie aus der Totalität und Komplexität des Geschehens ausgewählt werden“ (Schulz 1976/1990: 8). Die Perspektive der Medienschaffenden ist daher eine ganz andere als jene des Krisenstabes, der die Rettungseinsätze koordinieren muss oder jene der WissenschaftlerInnen, die hinterher über die Ursachen befinden müssen.

Bei Schulz (1989: 142) entspricht dieser risiko-konstruktivistische Ansatz dem "kopernikanischen" Standpunkt. Diesen stellt er dem Realismuskonzept als die "ptolemäische" Vorstellung gegenüber. Das bedeutet, dass die Konstruktionen von Realität im Mediensystem auf „externen Informationen“, d. h. aus den Stimuli und vorfindbaren Ereignissen aus der Umgebung fassen sowie den „internen Informationen“, d. h. auf den dem Mediensystem immanenten Erfahrungen und Verarbeitungsregeln. Aus der Interaktion der zwei verschiedenen Quellen von Informationen entstehen in einem aktiven, sozialen Prozess als Ergebnis die Realitätskonstrukte der Medien (Schulz 1989: 142). Realität besteht folglich nicht "an sich", sondern wird durch die Interpretationsleistung der Massenmedien erst (mit)konstituiert. Entsprechend sind auch Massenmedien nicht bloss passive Vermittler von dem, was z. B. in einer Katastrophensituation wirklich geschah, sondern als ein aktives Element im sozialen Prozess der Wirklichkeitsentstehung zu behandeln (vgl. Schulz 1989: 142). Indem sie Medienrealität allgemein zugänglich machen, besteht in der Gesellschaft die Möglichkeit, dass Vorstellungen von Realität als eine gemeinsame Grundlage des Handelns entstehen können (vgl. Berger/Luckmann 2004; Luhmann 1996).

So sind beispielsweise beim Zustandekommen der Naturkatastrophenberichterstattung neben Augenzeugeninformationen der Journalistinnen und Journalisten verschiedene Primärquellen mit entsprechenden unterschiedlichen oder widersprüchlichen Wirklichkeitsauffassungen zur Gefahrenlagen bestimmend. Dazu zählen Direktbetroffene, Rettungskräfte, Experten, Politiker, Hilfsorganisationen etc., die unterschiedliche Sichtweisen der Wirklichkeit einbringen (Peters 1994a: 335).

Allein schon in der technologischen und medialen Bearbeitung drückt sich die Konstruiertheit aus, wie die aussermedialen Sachverhalte einer Naturkatastrophe oder eines Umweltproblems als Information der Medien zur Geltung gebracht werden. Zwar versorgen uns Massenmedien fortlaufend mit solchen Sekundärerfahrungen. Allerdings bestimmen die sich fortwährend verändernden Gesetze der Medienentwicklung, die mit übergreifenden Prozessen wie Technisierung, soziokulturellem Wandel oder Kommerzialisierung in Verbindung stehen, wie in einer hochgradig technisierten und medialisierten Gesellschaft das "natürliche Alltagssehen der Welt", also das menschliche Wahrnehmen, Deuten und Wissens auch von Katastrophen oder Umweltrisiken sich vollzieht. So bringen etwa neue technische Medien neue Wahrnehmungsniveaus hervor, die wir in der natürlichen Wahrnehmung weder kennen noch beherrschen<sup>54</sup>. Auf solche Unterschiede verweist etwa das Phänomen der durch die Leitstellung des Fernsehens ausgelösten Prozesse der "Visualisierung" der Gesellschaft (vgl. Wolf 2006: 39–40). Mittlerweile schafft die unaufhaltsame Entwicklung hin zu zunehmend bildhaft vermittelten Kommunikationsinhalten ganz andere Bedingungen, Formen und Möglichkeiten für das Wahrnehmen und Verstehen von Katastrophen als auch für den gesellschaftlichen Verständigungsprozess darüber.

Es ist daher naheliegend, Massenmedien in den Worten von Burkart (2006: 275) als „Weltbildapparate“<sup>55</sup> zu begreifen, mit denen Journalisten Wirklichkeit konstruieren. Medienwirklichkeiten sind heute allgegenwärtig und nicht zuletzt eine sehr bedeutende Quelle der Information über unsere Umwelt

<sup>54</sup> Angesichts der Medialisierung moderner Gesellschaften bringen beispielsweise neue visuelle Medien für das Publikum neue Sehweisen und Sehattraktionen hervor. Schnell verankern sich in einem kulturellen Lernprozess Modi des medialen Zeigens bestimmter Bildausschnitte und Bildwelten. Längst gehören in der medialen Produktion von Katastrophenwirklichkeit Bildausschnitte bis zu eingefügten Effekten wie Zeitlupe, Zoom, Zeitraffer oder computergenerierte Präsentationsgrafiken zur Normalität der Katastrophenberichterstattung (ausführlich zur Frage der Rückwirkungen der Bilder und ihrer Medien auf das menschliche Darstellen, Deuten und Wissen siehe: Raab (2008)).

<sup>55</sup> Bereits Winfried Schulz (1989: 141) hatte die Medien als „Weltbildapparate“ bezeichnet, als er die kopernikanische Perspektive bzw. konstruktivistische Ansätze zur Frage nach dem Verhältnis zwischen Medien und Realität illustrierte.

und ihren Zustand geworden (vgl. Schulz 2003). So gesehen sind Medien durch „ihre permanente Präsenz in Schrift, Bild und Ton Bewusstseinsbildner und Bewusstseinsveränderer“ (Pürer 2008: 14).

Insbesondere wenn scheinbar nachprüfbare Fotografien oder Bilder in der audiovisuellen Berichterstattung Authentizität bezeugen, vergessen wir nur zu leicht die Kunstgriffe und Techniken der "Macher" im Hintergrund. Nur ein Bruchteil des täglich anfallenden Weltgeschehens kann zudem nachrichtenrelevant werden (vgl. Donsbach 2004: 148; Ruhrmann/Göbbel 2007: 3). Selbst in einem einzelnen Katastrophenfall muss aus der Unzahl parallel stattfindender Geschehnisse stets selektioniert werden, was sprachlich gefasst oder als Bildmaterial zur Nachricht werden kann. Grundsätzlich gilt somit: „Kommunikation teilt die Welt nicht mit, sie teilt sie ein in das, was sie mitteilt und das was sie nicht mitteilt“ (Luhmann 1990b: 27). Insofern wirkt Kommunikation stets selektierend, indem der Kommunikationsakt offenstehende Möglichkeiten der Information hinsichtlich der Personen, Ereignisse oder Sachverhalte in einem gegebenen Kontext eliminiert, die den Massenmedien für die Bezugnahmen auf das externe Geschehen vorliegen. Medien und Journalismus können folglich externes Geschehen unterschiedlich gewichten und dadurch Relevanz herstellen oder Bedeutungslosigkeit zuweisen.

### **2.3.5 Publizistische Objektivität – die Einstellung zur Realität im Journalismus**

Vor dem Hintergrund der konstruktivistischen Theoriebildung und den bereits beschriebenen Folgerungen, die sich daraus etwa für die Katastrophen- und Risikorealität in den Medien ergeben, ist der Umstand interessant, dass Medienschaffende diese Wende nicht vollzogen haben. So stellen Weischenberg/Scholl (1998: 145) in Bezug auf die journalistische Praxis fest, dass sich Journalistinnen und Journalisten „(immer noch) für Wahr-Sager“ halten. Empirischen Befunden zufolge glauben sie an das Vorhandensein der "Realität" an sich und die Vorstellung, darüber wahre Aussagen zu machen und sie mit Hilfe ihres Mediums zu übermitteln (vgl. Weischenberg/Scholl 1998: 142, 145–146; Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 102)<sup>56</sup>. Dieses Rollenselbstbild bestätigt sich auch für den Journalismus in der Schweiz. Das Ziel einer realitätsgetreuen Umsetzung von Sachverhalten in mediale Realität sowie die Bejahung hinsichtlich der prinzipiellen Realisierbarkeit findet gemäss einer Journalistenbefragung eine hohe Zustimmungsrate von 92% (Marr et al. 2001: 123). Diese professionstypische Art der Einstellung zur Realität mag durchaus auf selbstproklamierte Kriterien guter Arbeit hinweisen. Unter einem normativen Gesichtspunkt gesehen kann diese Eigenwahrnehmung der Handlungsorientierung im Journalismus die Verpflichtung bzw. den Willen zum Ausdruck bringen, möglichst unverzerrte Beschreibungen der Realität im Rahmen der Berichterstattung zu vermitteln. Als professionelle Berufsnorm mag dies den Journalistinnen und Journalisten helfen, sich in ihrem Handeln an dieser Maxime der Objektivität zu orientieren und nach Wahrheit zu streben. Davon hängt u. a. das Ansehen von JournalistInnen, RedakteurInnen und einzelnen Medienformaten ab.

Zudem beschreibt Objektivität eine berufliche Norm, die eng verknüpft ist mit den Anfängen des Journalismus. Damals galt es Normen zu finden, die der Aufwertung der Profession und der Absicherung des Informationsjournalismus gegen Kritik und Zensur dienten (vgl. Meier 2007: 184: 77–78). Diese traditionelle Funktion des Objektivitätsideals und die Orientierung am angloamerikanischen Konzept des "objective reporting", d. h. an professionellen Grundsätzen der Faktenübermittlung und Unparteilichkeit, verschuf dem Berufsstand eine Legitimationsbasis für den gesellschaftlichen Einfluss, den Medienschaffende haben. Diese historische Bedeutungsdimension begünstigt wohl bis heute im Journalismus die Vorstellung, neutraler und objektiver Vermittler zwischen den Tatsachen und der Gesellschaft zu sein (vgl. Weischenberg 2002: 112–113; Donsbach 1990) und als kritischer Wäch-

---

<sup>56</sup> Immerhin 74% der deutschen JournalistInnen gaben in einer repräsentativen Befragung an, sie wollten „Realität genauso abbilden wie sie ist“ (siehe dazu: Weischenberg/Malik/Scholl (2006: 102)).

ter der Öffentlichkeit zu dienen. Dieses Rollenselbstverständnis läuft allerdings Gefahr zu übersehen, dass journalistische Entscheidungen stets Wertungen implizieren (Meier 2007: 184). Somit blendet diese professionelle und erkenntnistheoretische Unschuld, Abbilder der Realität zu liefern, etwa professionelle und institutionelle Rahmenbedingungen der Berufstätigkeit aus wie „ihr Medium und seine Hierarchie, die Arbeitsbedingungen, die Produktionstechnik und die Darstellungsmittel, das Budget, die Konkurrenz und nicht zuletzt die Publikumswünsche“ (Weischenberg/Scholl 1998: 145; Pürer 2008).

Das traditionelle Bild von Medien und Journalismus scheint folglich völlig überholt. Schon weil in der heutigen Zeit die starke Kommerzialisierung der Medien das Primat, Gewinne zu erwirtschaften, die Nachrichtenangebote mitprägt. Jedenfalls hat das Theorieangebot des Konstruktivismus das Wissen um Konstruktionsmechanismen in Massenmedien massgeblich erweitert. Die konstruktivistischen Annahmen und Kriterien, an denen Medienrealität gemessen werden, lassen sich im Kontrast zum Realismuskonzept wie folgt zusammenfassen:

**Tabelle 1: Vergleich der Theoriekonzeption von Medienrealität im Konstruktivismus mit der Realismuskonzeption**

	<b>Konstruktivismus: Medien als Weltbildapparate</b>	<b>Realismuskonzepte: Medien als Spiegel</b>
<b>Realität</b>	Realität ist kognitiv nicht zugänglich (biologische, psychologische, philosophische Gründe). Realität als Ergebnis der Kognition und Kommunikation.	Realität als ontologische, beobachterunabhängige Gewissheit. Realität als absoluter Bezugspunkt, objektiv mess- und bewertbar.
<b>Funktion der Medien</b>	Autonomes Beobachten von Weltgeschehen nach eigenständigen Kriterien, die das System entwickelt, erhält und verändert. Beobachtungsergebnisse der Gesellschaft als Informationsangebote zur Ermöglichung des gesellschaftlich notwendigen Diskurses über sich selbst zur Verfügung stellen.	Realität nach wissenschaftlichen Kriterien objektiv-realistisch widerspiegeln.
<b>Rolle der Medien</b>	Medien als aktives Element im sozialen Prozess der Wirklichkeitsentstehung: Wirklichkeitskonstrukteure.	Medien als passive Vermittler von Realität: Transmissionsriemen.
<b>Selektionsprinzipien</b>	Medien konstruieren: Selektion ist grundlegendes Prinzip der medialen Wirklichkeitskonstruktion und funktional für die Gesellschaft. Auswahl ist von medieninternen und externen Faktoren des Mediensystems beeinflusst.	Medien repräsentieren: Negative Bewertung der medialen Selektion als Fehlleistung (dysfunktional, verzerrend, desinformierend). Fehlleistung als Ursache für die Kluft zwischen objektiv-realistischer Wirklichkeit und falschen medialen Repräsentationen.
<b>Medienwirkung</b>	Medienwirkung ist begrenzt, da Medienrezeption ein aktiver, subjektabhängiger und komplexer Prozess ist. Wirkung der Medieninformation ist durch eine Vielzahl interner, externer sowie kurz- und langfristiger Faktoren beeinflusst. Basiert auf zirkulären Strukturen: Selbstorganisation und Selbstreferenz sozialer Systeme.	Starker Einfluss der Medien auf das Individuum – dieses ist schutzlos der Macht der Medien ausgeliefert. Medienallmacht basiert auf kausalen Strukturen (Ursache-Wirkung).
<b>Objektivität</b>	Erkenntnistheoretisch nicht messbar, da Medien eigene Systemrationalität haben – bestmögliche Annäherung daran als „Ideal“ erstrebenswert. Handlungsmaßstab durch Konventionen (Normen, Gesetze sowie politische Forderungen in Demokratien) definiert.	Falsifikationsmaßstäbe für Medienrealität. U. a. anhand externer Realitätsindikatoren von Expertensystemen (z. B. Statistiken zu Todesopfern, zu Umweltbelastungen, Wahrscheinlichkeiten) und anhand von „Wahrheit“.

Sehr offensichtlich gerät eine konstruktivistische bzw. kopernikanische Sichtweise von Medienrealität in Widerspruch mit der spezifisch journalistischen Perspektive auf ein Ereignis und der gleichzeitigen Pflicht, bei der Berichterstattung den Anforderungen von Objektivität, Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit zu entsprechen (vgl. Scholl 2002: 255; Schulz 1989: 145; Donsbach 1990; Schütz/Peters 2002; Pürer 2008). Eine weitere Konsequenz dieser konstruktivistischen Annahme, dass es keine beobachterunabhängige Realität gibt, ist für die Forschung die prinzipielle Unmöglichkeit, Bericht und Wirklichkeit miteinander zu vergleichen (vgl. Bentele 1993).

### 2.3.6 Publizistische Objektivität unter konstruktivistischer Theoriekonzeption

Objektivität ist vor allem in westlichen marktwirtschaftlichen Mediensystemen ein Kernelement journalistischer Nachrichtenproduktion und eine Kompetenzanforderung, die vom Journalismus erwartet wird. Wenn man die bisherige konstruktivistische Argumentation konsequent weitertreibt, dann wird das journalistische Rollenselbstverständnis mit der klassischen Objektivitätsnorm, als unabhängiger Beobachter, Chronist, und Transporteur von Fakten und Ereignissen zu agieren, als erkenntnistheoretisches Problem hinterfragbar (vgl. Görke 2002: 83–86). Gleichzeitig verfügen, wie bereits angesprochen, JournalistInnen über ein entsprechendes berufskulturelles Verständnis, das seit den Anfängen die Profession prägt. Daher darf bei gegenwärtigen Objektivitäts-Diskussionen die historische Dimension des objektiven Journalismus, Fakteninformationen zu vermitteln, nicht ausser Acht gelassen werden (vgl. Weischenberg 2002: 165–167; Meier 2007: 183–184).

Mit dem konstruktivistischen Verzicht auf den Wirklichkeitsbegriff muss dennoch nicht befürchtet werden, dass der journalistischen Arbeit im Sinne eines Erfassens und Darstellens von Realität das Fundament entzogen und Kritik an der Qualität der Berichterstattung eingeengt werde<sup>57</sup>, wie dies etwa Bentele vermutet hat (vgl. Bentele 1993: 195). Auch bedeutet die Negierung des Vermögens, Wirklichkeit abzubilden nicht, dass sämtliche Massstäbe der Medienberichterstattung obsolet würden und damit alle Realitätsentwürfe und Kausalitätsvorstellungen z. B. von Katastrophen, Umwelt- oder Technikproblemen als gleichberechtigte Wirklichkeitsentwürfe zu betrachten seien (vgl. Weischenberg/Scholl 1998: 145; Donsbach 2008c: 197). Pointiert ausgedrückt von Kepplinger (1992: 59):

*„Aus der Einsicht, dass die volle Wahrheit nicht erkennbar ist, folgt nicht, dass alle Aussagen gleich unwahr sind.“*

Verschiedene Studien, die sich mit Realitätsdarstellungen der Medien befassen, halten Objektivität für machbar und messbar. Allerdings muss der Objektivitätsbegriff entsprechend spezifiziert und operationalisiert werden (vgl. Donsbach 1990; Donsbach 2008c: 197). Auch wenn an dieser Stelle nicht auf die ganze Komplexität des Begriffs, die methodischen Herausforderungen der Messung von Objektivität oder die empirischen Befunde dazu eingegangen werden kann, lassen sich folglich Ansprüche für "Realitätsadäquanz" im Sinne sozial definierter Massstäbe und politischer Forderung an die Medien stellen, mit dem Ziel, bestimmte Standards zu sichern und die Qualität der Berichterstattung zu verbessern (vgl. Schulz 1976/1990: 237; Kepplinger 1992: 59; Meier 2007: 228–233; Grittmann 2008).

### 2.3.7 Publizistische Objektivität als Wert im Journalismus

Vor allem unter demokratietheoretischen Gesichtspunkten und der noch darzustellenden Rolle, die den Medien als unabhängige und kritische Wächter der Öffentlichkeit zugewiesen wird, sind Fragen zur Qualität der Wirklichkeitsdarstellungen, insbesondere der Validität der Medienrealität, Ausgangspunkt unterschiedlicher theoretischer Konzeptionen von Objektivität (ausführlich dazu: Donsbach 1990).

Unter einem konstruktivistischen Medienverständnis sind zwar lediglich Konstruktionen vergleichbar, sodass die angebotenen Wirklichkeitsentwürfe der Medien nicht absolut bezüglich Realitätsadäquanz beurteilt werden können. Doch kann beispielsweise Journalismus an der „Glaubwürdigkeit“ und

<sup>57</sup> Darüber hinaus befürchtet Bentele (1993) – anders als die Konstruktivisten –, aus den Annahmen des Konstruktivismus resultiere eine Einengung der Kritikmöglichkeiten an der unterschiedlichen Qualität des Journalismus. Für ihn ist eine Konstruktion im Journalismus erst dann vorhanden, wenn Ereignisse durch den Journalisten selbst hervorgerufen werden und folglich nicht genuin sind. In einem solchen Fall handelt es sich um „intentionale Verfälschung bzw. Verzerrung der Wirklichkeit“ (Bentele (1993: 161)).

„Nützlichkeit“ seiner Informationsangebote gemessen werden (Weischenberg 1993: 128–129)<sup>58</sup>. So sehen Weischenberg/Scholl (2002: 167) für journalistisches Handeln die Faktizierbarkeit der Berichterstattung als Massstab. Gemäss dieser normativen Grundanforderung lasse sich Journalismus problemlos von fiktionalem Handeln unterscheiden. Auch bei den zugrunde liegenden Kriterien der Massstäbe von Realitätsadäquanz im Journalismus geht es folglich um einen sozialen und kulturellen Konsens darüber, was akzeptiert ist. Wie bei anderen Berufen können demnach normative Erwartungen an den Journalismus bei der Beschreibung von Themen oder Präsentation von Argumenten gestellt werden. An diesen Konventionen orientiert sich der Journalismus. Normativ gewendet und als Bringschuld von Seiten der Medienakteure formuliert Saxer (1974: 211) das Objektivitätspostulat als „die Verpflichtung bzw. den Willen zu einer möglichst unverzerrten und daher annehmbaren publizistischen Beschreibung der Wirklichkeit.“ Den Anspruch an eine „unverzerrte“ Beschreibung in der journalistischen Praxis meint hier die „massstabsgerechte Verkürzung aller nach der gemeinsamen Wirklichkeitserfahrung und dem gemeinsamen Sinnhorizont relevanten Dimensionen der Realität“ (Saxer 1974: 211). Aus dieser Definition resultiert ein elementares journalistisches Problem bei der Beschreibung von Wirklichkeit, das letztlich darin besteht, aus jenen Begebenheiten zu selektieren, denen der Journalist den grössten Wert attestiert. Das geschieht notwendigerweise selektiv anhand eigener Bewertungsmaßstäbe und Arbeitsbedingungen. Aus Sicht dieser komplexen Situation ist der Anspruch nach "Objektivität" im Journalismus unrealistisch.

Die Frage der Objektivität von Nachrichten stellt sich gemäss Schulz (2009: 240) als Frage nach den Konstruktionsprinzipien: „Welche Definitionsregeln, welche Hypothesen wenden die Medien an, wenn sie uns die Welt durch Nachrichten deuten und damit wahrnehmbar machen?“ Beim journalistischen Credo der Objektivität steht nicht Wahrheit im Mittelpunkt, es sind vielmehr intersubjektiv nachprüfbar Fakten – also Richtigkeit –, die schliesslich eine objektive Wirklichkeit bilden (vgl. Weischenberg/Scholl 1998: 145–146).

Gemäss Donsbach (1990: 27) lassen sich in Analogie zur Wissenschaft, wo eine Tatsachenaussage als das gilt, was durch festgelegte Methoden der Erkenntnisgewinnung und kontrollierbare Verfahrensregeln zustande kommt, auf den Journalismus übertragen. Infolgedessen können auch hier durch Intersubjektivität Aussagen über Wirklichkeit als grundsätzlich wahrheitsfähig gehalten werden. Für den Journalismus lassen sich ebenso Kriterien bzw. Techniken (Recherche, Darstellung, Interview) bestimmen, die in der Lage sind „die Subjektivität des Erkennenden, seine Werte, Einstellungen, Annahmen, Emotionen auszuschliessen“ oder zumindest einzudämmen. Nach diesem Vorschlag von Donsbach bezieht sich Objektivität als ein qualitatives Kriterium für eine intersubjektive Realitätsdarstellung in den Medien auf die Art der Entstehung dieser Medieninhalte und weniger auf ihre Aussagen. Welche Methoden in der Berufspraxis sicherstellen, dass verzerrende Einflüsse auf dem Weg von der Informationsbeschaffung, der Bewertung und Verarbeitung der Informationen bis zur Darstellung ausgeschlossen werden können, bleibt in seinem Ansatz letztlich weitgehend offen. Wobei Donsbach berufliches Hintergrundwissen zu unterschiedlichen Einflusskomponenten auf die eigenen Aussagen im Journalismus als wichtig erachtet.

Ähnlich definiert Pürer (2008) Objektivität im Sinne einer Verpflichtung bzw. des Willens der Medienschaffenden, die subjektiven Einflusskomponenten zu eliminieren. Er begründet diesen Anspruch an journalistisches Tun vor dem Hintergrund der Macht, über welche etwa Presse und Rundfunk allein aufgrund ihrer gesellschaftlichen Informationsfunktion verfügen. Dabei wird das Bemühen um Objektivität vor allem demokratietheoretisch als besonders wichtig erachtet und hat sich daraus entwickelt. Unter Objektivität ist bei Pürer (2008: 14) eine „möglichst unverzerrte und daher allgemein annehmbare publizistische Beschreibung der Wirklichkeit gemeint – eine von persönlichen Auffas-

---

<sup>58</sup> Gemäss Weischenberg/Scholl (1998: 144) haben wir im Umgang mit Medien eher instinktiv "Wirklichkeitsnähe" und "Wahrheit" durch Massstäbe der Nützlichkeit und Glaubwürdigkeit ersetzt. Untermuert wird diese Aussage mit empirischen Befunden. Diese zeigen beispielsweise, dass nur gerade jeder Fünfte dem Fernsehen eine wahrheitsgetreue Berichterstattung zuschreibt und an die Wiedergabe der Dinge, wie sie wirklich sind, glaubt.



sungen, Absichten und Interessen Abstand nehmende Berichterstattung aus möglichst vielen Blickwinkeln“. Hierbei wird Objektivität untrennbar mit dem Wert der Vielfalt in Beziehung gesetzt. Dass neben gut validierten Wirklichkeitsbeschreibungen erst auf der Basis vielfältiger Bewertungsangebote (z. B. Meinungsvielfalt, Themenvielfalt) für die RezipientInnen überhaupt die Option vorhanden ist, zu entscheiden, welche ihnen plausibel sind und ihren eigenen Werten entsprechen, betont auch Donsbach (2007: 204).

Ähnlich argumentiert auch Meier (2007: 176). Wenn sich Journalismus der Objektivität annähern will, räumt er den Qualitätskriterien Vielfalt (z. B. verschiedene Perspektiven und Quellen zum selben Sachverhalt, Themenvielfalt), Transparenz und Interaktivität eine besondere Bedeutung ein. Zugleich erwähnt er den Stellenwert der Qualitätssicherung, die z. B. über Selbst- und Fremdkritik zu funktionieren habe. Die Beantwortung der Frage, was wirklich ist (äussere Objektivität), lässt sich demnach nur durch Intersubjektivität erreichen.

Dabei spielen im Journalismus für die Validierung der Faktentreue die Orientierung an anderen JournalistInnen und deren Produkten und somit gruppenspezifische Normen eine wichtige Rolle (vgl. Donsbach 2004). Wie in der Praxis die Umsetzung der „konkreten Utopie Objektivität“ im Sinne einer höchstmöglichen Annäherung an die Objektivitätsnorm gewährleistet werden kann, erläutert Zschunke (2000: 109) anhand vier zentraler Verfahren:

- die Nachprüfung des Wahrheitsgehaltes
- der Verzicht auf wertende Aussagen, einhergehend mit der strikten Trennung von Nachrichten und Meinung
- die Verwendung von wörtlichen Zitaten, die der Nachricht Elemente der Dokumentation und Authentizität verleihen
- das Bemühen um Vollständigkeit

Diesen Überlegungen zufolge handelt es um strategische Prozeduren zur Produktion von Nachrichten. Weischenberg (2002: 159) sagt dazu: „Objektivität ist damit freilich nichts anderes als eine Methode, die sich in der rund hundertjährigen Geschichte des modernen Nachrichtenjournalismus als brauchbar erwiesen hat.“ Allerdings lassen sich in der Literatur je nach Autor unterschiedliche Kriterien ausmachen, welche sie als Merkmale von Objektivität in der Berichterstattung als relevant erachten. Allen theoretischen Zweifeln zum Trotz, ob der Journalismus diese Norm überhaupt erfüllen kann, gibt es hinreichende Kriterien für idealtypische Arbeitshaltungen, die diesen Anspruch gewährleisten sollen. Solche gelten bekanntlich auch für die fotojournalistische Variante von Objektivität: der Anspruch an Authentizität der Nachrichtenbilder. Dazu gehört die Erwartung, dass die Aufzeichnungen mit der Erscheinung eines Phänomens übereinstimmen, dass sie wahrhaftig sind und nicht etwa manipuliert.<sup>59</sup> Auch die Autorisierung von Dokumenten kann in der Praxis als Bestätigung interpretiert werden, dass der Inhalt authentisch wiedergegeben ist und ein objektives Bild der Sachlage zeichnet (vgl. Grittmann 2008). Dem journalistischen Handeln kann lediglich der Anspruch auf intellektuelle Redlichkeit und handwerklich bestmögliche Recherche abverlangt werden (Schmidt 1994a: 18).

Diesbezügliche Ansprüche an die Medien sind auch demokratietheoretisch unverzichtbar und legislativ und judikativ formuliert: Objektivität, Balance in der Berichterstattung und Pluralismus sind journalistische Normen, wie sie auch in nationalen und internationalen Pressecodizes und -gesetzen demokratischer Gesellschaften festgeschrieben sind – ethische Leitsätze, in denen sich Pflichten und Rechte für die journalistische Arbeit konkretisieren (vgl. Hallin/Mancini 2004; Schweizerischer Presserat: 2008; Meier 2007: 241–242)<sup>60</sup>. Auch im Hinblick auf die Katastrophenberichterstattung kommen solche Maximen zum Tragen. Für die Schweiz bekräftigt sich unter Punkt 8 dieser Bestimmun-

<sup>59</sup> Offensichtlich geworden ist die Bedeutung dieser Norm in der Krisen- und Katastrophenberichterstattung. Ein prominenter Fall, wo ein Bild von der Boulevardzeitung „Blick“ manipuliert wurde, war eine Aufnahme vom Luxor-Attentat auf Touristen vom 17.11.1997. Farbveränderungen liessen eine Waserlache als „Blutspur“ erscheinen. Durch den Siegeszug der digitalen Fotografie sind heftige Diskussionen um Bildmanipulation entstanden.

<sup>60</sup> Die „Erklärung der Pflichten und Rechte“ statuiert ausschliesslich berufsethische Normen. Diese sind als Sollensnormen ethisch verbindlich, im Gegensatz zu Rechtsnormen jedoch ungeachtet der im Text verwendeten Begriffe nicht auf dem Rechtsweg durchsetzbar.

gen die Verantwortung gegenüber den Betroffenen als auch ihren Angehörigen bei der Berichterstattung über Katastrophen, Unglücke, Krieg etc.:

*„Die Grenzen der Berichterstattung in Text, Bild und Ton über Kriege, terroristische Akte, Unglücksfälle und Katastrophen liegen dort, wo das Leid der Betroffenen und die Gefühle ihrer Angehörigen nicht respektiert werden“ (vgl. Schweizerischer Presserat: 2008).*

Ein allerdings über den Kreis der Betroffenen von Katastrophen hinausgehende Richtlinie für Medienschaffende gilt unter Punkt 7 der Schutz der Privatsphäre:

*„[...] Sie respektieren die Privatsphäre der einzelnen Personen, sofern das öffentliche Interesse nicht das Gegenteil verlangt (vgl. Schweizerischer Presserat: 2008).“*

Allerdings hängt die Auslegung und Interpretation dieser Pressekodizes von individuellen Werten und der persönlichen Berufsauffassung ab. Selbst wenn Objektivität als normative Erwartungshaltung ein wichtiger Aspekt journalistischer Qualität ausmacht, kann nicht zwangsläufig angenommen werden, dass das erwartete Verhalten mit dem tatsächlich gezeigten Verhalten der Medienschaffenden übereinstimmen muss. Übertragen auf die Katastrophenberichterstattung muss grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass sich die Objektivitätskriterien über die Zeit ändern, selbst dann, wenn die Idealvorstellung im Journalismus, objektiv zu berichten, relativ konstant geblieben ist. Letzteres scheint schon deshalb plausibel, weil man sich darin einig ist, dass mittlerweile die Logik des Marktes und andere politikferne Maximen im Journalismus unserer Zeit stärker als je zuvor die redaktionelle Nachrichtenlogik verändern (vgl. Kap. 10.6-10.7)

Medien sind Institutionen und müssen sich ändernden Gegebenheiten anpassen, sodass die Wirklichkeit von Katastrophen, die sie erschliessen, von verschiedenen Einflussfaktoren abhängig ist. Insbesondere bringen veränderte Verfahren der medialen Konstruktion von Wirklichkeit, die immer raffinierter, technisch avancierter und auch ökonomisch bedingt vorangetrieben werden, zentrale Veränderungen im Realitätsbezug der Medienkommunikation hervor. Dazu gehören Veränderungen klassischer Modi der Medienkommunikation wie Entertainisierung, Fiktionalisierung, Kommerzialisierung/Ökonomisierung, Beschleunigung, Infotainment u. a. (vgl. Weber 2002: 14). Gemäss Weber (2002: 13) muss die Aussage „Medien konstruieren Wirklichkeit“ durch die Ergänzung „immer mehr, häufiger oder öfter“, ergänzt werden. Die Bedeutung dieser Aussage trägt folglich dem Umstand konkret beobachtbarer bzw. empirisch messbarer Makrotrends absichtsvoller Wirklichkeitskonstruktion in Massenmedien Rechnung. Studien attestieren in ähnlicher Weise einen tendenziellen Rückgang der Hard-News (politische Sachdarstellungen) gegenüber den sogenannten Soft-News, sodass Katastrophen, Chronikales oder Celebrities in den medialen Vordergrund treten (vgl. Peters/Heinrichs 2005: 111–122).

Diese Entwicklung ist in Bezug auf die Bedeutung der Medien – insbesondere der traditionellen Presse – und des journalistischen Handelns für demokratische Gesellschaften nicht ohne Folgeprobleme (Otfried Jarren 2009). Darauf wird im Kapitel 10.7 zurückzukommen sein. Entsprechende Grundanforderungen an die Qualität der Berichterstattung bleiben daher von hoher gesellschaftlicher Bedeutung.

Schon daher besitzen historische Vergleiche bezüglich medialer Realitätsdarstellungen von Katastrophen hohe Relevanz. Weber (2002: 14) schlägt insbesondere vor, auf der empirischen Ebene die Prinzipien und Modi der medialen Konstruktion vermeintlich "realer Realität" zu beobachten. Bei der vorliegenden Untersuchung komparativer Art handelt es sich um historische Presseerzeugnisse, die aus einer heutigen Perspektive untersucht werden. Für Vergleiche der medialen Konstruktion von Katastrophenwirklichkeit im Zeitverlauf ist es daher notwendig, den evolutionären Wandel der Massenkommunikation und die Indikatoren dieser Entwicklung im Zusammenhang mit Makro-Themen

des gesellschaftlichen Wandels differenziert zu beschreiben und in die Analyse einzubeziehen. Entsprechend der Fragestellung interessieren uns Phänomene der Veränderungen medialer Wirklichkeiten wie die Produktdifferenzierung (z. B. das Konzept des Boulevardjournalismus), der Einsatz bestimmter Gesprächstechniken, Diskursstile oder Visualisierungsstrategien.

## Fazit

Wirklichkeit in den Medien, so lässt sich die bisherige Diskussion zusammenfassen, ist medialer Natur. Medienschaffende müssen sich medialer Muster bedienen, um die beobachtete Realität in einer kommunikativen Form vermitteln zu können. Allerdings ist bemerkenswert, dass in vielen bisherigen Studien zur Risiko- und Katastrophenberichterstattung die Bedingungen, wie journalistische Risikorealität in den Massenmedien zustande kommt, nicht hinreichend reflektiert worden sind. Zwar sind vielfältige Defizitdiagnosen vorhanden, etwa die Fehlerhaftigkeit oder die Oberflächlichkeit in der Vermittlung von Katastrophen- und Risikothemen betreffend, was sich hinsichtlich der Qualitätserwartungen an die Medienberichterstattung als durchaus problematisch erweist. Allerdings relativiert vielmals ein sehr simplifizierendes wie heute überholtes Theorieverständnis, wie sich Katastrophen und Risiken aus einer journalistischen Beobachterperspektive heraus darstellen, letztlich die Angemessenheit der angeführten Medienkritik. Insbesondere die jüngere Forschung zur Risikowahrnehmung relativiert vielfach das bewusstseinsverändernde Potenzial der Medien und geäußerte Befürchtungen hinsichtlich negativer Einflüsse von Medienbotschaften. Das gilt auch für die kommunikativen Zusammenhänge in der medial vermittelten Risikoverarbeitung oder in der Mechanik öffentlicher Problemwahrnehmung. Kommunikationswissenschaftlich wird auch nicht bezweifelt, dass die gesellschaftliche Bedeutsamkeit einer Katastrophe vom Thematisierungsverhalten der Medien, also deren Strukturierungsleistungen, abhängt. Doch dahinter stehen komplexe gesellschaftliche Prozesse, in denen beispielsweise Umweltprobleme unversehens in die Schlagzeilen geraten und ihre Dringlichkeit alsbald wieder verlieren können (vgl. Eisner/Graf/Moser 2003).

Zusammenfassend betrachtet ist aus den bisherigen Darstellungen klar: Eine konstruktivistische Sichtweise ist insofern weit angemessener als eine objektivistische Auffassung der uns umgebenden Umwelt, als sie in der Lage ist, Medieninhalte in einem breiteren und komplexeren Kontext zu verorten und im Zusammenhang mit spezifischen Kontextbedingungen der Mediensituation wie der Gesellschaft und diesbezüglichen Wandlungsprozessen zu reflektieren. Dem Bestreben, möglichst aussagekräftige Daten über die medialen Wirklichkeiten von Risiko- und Katastrophen zu erhalten, mangelte es zudem oftmals an Theoriebeständen, die der Komplexität gesellschaftlicher Wirklichkeitskommunikation gerecht werden. Schon die Situation, dass Forschungsbefunde zur Katastrophen- und Risikokommunikation weit mehr Einzelphänomene beschreiben und der vergleichende Ansatz auf wenig Interesse stößt, lässt es als notwendig erscheinen, in weiteren Schritten die wesentlichen Kontextbedingungen zu erschliessen, die der fehlenden Differenzierung der bisherigen Befunde entgegenwirken können. Bislang ist beispielsweise völlig unklar, wie sich der Medienwandel auf die mediale Verarbeitung von Katastrophen auswirkt.

Gerade deshalb müssen wir uns in einer späteren Analyse der faktischen journalistischen Arbeit und der Konstruktionsprinzipien zuwenden, die erklären, was für berichtenswert befunden wird. Diese scheinbar einfache Frage konfrontiert uns mit dem Problemfeld der Nachrichtenauswahl, wobei die Nachrichtenwert-Theorie eine zentrale Rolle in der Erklärung spielt (vgl. Kap. 5).<sup>61</sup>

---

<sup>61</sup> Auch für die Nachrichtenwert-Theorie lassen sich im Detail betrachtet unterschiedliche Varianten von Theorierichtungen ausmachen. Innerhalb der Nachrichtentheorie lassen sich drei weitere Ansätze unterscheiden: die News-Bias-Forschung, das Framing-Konzept und der Gatekeeper-Ansatz.

### 3 Die technische Konstruktion der Wirklichkeit

Die folgende Argumentation hat die Technik und technische Trägermedien zum Gegenstand, sowohl als Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit als auch als Teil der gesellschaftlichen Konstruktion. Mit Hilfe von Analysen, in denen Technik als sozialer Prozess begriffen wird, lässt sich besser darlegen, wie die Bedingungen und Charakteristika der Massenmedien das Realitätsspektrum von Katastrophen mit- und umformen. Gerade weil sich wesentliche Aspekte dieser Prozesse der unmittelbaren Anschauung entziehen, lohnt sich ein umfassender Blick auf die gesellschaftlichen Auswirkungen technischer – und insbesondere medientechnischer – Innovationen. Damit sich diese Wechselverhältnisse von Natur, Gesellschaft und Technik erfassen lassen, bedient sich diese Arbeit eines sozialkonstruktivistischen Theorierahmens (Kap. 3.1–3.2). Dabei sollen neue Technologien in der Phase ihrer Entstehung und daraus erwachsene Optionen für Veränderungen von besonderem Interesse sein (Kap. 3.2.1). Wie wir sehen werden, berührt dabei namentlich die Medienberichterstattung auf vielfältige Weise die Funktionsmechanismen, die Organisation und die Kontextbedingungen der gesellschaftlichen Kommunikation (Kap. 3.2.2–3.2.3). Dies gilt nicht nur für die Produktionsweisen im Journalismus, der Politik, der Wissenschaft oder Ökonomie, sondern ebenso für die breite Nutzung, sodass sich im Resultat vielfältige Wirkungsketten entfalten (Kap. 3.2.4). Darüber hinaus ist in Betracht zu ziehen, dass die Macht der Ökonomie eine bestimmende Grösse im Markt der Medien darstellt (vgl. Steinmaurer 2003: 111–113).

#### 3.1 Technik als Teil der Lebenswelt

Sichtbarer denn je zwingen erdumspannende Produktions-, Transport- und Kommunikationsabhängigkeiten im Zuge gehäuft auftretender Umweltprobleme und Katastrophen die Menschen in eine weltumfassende Schicksalsgemeinschaft (vgl. Beck 1986; Beck 1997). Diese Erfahrung spiegelt die Folgen neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und technischer Entwicklungen an der Schwelle vom 20. zum 21. Jahrhundert. Zudem zeigt sich, wie die Medien (Presse, TV, Radio, Internet) – wiederum durch Zwischenschaltung von Technik – die räumliche und zeitliche Ausbreitung der Kommunikation über Katastrophen und Risiken vorstrukturieren (vgl. Steinmaurer 2003: 104).

Elektronische Medien – in jüngerer Zeit insbesondere das Internet – eröffnen der Katastrophenkommunikation neue globale Kanäle und Formen der Unmittelbarkeit, die wiederum auf die Katastrophenwirklichkeiten vor Ort zurückwirken können, sei es bei der Versorgung der lokalen Bevölkerung mit Informationen, bei der Koordination von Hilfs- und Rettungseinsätzen oder bei der Bekundung internationaler Unterstützung. Die neuen Medien erzeugen dabei neue Dimensionen und Klassen der Bildflüsse unter anderem dadurch, dass die Beglaubigung von Ereignissen nicht mehr exklusiv in den Händen – und Blicken – professioneller Medienschaffender liegt.

Bezogen auf unser Ziel, Katastrophen und damit einhergehende Bedrohungswirklichkeiten historisch und komparativ zu analysieren, kann deshalb nicht deutlich genug hervorgehoben werden, dass die Technisierung einen integralen Teil und eine fundamentale Form der Lebenswirklichkeit darstellt. Das heisst: Technik ist von der Erfindung, Entwicklung, Produktion bis zur Handhabung und der daraus resultierenden Folgenvielfalt stets das Resultat sozialer Prozesse (vgl. Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994: 50–59). Demgemäss ist Technik als sozial konstruiert zu verstehen. Damit kann angenommen werden, dass vielfältige Interdependenzen zwischen Technik, Gesellschaft und Natur bestehen.

In einem Prozess des medialen und gesellschaftlichen Wandels, der von digitaler Technik vorangetrieben wird, etablieren sich neue Informations- und Kommunikationstechnologien. Diese sind wie-

derum von Bedeutung, damit sich überhaupt ein Bewusstsein um globale Dimensionen von Umwelt- und Katastrophenrisiken herausbilden kann. Dabei lässt die mediale Verfasstheit der Gesellschaft gleichzeitig im Journalismus Trends erkennen, in denen weitreichende Veränderungen ökonomischer Prinzipien und Handlungsrationitäten einen wachsenden Einfluss auf die Medienentwicklung und letztlich auf deren Inhalte haben (vgl. Meier 1999b; Jarren/Meier 2001: 146). Damit sind weitere Phänomene benannt, die im Hinblick auf die Wirklichkeit von Katastrophen zu verorten sind. Die Effekte des Strukturwandels der Medien werden in einem späteren Kapitel detailliert Berücksichtigung finden (vgl. Kap. 10.5–10.7).

Mit der im Folgenden eingenommenen Perspektive auf Technik als sozialen Prozess lassen sich unterschiedliche Phänomene technischer Systeme unter einheitlichen theoretischen Begriffen zusammenbringen und bestehende Fragestellungen blickerweiternd angehen.

### **3.2 Reflexionsbedarf über die Bedeutung von Technik für die Konstitution der Wirklichkeit**

Im Folgenden kommen wir auf die spezifische Bedeutung von Technologie (Werkzeuge, Maschinen, Wissen) im Zusammenhang mit der Frage der Konstitution von Wirklichkeit detaillierter zu sprechen. Wie in Kapitel 1 schon dargestellt, beginnt für den Menschen das Erfassen von Wirklichkeit damit, dass er in eine gegebene, bereits durch die Technik mitgeprägte Welt hineingeboren wird. Die Rede von der Natur als eine Welt da draussen, die unabhängig von uns existiert, wirkt vor diesem Hintergrund als Illusion. Ebenso sind vermeintlich reale (Natur-)Katastrophen, wie sie im wirklichkeitserzeugenden Spektrum der Massenmedien dargestellt werden, in Analogie zu einer Aussage von Walter Benjamin (Benjamin 1977: 31) zur Illusion des Filmes „kaum deren reiner, von Fremdkörpern der Apparatur freier Aspekt“. Empirisch besehen erscheint umso mehr die Grenzziehung zwischen von Menschen verursachten Katastrophen und "reinen" Naturkatastrophen als fragwürdig. In das Zerstörungswerk fließen höchst unterschiedliche gesellschaftliche Ausgestaltungen von Techniken zu unterschiedlichen Zeiten ein.

Die Bedeutung von Technik für die Konstitution aktueller gesellschaftlicher Wirklichkeiten wurde lange Zeit kaum gebührend reflektiert. Die traditionelle Technikforschung war an die These gekoppelt, dass Technik quasi ausserhalb der Gesellschaft stehe. Beeinflusst durch systemtheoretische Überlegungen und Einflüsse konstruktivistischer Theorien setzten neue Sichtweisen die soziale Formung von Technik – einbezüglich medientechnischer Errungenschaften – in den Mittelpunkt. Nachstehende Analyse soll diese Ansichten eingehender reflektieren.

#### **3.2.1 Technische Innovationen als Komplementierungen menschlicher Fähigkeiten**

Technische Innovationen erweitern den Erlebnis- und Handlungsspielraum. Weil sie etwas ermöglichen, was der Mensch von Natur aus nicht in jedem Fall kann, haben sie nach Bornschie (1998: 106) „den Charakter von Komplementierungen menschlicher Fähigkeiten“. Daraus erklärt sich auch die Faszination für Erfindungen.

Retrospektiv zeigt sich, dass vor allem Entwicklungen in den Medien des Verkehrs- und Kommunikationswesens (Mechanisierung der Schriftproduktion, Eisenbahn, Elektrifizierung, Automobilisierung, Digitalisierung) stets Schlüsselimpulse für epochale gesellschaftliche Entwicklungsschübe gegeben haben. Damit wird unser Blick auf die zumeist unschwellige, aber systematische Wirkung von Basistechnologien und darauf aufbauender Innovationen gelenkt, die für die jeweiligen Zeitgenossen

zumeist unbemerkt bleiben, obwohl daraus folgende Veränderungen neue gesellschaftliche Wirklichkeiten generieren (vgl. Bornschier 2005: 508; Bornschier 1998: 106).<sup>62</sup>

Offensichtlich wird dies etwa beim Automobil: Parallele Investitionen in die Strasseninfrastruktur, die Umgestaltung ganzer Städte oder die Entwicklung des Tourismus sind einige wenige der direkten und indirekten Folgen dieser Schlüsselinnovation (vgl. Bornschier 1998: 105). Das dadurch entstandene Neue, das mehr und mehr zum Standard wird, ergreift die ganze Gesellschaft, schafft neue soziale Praktiken und verändert gleichzeitig bestehende.

Ein aktuelles Beispiel eines grundlegenden Wandels im technologischen Stil erleben wir seit den 1990er Jahren mit der Ära der Telematik<sup>63</sup>. Mit der Mikroelektronik, der Digitalisierung der Informationsverarbeitung und der Erfindung des Internets werden die unbegrenzte Verarbeitung, Speicherung und Übermittlung unterschiedlichster Informationen möglich gemacht und multimediale, transnationale und interaktive Kommunikationswege eröffnet (vgl. Bornschier 1998: 105; 200; Bornschier 2005: 508–517; Kübler 2009: 48–58).<sup>64</sup> Längst haben wir die epochalen Errungenschaften dieser Kommunikationsrevolution in unseren Alltag integriert, und selbstredend ist auch die Art und Weise, wie wir Katastrophen wahrnehmen und über sie kommunizieren, davon gekennzeichnet. Gemäss Marshall McLuhan hat die Einführung jeder Technik sowohl persönliche wie auch gesellschaftliche Auswirkungen (vgl. McLuhan 1995: 21, 107, 476). Seine viel zitierte Aussage aus dem Jahr 1964, dass „[...] das Medium die Botschaft ist“ (McLuhan 1995: 23; 476) unterstreicht diese Sichtweise.<sup>65</sup>

Der Medientheoretiker vertritt die Auffassung, dass Medien Erweiterungen unserer menschlichen Sinne, des Körpers und des Geistes sind. In McLuhans Terminologie ist der Medienbegriff sehr weit gefasst und mit jenem der Technik austauschbar. Daher ist er auch nicht auf sogenannte Medien als Informationsträger wie beispielsweise eine Zeitung oder einen Fernseher begrenzt.<sup>66</sup> Seiner Definition zufolge beinhaltet fast jeder Gegenstand mediale Eigenschaften: „Denn die 'Botschaft' jedes Mediums oder jeder Technik ist die Veränderung des Massstabs, Tempos oder Schemas, die es der Situation des Menschen bringt“ (vgl. McLuhan 1995: 22–23). Die Effekte jeder neuen Technik liegen in der Theoriekonzeption McLuhans im Wesen des Mediums, d. h. in seiner Funktion und im praktischen Gebrauch sowie in den Auswirkungen auf die Menschen und weit weniger auf den transportierten Inhalten.<sup>67</sup> Wie Gesellschaften mit neuen Medien und Techniken operieren und so Formen des Zusammenlebens kollektiv umgestalten, bringt McLuhan in seinem Buch „Die magischen Kanäle – Understanding Media“ zum Ausdruck.<sup>68</sup> In einem historischen Exkurs über die Erfindungen des Geldes, der Uhr, des Buchdrucks und des Automobils gelangt er zur Beschreibung der elektronischen Medien in der Gegenwart und ihren Einfluss auf den modernen Menschen. McLuhans zentrales Augenmerk seiner Blickumstellung auf (technische) Medien gilt dabei der Entzauberung der Idee von der Umwelt als Natur. Seiner Meinung nach hingen alle grossen Theorie-Vordenker von Darwin bis Marx dieser romantischen Idee an „[they] ignored the man-made environments“ (McLuhan/Fiore 1968: 19). Dies mag erstaunen, da Technik in allen Lebensbereichen präsent ist. Mit dem Gebrauch von Werkzeugen – sei es der Faustkeil, das gesprochene Wort oder ein Steueralgorithmus – strebt der Mensch danach, die natürlichen Ursachen-Wirkungszusammenhänge zu beherrschen. Aus jeder neuen Technik erge-

---

<sup>62</sup> Auf die Entfaltung der technologischen Stilentwicklung und die Basisinnovationen seit dem 19. Jahrhundert bis zur Erfindung des Mikrochips kann hier nicht weiter eingegangen werden. Ausführlich dazu siehe Bornschier (2005).

<sup>63</sup> Als spezifisches Phänomen dieser Ära gilt das Zusammenwachsen von Telekommunikation und Informatik. Der Begriff "Telematik" ist aus dem Zusammenzug der beiden Worte entstanden (ausführlich dazu siehe Bornschier (2005: 508–517)).

<sup>64</sup> Voraussetzung dafür, dass verschiedene Systeme miteinander kommunizieren können, ist die Vereinheitlichung der Kommunikations- und Steuerungstechnologien. Weitere technikspezifische Ausführungen siehe Bornschier (2005: 508–517).

<sup>65</sup> Aus der genannten Prämisse folgt: Nicht das, was Medien senden, ist entscheidend, sondern dass sie dies tun (vgl. McLuhan (1995: 11)).

<sup>66</sup> Folglich behandelt McLuhan (1995) eine Maschine, die Waren produziert ebenso selbstverständlich als ein Medium wie die das Geld, Kleidung, Uhren, das Kanu der Indianer, die Eisenbahn, eine Schallplatte oder Elektrizität.

<sup>67</sup> Zu solchen Inhalten gehören Programme, Meinungen, Vorstellungen etc.

<sup>68</sup> Originaltitel: "Understanding Media: The Extensions of Man", erschienen 1964.

ben sich folglich spezifische, interdependente Bezüge in sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht (vgl. Steinmaurer 2003: 104–105). Das gilt auch für die Medientechnik.

Sachlich und zeitlich verändern sich dabei Prozesse der Produktion und der Rezeption. Sozial entfalten sich neue Handlungssituationen und Wissensstrukturen, was gleichzeitig neue Sinnzusammenhänge hervorbringt und insgesamt die Kommunikationsverhältnisse verändert (vgl. Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994: 54–55). Unter diesem Blickwinkel wird die Bedeutung auf die meist unbewusst wirkende Technosphäre gelenkt, die unseren kulturellen Hintergrund formt und zugleich die Ausgestaltung des menschlichen Realitätsspektrums auf je eigene Weise prägt und über die Zeit verändert.

### **3.2.2 Technische Innovationen und die Bedeutung elektronischer Medien**

Ein grundlegender Unterschied, wie wir die Welt sehen und was wir sehen, ist gemäss McLuhan durch die Technik der Elektrizität hervorgerufen worden: „The important thing is to realize that electric information systems are live environments in the full organic sense. They alter our feelings and sensibilities, especially when they are not attended to“ (McLuhan/Fiore 1968: 36). Die neuen elektronischen Kanäle schaffen mit ihrer direkten Erreichbarkeit für Auge und Ohr nicht nur innerhalb unserer Sinnesempfindungen neue Verhältnisse, sondern auch unter den Medien selber (vgl. McLuhan 1995: 9). Deren Tragweite liegt in der Ermöglichung, Eindrücke und Erfahrungen jeder Art auszutauschen, zu übersetzen und somit „auf die Welt als [G]anzes zu reagieren“ (McLuhan 1995: 523). McLuhan erkannte schon vor über 40 Jahren die medial bedingte Konstruktion von sozialer und kognitiver Wirklichkeit. Mit seinen Reflexionen über mediale Umbrüche und deren Charakterisierungen leistete er grosse Vorarbeiten für aktuelle medientheoretische Reflexionen und Theoriebewegungen.<sup>69</sup>

Spätestens in den 1990er Jahren ist eine weitere Zäsur in der Entwicklung der Medien offensichtlich geworden. Neue Informations- und Kommunikationstechniken schufen auch für Naturereignisse veränderte Beobachtungskontexte, die weder die konventionellen elektronischen Medien, von denen McLuhan sprach, noch die Schriftkultur zu bieten hatten. Letztere hatte bis 1910/1920 die Wirklichkeitskonstruktion massenmedialer Formen der Thematisierung als auch Darstellung von Katastrophen dominiert (vgl. Ziemann 2006b: 92).

Angesichts der Omnipräsenz der neuen Medientechniken macht sich in den sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen ein steigender Reflexionsbedarf zur konstitutiven Rolle von Medien bemerkbar. Zu den Erkenntnissen aktueller Theoriebewegungen gehört die Einsicht, dass die Medien den Ort darstellen, an dem kognitiv-soziale Wirklichkeiten konstruiert werden. In der Konsequenz drängt sich die fundamentale Frage auf, wie denn die vermeintliche Realität, sei es auf dem Bildschirm, in Fotografien oder in den Presseprodukten, in der Medienwelt zustande kommt (vgl. Weber 2002; Münker 2009). Dabei operieren Massenmedien innerhalb eines Realitätsspektrums von Deutungen und Wissensformen, welches die Gesellschaft bereits hervorgebracht hat (vgl. Rammert 2007; Passoth 2010). Darauf wird im weiteren Verlauf der Untersuchung, spezifisch fokussiert auf Entwicklungen im Mediensystem, zurückzukommen sein.

---

<sup>69</sup> Behmer/Krotz und weitere Mitherausgeber versammeln in einem Band "Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel" diesbezügliche theoretische Entwürfe, die sich mit Phänomenen und Herausforderungen des sozialen Wandels im Zusammenhang mit dem Medienwandel befassen (vgl. Behmer et al. (2003)).

### 3.2.3 Technik als Produkt sozialer Prozesse

Technik löst Probleme, zeitigt aber auch unerwünschte Effekte. Ihr Einfluss wird viel eher erfahrbar, wenn sie nicht funktioniert oder fehlt, dann also, wenn die Routine der Alltagswelt gestört wird oder, im Falle von grösseren Katastrophen, die ganze soziale Ordnung zusammenbricht (vgl. Rammert 2007: 14). Insbesondere die sich abzeichnende Umweltkrise in den 1970er und 1980er Jahren konfrontiert die moderne Gesellschaft mit neuartigen Technikfolgeproblemen und Katastrophenpotenzialen. Zugleich decken revolutionäre Technikentwicklungen, begleitet vom Aufstieg der elektronischen Medien und der Globalität der Logistik, die Unvereinbarkeit mit einer traditionellen sozialwissenschaftlichen Theoriebildung auf.

Die traditionelle Theoriebildung betrachtete die Entstehung und Folgen von Technologien als uneinflussbare Grösse, basierend allein auf auslösenden technischen Determinanten und ökonomischen Effizienzüberlegungen (vgl. Weischenberg/Altmeyen/Löffelholz 1994: 50–54; Passoth 2007: 70; 210–218). Gewohnheitsmässig wurde die Technik in Abgrenzung zu einer anderen Substanz bestimmt. Vielen theoretischen Ansätzen aus den Sozialwissenschaften und insbesondere der Soziologie lag eine Dichotomie der Technik und Kultur, der Technik und der Gesellschaft oder auch der Technik und der Natur zugrunde. Technik erschien in dieser Sichtweise als ein externer Faktor der Gesellschaft, ein nichtmenschliches Element mit einer eigenständigen Entwicklung.<sup>70</sup> Nicht zuletzt aufgrund dieses eingeschränkten Theorierahmens blieb es lange schwierig, Fragen zur Rolle der Technik in der Gesellschaft angemessen zu reflektieren.<sup>71</sup> In Reaktion darauf etablierte sich seit den 1960er Jahren schliesslich die theoretische Annahme, dass Technik als Produkt sozialer Prozesse zu denken sei und nicht als Substrat der Gesellschaft (vgl. Weingart 1989b; Rammert 2002: 8), dass also die Gesellschaft wesentlich die Entwicklung von Technik beeinflusse – im Gegensatz zum umgekehrten Ansatz, welcher zuvor die Debatten geprägt hatte (vgl. Passoth 2007: 14–17; 157–197).<sup>72</sup>

Auf diesem Wege öffnet sich der Blick für die gesellschaftlichen Bezüge der Technik. Die Technik bzw. Technikentwicklung ist als Resultat multikausaler und mehrdimensionaler Elemente eines sozialen Prozesses zu verstehen (vgl. Bayerl/Meyer 1989/90: 25; Weischenberg/Altmeyen/Löffelholz 1994: 51–54). Das heisst, unterschiedliche Einflussfaktoren, sei dies in Form von ökonomischen, ökologischen oder gesellschaftlichen Interessen, sei dies aufgrund politischer Machtkalküle oder Werthaltungen, fliessen in höchst unterschiedlichem Ausmass als nicht-technische Komponenten beispielsweise in die Entwicklung und Nutzung von innovativen Medientechnologien ein.

Zuvor stellt sich jedoch die Frage, was in neuartigen Konzepten mit dem Begriff der Technik gemeint ist. Unter "Techniken" lassen sich sowohl technische Gerätschaften als auch bestimmte Körpertechniken und Umgangsweisen mit materiellen Dingen zusammenfassen (vgl. Passoth 2007; Rammert 2007). Nach Rammert (2002: 8) beinhaltet Technik bzw. Technisierung den Umgang mit technischen Objektivierungen und damit auch die Aktivitäten technischer Objekte etwa in Form von Operationen oder Automatismen. Demgemäss sieht der Theoretiker Technik nicht mehr als passives Ding oder eine Sache, sondern als eine Form der Wirklichkeit mit spezifischen Funktionen. Diese Wirklichkeit wird in aufeinander bezogenen sozialen Handlungen von Menschen ausgestaltet. Das bedeutet, dass geschaffene Gegenstände und Verfahren „im Zusammenhang mit den übrigen Gesellschaftsstrukturen historische Wirklichkeit gestalten“ (Bayerl/Meyer 1989/90: 11).

---

<sup>70</sup> Vgl. zur Entwicklung und zum Stand der Forschung etwa Rammert (2007) sowie Kraemer (2008).

<sup>71</sup> Schon Albert Einstein meinte: „Die Theorie bestimmt, was wir beobachten können“ (zit. in Watzlawick 1976: 57).

<sup>72</sup> Einer der wenigen frühen Theoretiker, die neuere sozialtheoretische Ansätze vorweggenommen hatten, war Ernst Cassirer (1874–1945). Er hatte bereits in einem Aufsatz aus den 1930er Jahren vorgeschlagen, Formen technischen Tuns als eine eigene Form des menschlichen Ausdrucksverhaltens zu begründen, da Wort und Werkzeuge gleichermaßen dazu dienten, die Wirklichkeit in der Alltagswelt zu gestalten (vgl. Cassirer 1985: 52).



Auch in der Theoriebildung bei Berger/Luckmann (1969/2004) findet sich die Überlegung, dass der Mensch die Welt umgestaltet und dass dabei Technik und Technisierung von vornherein als ein Konstitutionselement der sozialen Welt zu betrachten seien. Von Menschen über Generationen erzeugte Artefakte erscheinen uns in der Alltagswelt als „sinnhaltige Objekte“ und normale Elemente einer „selbstverständlichen, zwingenden Faktizität“, wie Naturdinge, Körperlichkeit oder Erwartungen (Berger/Luckmann 2004: 24; Rammert 2007: 41).

Wie bereits dargestellt, liegt das Hauptaugenmerk der gesellschaftlichen Konstruktion bei Berger/Luckmann (2004) auf der Sprache als quasi-ideales Zeichensystem. Die Position, die Rammert vertritt, steht nicht in Widerspruch zu diesen Ausführungen. Allerdings geht er einen Schritt weiter. Er schlägt vor, nicht etwa die Sprache, sondern die Handlungsfunktion von Technik, d. h. das gesamte Wirken des technischen Tuns, als das zentrale Konstitutionselement der sozialen Welt zu betrachten. Dabei akzentuiert Rammert (2002: 10), dass Techniken nicht in erster Linie als Objektivierungen des Wissens auftauchen, das sich in technischen Erzeugnissen verkörpert, sondern „[...] als Objektivierungen des Handelns und Wirkens zu begreifen“ ist. Die Aktivitäten technischer Schemata können durch verschiedene Trägermedien ausgeführt werden. Eingeeübte und routinierte Handlungen, die Menschen ausführen, mechanisierte Abläufe in physikalischen Geräten oder auf Algorithmen aufgebaute Konzepte in Form von Zeichensystemen zählen dazu (vgl. Rammert 2007: 87). In dieser Konzeption „lässt sich die gesellschaftliche Funktion der Technologie deuten als Ausdruck höchster Anonymisierung und Idealisierung von wirkendem Handeln und als dekontextualisiertes System technischer Schemata“ (Rammert 2002: 11). Technik erreicht demnach ein Niveau höchster Universalisierung. Sie ist als eine Sprache der Tätigkeiten und Wirkungen zu verstehen, an der seit vielen Generationen gebaut wird. Nicht-menschliche Objekte treten dabei als notwendiger Bestandteil in menschliche Interaktionen ein.

Diese Erkenntnis gilt selbst für den Kernbereich der gesellschaftlichen Wirklichkeit – die Kommunikation und die Erfahrung. Die Medien entbetten die soziale Interaktion von raum-zeitlichen Schranken. Konsum-, Unterhaltungs-, Informations- oder Bildungsangebote, die global verstreut sind, treten in unmittelbare Reichweite (vgl. Hartmann 1999: 15–27; Rammert 2007: 41). Rammert (2007: 7) bemerkt dazu:

*„Mögen neue Techniken anfangs noch als sinnvolle Mittel der Information und Verständigung eingesetzt werden, so sinken sie in der folgenden Generation zu selbstverständlich gegebenen, sedimentierten Sinnobjektivationen ab.“<sup>73</sup>*

So sind beispielsweise auch Katastrophen, die wir in der Alltagswelt als gleichsam "natürliche Wirklichkeit" erfahren, immer auch (medien-)technisch konstituiert – von der Alarmierung, der Berichterstattung, der Aushandlung von Massnahmen bis zu den Spendenaktionen für die Opfer.

### **3.2.4 Wechselwirkungen zwischen technischen und sozialen Elementen**

Während Rammert (2007) eine theoretische Lösung bietet, die Technik von vornherein als integralen Teil der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit zu begreifen, ihre spezifische Differenz zu anderen sozialen Handlungen jedoch aufrechterhält, gibt es radikalere Ansätze. Ihre Vertreter betrachten menschliche und nichtmenschliche Elemente als wechselseitig aufeinander einwirkende Entitäten. Dabei liefern besonders jene Ansätze, welche unter der "Akteur-Netzwerk-Theorie" (ANT) zusammengefasst werden, Antworten auf die allgemein sozialtheoretische Frage, welchen Beitrag all

---

<sup>73</sup> Der Prozess der Herstellung und Objektivierung einer meist unbewusst wirksamen Technosphäre der menschlichen Aktivitäten wird mit dem Begriff "Technostrukturierung" versehen (Rammert (2007: 44)).

die nichtmenschlichen Entitäten zu sozialen Phänomenen leisten. In der ANT wird nun betont, dass alle nichtmenschlichen Dinge – also auch technische Artefakte – mit dem Sozialen vernetzt sind. Und umgekehrt gilt: Alles Soziale ist mit dem Technischen vernetzt.

Bruno Latour, dessen Gedanken als bedeutender Vertreter der ANT hier kurz zusammengefasst werden, schlägt vor, die Subjekt/Objekt-Dichotomie als Ganzes abzuschaffen, weil es unmöglich geworden sei, Soziales von Nicht-Sozialem kategorial zu unterscheiden. Er hat daher in den Sozialwissenschaften den Hybrid-Begriff eingeführt. Die bislang ignorierte Rolle von nichtmenschlichen Entitäten und was sie in vielen Verwicklungen mit menschlichen Akteuren beitragen, untermauert Latour an vielen alltagsweltlichen Beispielen (vgl. Latour 2007). Der schwere und sperrige Schlüsselanhänger erweist sich zum Beispiel als Ersatz für die mündliche Aufforderung des Hoteliers an den Gast, beim Verlassen des Hauses an der Rezeption den Schlüssel zu hinterlassen. Diese meist nicht bewusst wahrgenommene Handlungsaufforderung entfaltet Hartnäckigkeit genauso wie der Klingelton des Weckers oder die Bodenschwelle zur Verkehrsberuhigung. Auch zur Beschreibung der technischen Apparaturen massenmedialer Verbreitungsmedien wie Buchdruck, Radio oder Fernsehen haben demnach Menschen und Dinge die unterschiedlichsten Beiträge geleistet. Was wir unter dem Begriff Gesellschaft verstehen, konnte demnach erst durch die Interaktion mit Techniken verschiedenster Art entstehen.

Latour versteht folglich auch Dinge als handelnde Akteure, die im Geflecht von Aktivitäten und Interaktivitäten mit menschlichen Akteuren Aktante hervorbringen. Aktant steht für einen solchen Vernetzungszusammenhang. Was im ANT-Sinne mit sozial bezeichnet wird, ist demnach der besondere Typ von Assoziationen zwischen Entitäten. Diese Auffassung wurde in der Soziologie bislang nicht in Betracht gezogen, da das soziale Faktum bereits am Anfang der Erklärungsketten sozialer Dinge als ohnehin gegeben vorausgesetzt wurde (vgl. Latour 2007: 111–121).

Um den Kern der Akteur-Netzwerk-Theorie zu erfassen, bedarf es eines Blicks auf den Beitrag, den Akteure leisten, dass etwas so passiert, wie es passiert. Mit dem Akteur ist nicht zwingend ein intentional handelndes Individuum gemeint: „Ein 'Akteur' in dem Bindestrich-Ausdruck Akteur-Netzwerk ist nicht der Ursprung einer Handlung, sondern das bewegliche Ziel eines riesigen Angebotes von Entitäten, die zu ihm hinströmen“ (Latour 2007: 81). Mit diesem Begriffsverständnis von Akteur muss die Frage, wer und was handelt, wenn wir handeln, unter Einbezug der Mittler erkundet werden, wobei deren mögliche Verknüpfungen und Modifikationen in keiner Weise als unmittelbar sozial erkennbar sind (vgl. Latour 2007: 81–82). Sein Konzept des wechselseitigen Aufeinanderwirkens von vielfältigen natürlichen und sozialen Entitäten als Quasi-Objekt zeigt Latour (1998: 14) an Beispielen wie dem Ozonloch auf:

*„Das Ozonloch ist zu sozial und zu narrativ, um wirklich Natur zu sein, die Strategie von Firmen und Staatschefs zu sehr angewiesen auf chemische Reaktionen, um allein auf Macht und Interessen reduziert werden zu können. Der Diskurs der Ökosphäre zu real und zu sozial, um ganz in Bedeutungseffekten aufzugehen.“*

Latours Kritik gilt der Verfassung der Moderne, die diese Vermengung von Menschen und nichtmenschlichen Akteuren befördert und im Zuge dessen hybride Formen der Natur hervorgebracht hat, diese aber gleichzeitig ignoriert. Um die überkommene Trennung zwischen Natur und Kultur aufrechtzuerhalten, muss ständig Reinigungsarbeit geleistet werden: „Himmel und Erde, Globales und Lokales, Menschliches und Nichtmenschliches“ (Latour 1998: 9) müssen immer wieder aufwendig geschieden werden. Zugleich erachtet Latour das Übersehen dieser soziotechnischen Vermengung, wie sie uns etwa bei Naturkatastrophen offenkundig schon lange begleiten, als Voraussetzung für die fortlaufende Produktion neuer "Hybride", die sich allmählich unserer Kontrolle entziehen.

Aufgrund solcher Verflechtungen ist die kategoriale Unterscheidung von Gesellschaft und Kultur einerseits und Natur und Technik andererseits kaum mehr sinnvoll.

Gemäss den Annahmen der ANT gilt es, genau diese hybriden Verwicklungen von menschlichen und technischen Beiträgen herauszuarbeiten. Doch ist sich Latour gleichzeitig bewusst, dass es schwierig sein mag, all diese Verkettungen im Rahmen einer Studie zu untersuchen (vgl. Latour 2007: 186). Trotzdem sieht Latour die Aufgabe darin, den Aktanten forschend durch das Netzwerk zu folgen und konsequent entlang von Handlungsbeiträgen das Ensemble von Beziehungen aufzuzeigen bzw. zu beschreiben, wie sie letztlich die öffentliche Existenz von Fakten oder Objekten hervorbringen (vgl. Latour 2007: 186). In der Entscheidung des Forschenden liegt es dann „[...] to choose among these moves the ones that they deem more reasonable“ (Latour 2005: 57).<sup>74</sup>

Diese Überlegungen sind interessant auch in Bezug auf unsere Untersuchung, die auf die Rekonstruktion der medial vermittelten Wirklichkeit von Katastrophen abzielt. Ein Verdienst Latours besteht zweifellos darin, dass er uns neue Zugänge zu Problemstellungen verschafft. Insbesondere wird es vor diesem Hintergrund einfacher, in gesellschaftlichen Fragen und Debatten Begriffe wie Risiko, Umweltzerstörung, Katastrophengesellschaft oder systemische Risiken im Hinblick auf menschliche und nichtmenschliche Aktivitäten zu verorten. Sobald man nämlich unter dem Blickwinkel der ANT analysiert, wie es zu katastrophischen Zerstörungen kommt oder wie in den Massenmedien darüber berichtet wird, haben solche Ereignisse eine sichtbare Genese. Die physischen Schäden und das menschliche Leid, die Risikobewertung und die Strategien des Katastrophenmanagements lassen sich aus vielfältigen Kombinationen menschlicher und nichtmenschlicher Beiträge herleiten.

## Fazit

Für das Zustandekommen von Medienwirklichkeit spielen eine Vielzahl von menschlichen und nichtmenschlichen Ursachen zusammen, einschliesslich der dazwischengeschalteten Technik. Angesichts dieser Komplexität sollen unsere Ausführungen an dieser Stelle nicht präziser resümiert werden. Es genügt das Bewusstsein, dass das, was wir unter Katastrophen verstehen, stets auch sozial und historisch mitgeprägt ist. Das heisst, dass die Wirklichkeit von Katastrophen unter den Voraussetzungen vergangener oder gegenwärtiger Printtechnologien anders aussieht als im Spiegel elektronischer Medien oder des Internets. Vor diesem Hintergrund ist es geboten, den jeweiligen sozialen und diachronen Kontext der Katastrophenereignisse, die dieser Arbeit zugrunde liegen, entsprechend sorgfältig zu überprüfen.

Summa summarum: Wir dürfen jedenfalls davon ausgehen, dass der Optik, aus der Massenmedien über Katastrophenereignisse berichten, eine entscheidende Bedeutung zukommt. Daher müssen wir uns in mehreren Schritten theoretisch der Frage annähern, wie die Wirklichkeit der Massenmedien zustande kommt und welchen gesellschaftlichen Einflüssen ihre Konstruktionen ausgesetzt sind.

---

<sup>74</sup> Wie schon Passoth (2007: 224) feststellt, fehlen Angaben, was unter „more reasonable“ zu verstehen ist. Somit bleibt dieser Entscheid in der Forschungspraxis alleine dem Forschenden überlassen. Weitere Probleme und Schwächen der Forschungsmethodik der ANT, die sich in der empirischen Umsetzung zeigen, siehe Passoth (2007: 223–225).

## 4      **Begriffsbestimmung und theoretische Grundlagen – Katastrophen, Gefahr, Risiko und Sicherheit**

Hochwasser, Erdbeben, Flugzeugabstürze, Supergaus in Kernkraftwerken, Terrorakte, Kriegsgeschehen und Hungersnöte sind nur einige wenige Beispiele für Ereignisse, die in unserer Gesellschaft unter dem Begriff Katastrophe subsumiert werden. Im Zusammenhang mit der Wahrnehmung und Deutung dieser Ereignisse prägen weitere Alltagssprachliche Begriffe wie Gefahr, Risiko oder Sicherheit die kommunikativen Prozesse. Auch wenn sie dem Grundwortschatz zuzurechnen sind, gewährleistet ihr Gebrauch nicht zwingend einen allgemeinen Verständniskonsens. Denn die Sinnkonstitution der Begriffe ist meist ambivalent und stetiger Transformation unterworfen. Oft handelt es sich dabei um Konzentrate vieler Bedeutungsgehalte. Aus diesem Grund ist es für eine historische Untersuchung notwendig, die Schlüsselbegriffe rund um das Thema Naturkatastrophe zu präzisieren. Diese wurden bislang ohne weitere Erläuterungen eingeführt. In einem ersten Schritt geht es darum, das sehr heterogene Feld der genannten Begriffe zu ordnen (Kap. 4.1–4.6). Nachzuzeichnen sind historische, aktuelle und thematische Sinngehalte, die in die Bedeutung eingeflossen sind sowie wesentliche konzeptionelle Ansätze und Forschungslinien dazu. Die Analyse mittlerweile etablierter Begriffe wie beispielsweise Risiko oder "Risikogesellschaft" – die Wortneuschöpfung des Jahres 1986 (Kap. 4.7) – ist im Rahmen der vorliegenden historischen Arbeit von grundlegender Bedeutung. Dadurch lassen sich Bedingtheiten und Modalitäten des jeweils herrschenden Katastrophenverständnisses, das sich auf die gesellschaftliche Wirklichkeit niederschlägt, bewusst machen. Darüber hinaus ermöglicht uns dieser Zugang, die Ergebnisse unserer Medienanalyse über den Untersuchungszeitraum eines knappen Jahrhunderts (1910–2005) empirisch zu verifizieren.

### 4.1      **Der Begriff der Katastrophe**

Katastrophen haben die Menschheit im Lauf durch die Geschichte stets begleitet – lange bevor schreibkundige Menschen sie überhaupt aufzuzeichnen begannen. Wurden Katastrophen in alten Gesellschaften dem Wirken unkontrollierbarer Mächte zugeschrieben, so scheinen sie sich heute in wissenschaftlich-technischer Hinsicht begreifen und in angemessener Weise bewältigen zu lassen (vgl. Dombrowsky 2004; Walter 2010)<sup>75</sup>. Aus einer zivilisationskritischen Perspektive jedoch wird die Katastrophe zum exemplarischen Fall riskanter Entwicklungen respektive der „Katastrophen- bzw. Risikogesellschaft“, wie sie der Soziologe Ulrich Beck (1986) in seiner Zeitdiagnose skizziert hat. Des Weiteren fällt auf, dass soziale Faktoren über Katastrophenanfälligkeit entscheiden bzw. über Auswirkungen eines Hochwassers, Erdbebens ebenso wie über jene eines Bombenanschlags (vgl. Weichselgartner 2001).

Das führt zur Annahme, dass gesellschaftlich und kulturell stets in Bezug auf die sozialen Reaktionen in Form der aktiven Kommentierung definiert wird, was ein auftretendes Ereignis zur Katastrophe macht, wobei all das, was an Wissen und Erfahrung eingebracht werden kann, als Referenzgefüge dient. In diesem Sinne besitzen beobachtete Phänomene nicht von sich aus Qualitäten wie etwa "katastrophal" oder "berichtenswert", die mitteilen, wie mit ihnen zu verfahren wäre (vgl. Fishman 1997: 211). Es ist vielmehr der Begriff der Katastrophe selbst, der bestimmt, was wir beobachten und was für Ursachen und Wirkungszusammenhänge wir dabei registrieren. In dem Masse, wie sich der Begriff wandelt, verändern sich auch Katastrophenwirklichkeiten. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn das Deutungsmuster des anthropogenen Klimawandels an Zuspruch gewinnt und die durch Tradition

---

<sup>75</sup> Der Schweizer François Walter (2010) analysiert, wie unterschiedlich Gesellschaften mit Katastrophen umgegangen sind. Dabei stellt der Historiker keine lineare Entwicklung etwa von irrationalen Bewältigungsstrategien im Mittelalter zu einer durch Wissenschaftlichkeit geprägten Umgangsweise in der Gegenwart fest. Auch heutzutage seien – in Analogie zu vormodernen Praktiken – „spirituelle Reaktionen“ im Sinne der Aktivierung quasireligiöser Umgangsweisen mit Risiken festzustellen, beispielsweise im Bereich einer alarmistischen Ökologie, wo die Gutachter Tätigkeit die Astrologie abgelöst habe und die Debatten um Risiken „immer mehr die Züge eines Glaubenskriegs“ annehmen (vgl. Walter (2010: 213)).

festgelegte Vorstellung der "Natur"-Katastrophe ganz und gar in Frage zu stellen vermag. Ein weiterer Gesichtspunkt betrifft die massive Zunahme der Kommunikation in einer global vernetzten Welt. Sie tangiert die Wirkung des Phänomens Katastrophe und die sozialen Reaktionen, die damit verbunden sind, in vielerlei Hinsicht. So sind hiesige wie auch rund um den Erdball verteilte Katastrophen-schauplätze aufgrund des Einsatzes von neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) in der alltagsweltlichen Erfahrung inner- als auch intergesellschaftlich in einem grösseren Umfang und schneller als je zuvor registrierbar geworden.

Hinter diesen nur angedeuteten Entwicklungen verbergen sich bewusstseinsstrukturierende Prozesse, die den Begriff Katastrophe um neue Bedeutungsfelder erweitern. Da sich zudem der Begriff der Naturkatastrophe vom Typ Umwelt- oder Technikkatastrophe unterscheidet, aber ebenso vom Ereignistyp der technischen Panne oder des Störfalles (vgl. Keller 2003: 400), stellt sich die Frage, was den in das Wort Katastrophe eingegangenen Sinn beinhaltet und inwieweit Bedeutungs differenzen in der Verwendung dieser unterschiedlichen Begriffe auszumachen sind. Aus diesem Problemfeld resultieren weitere Fragen zu Begrifflichkeiten wie Natur-(Gefahr) und Risiko, die in diese Analyse einbezogen werden. Um dazu eine grundlegende Wissensbasis zu schaffen, werden in einem ersten Schritt die perspektivische Vielfalt und Entwicklungen des Verständnisses aus benachbarten Wissenschaften rezipiert.

## 4.2 Ursprung

Der sprachgeschichtliche Ursprung des Begriffes "Katastrophe" liegt im griechischen Wort "katastréphein" für "Wende" oder "Umkehr". In der griechischen Tragödie wurde damit der Umschlag der dramatischen Handlung im letzten Teil des Dramas – der Wendepunkt – bezeichnet. Die dem Katastrophenbegriff zugrundeliegende Sinnkonstitution eines religiösen Umschwungs ist erstmals in einer Flugschrift aus dem Jahre 1605 in Gebrauch (Kuck 2000: 8).

In dieser Begriffsauffassung entkräftet sich die Sinnlosigkeit einer Katastrophe, wie wir sie heute empfinden mögen, durch die weit beruhigendere Erfahrung, dass hinter dem Vernichtenden eine göttliche Lenkung der Geschichte und letztendlich für die Menschen sinnvolle Absicht stehe. Im kirchlich-religiösen Denken werden Katastrophen dem moralischen Ratschluss Gottes im Sinne eines Fingerzeigs für kollektiv abtrünniges Fehlverhalten zugewiesen. Dadurch kommt der Katastrophe als Offenbarung der Existenz Gottes die Funktion zu, die sinnhafte Ordnung der Dinge zu bestätigen. Katastrophenereignisse werden zur Quelle für Gesundheits- und religiöse Erneuerungsbewegungen. Mit der Aufklärung wird dieses mythisch-religiöse Katastrophenverständnis bekanntlich entzaubert (vgl. Elias 1993: 61–63). In der ursprünglichen Wortbedeutung ist der in den Begriff Katastrophe eingegangene Sinn mit schwerem Unglück, Unheil, Untergang, Verhängnis und Zusammenbruch umschreibbar. Sprachgeschichtlich lässt sich allerdings keine eindeutige Definition nachweisen (Kuck 2000: 8). Diese deutliche Nähe des Katastrophenbegriffs zu einer Vielzahl von negativen Phänomenen des Lebens, die als Unfall, Notlage, Krise, Unglücksfall oder Schicksal bezeichnet werden, begründen allenfalls den willkürlichen Charakter der begrifflichen Unterlegung von Katastrophen (s. dazu Karcev/Chazanovskij 1990; Walter 2010).

## 4.3 Alltagsverständnis

Der Sinkflug einer Aktie, der Kaffeeleck auf dem weissen Hemd, der unbefriedigende Verlauf einer politischen Verhandlung, die schwache Leistung einer Fussballmannschaft – dies sind nur wenige Beispiele für Vorkommnisse, die im täglichen Sprachgebrauch gerne als "Katastrophe" tituliert werden. Entsprechend entwertet die Vielfachverwendung und häufige Präsenz den Begriff gleichzeitig. Oft handelt es sich nicht um eigentliche Katastrophen gemäss der Definition von Brockhaus (1997:

571): Katastrophe beinhaltet ein [...] „schweres Unglück, Zusammenbruch; Naturereignis mit verheerender Wirkung“.

Offenkundig heben die erwähnten Konnotationen von Katastrophen bereits das hervor, was in unserem Alltagsverständnis als Katastrophe empfunden wird. Es handelt sich um Kristallisationspunkte von kleineren oder grösseren Dramen, die unser Menschsein und die Menschheit begleiten. Was mit Hilfe des Begriffs alles etikettiert wird, verweist auf einen persönlichen oder gesellschaftlichen Notstand und damit einhergehende negative Folgen. Gleichzeitig ist ein Werturteil damit verbunden. Was den Grad einer Abweichung vom "gewöhnlichen" Leben aus Sicht des Einzelnen oder eines Kollektivs ausmacht, ergibt sich erst durch die soziale Reaktion und nicht durch Merkmale, die der Abnormalität innewohnend sind. So gesehen handelt es sich um Interpretationen. Erst kommuniziert gewinnen so beschaffene Wirklichkeiten eine soziale Realität, etwa als Symbol für abweichendes Verhalten der Natur, der Technik wie auch des Menschen.

Katastrophen zeigen sich in der spezifischen Gestalt des Aussergewöhnlichen. Durch sie wird gewissermassen die Normalität – oder in den Worten von Keller (2003: 401) – die „Banalität und Routine“ des Alltages unterbrochen. Der beliebige Zeitpunkt ihres Eintritts erzeugt zunächst das Gefühl der Bedrohtheit und der Machtlosigkeit. Schlagartig treten mit Katastrophen Grenzsituationen auf, in denen Verlässlichkeiten der Wirklichkeit ernsthaft gefährdet sind und individuelle oder kollektive Lebensbezüge zusammenzubrechen drohen<sup>76</sup>. Rückblickend erweisen sich Katastrophen häufig als Schlüsselereignisse, welche die Gesellschaft mit neuen Bedürfnissen nach Sicherheit konfrontieren und dadurch ein Umdenken bewirken – ganz im Sinne der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Katastrophe, nämlich Wendung. So können Entwicklungen angestossen oder beschleunigt werden (dazu Pfister 2002: 16–18).

Auffällig bleibt im Alltag die faszinative Anziehungskraft des Katastrophalen, welche sich auch in der medialen Aufmerksamkeit niederschlägt. Das Interesse und die Empathie beim Publikum wirken früher wie heute oftmals in eigenartiger Weise übertrieben (Schulz 2001: 71). Statistiken über Verkehrsunfälle werden vergleichsweise viel leichter hingenommen, sofern letztere unter der Wahrnehmungsschwelle dessen bleiben, was als katastrophal bezeichnet wird.

Gründe dafür liegen auf der Hand: Je aussergewöhnlicher sich ein Ereignis darstellt, umso schwerer fällt es uns, diesem mit alltäglichen Erklärungsmodellen Sinn zu verleihen. Weil wir das, was passiert ist, verstehen und kommunikativ bewältigen wollen, erhöht sich unser Bedürfnis nach Information. Allerdings gestaltet sich im Katastrophenfall die Suche nach einem ausgewogenen Erklärungsmuster vielfach als schwierig (vgl. Elias 1993; Zemp 2005: 8). Dies wohl deshalb, weil ein jedes Ereignis in seiner Ursache-Wirkungskombination als einmalig anzusehen ist (Hilker/Aller/Hegg 2008: 144).

Katastrophen werden uns heutzutage am weit häufigsten aus sicherer Distanz in Form von Medienwirklichkeiten vermittelt, insbesondere (noch) vor dem Fernseher, der in Katastrophenzeiten weiterhin ganze Nationen vor sich zu versammeln vermag (vgl. Zemp 2005: 8). So ist die gesellschaftliche Katastrophenerfahrung massgeblich durch die Praxis der Medienkultur geprägt.

## 4.4 Definitonsansätze

Das Thema Katastrophe, das heute in den verschiedensten Disziplinen untersucht wird, war lange Zeit eine Domäne der Naturwissenschaften. Insbesondere während der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts ist im Umgang mit neuen Katastrophenpotenzialen das Forschungsinteresse sprunghaft an-

---

<sup>76</sup> Diese lebensweltliche Erfahrung des Scheiterns bei Katastrophen oder in Krisensituationen, bei denen individuelle Zweifel an der Wirklichkeit aufkommen, lassen sich durch kollektive wie individuelle Riten bewältigen und transformieren. Sie helfen, erlebte Dissonanzen zu überwinden und dienen dem Zweck der Wirklichkeitserhaltung (Berger/Luckmann (2004: 167)).

gewachsen. Gleichzeitig sind in Bezug der Verfügbarkeit von entsprechendem Datenmaterial grosse Fortschritte erzielt worden. Daraus abgeleitete Massnahmen haben erfolgreich zur Vermeidung oder Bewältigung von bestimmtem Katastrophenereignissen beigetragen (vgl. Alexander 1997; Märki und Nickl 2000).

Bereits 1978 führte Quarantelli dieses Fazit zum bemerkenswerten Interessenszuwachs seit den 1950er und 1960er Jahren auch in Bezug auf die systemische Katastrophenforschung in den Sozialwissenschaften an (Quarantelli 1978: 2). Die Bedeutung sozialer und auf das Verhalten bezogener Untersuchungen zum generellen Phänomen Katastrophe haben seit Ende des zweiten Weltkrieges neue Perspektiven, theoretisches Verständnis und praktisches Wissen generiert. Erste sozialwissenschaftliche Untersuchungen über Katastrophen entstanden bereits in den 1920er Jahren. Die Dissertation von Samuel Henry Prince über die Halifax-Explosion von 1917 in Kanada, der weltweit grössten Man-made-Explosion vor Hiroshima, markiert den Beginn sozialwissenschaftlicher Katastrophenforschung<sup>77</sup>. Seither ist das Phänomen "Katastrophe" in unterschiedlichen Disziplinen analysiert und diskutiert worden. Einige Katastrophen hat die Gesellschaft dadurch auch besser in den Griff bekommen (vgl. Märki/Nickl 2000: 2).

Der aktuelle Begriff "Katastrophe", hat über die Zeit fundamentale Veränderungen durchlaufen. Doch was genau ist eine Katastrophe? Diese Frage ist eine der wichtigsten und zentralen Fragen, die unter anderem die KatastrophenforscherInnen beschäftigt.

Allgemein lässt sich eine Katastrophe als ein Phänomen aus zwei Komponenten erläutern (vgl. z. B. Smith 1996: 20; Plapp 2004: 71):

1. einem Ereignis (engl. event) und
2. dessen negativen, zerstörerischen Folgen für die Menschen.

Allerdings gibt es trotz intensiver Katastrophenforschung seit über 60 Jahren keine konsensfähige Definition dessen, was Katastrophen sind (vgl. Quarantelli 1995; Alexander 1997: 288; Plapp 2004: 71).<sup>78</sup> Vielmehr formiert sich um den Begriff ein Meinungsmarkt mit vielfältigen definitorischen Ansätzen. Vor allem nach 9/11 und damit angestossenen Transformationsprozessen in vielen Bereichen des Katastrophenmanagements ist die Beschäftigung mit einer akzeptierten Definition wieder ins Zentrum der Katastrophenforschung gerückt.<sup>79</sup>

Aus der Reihe möglicher Merkmalsbestimmungen sollen einige Definitionsversuche aufgegriffen werden, die unterschiedliche Aspekte des Begriffsspektrums tangieren<sup>80</sup>.

Von McEntire (8. Juni, 2004: 9), der ebenso wie Quarantelli (1995) die Bedeutung einer akzeptierten Definition von Katastrophen betont, stammt folgende Definition:

*„[D]isasters are the disruptive and/or deadly and destructive outcome or result of physical or human induced triggering agents when they interact with, and are exacerbated by vulnerabilities from diverse but overlapping environments“.*

Diese Definition unterstreicht, dass es mehr als nur die Natur oder die Technik als Auslöser für Katastrophen gibt. Neben der natürlichen Umwelt und menschlichen Aktivitäten sind auch Kombinationen von beiden einbezogen. Auch wenn die Auswirkungen von Katastrophen unterschiedlich sind,

<sup>77</sup> Für weitere Ausführungen zur Forschung von Prince und dessen Pionier-Status siehe: Scanlon (1988).

<sup>78</sup> Eine ähnliche Feststellung bezüglich einer fehlenden klaren und unanfechtbaren Definition von Naturkatastrophen macht Alexander (1997: 288). Er spricht von rund 30 akademischen Disziplinen, die sich mit Naturkatastrophen befassen. Da es sich um ein Forschungsfeld handelt, wo soziale mit physikalischen Prozessen interagieren, gibt es unterschiedliche Konzepte zu Naturkatastrophen.

<sup>79</sup> Quarantelli (1995: 225) bemerkte dazu, dass man ohne eine Klarstellung und einen minimalen Konsens über bestimmende Merkmale von Katastrophen bezüglich Charakteristiken, Konditionen und den Konsequenzen weiterhin aneinander vorbeiredet.

<sup>80</sup> Diese Aufarbeitung bewahrt uns in der Forschungssituation davor, die unterschiedlichen Perspektiven zu übersehen, wenn für Individuen, soziale Gruppen oder Institutionen negatives Geschehen unter dem vordergründig anschaulichen Begriff "Katastrophe" subsumiert wird.

gehören als gemeinsame Elemente stets eine auslösende Ursache und Vulnerabilität zur Charakteristik solcher Ereignisse (vgl. McEntire 2001: 2–3). Gleichzeitig empfiehlt McEntire, die Suche nach einer akzeptierten Definition und die Debatte darüber fortzusetzen – im Wissen allerdings, dass die Auseinandersetzung dazu nie vollständig gelöst sein wird (McEntire 8. Juni, 2004: 9).

Was aus einem Schadensereignis eine Katastrophe macht, versuchen quantitative Katastrophendefinitionen hinsichtlich der Folgen zu beziffern:

Beim CRED<sup>81</sup>, das die Epidemiologie von Katastrophen erforscht, gilt ein Ereignis dann als Katastrophe bzw. wird in der Datenbank registriert, wenn mindestens eines der folgenden vier Kriterien erfüllt ist:

- 10 oder mehr Menschen sterben
- 100 oder mehr Menschen werden als Betroffene gemeldet
- die Erklärung eines Ausnahmezustandes oder/und
- ein Aufruf für internationale Unterstützung

In der Europäischen Union hingegen gilt als „Katastrophe grösseren Ausmasses“ bzw. „aussergewöhnliche Katastrophe hauptsächlich natürlicher Art“, wenn das Ereignis in zumindest einem der betroffenen Staaten Schäden verursacht, die auf über 3 Mrd. Euro oder mehr als 0.6% seines Bruttoinlandsproduktes geschätzt werden<sup>82</sup>.

Eine weitere quantitative Begriffsbestimmung aus der Versicherungsbranche lautet:

*„Als 'gross' werden [...] Naturkatastrophen bezeichnet, wenn sie die Selbsthilfefähigkeit der betroffenen Regionen deutlich übersteigen und überregionale oder internationale Hilfe erforderlich machen. Dies ist in der Regel der Fall, wenn die Zahl der Todesopfer in die Tausende, die Zahl der Obdachlosen in die Hunderttausende geht oder substanzielle volkswirtschaftliche Schäden – je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen des betroffenen Landes – verursacht werden“ (Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft 1999: 41).*

Für einen Kleinstaat wie die Schweiz sehen die quantitativen Kriterien für eine Katastrophe wieder anders aus<sup>83</sup>. Mit Fokus auf Grossereignisse bewerten Experten ein Unwetter in der Schweiz dann als katastrophal, wenn das Ereignis meist über viele Kantone hinweg, mit Todesopfern und enormen Schäden in der Höhe von über 100 Millionen Franken ausfällt (Röthlisberger 1991).

Der Katastrophenforscher Dombrowsky (2004) bezeichnet als "Katastrophe" eine ungewollte und ungeplante Destruktion jenseits von Korrektur- und Beseitigungschancen seitens der davon Betroffenen. Es ist der Moment, „in dem Interventionen nicht mehr bewirken, was die Intervenierenden intendierten“ (Dombrowsky 2004: 181). Demnach werden Katastrophensituationen zum Prüfkriterium, weil die Angemessenheit der erkannten und von Menschen angewandten sowohl „technisch-instrumentellen als auch der theoretisch-ideellen“ (Dombrowsky 2004: 183) Hervorbringungen offengelegt wird. Nach dieser Ansicht sind Ursachen für Katastrophen im sozialen Handeln verschiedener Akteure und den dadurch ausgelösten Prozessen zu finden.

Mit bemerkenswerter Schärfe plädiert Dombrowsky allerdings für den Verzicht auf den Begriff Katastrophe. Folgt man seinen Argumenten (2004: 178), dann „ist 'Katastrophe' ein entempirisierendes Phantasieprodukt, in dem bis heute Elemente christlicher Apokalyptik, des Animismus und des Pantheismus ebenso mitschwingen wie Naturverständnisse, die mit Naturwissenschaft nichts gemein ha-

<sup>81</sup> CRED = The Centre for Research on the Epidemiology of Disasters.

<sup>82</sup> Vgl. hierzu Art. 2 (2) Verordnung (EG) Nr. 2012/2002 Europäische Gemeinschaft (2002).

<sup>83</sup> Trotz Kritik an den absoluten Zahlen und rein quantitativen Massstäben in der Definition von Katastrophen werden Ziffern u. a. beibehalten aus Gründen der weiteren Klassifikation (vgl. Plapp (2003: 60–64)).



ben.“ Er schlägt daher eine Klassifizierung der Schwere der Schäden ähnlich der gebräuchlichen Richterskala in der Seismologie vor. Ein Schaden von 10 würde dann vor allem auf extremes Versagen hinweisen in Bezug auf erfolgversprechende Kontrollen und deren Qualität sowie auf Fehler oder Fehlentscheidungen, die in Form der Zerstörung deutlich werden (vgl. Dombrowsky 2004: 178–189). Mit anderen Worten: Katastrophen sind „reale Falsifikationen“, die offenbaren, inwieweit Gefahren und Risiken, die vorhanden sind, in alltäglichen Handlungen und Entscheidungen ausgeblendet bleiben (Dombrowsky 2004: 183). Weil Katastrophen unbeabsichtigt gebliebene und wechselseitig sich verstärkende Ursache-Wirkungsketten offenlegen, bringen sie gemäss der Beschreibung von Geenen (2003: 12) nicht Chaos hervor, sondern zeigen in systematischer Weise, welche Zusammenhänge nicht berücksichtigt wurden.

Das heisst mit der Metaphorik der Black Box gesprochen, dass bislang nicht zugängliche und daher unbekannte Zusammenspiele von Elementen, zum Beispiel eines bestimmten Bereichs des Umgangs mit Ressourcen, des Alarmierungssystems, der technischen Einrichtungen oder Reaktionsweisen der Menschen, beobachtbar werden.

Folgen wir dem Katastrophenverständnis von Gerd Spittler (1989 zit. n. Schmuck-Widmann 1996: 144–145), ist für eine Katastrophe begriffsbestimmend, dass

*„die innere und äussere Ordnung zusammenbricht und die Menschen als hilflose Opfer umherirren“.*<sup>84</sup>

Diese Definition berücksichtigt nur die betroffene Gesellschaft, in der bislang gegebene Entscheidungs- und Handlungsmechanismen zusammenbrechen. Dieser Zustand geht mit der Hilflosigkeit Betroffener einher. Mit dem Ziel, Normalität wieder herzustellen, indem Handlungssouveränität über eigendynamische Prozesse zurückgewonnen wird, lässt sich in der Regel die Katastrophenlage überwinden.<sup>85</sup>

Hingegen ist in einer Krisensituation diese Ordnung zwar vorzufinden, aber das Vertrauen in ihre Regeln ist soweit angeschlagen, dass diese von den Betroffenen nicht mehr befolgt werden. Die Krise lässt sich durch die Stabilisierung oder fundamentale Neuorganisation von bewährten Strukturen überwinden. Allerdings kann eine Katastrophensituation rasch einen krisentypischen Verlauf hervorrufen.<sup>86</sup> Entsprechend schwierig ist es, eine Katastrophe klar von einer gesellschaftlichen Krise abzugrenzen.

Gleich der Armee definiert der Zivilschutz den Katastrophenbegriff:

*„Die Katastrophe ist ein Ereignis, das so viele Ausfälle verursacht, dass die vorhandenen personellen und materiellen Hilfsmittel der betroffenen Gemeinschaft überfordert sind und zusätzliche Hilfe notwendig wird“ (Aeberhard 1978: 229).*

Während in dieser Definition Hinweise zu den Ursachen fehlen, werden das Schadensausmass und die daraus resultierende Not der Betroffenen hervorgehoben. Die Notwendigkeit der Hilfe von aussen unterscheidet Katastrophen von Unfällen. Unglücksfälle, die sich mit den vor Ort vorhandenen Mitteln wie Polizei, Zivilschutz, freiwillige Hilfskräfte innerhalb weniger Stunden bewältigen lassen, gelten nicht als Katastrophen, sondern werden als Alltagsereignisse bezeichnet.

Der Soziologe Japp (2003: 81) definiert Katastrophen hauptsächlich als durch Noch-Nicht-Wissen und durch Überraschung bestimmt: *„Sobald die Folgen eines katastrophalen Ereignisses eingegrenzt werden*

<sup>84</sup> Davon grenzt er die Krise ab „als ein aussergewöhnliches Ereignis, das aus dem Normalen herausragt und eine Bedrohung darstellt. Sie ruft in der Regel Gegenkräfte hervor, die gegen diese Bedrohung ankämpfen“ (Spittler (1989 zit. n. Schmuck-Widmann (1996: 144–145)).

<sup>85</sup> Zum Ablauf des Katastrophalen bis zur Bewältigung siehe dazu etwa: Dombrowsky (2004: 181–182).

<sup>86</sup> Die Erklärung dazu ist im theoretischen Teil (vgl. Kap. 8) zu finden.

*können, verliert es seinen Überraschungswert und vermindert sich zum Unglücksfall.*“ Diese Definition scheint zwar überraschend, aber es ist zu bezweifeln, ob sich der Katastrophenbegriff allein über die Frage der materiellen Konsequenzen bestimmen lässt.

Ereignisse, die in den Medien oder im Alltag als "Katastrophe" bezeichnet werden (z. B. politische Katastrophe, Umweltkatastrophe, Firmenkatastrophe, Verkehrskatastrophe, menschliche Katastrophen), sind oft nicht eigentliche Katastrophen gemäss offiziellen Definitionskriterien. Umgekehrt müssen selbst Ereignisse mit massivem Zerstörungsausmass nicht notwendigerweise dazu führen, dass sie im kollektiven Bewusstsein als Katastrophe wahrgenommen werden. Bei einigen Katastrophen, z. B. dem Anschlag auf das World Trade Center und das Pentagon am 11. September 2001 (9/11), dem Tsunami in Südostasien (2003), dem Hurrikan Katrina in den USA (2005) oder dem Erdbeben in Japan mit der Atomkatastrophe in Fukushima (2011), mag die Definition gesellschaftlich unbestritten sein. In anderen Fällen kann je nach Standpunkt die Beurteilung ein- und derselben Vorfälle erheblich variieren. Die Gründe liegen auf der Hand. Gemäss den bisherigen Feststellungen entstehen je nachdem, aus welcher Perspektive äussere Umstände wahrgenommen, definiert und damit auch bewertet werden, Problemdefinitionen mit differenten Orientierungen.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Standpunkte schaffen solche Vorstellungen eine fundamentale Basis für Kommunikation. Insofern stecken sie den Rahmen ab, in dessen Bedeutungsumfang Katastrophen soziale Wirkung entfalten können und der Bedarf an Interventionen notwendig wird. In der kürzesten und pointiertesten Form lautet Dombrowskys (1995) Vermutung: Nicht die Wirklichkeit einer Situation bestimme, was eine "Katastrophe" ausmache, sondern die Möglichkeiten dessen, der sie definiert.

Die Wahrnehmung des Ausnahmezustandes "Katastrophe" bleibt nur eine Möglichkeit unter mehreren konkurrierenden Optionen. Zudem muss man sich klarmachen, dass die Aussergewöhnlichkeit eine normale Situation voraussetzt. Erst dadurch können Menschen das eintretende Chaos als einen störenden Zustand und mithin als Katastrophensituation überhaupt beobachten. Insofern sind Definitionen auch ein Hinweis auf zentrale Konzepte und Paradigmen allgemein geteilter Sichtweisen sowie diesbezüglicher Wandlungsprozesse. Im Hinblick auf definitorische Abgrenzungen sollen zuerst medienvermittelte Wetterextreme in einen grösseren Gesamtzusammenhang eingeordnet werden.

## **4.5 Definitorische Abgrenzung: Die naturgegebene Katastrophe**

Naturphänomene bzw. Naturkatastrophen waren bereits in frühen Flugblättern ein bevorzugter Gegenstand der Berichterstattung. Offensichtlich haben damit diese nicht periodisch erscheinenden Nachrichtenblätter, die im 16. und 17. Jahrhundert ihre weiteste Verbreitung erfuhren, einerseits den Sensationshunger und das Unterhaltungsbedürfnis der damaligen Menschen befriedigt. Andererseits dienten sie mit ihren eindrucklichen Illustrationen der geistlichen Erbauung und Busse (vgl. Zeller 2002)<sup>87</sup>.

Inzwischen hat der Mensch die Natur allerdings sehr nachhaltig verändert, sodass die zugewiesene Bedeutung des Spezialfalles Naturkatastrophe hybriden Charakter angenommen hat. Jedenfalls wird die Angemessenheit des Begriffs "Natur"-Katastrophe in unserer Gesellschaft vielfach in Frage gestellt. Was sind die besonderen Merkmale von Naturkatastrophen? In welcher Form treten sie auf? Welche Herausforderung stellt die kollektive Überzeugung "Naturkatastrophe" als auch die aktuelle Auseinandersetzung mit der Angemessenheit der Bezeichnung im Lichte sich verändernder (globaler) Umweltveränderungen? Auf Basis der Darstellung des aktuellen Standes internationaler und nationaler Forschungsfragen und -ergebnisse wird die Auseinandersetzung dazu dargestellt.

---

<sup>87</sup> Der besonders hohe Bildanteil dieser Nachrichtenblätter erklärt sich unter anderem mit dem hohen Analphabetismus in der damaligen Zeit.

#### 4.5.1 Begriffsgeschichte und Grenzverschiebung

Wie Walter (2010) feststellt, hat im 19. Jahrhundert der Brockhaus zum ersten Mal vermerkt, dass ein Naturereignis als Katastrophe angesehen werden kann<sup>88</sup>. Die Wortverwendung "Naturkatastrophe" setzt sich erst um die Wende zum 20. Jahrhunderts allmählich durch. Für die früheren "schrecklichen Wunderzeichen Gottes", von denen im 16. und 17. Jahrhundert berichtet wurde, finden sich im 18. und 19. Jahrhundert in der Berichterstattung Bezeichnungen wie Unheil, Unglück, Kalamität, Geissel, Wassernot oder schreckliches Ereignis (Pfister 2002; Walter 2010). Diese Anpassung des Wortschatzes, in der die Natur als gebündelte negative Kraft in Erscheinung tritt, ist Ausdruck neuer Denk- und Vorstellungsgewohnheiten. Der Ausdruck Naturkatastrophe antizipiert die radikale Trennung von Mensch und Natur, wie sie im Zeitgeist des 19. Jahrhunderts vorherrschend war und auch für das 20. Jahrhundert anfänglich bestimmend blieb.

Insbesondere die ökologische Krise in den 1970er Jahren, die den gesellschaftlichen Charakter von Umweltproblemen zutage treten lässt, hat ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Natur kultiviert (vgl. Kraemer 2008). Die Einsicht, dass einerseits die Natur nachhaltig von menschlichen Eingriffen mitgeprägt ist, andererseits prozesshaft und dynamisch verflochten mit jeweiligen gesellschaftlichen Handlungsmustern, Problemlösungsstrategien und mit ökologischen Wirkungsketten interagiert, hat die übliche Zuteilung von Ereignissen unter den Begriff „Naturkatastrophe“ bemerkenswert anfechtbar gemacht. Vor dem Hintergrund der Technisierung und industriellen Eingriffstiefe in naturhafte Prozesse taugt die Definition von Natur als extra-soziale, natürliche Sphäre im engeren Sinne kaum mehr als Gegenbegriff zu Mensch, Gesellschaft oder Technik (vgl. Pfister 2002; Walter 2010; Kraemer 2008: 170–173). Das heisst, dass bei Katastrophenabläufen zwischen auslösendem Ereignis und dessen Folgen erhebliche nichtlineare Einflusskomponenten Bestandteil des Gefahrenpotenzials sind.

An dieser Stelle ist allerdings daran zu erinnern, dass aktuell eine massive Beschleunigung der "Expansion" der gesellschaftlichen Einflussbereiche stattfindet, welche diese traditionelle Grenzziehung zwischen naturalen Prozessen und Gesellschaft in jüngster Zeit problematisch gemacht hat. Hingegen sind expansive Nutzungspraktiken der natürlichen Ressourcen kein neues Phänomen<sup>89</sup>. Sie können in allen Kulturepochen identifiziert werden. Freilich wird es beim aktuellen Stand der sozio-technischen Überformung – zumindest optional – schwieriger, bei Naturkatastrophen den gesellschaftlichen Einflussradius langfristig auszublenden. Mit anderen Worten: Durch sozialen und technologischen Wandel entstehen neue Risikoquellen und Risikopotenziale – zum Beispiel als Folge der Klimaerwärmung. Gleichzeitig bilden sich durch Fortschritte neue Ausgangslagen zur wissenschaftlichen Erfassung und Berechnung dieser Risiken heraus. Dazu gehören auch auf Katastrophen spezialisierte Institutionen, die u. a. Daten empfangen, bewerten, regulieren und Forschung veranlassen (vgl. dazu z. B. Luhmann 1991 (2003): 93–110; Renn et al. 2007: 142–175). Vor allem sind in diesem Prozess der Genese einer neuen vorherrschenden Wissensform für traditionelle natürliche Bedrohungen die Erkenntnisse der (Natur-)Wissenschaften als eine der massgeblichen Kräfte involviert. Sie bleiben in letzter Konsequenz zwar Naturphänomene, die als Unwägbarkeiten der Natur unter bestimmten Bedingungen interagieren und in Katastrophen münden, aber in ihren Auswirkungen sozial und kulturell beeinflusst sind. Bemerkenswert ist allerdings, dass sich diese relationale Sichtweise bei genauerem Hinsehen bislang kaum in einer Ausgrenzung des Begriffes Naturkatastrophe aus der öf-

<sup>88</sup> Hier aus: Leseprobe zu Francois, Walter (2010): Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. (Teil 1 in <http://www.perlentaucher.de/artikel/6064>. (8.8.2011).

<sup>89</sup> Kramer (2008: 170–173) verweist darauf, dass bereits die antiken Agrikulturen nicht durch natürlich definierbare Prozesse entstanden sind. Durch die Waldrodung, die Entwässerung von Moor- und Feuchtgebieten oder Terrassierung bis zur Regulierung von Fließgewässern oder den Bau von Bewässerungssystemen wurde bereits damals der naturale Bereich für gesellschaftliche Zwecke erschlossen. Als Soziologe plädiert er dennoch für die Beibehaltung der Grenzbestimmung von Natur und Gesellschaft, hält aber eine Überprüfung traditioneller Begrifflichkeiten für angepasst. Spezifische Ereignisse in der sozialen Welt sind durch die Handlungsfähigkeit sozialer Akteure geprägt. Selbst unter vergleichbaren sozialen und naturhaften Kontextbedingungen können die Aktionen der Akteure unterschiedlich ausfallen, die immer eine Rechtfertigung bedingen.

fentlichen Kommunikation ausdrückt. In den unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen<sup>90</sup> bleiben hingegen diese Wechselwirkungen zwischen natürlichen und gesellschaftlichen Systemen im Lichte sich verschärfender globaler Umweltveränderungen eine grosse Herausforderung. Exemplarisch zeigt sich das an der Klimaproblematik, wo weiterhin Unsicherheiten bezüglich der Einflussstärke und den Folgen von natürlichen und anthropogenen Prozessen bestehen bleiben.

#### 4.5.2 Naturkatastrophe als Namensirrtum: Die Hybrid-Katastrophen

Rhetorisch gesehen ist der Begriff "Naturkatastrophe" an sich ein Namensirrtum, da weder Katastrophen selbst noch ihre Bedingungen unbestreitbar natürlich sind (vgl. Alexander 1997: 289; Markau 2003: 40). Extreme Ereignisse in der Natur sind als Elemente des natürlichen Geosystems neutrale und somit wertfreie Phänomene. Max Frisch (1979: 103) hat dazu pointiert festgehalten: „Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt. Die Natur kennt keine Katastrophen.“ Erst dort, wo der Mensch einem Elementarereignis „eine Geschehensbühne bereitstellt, auf der es Bedingungen für zerstörendes Wirken vorfindet, spielt sich das ab, was die moderne Hazardforschung 'Disaster' nennt“ (Zemp 2005: 12).

Folgt man der Sichtweise von Lewis Carren (paraphrasiert nach Dombrowsky 2004: 179), hatte dieser in seinem Ansatz bereits 1932 einen völlig von phantastischen Zusätzen befreiten Blick auf Katastrophen vorgeschlagen, so dass sein Beitrag in jüngster Zeit Beachtung findet. Demnach sind Naturkatastrophen nichts anderes „als das Versagen der kulturellen Artefakte gegenüber den Kräften der Natur.“ In seinem Ansatz sind es nicht die Katastrophen, die zerstören. Für ihn sind Katastrophen über ihre Auswirkungen auf den Menschen definiert und „nichts anderes als die Summe der Schäden und des Leids, das Menschen trifft“.

Mit Anknüpfung an das Gedankengut von Carren betont auch Dombrowsky (2004) die Schwäche der gesellschaftlichen Vorstellung von Naturkatastrophen. Er wehrt sich gegen das zähe Festhalten an dieser irreführenden Begriffsbestimmung – und das in einem bitterbösen, Ton. Er sieht darin „einen Kunstgriff zur Selbstentlastung gegenüber Verantwortung“ (Dombrowsky 2004: 178). Mit kritischem Blick auf die gemachten Fehler beim Vorstossen in die Natur bleiben seiner Meinung nach die Inanspruchnahme des Begriffs und die sprachliche Differenz zwischen "Realität" und "Wirklichkeit" dem Problemverständnis abträglich. Das heisst, phantastische Zusätze würden nicht ent-, sondern fortwährend neu verkleidet (Dombrowsky 2004: 179). Im individuellen oder kollektiven Entschluss, auf eine andere Art von natürlichen Katastrophen zu sprechen, sieht Dombrowsky die implizite Möglichkeit, dass sich die Wirklichkeit von Katastrophenphänomenen verändern lässt. Das setzt allerdings voraus, dass entsprechende alternative Plausibilitätsstrukturen nicht nur öffentlich zugänglich sind und ins allgemeine Bewusstsein dringen, sondern dass sich diese auch auf das gesellschaftliche Selbstverständnis auswirken, das heisst, einen den Risiken angepassten Umgang ermöglichen. Veränderungen der Erfahrungs-, Denk- und Vorstellungsgewohnheiten sind demnach das Ergebnis eines kommunikativen Prozesses in der Gesellschaft, an dem sich unterschiedliche Akteure beteiligen. Der letzte Gesichtspunkt ist folglich unmittelbar evident für die heutige Art der Wahrnehmung von Naturkatastrophen und ihrer Sinnzuschreibung.

In Abgrenzung zu einer verengenden physikalisch-naturalistischen Sichtweise wird die Frage auch bei Naturkatastrophen relevant, welche Umweltzustände als nützlich, wertlos oder bedrohlich zu bewerten sind, welcher Umgang mit Natur in der jeweiligen Gesellschaft gepflegt wird. In diesem Bezug sind die Ergebnisse der historischen Befunde der Umweltforschung anzuführen. Diese verdeutlichen,

---

<sup>90</sup> Dazu gehören naturwissenschaftliche Disziplinen wie Geomorphologie, Hydrologie oder Geografie bis hin zu technischen Risikowissenschaften, die Methoden und Techniken entwickeln, um einerseits Ursachen-Wirkungsbeziehungen zu beobachten oder statistisch abgeschätzte Folgen von Handlungen oder Ereignissen zu erkennen. Andererseits sind im Hinblick auf Naturkatastrophen Grundlagen für eine zielgerichtete Vorbeugung und Bewältigung bereitzustellen (weiterführend dazu: Bezzola/Hegg (2008)).

dass die gesellschaftliche Wertschätzung spezifischer natürlicher Elemente (Pflanzen, Tiere, Biotope) nicht immer schon gegeben ist, sondern auf Zuschreibungspraktiken zurückverweist, die ihrerseits dem stetigen gesellschaftlichen Wandel unterworfen sind (vgl. Kraemer 2008).

Eine solche Neujustierung der Problemwahrnehmung präsentiert sich in der Typologisierung von Katastrophen in der kategorialen Unterscheidung der "Hybrid-Katastrophe" als Abgrenzung zur Natur- wie der Man-made-Katastrophe<sup>91</sup>. Von Hybrid-Katastrophe ist die Rede, wenn sie aus dem Zusammenwirken menschlicher Entscheidungen und den ausgelösten Naturkräften resultiert (vgl. Shaluf 2007: 705–706)<sup>92</sup>.

Die Relevanz des Hybridcharakters von Naturereignissen – zumindest in Expertenkreisen – drückt sich offenkundig darin aus, dass in der Abschätzung des zu erwartenden Schadenpotenzials die Vulnerabilität der Gesellschaft neuerdings eine entscheidende Rolle spielt. Das heisst beispielsweise, dass sich die Verletzlichkeit einer Grossstadt bei einem Erdbeben markant von einem kaum bewohnten Stück Land unterscheidet. Ein Ereignis kann demnach die Menschen in der Gesellschaft sehr unterschiedlich schwer treffen. Gleichzeitig sind die Besonderheiten der sozialen Gruppe, ihres Umfeldes mit ihren jeweiligen Möglichkeiten, eine Naturgefahr zu antizipieren, zu reagieren, sich zu wehren als auch die Resilienz, d. h. das Vermögen, sich alsbald von den Katastrophen zu erholen und eine Rückkehr zu der vorangegangenen Ordnung zu schaffen, wichtig für das Ausmass von Naturkatastrophen.

In vulnerabilitätsbezogenen Diskursen gibt es unterschiedliche Sichtweisen bezüglich den Ursachen, Dimensionen oder der Messbarkeit der Katastrophenanfälligkeit einer Gesellschaft. In diesbezüglichen Überlegungen stellen die verfügbaren sozioökonomischen, soziopolitischen und soziokulturellen Handlungskapazitäten jene wichtigen Kontextbedingungen dar, in denen Gesellschaften unterschiedliche Anfälligkeiten für Naturkatastrophen schaffen. Die Leistungsfähigkeit dieser Ressourcen, sowohl hinsichtlich des Umfangs, des Potenzials als auch der Effizienz, beeinflussen darüber hinaus die institutionellen Rahmenbedingungen des politischen und des rechtlichen Systems (vgl. Alexander 1997: 291–292; Weichselgartner 2001: 185–188; Kraemer 2008: 158–160).

Folglich hängt die mögliche Schadenssumme pro Katastrophe wesentlich davon ab, welches Land oder welche Region betroffen ist. Die Methode, gesellschaftliche und politische Bedingungen von Vulnerabilität und unterschiedliche Exponiertheiten gegenüber Gefahren und Risikoquellen zu betrachten, findet vor allem in praxisorientierten Ansätzen viel Aufmerksamkeit. Mit Blick auf Fragen der erfolgreichen Katastrophenprävention als auch Katastrophenhilfe bietet dieser integrative Ansatz wichtige Anknüpfungspunkte (vgl. Voss/Hidajat 2002; Wisner et al. 2004). Als Gründe für die Anfälligkeiten moderner Gesellschaften für Naturkatastrophen werden unter anderem die Bevölkerungszunahme, die Verdichtung der Besiedlung sowie deren Ausdehnung in potenziell gefährdete Gebiete oder der wachsende Wertbestand genannt. Dadurch erhöhen sich natürliche Gefahren und Umwelt Risiken bzw. die Katastrophenanfälligkeit, wie Untersuchungen wiederholt feststellen (vgl. Jordi 2007).

Obwohl auch das Mediensystem zu diesen gegebenen Bedingungen eines Landes gehört, wird in der Forschungsliteratur diese Komponente kaum in Wechselwirkung mit dem Schadensausmass oder dem Verlauf von Naturkatastrophen thematisiert, und das, obwohl die medienöffentliche Kommunikation und die bereitgestellten Informationen der Medien unmittelbar evident sind für die Art der gesellschaftlichen Wahrnehmung einer Katastrophe und ihrer Sinnzuschreibung. Diese ist immer an soziale Prozesse und somit an die kommunikativen Grundlagen und Medien gebunden. Somit gehen von Medienbeiträgen vielfältige Impulse aus, sei dies bezüglich der Alarmierung, der Mobilisierung

---

<sup>91</sup> Mehr oder weniger synonym für die von Menschenhand verursachte Katastrophe sind andere Begriffe im Gebrauch. Beispielsweise wird bei Keller (2003) der Begriff Risiko-Katastrophe verwendet.

<sup>92</sup> Folglich schlägt sich in dieser Begrifflichkeit die Beobachtung nieder, dass eine Katastrophe das Resultat sowohl menschlicher Fehler als auch der Wechselwirkungsprozesse zwischen menschlichen und natürlichen Einflüssen sein kann (siehe dazu Shaluf (2007)).

von Hilfe jeglicher Art oder hinsichtlich der politischen oder gesellschaftlichen Aktivitäten, Katastrophen zukünftig besser in den Griff zu bekommen.

#### 4.5.3 Naturkatastrophen als Gegenstand der Naturwissenschaft und Hazardforschung

Allgemein dominiert bei der Vorbeugung und der Bewältigung von Naturkatastrophen weiterhin eine technisch-naturwissenschaftliche Betrachtungsweise (Alexander 1997: 297; Plapp 2004: 71). In den Naturwissenschaften hat sich seit einiger Zeit der Begriff "Naturgefahren" durchgesetzt. Der Begriff umfasst sämtliche Vorgänge und Einflüsse der Natur, die für den Menschen und/oder für Sachwerte schädlich sein können (z. B. Wirbelstürme, Erdbeben, Lawinen, Überschwemmungen, Heuschreckenplagen etc.). Als Naturkatastrophe wird dagegen ein Unheil bezeichnet, das tatsächlich eingetreten ist. Bei Naturgefahren handelt es sich hingegen um drohendes Unheil, das sich unter Umständen durch Prävention verhindern lässt. Extremereignisse wie intensive Regenfälle oder Stürme, die als seltene Phänomene stark vom statistischen Mittelwert abweichen, sind nicht in jedem Fall mit Schäden verbunden (vgl. Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft 1999: 42–43; 66–67). Der Begriff "Naturkatastrophe" ist folglich eine Sammelbezeichnung für nicht anthropogene Extremereignisse, die zu Todesopfern, Verletzten, Obdachlosen sowie zu Schäden an der Infrastruktur und Bauwerken oder in der Natur führen können. Durch extreme Naturereignisse ausgelöste Katastrophen können zudem auf unterschiedliche Ursachen zurückzuführen sein sowie in unterscheidbaren Varianten hinsichtlich ihrer Erscheinungsform zur Bedrohung werden (vgl. Shaluf 2007).

In der akademischen Literatur werden je nach disziplinärer Orientierung die Gefahrenarten entlang unterschiedlicher Einflussfaktoren klassifiziert. Smith (1996) beispielsweise unterscheidet fünf verschiedene Typen von Gefahren: atmosphärische, hydrologische, geologische sowie biologische und technische. Bei Plate und Merz (2001) erfolgt die Zuordnung entlang der Differenzierung zwischen meteorologischen, geologischen und biologischen Naturgefahren. An einer ähnlichen Einteilung orientieren sich Adam (2006: 75) oder die schweizerische Plattform für Naturkatastrophen PLANAT (2010). In Anlehnung an eine dreiteilige Zuordnung der Gefahrenklassen zeigt sich gemäss Tabelle 2, dass Naturkatastrophen zu einem grossen Teil klimabedingte Phänomene als Ausgangsbasis haben.<sup>93</sup> Zugleich sind zahlreiche Naturereignisse wie z. B. Lawinenniedergänge, Steinschlag oder Waldbrände sehr direkt auf Menschen zurückzuführen. Das Mass negativer Auswirkungen kann demnach selbstverschuldet sein.

**Tabelle 2: Naturgefahren eingeteilt entlang ihrer Ursachen**

Biologische	Geophysikalische	Meteorologische
Hunger durch Pflanzen od. Tierschädigungen*	Bergsturz (Erd-, Felssturz)	Lawine (Schnee- und Eislawine)*
Heuschreckenplage	Flutwelle durch Erdbeben od. Bergsturz	Intensivregen: Hochwasser, Überschwemmung, Ufererosion
Dürre	Vulkanismus	Unwetter: Gewitter, Hagel, Sturm (Orkan, Taifun, Tornado, Hurrikan)
z. T. Epidemien, Erkrankungen*(Virus H1N1; Grippevirus)	Gletscherabbruch	Sturmflut
	Lawine*	Kältewelle
	Mure	Vordringen der Wüste*
	Flutwelle durch Erdbeben od. Bergsturz	Dürre*
		Naturbrand* (Wald-, Steppenbrand)
		Hitzewelle

\* Naturprozesse oder Naturzustände können vom Menschen mitverursacht oder verursacht sein

<sup>93</sup> In der Literatur werden die Ursprünge von Naturkatastrophen auch nach den Gesichtspunkten "exogener Ursprung" (z. B. Starkniederschläge, Hochwasser) mit der Unterkategorie "extraterrestrisch" (z. B. Meteoriten) oder "endogener Ursprung" (z. B. Erdbeben, Vulkane) kategorisiert. Innerhalb des UNISDR (United Nations International Strategy for Disaster Reduction) bemüht man sich um eine weltweite Klassifikation von Katastrophen. Basierend auf dieser Grobeinteilung werden meteorologische, hydrologische, glaziologische, geologische Aspekte unterschieden.

Die auslösenden natürlichen Prozesse und Zustände, die für die Gesellschaft und Umwelt bedrohlich sein können, unterscheiden sich zudem bezüglich Grösse, Reichweite, der Zeitspannen einer Vorwarnung bis zum Eintritt der Katastrophe sowie ihrer Dauer (vgl. Carr 1932: 211; Adam 2006; Hofinger/Rek/Strohschneider 2006; Renn et al. 2007).

Demnach wirken bereits vielschichtige Einflusskräfte auf den Gang eines Ereignisses hin, die zwischen den auslösenden Naturprozessen, der Katastrophe selbst und dem Schadensverlauf wirksam sind. Die Frage, welche Ursache für die Verwüstung verantwortlich ist, lässt sich selbst auf der Grundlage wissenschaftlicher Risikoanalysen nicht immer hinreichend beantworten (vgl. Renn et al. 2007: 164–174). Dies gilt umso mehr, je stärker auch latente Bedingungen gesellschaftlicher Einflussfaktoren berücksichtigt werden (vgl. Hofinger/Rek/Strohschneider 2006). Darauf wurde bereits hingewiesen. Eine saubere Grenzlinie zu ziehen zwischen natürlichen/menschengemachten oder Naturkatastrophen einerseits und menschengemachten Umwelt- und Technikkatastrophen andererseits wird aufgrund solcher vielseitigen Wechselwirkungen in der Wissenschaft schwieriger, wenn sich die Ursachen dem menschlichen Handeln zurechnen lassen.

Das ursächliche Naturereignis, das zwar Naturgesetzen unterliegt, definiert sich als Katastrophe streng gesehen über die Bedeutsamkeit seiner Folgen auf den Menschen. Bestimmt wird die Verwundbarkeit von Faktoren wie der Exposition des Menschen und der von ihm geschaffenen Bauwerke und Infrastrukturen. Solche Verletzlichkeiten sind längst vor dem eigentlichen Eintreten einer Katastrophe geschaffen worden (vgl. Wisner et al. 2004).

Das heisst konkret: Die meisten Menschen sterben nicht in direkter Folge von Starkniederschlägen oder eines Erdbebens, sondern weil sie sich zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem Ort aufgehalten haben und ihr Haus einstürzte, Geräte fehlten, um sie aus den Trümmern oder den Fluten zu retten, auf Schutzeinrichtungen verzichtet wurde, diese unzulänglich waren oder die Warnung die Menschen nicht erreichte oder ignoriert wurde. Sobald man analysiert, wie es zur Zerstörung kam, machen sich solche Fehlerakkumulationen bemerkbar.

In diesem Sinne wird Handeln bzw. unterlassenes oder erfolgloses Handeln zum Problem, das die Gesellschaft zu neuerlichem Handeln und Entscheiden herausfordert. Je mehr Menschen agieren können, desto komplexer werden die Handlungsalternativen und ihre Wirkungsketten. Gleichzeitig muss in der gegenwärtigen Zivilisation mehr entschieden werden; Entscheidungen können aber keine Erfolgsgewähr bieten.

Für Problemstellungen dieser Art kommen in der Literatur der Begriff "Risiko" und die Entwicklung der Risikoforschung ins Spiel, woran sich – wie noch zu zeigen ist – sehr unterschiedliche Wissenschaftszweige beteiligen (dazu vgl. Görke 1999).

#### **4.5.4 Wetteranomalien und Hochwasser**

Je nach geografischer Lage können unterschiedliche Wetterphänomene auftreten. In der Schweiz gehören Wetteranomalien im Zusammenhang mit Starkniederschlägen als Ursache für Unwetter und Hochwasser zu den häufigsten Naturereignissen<sup>94</sup>. Sie bilden den Ausgangspunkt für unsere Untersuchung der medienöffentlichen Kommunikation und werden daher in den folgenden Ausführungen etwas detaillierter beschrieben.

---

<sup>94</sup> Neben Hochwasser zählen in der Schweiz zu den häufigsten Naturgefahren Stürme, Rutschungen und Lawinen. Weniger häufig ist mit Naturgefahren aufgrund von Trockenheit, Hitze- oder Kältewellen zu rechnen. Obwohl Erdbeben in der Schweiz selten sind, hat sich in jüngster Zeit die diesbezügliche öffentliche Auseinandersetzung intensiviert. Sie ist nicht nur in der Sorge um die Sicherheit von Leib und Leben begründet. Aufgrund der dichten Besiedlung und der hohen Wertkonzentration bei gleichzeitig grosser Verletzbarkeit stellen seismische Gefährdungen ein hohes materielles Schadenspotenzial unter den Naturgefahren dar. Siehe: Schweizerischer Erdbebendienst (SED) (2006).

Das Wetter (althochdt.: wetar = Wind, Wehen) beschreibt den Zustand und die Änderungen der Atmosphäre zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem Ort oder in einem Gebiet. Bestimmt wird das Wettergeschehen durch das Zusammenwirken meteorologischer Elemente wie Strahlung, Luftdruck, Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Wind. Erst wenn das Wetter im Sinne der Meteorologie extreme Masse annimmt, kommt es zu ausserordentlichen Wetterphänomenen. In Verbindung mit Gefahren wie Wind und Starkregen werden sie gemäss der Definition von PLANAT (2010) als Unwetter bezeichnet. In unseren Breitengraden zählen zu den typischen Unwetterlagen Gewitter, Hagel und Stürme. Neben den direkten Auswirkungen von Unwetterereignissen, die oft von intensiven oder langandauernden Niederschlägen begleitet werden, können diese beispielsweise Hochwasser nach sich ziehen oder Massenbewegungen wie eine Mure oder Felsstürze auslösen. Die Unwetter oft begleitenden starken Winde können ferner in Gewässernähe Sturmfluten bewirken.

Hochwasser zählen in Mitteleuropa zu den folgenschwersten Naturkatastrophen. Schon recht früh wurden sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Auswertungen – so auch in der Schweiz (vgl. Pfister 1999)<sup>95</sup>. Weltweit hat sich in den vergangenen 30 Jahren die Datenlage deutlich verbessert, da durch Medien und eine sensibilisierte Öffentlichkeit immer mehr Ereignisse wahrgenommen und gemeldet werden.

Wenn von Hochwasser die Rede ist, dann wird damit ein Zustand in einem Gewässer beschrieben, bei dem der Wasserstand oder Abfluss deutlich über dem normalen Pegelstand liegt (vgl. PLANAT 2010: Kap. Hochwasser). Im Prinzip ist Hochwasser ein natürliches Phänomen. Während im Meer und in Gewässern mit merklichem Gezeiteneinfluss Hochwasser als Gegenbegriff zu Niedrigwasser ein periodisch wiederkehrendes Phänomen darstellt, so verweist die Begriffsverwendung in unseren Breitengraden auf ein seltenes, aber umso bedrohlicher erscheinendes Geschehen hin. Diese verhängnisvolle Wirkung des Wassers als kaum beeinflussbares Phänomen der Naturkräfte vermitteln uns auch die Medienbilder von Schlechtwetterlagen mit anschwellenden Bächen, Flüssen und Seen.

Dass der Wasserstand einen gewissen Pegel überschreitet und zur Katastrophe führt, kann auf intensive oder langandauernde Niederschläge zurückzuführen sein. Auch im Zusammenhang mit der Schneeschmelze kann die Hochwassergefahr begünstigt werden. Allerdings hängt es in der Regel nicht nur vom meteorologischen Verlauf ab, ob Extremwasserstände zu Schäden führen. Neben den verschiedenen, das Klimasystem beeinflussenden Elementen verstärken regionale Empfindlichkeiten das Gefahrenpotenzial. Auch Niederschlagsmengen sind räumlich und zeitlich eine stark variable Grösse. Der Beitrag solcher Prozesse zur Auftretenswahrscheinlichkeit von Schäden kann folglich je nach Einzugsgebiet stark variieren (vgl. Eberhard et al. 2007).

Wie naturwissenschaftliche Untersuchungen von Hochwasserkatastrophen zeigen, werden diese Vorbedingungen von weiteren Einflussfaktoren überlagert<sup>96</sup>. Die Geologie, die Geländeform, der Bodentyp oder die Vorbelastung der Böden (Wassersättigung), die Vegetation, die mobilisierbare Geschiebemenge sowie anthropogene Eingriffe an den Gewässern können einen grossen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit von Hochwasser in einem Einzugsgebiet haben (Eberhard et al. 2007: 69).

Zu den menschlichen Eingriffen zählen z. B. der Bau von Dämmen, Wehranlagen, Rückhaltebecken oder Flussbegradigungen. Von Bedeutung sind auch Aktivitäten an der Landoberfläche. So gewinnen

---

<sup>95</sup> Erkennbar am Interesse an einer kontinuierlichen Aufzeichnung von Wetterdaten, Pegelständen und dem systematischen Erfassen von Hochwasserkatastrophen. Weiterführend dazu: Pfister (1999).

<sup>96</sup> Durch Starkniederschläge hervorgerufene Schäden wie beim katastrophalen August-Hochwasser 2005 werden in der Schweiz umfassend untersucht und dokumentiert. Dazu gehören beispielsweise Analysen der meteorologischen Prozesse und Niederschlagsmengen, der entstandenen Schäden aus Rutschungen, Schwemmholzablagerungen bis hin zu Messungen von Feststoffbeobachtungen (dazu: vgl. Eberhard et al. (2007)). Mit dem Bewusstsein um die Vielfalt der Faktoren, die das Schadensausmass beeinflussen können, gewinnen zunehmend gesellschaftsbezogenen Aspekte eine erhöhte Beachtung. Das zeigt sich u. a. darin, dass in jüngeren Analysen Untersuchungen etwa zum Verhalten der Einsatzkräfte, organisatorische Ursachen oder Schwachstellen in der Information und Kommunikation als auch Fragen zur Risikowahrnehmung und zur Medienberichterstattung einbezogen sind (vgl. Bezzola/Hegg/Koschni (2008); Bezzola/Hegg (2008)). Solche Erkenntnisse bilden eine wichtige Grundlage für die Ausgestaltung des zukünftigen Hochwasserschutzes.



Besiedlung, Industrialisierung, Grundwasserentnahmen etc. für die von einem Gewässer ausgehende Gefahr eine zunehmende Bedeutung (vgl. Renn/Benighaus/Klinke 2006: 137).

Bei starken oder lang anhaltenden Niederschlägen lassen sich folgende drei Arten von Schäden unterscheiden<sup>97</sup>:

- Überschwemmung
- Übermürung
- Ufererosion

Von allen Naturkatastrophen treten Überschwemmungen global am häufigsten auf und ziehen die schwersten Auswirkungen nach sich (vgl. Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft 1997).

Insofern verbergen sich hinter den in der Öffentlichkeit als Naturkatastrophe, Hochwasser- oder Unwetterkatastrophe etikettierten Ereignissen solche Fernursachen – auch durch Aktivitäten unserer Vorfahren bedingt.

Es wird schnell ersichtlich, dass sich die Hauptverursachung für Extremereignisse der Natur wie auch menschlichen Handlungsweisen zuschreiben lässt. Entsprechend ist die Begriffsverwendung der Hochwasser-, Unwetter- oder Überschwemmungskatastrophe ähnlich wie jener der Naturkatastrophe insofern missverständlich, da erst die Schadensprozesse bzw. die Ereignisintensität im Rahmen der gesellschaftlichen Sphäre und somit anwesender Menschen definiert, wann und ob der Terminus der Unwetter- oder Hochwasserkatastrophe Verwendung findet. Die sommerlichen Fluten in Bangladesch beispielsweise, wo meist Zehntausende von Menschen Grund und Boden und viele ihr Leben verlieren, gelten in der westlichen Welt als Katastrophe. Die Betroffenen hingegen begreifen die Auswirkungen der Naturgewalten als einen natürlichen Zyklus, in dem der Lauf des Wassers seit alters her den Lauf der Dinge bestimmt und Fluch und Segen bringt<sup>98</sup>.

#### 4.5.5 Hochwasser in der Schweiz

Zahlreiche Studien haben sich in den letzten Jahren mit der Analyse von Hochwasser in der Schweiz befasst. Im historischen Überblick wechseln sich über die Jahrhunderte Perioden mit erhöhter Hochwasserhäufigkeit mit ruhigeren Phasen ab. Seit Ende des 20. Jahrhunderts erhöhten sich die Frequenzen stark, doch liegt diese Zunahme im Bereiche früherer hochwasserreicher Phasen (Naef et al. 2008: 409). Da die Schweiz eine lange Tradition in der Beobachtung des Klimas hat, liegen lange Messreihen vor, die zu einem besseren Verständnis der ursprünglichen, "natürlichen" Klima- und Ökosysteme beitragen. Zugleich leisten lange Zeitreihen einen wichtigen, klärenden Beitrag im Wirrwarr sich widersprechender Aussagen und Verunsicherungen im Zusammenhang mit dem (womöglich menschengemachten) Klimawandel (vgl. Pfister 1999).

Wiederholt suggerieren gerade Medienberichte zu Naturkatastrophen eine Aussergewöhnlichkeit von Wetterextremen in der Schweiz. Bezüglich der Frage, ob die Häufigkeit von Witterungsanomalien oder Naturkatastrophen in der Schweiz im Zusammenhang mit dem Klimawandel zugenommen habe, lassen sich bislang keine systematischen Veränderungen nachweisen. Wie genau der Klimawandel derartige Ereignisse beeinflusst und ob die Schweiz zukünftig häufiger davon betroffen sein wird, kann zum Zeitpunkt (noch) nicht schlüssig beantwortet werden. Folglich kann die gegenwärtige Häufung von Extremereignissen durchaus zufällig sein. Dass es hier keine eindeutige Antwort gibt, liegt in der Vielschichtigkeit klimatischer Prozesse (Naef et al. 2008: 409).

<sup>97</sup> Diese Differenzierung der Gefahrenprozesse entspricht der Unterteilung von PLANT, der Nationalen Plattform für Naturgefahren (vgl. PLANAT (2010)).

<sup>98</sup> Siehe dazu: "Wenn das Wasser bis zum Hals steht", TA, 9.7.2001: 2

Wie wir sehen werden, gehen in die Medienwirklichkeit neben empirischen Wahrnehmungen immer auch emotionale und normative Argumente mit ein. Wissenschaftliche Bestandsaufnahmen und gegenwärtige und zukünftige Risikobewertungen sind lediglich eine Art der Problemdeutung in medienöffentlichen Diskursen. Das Gesagte verweist darauf, dass das, was im Verständnis der Forschung dazu offengelegt wird, nicht dem entsprechen muss, was in den individuellen und gesellschaftlichen Überzeugungen vorherrschend ist. Beispielsweise werden Katastrophen durch Naturereignisse von der Bevölkerung hinsichtlich der Gefährlichkeit vielfach unterschätzt, während sie von Experten eher als bedrohlich eingestuft werden (vgl. Siegrist/Gutscher 2006).

#### 4.5.6 Risikokonzepte von Experten und Laien

In der Naturgefahrenforschung stehen heute ausgereifte Instrumente zur Verfügung, um potenzielle Schäden zukünftiger Ereignisse abzuschätzen. In Orientierung an wissenschaftlichen Berechnungen lassen sich in weiteren Schritten politische Sicherheitsmassnahmen zur Minimierung des verbleibenden Risikos entwickeln und Managementstrategien initiieren (vgl. Renn 1992; Weingart 2001). Wesentliches Kennzeichen der wissenschaftlichen Risikoanalyse – in der Literatur auch als formal-normative Perspektive von Risiko bezeichnet – ist die Berechnung des Risikomasses. Wobei unterschiedliche technische und natürliche Risiken gemäss ihrer Häufigkeit und des erwarteten Schadensausmasses anhand von Schadensindikatoren quantifiziert werden können (vgl. Görke 1999: 21).

Wenn es um Risiko bei Naturgefahren geht, wird in der klassischen Risikoformel  $R = p \times s$  das Risiko (R) als die Kombination von Schadenpotenzial und Vulnerabilität (= Verletzbarkeit der zu schützenden Menschen, Häuser, Infrastruktur etc.) verstanden. Die Verletzbarkeit ergibt sich aus der Eintrittswahrscheinlichkeit (p), dass ein vorhandenes Gefahrenpotenzial Schäden (s) bzw. kontinuierlich erwartbare Schadensereignisse bei den zu schützenden Menschen und Objekten hervorruft. Bei der Erarbeitung von Problemlösungen in der Katastrophenforschung, wo es um die Beurteilung von Risiken geht, stossen solche rein wissenschaftlich errechneten "objektiven Risiken" allerdings an die Grenzen ihrer Aussagekraft (vgl. Renn/Benighaus/Klinke 2006: 137–138). Diese Feststellung ist deshalb so wichtig, weil die Risikowahrnehmung von Laien anders funktioniert. Hier sind nicht die tatsächlich "objektiven", d. h. messbaren Prozesse der physischen Welt bestimmend für den Umgang mit Katastrophen und anderen Risiken. Die psychologische und soziologische Risikoforschung kann mittlerweile zeigen, dass diese eindimensionale technische Risikobewertung der "subjektiven" Risikowahrnehmung von Laien widerspricht (vgl. Kasperson et al. 1988; Renn et al. 2007).<sup>99</sup> Im Laienurteil spielen etwa qualitative Faktoren, insbesondere Schrecklichkeit, Bekanntheit und der Wirkungsradius der wahrgenommenen Bedrohung, eine viel grössere Rolle. Schliesslich haben solche subjektiven Faktoren Auswirkungen auch auf die gesellschaftliche Risikoakzeptanz<sup>100</sup>. Die Entdeckung dieser Diskrepanz zwischen Laien- und Expertenurteilen macht mittlerweile verschiedene Sachverhalte begreifbar. Hieraus erklärt sich zum Beispiel, warum in der Öffentlichkeit Risikokonflikte (z. B. um Kernkraft, Chemie oder Gentechnologie) besonders heftig ausfallen können<sup>101</sup>. Folglich sind es soziale Prozesse und entsprechend soziale Rationalitäten, in denen verschiedene Akteure und Gruppen mit ihrer Sicht über gewisse Bedrohlichkeiten und deren Folgen die Wirklichkeit von Katastrophen formen. Kontext und Begleitumstände sind unmittelbar relevante Gesichtspunkte, nach denen Menschen alltagsweltlich eine plötzlich gewahr gewordene Gefahr als "Katastrophe" begreifen und auf de-

<sup>99</sup> Die AKW-Katastrophen von Harrisburg oder Tschernobyl haben der wissenschaftlichen Risikoquantifizierung von Kernkraftwerken klar gemacht, dass es weder ein verbindliches Mass für die Schadensdimension gibt noch eine allgemeine Bestimmung des Wahrscheinlichkeitsgrades. Das Restrisiko wurde damals von Experten fast gegen Null gerechnet. Der kaum in Betracht gezogene Eintritt einer Katastrophe ist dann zur eigentlichen gesellschaftlichen Realität geworden. Zur systematischen Unterbewertung von Katastrophenrisiken über Reaktorunfälle vgl. Kollert (1993).

<sup>100</sup> Diese Wahrnehmungsmuster sind nicht beliebig, sondern mit Blick auf die menschliche Evolution gewachsene und universelle Konzepte, die sich auch nicht einfach ausradieren lassen. Das gilt auch dann, wenn es irrational erscheint, dass Menschen ionische Strahlen fürchten und bekämpfen, aber in ihrer Freizeit Extremsportarten wie z. B. Bungy Jumping oder Eisklettern betreiben. Über den gesellschaftlichen Umgang mit Risiken siehe etwa Renn et al. (2007).

<sup>101</sup> Einen Überblick über die Frühphase der Risikoforschung und was die Abkehr von einer rein statistischen Perspektive von Risiken begünstigt hat, gibt Görke (1999: 20–27).

ren Basis sie darauf reagieren. In diesem Zusammenhang ist der Befund interessant, dass hinsichtlich ihrer Entstehung naturgegebene Katastrophen, sofern sich keine verantwortlichen Akteure festmachen lassen, in der Öffentlichkeit am besten akzeptiert werden (Jungermann/Slovic 1993b: 190). Als altbekannte Bedrohungen sind sie eben deshalb besser toleriert als etwa neue unbekannte Risiken (z. B. Klimawandel, SARS, Vogelgrippe).

Folglich greifen rein wissenschaftliche Analysemethoden zu kurz. Um die Reaktionen und Risikobeurteilungen der Bevölkerung einzubeziehen, sind daher diskursive und partizipative Verfahren in der Risikokommunikation immer mehr in den Mittelpunkt gerückt. Ziel ist es, bei Umweltproblemen auf der Basis von Sachwissen der Wissenschaft und der Bandbreite von konkurrierenden Einstellungen in der Bevölkerung zu allgemein akzeptierten Lösungen zu gelangen (vgl. Renn et al. 2007).

Auf der Basis technisch-naturwissenschaftlicher Konzepte lassen sich zwar weiterhin Katastrophen und ihre relativen Risiken im Sinne ihrer Bedrohung vergleichen und zukünftige Gefahrenentwicklungen spezifizieren. Letztlich kann jedoch nur bekanntes Bedrohungspotenzial eines Ereignisses abgewendet werden, wenn zumindest Wissen zur Wahrscheinlichkeit des Eintretens vorhanden ist (Banse 1993: 5).

Fest steht: Die subjektive Risikowahrnehmung ist nicht ein eindimensionales, sondern ein multidimensionales Konzept. Selbst mit der Vermittlung von validem Sachwissen sind Individuen und Gruppen in der Regel nicht zu "realistischeren" Einschätzungen bzw. zur Akzeptanz von Risiko zu bringen. Diese Einsicht blieb in der Gefahren- und Risikoanalytik nicht folgenlos (vgl. zusammenfassend dazu Krohn/Krücken 1993; Görke 1999: 20–37; Renn 2005).

Unter anderem hat die Akzeptanzproblematik bewirkt, dass 1989 der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) eine andere Klassifizierung gesellschaftlicher Gefahren und Katastrophenpotenziale unternommen hat. Mit dem Ziel, auf der Basis einer interdisziplinären Vorgehensweise alle global relevanten Risiken zu klassifizieren, wird neben der üblich klassischen Risikoanalyse eine Risikobewertung vorgenommen<sup>102</sup>. Letztere besteht aus Komponenten wie Ungewissheit, Ubiquität (d. h. die geografische Reichweite des potenziellen Katastrophenausmasses), Persistenz (definiert als die zeitliche Ausdehnung der Schäden) oder dem Mobilisierungspotenzial als Reaktion auf die Verletzung von sozialen und kulturellen Interessen und Werten (vgl. Renn/Benighaus/Klinke 2006: 140–141; Renn et al. 2007: 142–143). Auf der Grundlage solcher Bewertungskriterien sind in Anlehnung an die griechische Mythologie<sup>103</sup> sechs Idealtypen von Risikoklassen abgeleitet worden (Renn et al. 2007: 142). Der Grossteil der Naturgefahren (nicht periodische Überschwemmungen, Erdbeben, Vulkaneruptionen, Tsunamis) sind dem Risikotyp "Zyklop" zugeordnet.

**Tabelle 3: Eigenschaften des Risikotyps "Zyklop"**

Bezeichnung	Charakterisierung	Beispiele
Zyklop	Ausmass der Schadensfolgen: gross und unbekannt Eintrittswahrscheinlichkeit: ungewiss Abschätzungssicherheit: klein Reversibilität: niedrig Persistenz: eher hoch	Nicht periodische Überschwemmungen, Tsunamis, Erdbeben, Vulkane, El Nino; AIDS, karzinogene Stoffe in geringen Dosen, Resistenzen

\*Quelle: Eigene Darstellung auf der Grundlage von Renn (2007: 149–152; 163).

<sup>102</sup> Diese Bewertungskriterien wurden wesentlich aus den Untersuchungen zur Risikowahrnehmung gewonnen. Die Befunde zeigen, welche Eigenschaften von Risiken Menschen als bedrohlich ansehen.

<sup>103</sup> Zur Illustration der Risikoklasse wurde auf die griechische Mythologie zurückgegriffen, weil sich zwischen modernen und antiken Problemstellungen mit Risiken viele Gemeinsamkeiten finden lassen (ausführlich dazu Renn et al. (2007: 144–163)).

Dieser Risikotyp ist durch eine relativ hohe Schadenserwartung gekennzeichnet. Dieses ist in der Regel eher gut abzuschätzen. Unsicherheiten bestehen allerdings hinsichtlich der Eintretenswahrscheinlichkeit und ihrer Ermittlung. Oft fehlen Kenntnisse über Kausalitäten, oder die Eintrittswahrscheinlichkeit wird durch menschliches Verhalten beeinflusst (vgl. Renn et al. 2007: 149–151; 163). Weil Naturgefahren durch Menschen nicht verhindert werden können, ist das Mobilisierungspotenzial in der Gesellschaft eher gering. Daher sind auch Schutzmassnahmen oft politisch schwer durchsetzbar (Renn/Benighaus/Klinke 2006).

Sehr wohl gibt es viele weitere Anstrengungen, das Katastrophen- und Risikopotenzial in der Gesellschaft erkennbar zu machen, um potenzielle Schädigungswirkungen zu verhindern oder zu minimieren.

In der Schweiz wie in gewissen anderen Ländern gibt es eine zentrale Stelle, die Naturereignisse umfassend dokumentiert. Seit 1972 werden an der eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) systematisch Schadensmeldungen zu Unwettern in der ganzen Schweiz zusammengetragen. Die Erhebung basiert vorwiegend auf Zeitungsmeldungen der Schweizer Medienlandschaft. Angewandt werden Kriterien wie die Zahl der Opfer, die Höhe der Personen- und Sachschäden, Schaden verursachende Prozesse sowie die Zahl der Ereignisse innerhalb eines bestimmten Zeitraums. Für die Zeit seit dem frühen 19. Jahrhundert liegen ebenso Ereignisdokumentationen zu Extremereignissen vor, welche die Schweiz im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht haben (vgl. Röthlisberger 1991; Hilker/Aller/Hegg 2007: 127–128; Hilker/Hegg/Zappa 2008: 99–101)<sup>104</sup>. Aus den Daten lassen sich zu den schwersten Ereignissen im Naturgefahrenbereich vor allem Informationen zu Schadensentwicklungen, zur Anzahl der Toten oder zu Ereignishäufigkeiten gewinnen. Für den Zeitraum 1972–2007 forderten Unwetterereignisse in der Schweiz jährlich etwa 3 Todesfälle. Allein durch Hochwasser und Rutschungen entstehen jährlich Schäden von mehr als 300 Millionen Franken, wobei das Schadensausmass deutlich zunimmt<sup>105</sup>. Statistisch relevante Trends hinsichtlich einer Häufung von Extremereignissen können zumindest für die Schweiz nicht belegt werden.<sup>106</sup> Trotz einer aktuell empfundenen Häufung von Naturkatastrophen und Prognosen, die zunehmende Naturgefahren infolge des Klimawandels voraussagen, können die bislang vorliegenden Messdaten diese nicht belegen. Zu gross sind die natürlichen Variabilitäten (Amt für Wald Graubünden 2009).

Wie verschiedene Naturwissenschaftler selbst kritisch zu den quantitativ ermittelten Daten zur Einordnung einer Katastrophe bemerken, sind aufgrund der Unterschiede in der Datenqualität und der gesellschaftlichen Entwicklungen Vergleichbarkeiten etwa zur Grössenordnung von Katastrophen nicht unproblematisch (vgl. Hilker/Hegg/Zappa 2008; Nussbaumer/Exenberger 2006). Insbesondere hat sich über die Zeit das jeweilige Schadenpotenzial verändert. Unter anderem hat die Bevölkerung über die Zeit massgeblich zugenommen, Siedlungsflächen wuchsen und haben sich zunehmend in Gefahrenräume ausgedehnt<sup>107</sup>. Auch im Infrastrukturbereich sind Werteakkumulationen zu verzeichnen. Andererseits bewähren sich Schutzmassnahmen vor Naturgefahren (dazu vgl. Bundesamt für Umwelt (BAFU) 2007). Im Weiteren können eine gute Früherkennung, optimierte Risikoeinschätzungen sowie vorbeugende Massnahmen bis zur Notfallplanung erheblich dazu beitragen, dass

<sup>104</sup> Mit Fokus auf Grossereignisse bewerten Experten ein Unwetterereignis in der Schweiz dann als katastrophal, wenn das Ereignis meist über viele Kantone hinweg, mit Todesopfern und enormen Schäden in der Höhe von über 100 Millionen Franken ausfällt (vgl. Röthlisberger (1991)).

<sup>105</sup> In Bezug auf Hochwasserschäden beläuft sich die Schadensumme seit 1972 (bis 2007) auf insgesamt 11 Milliarden Franken. Vor allem die zwei letzten Jahrzehnte schlagen als Folge mehrmaliger Überschwemmungen am stärksten zu Buche (vgl. Willi (2007: 8)).

<sup>106</sup> Im Zusammenhang mit den Auswirkungen des beobachteten Klimawandels ist im Alpenland Schweiz aufgrund von höheren Temperaturen generell mit intensiveren Niederschlägen und heftigeren Stürmen zu rechnen. Neben Menschen gilt es daher auch erhebliche Sachwerte vor solchen Risiken zu schützen und entsprechende Verletzlichkeiten zu reduzieren (vgl. Vischer (1997); Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2007)).

<sup>107</sup> Im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Zahl der Todesopfer in der Schweiz deutlich höher als dies in der heutigen Zeit der Fall ist (vgl. Hilker/Hegg/Zappa (2008: 109)).

sich das Schädigungspotenzial in den betroffenen Regionen minimieren lässt<sup>108</sup>. Andererseits sind es die gegenläufigen Kräfte menschlicher Aktivitäten, die ebenso auf naturgegebene Prozesse einwirken (vgl. Röthlisberger 1991: 107; Renn et al. 2007: 155).

Insbesondere im Rahmen der Gefahrenbeurteilung spielen Wetterbeobachtungen eine wichtige Rolle. Heutzutage überwachen Warn- und Vorhersagedienste die Wetterentwicklung rund um die Uhr. Dank neuer Informations- und Kommunikationstechnologien haben unzählige Beobachtungsstationen, Radar- und Satellitenbilder sowie Modellrechnungen in den letzten Jahren neue Grundlagen für die Beurteilung von Unwetterrisiken geschaffen. Dadurch können Interventionen früher einsetzen (vgl. Malzahn/Plapp 2004; Hegg/Rhyner 2007). Ebenso dazu gehören neu geschaffene Dienstleistungen wie Unwetterwarnungen, die über verschiedene Kanäle wie Radio, Fernsehen, Telefon, Internet, E-Mail oder Handy verbreitet werden (Binder 2007)<sup>109</sup>. Hierbei zeigt allerdings die jüngere Vergangenheit, dass probabilistische und deterministische Gefährdungsabschätzungen auch zu falschen Beurteilungen führen können (vgl. Malzahn/Plapp 2004).

Das verweist generell darauf, dass mit der Ausweitung und Anwendung von Analysetechniken und Massnahmen, die in sich selber Risiken bergen, zusätzliche Komplikationen und somit neue Risikopotenziale entstehen können. Neu ist diese Erfahrung allerdings nicht. Seit jeher versuchen die Menschen, die Gefahren der Natur auf mannigfaltige Weise zu bewältigen. Heutzutage ist ein sprunghafter Anstieg neuer Erkenntnisse zu verzeichnen. Deutlich manifestiert sich dies seit Mitte der 1990er Jahre mit Einsichten in die Prozesse eines möglichen anthropogenen Klimawandels. Diesbezügliche Prognosen und die inhärente Ungewissheit im Zusammenhang mit ungewöhnlichen Wetterkonstellationen hat die Forschung zu Naturkatastrophen auch in der Schweiz vorangetrieben.

Grundsätzlich ändert mehr Wissen nichts an der Phänomenologie einer Katastrophe, das heisst, dass die Zufälligkeit bzw. Variabilität einer Katastrophe, die nicht statistisch erfasst werden kann, bleibt. Dieses Kernproblem ist der eigentliche Risikofaktor, der sich niemals ganz eliminieren lässt (vgl. Zemp 2005: 12).

Im Hinblick auf die ganze Vielfalt der methodischen Ansätze und Verfahren in der Erfassung von Naturkatastrophen, auf die hier nicht weiter eingegangen wird, erweist sich der Informationsaustausch nicht nur innerhalb Europas, sondern weltweit als schwierig<sup>110</sup>. Dies nicht nur wegen der Informationslücken. Auch die von verschiedenen Philosophien und Schulen geprägten Forschungsinstitutionen oder die unterschiedlichen Rahmenbedingungen von Fachstellen und privaten Organisationen in der Gefahrenbeurteilung etc. erschweren den Wissensaustausch und die Diskussion neuer Entwicklungen selbst unter Experten (vgl. Kienholz/Fässler/Aeberhard 2008: 214–219). Abgesehen davon blenden quantitative Daten den soziokulturellen Kontext und situationsspezifische Umstände der Ereignisse aus. Auf die Frage, welche Bedeutung die Gefahrensituation für die Betroffenen über die Zeit hatte, vermögen solche Datensammlungen keine Angaben zu liefern (Hilker/Hegg/Zappa 2008). Zum kommunikativen Ausmass der Problematisierung, das in einer Gesellschaft eng mit dem medialen Aufmerksamkeitsniveau zu tun hat oder inwiefern der medienöffentliche Diskurs mit der Gröszenordnung einer Katastrophe in Beziehung steht, ist hierzulande wenig bekannt.

<sup>108</sup> Im Rahmen des integrierten Risikomanagements hat in jüngster Zeit beispielsweise die Erstellung von Gefahrenkarten eingesetzt. Ziel ist es, landesweit nach einheitlichen Kriterien verschiedene Naturgefahren zu erfassen und beurteilen zu können. Auf dieser Grundlage lassen sich Gefahrenzonen bzw. Schutzdefizite erkennen und je nach Gefährdungsstufe entsprechende Massnahmen (z. B. Nutzungsplanung, Hochwasserschutz, Notfallplanung in Krisensituationen) einleiten (vgl. Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2007)).

<sup>109</sup> In der Schweiz ist im Bundesgesetz über Meteorologie u. a. festgehalten, dass der Bund über die Gefahren des Wetters warnt. Die meteorologische Grundversorgung des Landes wurde dem Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie (MeteoSchweiz) übertragen. MeteoSchweiz stellt Unwetterwarnungen den Medien gratis zur Verfügung. Ihnen ist bislang freigestellt, diese zu verbreiten. Das heisst, eine Verbreitungspflicht besteht nicht (vgl. Binder (2007: 55)).

<sup>110</sup> Vor allem in jenen Regionen der Welt, die über keine zuverlässigen Bevölkerungsstatistiken verfügen, sind auch im 21. Jahrhundert die Erhebungsmethoden nicht immer besser geworden (Nussbaumer/Exenberger (2006: 104)).

Ob überhaupt darüber berichtet wird und in welchem Umfang, scheint sehr bestimmend zu sein, was überhaupt als eine ("grosse") Katastrophe in die öffentliche Wahrnehmung eindringt und was als deren Ursache gilt. Dass abseits jeglicher Medienaufmerksamkeit die wesentlich grösseren Katastrophen ablaufen, erachten Nussbaumer und Exenberger (2006: 103, 108) als typisch für viele katastrophische Prozesse in der Welt<sup>111</sup>. An diesem Punkt wird folglich die Frage zu den gesellschaftlichen Mechanismen relevant, die zu einer unterschiedlichen Beurteilung von Risiken und Katastrophen führen. Hierbei setzen kultursoziologische und gesellschaftstheoretische Ansätze in der Katastrophen- und Risikoforschung wichtige Akzente (vgl. Kap. 4.7). Zunächst wird auf die gesellschaftliche Bedeutung der menschengemachten Katastrophe eingegangen. Für diese Kategorie von Katastrophen ist das Bewusstsein u. a. mit dem anthropogenen Klimawandel angestiegen.

## **4.6 Definitorische Abgrenzung: Die menschengemachte Katastrophe bzw. Man-made-Katastrophe**

Die Angemessenheit der Bezeichnung Naturkatastrophe ist in aktuellen öffentlichen Auseinandersetzungen nicht mehr unumstritten. In Anbracht der virulenten Thematik menschengemachter Katastrophe, wird in der Folge ausführlicher auf relevante Begrifflichkeiten der "Man-made-Katastrophe" sowie auf die Umstände dieser Entwicklung eingegangen.

### **4.6.1 Man-made-Katastrophe als Nebenfolge der Rationalisierung**

Zu den rein menschengemachten Katastrophen gehören in der wissenschaftlichen Typologie z. B. technologische Katastrophen, Katastrophen im Transportwesen, Massenpaniken, Feuerkatastrophen oder das Versagen von Computersystemen (Shaluf 2007: 706). Die Abgrenzung der "Man-made-Katastrophe" zur Naturkatastrophe in der versicherungssprachlichen Systematisierung verdeutlicht, dass Katastrophen infolge menschlicher Faktoren ausgelöst oder verstärkt werden können. Naturkatastrophen zählen hingegen zu den Elementarrisiken<sup>112</sup>(Kuck 2000: 9). Üblicherweise werden bei der Analyse der Katastrophenfälle ausschlaggebende Fahrlässigkeiten oder Fehler nachträglich Verursachern zugerechnet, oder es lässt sich aus ihnen ermitteln, wer für sie Verantwortung trägt (Luhmann 1993a).

Als Folge der Modernisierung und des technischen Fortschrittes verändern sich die in Gang gesetzten Katastrophenpotenziale. Auf eine Vielzahl neuer Risiken wie Unfälle und auftretende Katastrophen wie Flugzeugabstürze, Fährunglücke oder Störfälle in der Industrie reagiert die Versicherungswirtschaft mit der Schaffung von Unfall- bzw. Haftpflichtversicherungen. Das auf das Individuum bezogene Verschuldungsprinzip bzw. Risiko bei Eintritt eines Schadens wurde sozusagen sozialisiert. Dabei haben bereits früh spektakuläre Unglücke wie etwa der Untergang des Passagierschiffs Titanic am 15. April 1912 bei Neufundland die Risiken verdeutlicht, die mit der technischen Fortschrittserfahrung verbunden sein können. Die realen Katastrophenfolgen und der symbolische Gehalt eines Scheiterns haben damals die Öffentlichkeit aufgerüttelt und eine massive Verstörung hervorgerufen. Den Untergang der Titanic stuft Glaser (1994) als einen Höhepunkt der frühen Technikangst ein. Diese erkennbare Zäsur Anfang des 20. Jahrhunderts ist insofern interessant, weil ausdrücklich als wirklich grosse Zäsuren empfundene Ereignisse wie die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl (1986), das Attentat auf das World Trade Center und das Pentagon (2001) oder die atomare Katastrophe in Fukushima (2011) vergessen lassen, dass Modernisierungsrisiken, die von Menschen herrühren, nicht erst in den 1970er Jahren in eine Zentrumsposition gerückt sind.

<sup>111</sup> Vor diesem Hintergrund schlagen Nussbaumer und Exenberger (2006: 105, 109) ausser der Typologisierung in "grosse" und "kleine" Katastrophen die analytische Unterscheidung in "laute" und "leise" oder "stille" Katastrophen vor. Dabei steht "laut" mit Blick auf den medialen Geräuschpegel weder für „wichtig“, noch ist damit grundsätzlich auf "gross" im Sinne der Bedeutung und des Ausmasses einer Katastrophe zu schliessen.

<sup>112</sup> In der Versicherungswirtschaft werden unter dem Begriff der Elementargefahren ausschliesslich Naturgefahren erfasst. Elementarrisiken im engeren Sinne stellen die Unsicherheit dar, dass Schäden durch Naturgewalten wie Hochwasser, Stürme oder Lawinen plötzlich ausgelöst werden (vgl. Kuck (2000: 15)).

Erst durch die kommunikative Katastrophenrahmung solcher Ereignisse, falls sie denn als berichtenswert eingestuft werden, nimmt die Gesellschaft zur Kenntnis, dass Sicherheitsversprechungen des Technikeinsatzes scheitern. Auch wenn man sich über das Riskante bestimmter Umstände im Klaren ist, tritt diese Möglichkeit der Enttäuschung nur selten ein. Je seltener sich Katastrophen ereignen, desto wahrscheinlicher sind ihre situative mediale Repräsentation und öffentliche Wirkung. Allerdings scheint umgekehrt auch zu gelten, dass je häufiger sie zum Medienthema werden, sich ihr Skandalwert und die öffentliche Wirkung als eine massenmediale Gefahrenerfahrung verringern. Aus diesem Oszillieren der Medienberichterstattung zwischen zu viel und zu wenig Aufmerksamkeit liegt für Keller (2003: 395) „ein risikogesellschaftliches Paradoxon“.

#### **4.6.2 Man-made-Katastrophe als risikosoziologisches Symbol der Technikernüchterung**

In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sah sich die Gesellschaft mit einer Vielfalt von technischen Katastrophen konfrontiert, die ein entsprechend grosses Medienecho fanden. Die Virulenz gesellschaftlich produzierter Selbstgefährdungen wurde damit tief in unserem kulturellen Bewusstsein verankert. Insbesondere die drei Grossereignisse Tschernobyl, die Challenger-Explosion und Schweizerhalle im Jahre 1986 führten das prekäre Verhältnis von Technik und Gesellschaft vor Augen und avancierten zu populären Symbolen für das Versagen des Menschen im Umgang mit neuen Technologien.

Die Ökologisierung der Gesellschaft unterstützt ein Denken, das den Menschen nicht mehr nur als Opfer, sondern gleichzeitig als Verursacher von Umweltproblemen und industriellen Katastrophenseen ins Zentrum rückt (vgl. Pöferl 1999; Eisner/Graf/Moser 2003). Mit völlig neuen Gefahrenaspekten konfrontiert, setzte eine intensive Beschäftigung mit den düsteren Auswirkungen verschiedener Modernisierungsrisiken ein. Das damalige Zeitempfinden einer real gewordenen "Katastrophen-gesellschaft" (Beck 1986: 105) sowie der Eindruck, die geschaffene Bedrohungslage könnte allzeit und überall auf der Welt in Katastrophenrealität umschlagen (Gottweis 1991: 357–359), begünstigten die Infragestellung neuer Technologien als Innovations- und Wachstumspotenzial des gesellschaftlichen Wandels in den 1980er Jahren.<sup>113</sup> Letzteres ist sehr eng auf extensive Berichterstattung zurückzuführen (vgl. Eisner/Graf/Moser 2003). Für die öffentlichen Reaktionen auf Katastrophenereignisse spielen der Informationsfluss und unter anderem der Umfang der Berichterstattung eine sehr zentrale Rolle (vgl. Slovic 2000a; Nussbaumer/Exenberger 2006; Weingart/Engels/Pansegau 2008). Katastrophen werden gemäss den journalistischen Selektions- und Gestaltungskriterien dargestellt. Daher können wir für die auf Katastrophen gerichtete Aufmerksamkeit der Gesellschaft die Rolle der Massenmedien und die Randbedingungen ihrer Funktionsweise nicht unterschlagen. Dazu gehören auch die vorhandenen technologischen Möglichkeiten, jede Katastrophe, gleichgültig, wo sie sich abspielt, massenmedial zu erschliessen.<sup>114</sup>

Zum einen drückt sich diese risikofixierte Technikernüchterung sowie die Entzauberung des Mythos einer nachgiebig-toleranten Natur im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts im Gebrauch eines neuen technisch-wissenschaftlichen Vokabulars aus. Von Technik- und Umweltkatastrophen oder Ökokatastrophen ist seither die Rede (vgl. Rey 1995). Zum anderen treten bei den sich entzündenden politischen, ideologischen und auch sozialen Konflikten an der Realität von Umweltproblemen und an neuen Technologien deutlich das Vertrauen bzw. das Misstrauen in Sonderbereiche der Technik zutage. Mit anderen Worten: Je nach Optik des Beobachtenden wird das Funktionieren der Technik als

<sup>113</sup> Die Befürworter von Grosstechnologien wurden spätestens 1986 durch die konkreten Vorgänge in die Defensive gedrängt, während die Stimmen der Skeptiker die Optik auf die Gefahren in der neuen Risikodebatte bestimmten (vgl. TA, 31.10.1996:2).

<sup>114</sup> Katastrophen- und Risikoberichterstattung kann, wie Kasperson und MitautorInnen (2000) feststellen, mitunter zu eigentlichen Stigmatisierungserscheinungen für gewisse Orte, Technologien oder bestimmte Produkte führen. Orte wie beispielsweise Seveso, wo sich 1976 ein Giftgasunfall ereignete, oder Tschernobyl, wo 1986 eine Reaktorkatastrophe stattfand, werden als besonders gefährlich wahrgenommen.

akzeptabel oder in Differenz dazu ihr Nichtfunktionieren gesehen. Diese Polarisierung in die zwei Gruppen hat gezeigt, dass es offensichtlich gesellschaftliche Unterschiede in Bezug auf das Akzeptanzverhalten gibt. Während die einen Technik für gleichbedeutend mit Fortschritt erachten, ist sie für andere die Verkörperung von Ungeist, Verantwortungslosigkeit und kulturellem Niedergang (Weingart 1989b: 8). Wie bereits dargelegt, haben diese Risikokontroversen für die Forschung wesentliche Impulse geliefert, die Risikothematik mit Blick auf gesellschaftliche Kontextbedingungen zu begreifen. Diese neue Optik brachte eine stärkere Anbindung an soziologische Ansätze zur Präzisierung desaströser Katastrophen mit sich.

Zeitgleich registrierte damals der Soziologe Ulrich Beck (1986) die aktuellen Vorgänge mit scheinbar historisch beispiellos auftretenden wie potenziellen Katastrophenbedrohungen kritisch „als reale Veränderung“ und neues sozietares Phänomen. In seiner soziologischen Interpretation dieser technisierten Unsicherheit hat er der bestehenden Bedrohungsrealität mit der Wortneuschöpfung "Risikogesellschaft" einen Namen gegeben. Wobei er diese neue Normalität der Gesellschaft auch mit dem verallgemeinerten Begriff einer "Katastrophengesellschaft" zu rechtfertigen versuchte (Beck 1986: 105).

Damit wir die gesellschaftliche Wahrnehmung von Naturkatastrophen in den bestehenden Erfahrungshorizonten beschreiben können, kommen wir folglich nicht umhin, solche krisenhaften sozialen Begleiterscheinungen des Fortschrittes in der neueren Entwicklung der Gesellschaft einzubeziehen. Denn es bestehen deutliche Hinweise auf Zeiträume mit spezifisch gesteigertem Interesse an Katastrophen und der Problematik perfektionierter Technik in der sozialen Realität moderner Gesellschaften. Damit aber Katastrophen oder deren latente Gefahren überhaupt als bedrohlich erfahrbar werden können, braucht es den Beitrag der Massenmedien und ein bestimmtes mediales Aufmerksamkeitsniveau. Diese sozialen und medialen Voraussetzungen und Zusammenhänge für die Wahrnehmung von historischen und aktuellen Naturkatastrophen sind bislang kaum reflektiert worden. Schon daher gilt es sich mit historischen Vergleichsfällen zu befassen.

#### **4.6.3 Man-made-Katastrophe und die Entmystifizierung der Wissenschaft**

Im selben Masse, wie die öffentliche Kritik an der Technik, vor allem an der Kernkraft, einsetzte und mit dem Aufkommen der Umwelt- und Risikodiskussionen seit etwa Mitte der 1970er Jahre stiess parallel dazu die Wissenschaft unweigerlich auf heftige Kritik. In diesem Kontext hat die Wissenschaft in ihrer früheren Position als Wahrheitsfinderin und Autorität im Bild der Öffentlichkeit massgeblich einen Vertrauensverlust erfahren. Jedenfalls ist mit der Bilanzierung der Risiken, die auf der Logik wissenschaftlicher Fortschritte des Erkenntniserwerbs und Methoden beruhen, in den Augen der Öffentlichkeit die Vorstellung der Wissenschaft als unfehlbare Instanz erodiert (Weingart 2005: 20–31). Nicht zuletzt durch die Medienberichterstattung sichtbar geworden sind der Expertendissens, der Einfluss der Wissenschaft auf Politik oder die Instrumentalisierbarkeit von Experten. Im Rahmen dieser tiefgreifenden Legitimationskrise der Wissenschaft gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt (Weingart 1983: 225) ist gleichzeitig die inhärente Ungewissheit des Umgangs mit Risiken oder konkreter Katastrophenwarnung aus dem Wissenschaftssystem deutlich herausgestellt worden. Allerdings ist diese Angst vor und Kritik an Wissenschaftsorganisationen historisch kein Novum. Wobei ihre Politisierung bislang vor allem in Verbindung mit der Implementierung von Forschungsergebnissen bzw. Technologien stattfand.<sup>115</sup>

Unabhängig von dieser Glaubwürdigkeitsproblematik und deren Folgen, was letztlich das kommunikative Risiko der Wissenschaft in der Gesellschaft ausmacht, behält die Wissenschaft an der Schwelle des 20./21. Jahrhunderts quasi ein Monopol für verlässliches Wissen inne. Diese Position gilt auch im

---

<sup>115</sup> Im Vergleich zu historischen Vorläufern ist die Kritik inhaltlich nicht mehr nur auf die Anwendung von Forschungsergebnissen begrenzt, sondern nimmt inhaltlich neue Formen an. So bezieht sich die öffentliche Kritik zugleich auf Forschungsgegenstände, die Methoden und demzufolge auf den Forschungsprozess selbst (vgl. Weingart (1983: 225–227)).



Aufspüren ihrer eigenen Ungewissheiten (vgl. Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 25–31). Allerdings steht die Institution Wissenschaft immer auch in Konkurrenz mit anderen Weltdeutungen (z. B. Religion, politischen Ideologien). Trotz des Autoritätsverlusts sowie eines kaum mehr einzulösenden Exklusivitätsanspruchs gibt es nach Weingart (2001: 169) „keine Alternative zur wissenschaftlicher Expertise, um politische Entscheidungen mit einer instrumentell verlässlicheren Grundlage und damit einer höheren Legitimität zu versehen“.

Weingart (2001) weist mit den Stichworten "Politisierung", "Kommerzialisierung" und "Medialisierung" der Wissenschaft auf die Ambivalenzen dieses "Siegeszuges" der Wissenschaft hin. Aufgrund der aufgekommenen Bedenken gegenüber der Wissenschaft und dem dadurch entstandenen Legitimationsdruck sind allerdings die Erwartungen an das Wissenschaftssystem markant gestiegen, ihre Erkenntnisse einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Hierbei haben die Massenmedien geradezu eine Schlüsselposition inne. Seit den 1990er Jahren berichten Medien über Wissenschaft ausgiebiger denn je. Auch diese Medienbeobachtung erfolgt nach den Gesetzen der Medienkommunikation (Weingart 2005). Mit der These der "Medialisierung der Wissenschaft" wird auf diese neue Dynamik einer öffentlichen bzw. medienpräsenten Wissenschaft Bezug genommen. Unter Medialisierung versteht Weingart (2001: 169) die wachsende Medienorientierung der Wissenschaft. Dies geht mit Anpassung an die Erfordernisse der Medienkommunikation einher. Schliesslich muss der Wissenschaftler gemäss der aktuellen Funktion der Medien auch medienkompatibel sein. Dabei geht es nicht nur um die Schaffung von Legitimität über die Medien, sondern auch um die Beeinflussung von Entscheidungen in der Politik oder um die Mobilisierung von Öffentlichkeit, um sich z. B. in innerwissenschaftlichen Konflikten behaupten zu können. Findet Wissenschaftskommunikation intensiv und organisiert ausserhalb der Vermittlung durch Massenmedien statt, bleibt das Mediensystem aufgrund der besonderen gesellschaftlichen Bedeutung dafür wichtig, was aus der Wissenschaft zugänglich gemacht wird und auf welche Themen ein Augenmerk gelegt wird. Über viele Gegenstände, zu denen auch Naturkatastrophen gehören, besitzt die Wissenschaft in grundlegender Weise ein Erkenntnismonopol. Eine der Konsequenzen ist in unserer Zeit die Informations- und Wissensabhängigkeit, welche die von Umweltrisiken ausgehende (globale) Bedrohung und Problembetroffenheit bestimmt (dazu: Beck 1986: 65, 70; Weingart (2001; 2005)).

Zugleich darf die Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems nicht aus dem Blick geraten. Neue fachwissenschaftliche Erkenntnisse können ebenso ihren Niederschlag in gehäuften Fällen von Katastrophenwarnungen und neuen Bedrohungsszenarien finden – vor allem, wenn neues Fachwissen auf dem Weg über die Massenmedien nicht nur den Experten des Fachgebietes, sondern auch der breiten Bevölkerung zur Verfügung gestellt wird. Durch die erfolgreiche Problematisierung von Risiken entstehen in der Regel neue problemzentrierte Forschungsinstitutionen, die durch laufend neues Wissen oft gleichzeitig die Produktion von Nichtwissen oder die Entdeckung neuer problemträchtiger Themen vorantreiben. Wie Eisner/Moser (2003: 250) feststellen, sind es in der Schweiz seit den 1980er Jahren vermehrt Institutionen der Wissenschaft, die Umwelt- und Technikfolgeprobleme auf die Agenda zu bringen versuchen. Als eine weitere Folge beobachten sie eine Verwissenschaftlichung der öffentlichen Umwelt- und Risikodiskurse.

Zudem vermag in unserer Zeit die wissenschaftliche Erklärungsreichweite und Simulationskultur sozusagen den hintersten metaphysischen Winkel der Welt auszuloten. Schon daher sind gegenwärtige Risiken in unserer kognitiven Verfügbarkeit qualitativ anderer Herkunft als im verfügbaren Wissen vor 50 oder 100 Jahren. Zur Rolle der Wissenschaft gehört es, dass ihre Erkenntnisse und ihre Annahmen über die Zukunft das Denken ihrer Generation prägen (vgl. Eder 1988). Speziell mit der Durchsetzung einer ökologischen Sicht, welche die Folgen des menschliche Handelns unter Einbeziehung der Auswirkungen auf die Umwelt betrachtet, führt – um zu einem Fazit zu kommen – zu einer unvergleichbaren Komplexitätssteigerung bei der Beurteilung der Realität.

Gehäufte Fälle von menschengemachten Katastrophen oder Warnungen davor mögen als besonders einschneidende Erfahrungen unserer Zeit gelten. Bei genauerem Hinsehen lässt sich allerdings feststellen, dass lange bevor in jüngeren öffentlichen Debatten Deutungsmuster wie Umweltzerstörung, Umweltkatastrophe und Risikogesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zogen, Katastrophen auf menschen- und technikbedingte Ursachen zurückgeführt worden sind – z. B. in der Schweiz der Bergsturz von Elm 1881 (vgl. Gottweis 1991: 357; Pfister 2002). Das heisst, dass die menschengemachte Katastrophe strukturell betrachtet ihre Vorläufer hat. Die menschliche Beschuldigung im gesellschaftlichen Umgang mit gefahrenlastigen Ereignissen markiert folglich nicht eine exklusiv auf unsere heutige Zeit zutreffende Zäsur. Hierauf werden wir später die Aufmerksamkeit richten (vgl. Kap. 12.1–12.2).

Will man die gegenwärtige Entwicklung, d. h. die Wahrnehmung von Gefahren und Risiken, angesichts des Weltgesellschaftscharakters deuten, dann muss die theoretische Einordnung der Problemstellung zwangsläufig bei jenen Mechanismen ansetzen, die diese Wirklichkeit hervorbringen. Somit drängt es sich auf, die Wirkung des Rationalisierungsprozesses der Welt bzw. den Prozess der Entzauberung nach Weber (1924) für den zu untersuchenden Sachverhalt "Naturkatastrophe" einzubeziehen. In Verbindung mit einer soziologischen Analyse der Gesellschaft sind die vorrangigen Umgestaltungsdynamiken zu berücksichtigen, die das Wesen der Moderne und das Entstehen von Problemen und Gefahren in der heutigen Welt prägen (vgl. Kap. 9). Wie noch zu zeigen ist, kommt Rationalisierung sowohl in der Technologie wie auch in Verbindung mit der institutionellen Ordnung menschlicher Tätigkeiten oder in der rationalisierten Steuerung der Informationen zum Ausdruck (vgl. Giddens 1995). Neben der Verwissenschaftlichung der Welterschliessung zählen auch die technischen Möglichkeiten der gesellschaftlichen Kommunikationsmittel – insbesondere die modernen Massenmedien – zu diesen modernen Umgebungsbedingungen. Sie können eine Katastrophe, unabhängig davon, wo sich diese gerade ereignet, als Nachricht weitergeben und zugleich bestimmen, in welcher Form sie dies tun. Demgemäss ist diese mediale Katastrophenkommunikation eine spezifische Voraussetzung dafür, wie Risiken wahrgenommen werden können. Da sich die Medienangebote auch wandeln – das gilt u. a. für den Grad, wie Medien die Gesellschaft durchdringen oder ihre Reichweite etc. –, erfordert dies zu Recht einen differenzierteren Blick auf diese Phänomene, zumal solche Überlegungen in der Vielfalt dokumentierter Forschungsperspektiven auf Katastrophen als relativ schwach bezeichnet werden müssen. Man gelangt indes schwerlich zu neuen Einsichten, wenn man die Rahmenbedingungen ausser Acht lässt, die in Zeitdiagnosen wie Risiko- und Katastrophen-gesellschaft münden. Für ein adäquates Verständnis dieser Prozesse lohnt es sich, den wissenschaftlichen Überlegungen zu folgen, die in der damaligen Situation der 1980er Jahre diese Unheilsbegriffe zur Erklärung der Vorgänge in der Gesellschaft ins Gespräch gebracht haben. Dies fordert vorab eine Analyse des Risikobegriffs, damit die Sachverhalte, die damit bezeichnet werden, verstanden werden können.

## 4.7 Der Begriff Risiko und Risikogesellschaft

Begriffe wie "Risiko", "Risikogesellschaft" oder gar "Katastrophengesellschaft" haben im öffentlichen Diskurs der letzten Jahrzehnte einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren.<sup>116</sup> Heutzutage sind sie in aller Munde – wenn auch in ihrer Bedeutung vielfach wenig reflektiert. Dies erfordert eine Präzisierung der damit bezeichneten Sachverhalte.

Zunächst geben begriffliche Facetten von "Risiko" Einblick in Entwicklungsphasen und unterschiedliche Verstehenszusammenhänge des gesellschaftlich derart zentral gewordenen Schlüsselwortes (Kap. 4.7.1). Anschliessend erfolgt eine Analyse des Siegeszuges der Bezeichnung der Gesellschaft als

<sup>116</sup> Spätestens mit dem Erscheinen von Ulrich Becks Buch die „Risikogesellschaft“ 1986 erfuhr der Begriff Risiko gleichfalls einen Aufschwung und stimulierte einen kritischen Diskurs zur Risikothematik.

"Risikogesellschaft" oder "Katastrophengesellschaft" (Kap. 4.7.2). Diese Darlegungen helfen besser zu verstehen, wie die konkreten Umstände der Umwelt- und Technikkrise insbesondere im risikosoziologischen Fokus damals registriert wurden und welche Interpretationen und darauf bezogene theoretische Konzepte die damalige Situation begleiteten. Dazu wird nur einer Auswahl von Argumentationsweisen aus der reichhaltigen Literatur nachgegangen, um Perspektiven und Zeitdiagnosen der sozialwissenschaftlichen Forschung kenntlich zu machen. Wie es in zeitlicher Distanz dazu um den theoretischen Gehalt solcher Aussagen steht, wird anschliessend reflektiert. Am Ende der Analyse wird über die begriffliche Unterscheidung von Gefahr und Risiko an die konstituierenden Strukturmerkmale moderner Gesellschaften herangeführt. Mit dem Einbezug der Optik auf Entscheidungsoptionen werden die Auswirkungen mit zum Teil unbekannter Tragweite erkennbar, welche die heutigen gesellschaftlichen Herausforderungen im Umgang mit dem Phänomen Risiko ausmachen (Kap. 4.7.3–4.7.4). Daraufhin wird in den nachfolgenden Kapiteln im Rahmen gesellschaftstheoretischer Ansätze die Charakteristik moderner Gesellschaften vertieft<sup>117</sup>. Daraus ergibt sich ein besseres Verständnis für aktuelle Entwicklungen der bereits diskutierten Risiko- und Katastrophenproblematik und die Funktion, welche die soziale Kommunikation moderner Gesellschaften dabei einnimmt.

#### 4.7.1 Ursprünge und Ansätze des Risikobegriffs

Etymologisch soll der Begriff Risiko vom griechischen "rhiza" stammen und bedeutet dort "Wurzel", "Klippe". Zu übersetzen ist der Begriff erstens im Sinne von "Gefahr laufen" und zweitens im Sinne von "wagen", "aufs Spiel setzen". Die Betonung eines Verlustes hebt die deutlich pessimistischere Übersetzung "Gefahr laufen" hervor. Bei "Wagnis" hingegen denken wir eher an einen möglichen Gewinn (Luhmann 1990a; 1991, 2003; Jungermann et al. 1991; Enderlin Cavigelli 1996; Kuck 2000).

Zweifellos gab es die Erfahrung, dass es im Leben zu Unheil kommt, auch in älteren Hochkulturen, doch fehlte damals der Bedarf für ein Wort "Risiko". Auch wenn die Wortherkunft nicht restlos geklärt ist, gilt der Sache nach die Annahme, dass die Risikosemantik ein voll entwickeltes Entscheidungsbewusstsein voraussetzt. Dementsprechend hat sich "Risiko" als Präzisierung einer neuen Problemeinsicht erst in einem langen Prozess vom Mittelalter zur Frühmoderne ausgebildet (vgl. Luhmann 1991 (2003): 16–23).

Vermutet wird, dass die Wortschöpfung mit der säkularisierten Erfahrung verbunden ist; dass man, indem man im Leben etwas wagt, Entscheidungen treffen muss, diese aber mit Zukunftsungewissheiten verbunden sind. Wer ein Risiko eingeht, verspricht sich stets einen Nutzen in naher oder ferner Zukunft. Doch zahlreiche Gründe sprechen ebenso dafür, dass Nachteile eintreffen. Dabei versagen allmählich magische Kräfte und religiöse Weisungen der transzendentalen Sphäre zur Beeinflussung erfahrbarer Unsicherheiten, die aus der Gemengelage des Abwägens von Vorteilen im Sinne von Gewinn und Nachteilen, die es möglichst zu vermeiden gilt, präsent sind. Begriffsgeschichtlich ist der Terminus Risiko eng mit dem ökonomischen Lebensbereich verknüpft. So taucht das Wort Risiko zunächst in der Seefahrt und im Seehandel in Formulierungen von Versicherungsverträgen auf. Mit Blick auf persönliche Bedrohlichkeiten, etwa durch Wetter, Seuchen oder Seeräuberei, regelte diese frühe Form geplanter Risikokontrolle, wer den Ausgleich bei Eintritt eines Schadenfalls zu tragen hat (vgl. Luhmann 1991 (2003): 16–23).

Trotz oder gerade wegen der weiten Verbreitung des Risikobegriffs findet sich selbst unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bis heute kein einheitlicher Sprachgebrauch<sup>118</sup>. "Risiko" ist gleichermassen ein Alltagssprachlicher Begriff und ein wissenschaftliches Konzept – beispielsweise in der Ökonomie, der Mathematik, der Technik oder der Psychologie (vgl. etwa Luhmann 1990a; Jungermann/Rohrmann/Wiedemann 1991; Enderlin Cavigelli 1996; Kuck 2000; Renn/Keil 2008). In

<sup>117</sup> Vgl. dazu Kap. 9 u. 10.

<sup>118</sup> Rosa (2003) diagnostiziert eine eigentliche Ruhe im Definieren von Risiko in einem überwiegenden Teil der Risikoliteratur.

vielen Kommunikationskontexten verwendet erscheint je nach Sichtweise und Fachbereich das, was unter dem bedeutungsvollen Phänomen Risiko zu verstehen ist, höchst heterogen (dazu: Hribal 1999: 33; Enderlin Cavigelli 1996: 13–21; Rosa 2003).

Autoren in diesem Forschungsfeld beziehen sich gewöhnlich in einer Weise auf Risiken, die sowohl unabhängig von der Wahrnehmung existieren können, als auch auf Risiko, dessen Existenz beobachterabhängig ist und demnach dem interpretativen Rahmen eines Beobachters entspringt. Im Rahmen dieser Arbeit soll unter dem Begriff Risiko die ganz allgemeine Möglichkeit verstanden werden, dass mit einer Handlung oder einem Ereignis negativ empfundene Folgen einhergehen können (vgl. Jungermann/Rohrmann/Wiedemann 1991; Renn 1991; Renn 2002; Zemp 2005: 16).<sup>119</sup>

Offensichtlich hat sich ein dynamisches Feld von neuen Risikodefinitionen, Konzepten und Erklärungsmustern im Zusammenhang mit der populär gewordenen Risikodebatte in den 1980er Jahren herausgebildet. Die intensivierte Aufmerksamkeit für die Risikothematik, inspiriert durch die ökologischen und technologischen Probleme, brachte es mit sich, dass Modernisierungsrisiken und deren menschenbedingter Ursprung zu einem zentralen Ausgangspunkt für die Begriffsverwendung von Risiko wurden. Zudem ist damit im deutschsprachigen Raum das Aufkommen des Terminus Risikokommunikation in den 1970er Jahren verknüpft. Im klassischen Verständnis war damit zunächst die Information der Bevölkerung über technische Risiken gemeint. Später verschob sich die Perspektive auf dialogische Verfahrensprozesse, sodass Risikokommunikation als ein offener Prozess des gegenseitigen Abgleichs von Informationen und Argumenten verstanden werden kann (vgl. Renn et al. 2007: 112). In Erweiterung des Begriffs steht heute Risikokommunikation als Bezeichnung für die permanent stattfindende Kommunikation über die von Menschen geschaffenen Gesundheits- und Umweltrisiken (vgl. Admosent/Godemann 2007: 42–52). Das beinhaltet unterschiedliche Kommunikationsformen und kann ein Fernsehbeitrag über Hochwasserschutz oder Klimawandel sein, ein Merkblatt zu Notfallverhalten oder der Warnhinweis auf einer Zigarettenschachtel.

#### **4.7.2 Entdeckung des technischen Risikobegriffs für neue Gesellschaftstheorien**

Inspiziert durch den Problemdruck der Umweltkrise und sich häufende technische Katastrophen, bei denen die Wissenschaft mit ihren Daten und Expertisen selbst unter Risikoverdacht geriet, begann sich auch die sozialwissenschaftliche Forschung in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten intensiv dem Risikothema zuzuwenden<sup>120</sup>. Der Begriff "Risiko" avancierte zum Symbolbegriff des krisenhaften Verhältnisses der Gesellschaft zu Wissenschaft und Technik als Begleiterscheinung der Modernisierung (Jungermann/Rohrmann/Wiedemann 1991: 1). In der damals aktuellen Situation bestand die Absicht der Risikosoziologien darin, dem technisch generalisierten Risikobegriff bzw. der Rationalität des Fortschritts als Konfliktgegenstand eine soziologische Basis zu geben. Die soziologische Interpretation der Vorgänge hat zu diversen zeitdiagnostischen Neukonzeptionen bei der Beschreibung von Gesellschaft geführt.

Besonders geprägt wurde der Boom des Themas durch das Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ des Soziologen Ulrich Beck (1986). Im Zentrum seiner Überlegungen steht die These, dass die Gesellschaft sich selbst zum dominanten Risiko geworden ist. Beck schreibt: „Die Risikogesellschaft ist eine katastrophale Gesellschaft. In ihr droht der Ausnahmezustand zum Normalzustand zu werden“ (Beck 1986: 31). „Gesellschaften, die erst verschweigen, dann im Schock industrieller Katastrophen sich mit dem weltgeschichtlichen Novum gesellschaftlich erzeugt, aber

<sup>119</sup> Noch präziser herzuleiten ist die Geburtsstunde des modernen Gefährdungskonzeptes "Risiko" auf der Basis einer historisch fundierten Gesellschaftstheorie im theoretischen Teil der dieser Arbeit (vgl. Kap. 9).

<sup>120</sup> Umgekehrt schien damals aus Sicht der Wissenschaft die Öffentlichkeit mit ihren Risikoaversionen vor allem „irrational und uninformatiert zu sein“ (Weingart 2005: 23).

nicht zurechenbarer Selbstvernichtungsmöglichkeiten allen Lebens konfrontiert sehen“, nennt Beck Risikogesellschaften (Beck 1991: 92). Wirklichkeit im Sinne von "wirklichen Sachverhalten", wo Katastrophen mit all ihrer destruktiven Kraft an die Oberfläche drängten, schienen diese wissenschaftliche Sozialprognose Mitte der 1980er Jahre jedenfalls zu bestätigen<sup>121</sup>. Insbesondere brachten im Jahre 1986 der Supergau im Kernkraftwerk Tschernobyl, die Explosion der Raumfähre Challenger in den USA und der sogenannte Schweizerhalle-Grossbrand auf dem Gelände der Chemiefirma Sandoz in Basel die beschränkte Beherrschung von Grosstechnologien ans Licht. Becks gesellschaftstheoretischen Argumenten verliehen diese konkreten Vorgänge einen bitteren Beigeschmack von Aktualität und Wahrheit<sup>122</sup>.

Beck (1986) wendet sich der materiellen Qualität des Risikos zu. Das aus den gegebenen Eingriffsmöglichkeiten entstandene unbegrenzte Gefahren- und Zerstörungspotenzial der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation konfrontiert die Moderne mit Selbstvernichtungsmöglichkeiten, die er an der Häufigkeit von Katastrophen und Unfällen identifiziert: „Der Modernisierungsprozess wird 'reflexiv', sich selbst zum Thema und Problem“ (Beck 1986: 26). Die öffentlichen Reaktionen, etwa die Umweltbewegungen, ihre Proteste oder Zivilisationskritik, interpretiert der Autor als eine Antwort auf die Zunahme realer Risiken in der Industriegesellschaft. Bei näherer Betrachtung der heutigen Generation von Risiken markiert ihre Qualität gegenüber anderen Gefahren in der Menschheitsgeschichte tatsächlich eine neue Dimension der Schrecklichkeit. Sie sind in ihrer heutigen Form meistens weder sozial, zeitlich noch geografisch begrenzt und entspringen der wissenschaftlichen Verfügbarmachung der Welt (vgl. Beck 1986).

Von dieser inneren Logik ausgehend, lässt sich Folgendes sagen:

- **Erstens** bleiben die Ursachen und ausschlaggebenden Handlungen mittels unterstellter Kausalvermutungen prinzipiell der sinnlichen Wahrnehmung von Laien entzogen.
- **Zweitens** lässt sich ein solches Bewusstsein in der Regel nur anhand öffentlicher Kommunikation bewerkstelligen. Risiken und die Antizipation möglicher Katastrophenfolgen müssen öffentlich, d. h. der medialen Beobachtung von Wissen entsprechend, geglaubt werden.
- **Drittens** wird die gedankliche Trennung zwischen Natur- und Technikkatastrophen obsolet.
- **Viertens** werden die positiven wissenschaftlich-technischen Errungenschaften, mit denen nicht eliminierbaren Naturkatastrophen begegnet werden soll, relativiert.
- **Fünftens** zwingen das neue Katastrophenpotenzial und die Unsicherheit (Risiko) darüber zu weitsichtiger Vorsorge. Ein erfolgreicher Kampf gegen gesellschaftliche Selbstgefährdungen setzt eine breite internationale Zusammenarbeit und einen langen Atem voraus (vgl. Beck 1986: 259–266).

Gleichzeitig sind die Ursachen nicht mehr eindeutig einem Verursacher zuzuschreiben, noch ist der Kreis der Betroffenen eingegrenzt, da die Gefährdungslage global und nachhaltig wird. Auch können die hervorgerufenen Schäden, die für Mensch und Natur oft irreversibel sind, nicht mehr finanziell kompensiert werden, weil hier das klassische Versicherungsprinzip nicht mehr greift. Dies führt dazu – so die Diagnose von Beck – dass die klassischen Konflikte zwischen Arbeit und Kapital durch neue ökologische Konflikte zwischen Risikobetroffenen und Entscheidern zum Kardinalproblem avancieren: „An die Stelle der Beseitigung des Mangels tritt die Beseitigung des Risikos“ (Beck 1986: 63). Überlagert sieht Beck (1986: 115) diese neuen „Globalgefährdungslagen durch gesellschaftliche, biografische und kulturelle Risiken und Unsicherheiten“, die der Autor vor dem Hintergrund der Individualisierungsschübe und der damit einhergehenden Auflösung von traditionellen und stabilen Basis-

<sup>121</sup> Poppers (1976: 223) Fazit bei seiner Analyse des Induktionsproblems ist, dass Fragen an die Zukunft, deren Beantwortung eine fundierte Prognose enthält oder gar den Status eines Gesetzes für sich in Anspruch nehmen will, unmöglich sind. Wir können aus singulären Sätzen (über unsere gegenwärtige Epoche) keine allgemeine Theorie im Sinne eines Gesetzes formulieren, die auch in Zukunft gelten soll.

<sup>122</sup> Aus aktuellem Anlass zur Katastrophe von Tschernobyl meinte Beck (1986: 11): „Ach, wäre es (ein Stück empirisch orientierter, projektiver Gesellschaftstheorie) die Beschwörung einer Zukunft geblieben, die es zu verhindern gilt.“

selbstverständlichkeiten (z. B. soziale Klasse, Familienformen, Beruf) aufgreift. Mit der Frage konfrontiert, wie der Ausweglosigkeit der Risikogesellschaft zu begegnen ist, sieht Beck die Lösung in der Entscheidung für die richtige Technik – allenfalls im gänzlichen Technikverzicht –, in der besseren Vorsorge oder dem Ausbau der Verantwortungszurechnung. In seiner gegenwartsbezogenen Schlussfolgerung (1986) wird die in der Technik enthaltene Gefährdung zum Strukturelement und zur Normalität der gesamten Entwicklungsdynamik der Gesellschaft bzw. Risikogesellschaft erhoben.

Dieser kultivierte Risikoobjektivismus in Becks pessimistischen Schilderungen des Umweltzustandes erscheint letztlich als ein theorieimmanenter Fremdkörper. Entgegen seinen Prognosen wird bereits in den 1990er Jahren das Versagen von Technik und Umweltprobleme für nicht mehr so wichtig gehalten. Seither entringen Umwelt- und Risikothemen der öffentlichen Meinung nur noch in Ausnahmen mehr als einen kurzen Seufzer (vgl. Eisner 2003: 77–80). Interessanterweise bleibt die öffentliche Besorgnis bei Naturkatastrophen weniger konjunkturellen Schwankungen unterworfen als bei Technikkatastrophen (Müller/Zimmermann 1997). Mit der abklingenden öffentlichen Aufmerksamkeit für technische und ökologische Gefährdungspotenziale verlieren selbstverständliche Voraussetzungen, auf denen risikosoziologische Ansätze einen Ad-hoc-Erfolg verbuchen konnten, teilweise an argumentativer Substanz.

Gemäss Panzer (2001: 246) förderte der neue Begriff Risikogesellschaft ein Wissen um die geschaffene Selbstgefährdung, das auch unabhängig von akuten gesellschaftspolitischen Kontroversen weiter wirkte.

Im Kontrast zu Beck und seiner eher objektivistischen Sicht auf die Risikogesellschaft, konstatiert Lau (1991), dass Risiken immer auch Ergebnis eines gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses sind. Er sieht in der Risikogesellschaft ein Gemeinwesen, das sich durch eine Veränderung der Wahrnehmung von Wirklichkeit auszeichnet, die sich zunehmend nach einem „Schematismus von Sicherheit und Gefahr“ vollziehe. Nicht mehr die individuelle Absicherung gegen ökonomische oder gesundheitliche Risiken, sondern die kollektive Sicherheit vor Gefahren stehe im Vordergrund (Lau 1991: 248). Die Definition von Risiken berühre dabei eine Vielzahl von Interessen und Nutzenkalkülen (Lau 1991: 253). Als Folge würden wissenschaftliche Risikodefinitionen zur eigentlichen Machtressource (Lau 1991: 257).

Die Zeitdiagnose von Beck (1986), in der er distanzlos die damalige gesellschaftliche Krisen- und Katastrophenstimmung beschreibt, täuscht ferner darüber hinweg, dass frühere Gesellschaften beileibe nicht in risikolosen Zeiten lebten (dazu vgl. Evers/Nowotny 1987; Nowotny/Eisikovic 1991; Giddens 1995; Nowotny 1996). Beim Versuch, die Natur zu seinen Gunsten umzuformen, geht der Mensch stets unterschiedlichste Risiken ein, die neuartige Formen der sozialen, gesundheitlichen oder militärischen Gefährdung schaffen. Am Beispiel des historischen Diskurses über das Modernisierungsrisiko Armut veranschaulichen Evers und Nowotny (1987) diesen Sachverhalt. In der Zeit der industriellen Revolution waren für breite Bevölkerungskreise gänzlich neue Bedrohungen entstanden. Was in unserem modernen Wohlfahrtsstaat zur Absicherung der materiellen Existenz als selbstverständlich gilt, musste einst in öffentlichen Diskursen als Risiko anerkannt und in langwierigen Kämpfen, Kompromissen und Regulierungen gesellschaftlich ausgehandelt werden (vgl. Evers/Nowotny 1987: 42–43). Wobei in Bezug auf die Risikowahrnehmung davon auszugehen ist, dass jede Gesellschaft selektiv darüber entscheidet, welchen Risiken Aufmerksamkeit beigemessen wird und welchen nicht. Diese Auswahl unterliegt komplexen sozialen und kulturellen Mechanismen<sup>123</sup>.

Mit Blick auf vergangene Prozesse der Transformation von Unsicherheit in Sicherheit erklären Evers/Nowotny (1987) diesen Bruch in der modernen Gesellschaft nicht als das Werk des Risikos

---

<sup>123</sup> Siehe speziell hierzu den Beitrag von Douglas/Wildavsky (1993), die das Phänomen der soziokulturellen Regulierung der Risikowahrnehmung beschreiben.

selbst. Bei ihnen ist es die Rückkehr der Gefahr, die durch ihre unbekannte materielle Qualität die Unsicherheitsproblematik forciert. Denn die Gesellschaft nehme die technische Gefährdung nicht als Risiko, sondern erheblich unbestimmter als Unsicherheit wahr. Die Beseitigung der Präsenz der Bedrohung müsse über Konflikte eingeklagt werden. Aufgrund des Fehlens einer selbstverständlichen Gefahrenabwehr bedarf es erneut eines gesellschaftlichen Konsenses darüber, was in Risiko verwandelt werden kann und was Gefahr und was Gefährdung bleibt. (Evers/Nowotny 1987: 36). Anders als Beck offenbart für Evers/Nowotny (1987) das Gewicht der Gefahrenrealität eine Zäsur, die auf das Versagen zentraler Orientierungspunkte und Handhabung technischen Fortschritts hinweist. Deshalb wird die Gesellschaft wiederholt gezwungen, diese selbst erzeugten Unsicherheiten aufzufangen. Beck lastet die Autoren eine „ubiquitäre Verwendung des Risikobegriffs“ an, der die Verallgemeinerung eines Katastrophenpotenzials und zugleich seine Trivialisierung betreibe (Evers/Nowotny 1987: 33). Gemeinsam mit Beck gehen sie aber davon aus, dass die Gefahren bzw. die Risiken zu einem gesellschaftsprägenden Faktor werden (vgl. Zemp 2005: 18).

Zudem blendet etwa Beck in seiner Theorie aus, dass das, was in verschiedenen Gesellschaften historisch und kulturell jeweils als "Natur" wahrgenommen, symbolisiert und vom Gesellschaftlichen abgegrenzt wird, variabel ist. Das werden wir in Kapitel 12 genauer betrachten<sup>124</sup>. Auf eine kulturell geformte und nationenspezifisch ausgeprägte Beziehung zur Natur zurückzuführen sind beispielsweise Unterschiede bezüglich der Wahrnehmung von Hochwasserrisiken selbst innerhalb von Europa. So werden vor dem Hintergrund der aktuellen Klimadebatte Überschwemmungskatastrophen in den Niederlanden ganz anders wahrgenommen als beispielsweise in England. Aufgrund historischer Erfolge in der technischen Bewältigung von Naturbedrohungen fühlen sich die Niederländer sicher, während in England das Fehlen von staatlichen Massnahmen von den Menschen als entmutigend empfunden wird (vgl. Escobar/Demeritt/van Buren 2012)<sup>125</sup>.

In der Tat sind die Risikoaspekte eines schadreichen Ereignisses nicht einfach gegeben, sondern im besonderen Masse offen für soziale Definitionen, was Beck (1986: 29) auch nicht übersehen hat. Bereits lange bevor z. B. das Risiko der anthropogen induzierten Klimaveränderung mit grosser Resonanz in der Öffentlichkeit ausgesprochen wurde, sind – wie bereits erwähnt – Naturkatastrophen auf Eingriffe in die natürliche Umwelt, für die der Mensch in der Regel selbst verantwortlich ist, zurückgeführt worden<sup>126,127</sup>.

So gesehen ist das Risiko als realisierte Gefährdung durch Naturkatastrophen ein althergebrachtes Symbol, das ereignisbezogen den Blick auf negative Aspekte bestimmter menschlicher Umwelteingriffe offensichtlich begünstigen kann (Zemp 2005: 15). Kritische Ereignisse können den möglichen Anlass für Risikobeobachtungen bilden, jedoch sind sie nicht deren Voraussetzung (Görke 1999: 17).

Zudem ist zu bedenken, dass sich mit der Ausdifferenzierung der Medien vom politischen System ein für Risiko- und Katastrophenthemen äusserst zugänglicher Medienmarkt entwickelt hat. Potenziell katastrophale Entwicklungen besitzen folglich in den Medien einen hohen Nachrichtenwert (vgl. Eisner/Graf/Moser 2003; Imhof 2004b). Auch kann die Forschung zeigen, dass die öffentliche Risiko-

---

<sup>124</sup> Aus der Perspektive der Theorie des sozialen Wandels von Imhof/Romano (1996) und Gedankengängen zur sozialgeschichtlichen Entwicklung der Mensch-Natur-Beziehung (vgl. Kap. 9 u. 12) lässt sich die phasenweise Präsenz und das Abklingen der öffentlichen Aufmerksamkeit für die nicht-intendierten Folgen (Risiken) in der aktuellen historischen Bedeutung und zur Erklärung des sozialen Wandels grundlegend fassbar machen.

<sup>125</sup> Siehe ausführlich zu den dahinterliegenden Unterschieden der Naturbilder und der Naturbeziehung und wie diese die Gründung und Entwicklung der Niederlande im Unterschied zu England als Nation mitgeprägt haben: Escobar/Demeritt/Jubier/van Buren (2012).

<sup>126</sup> Weiterführend dazu Sonnabend (1999): Der Philosoph Platon wird geme als Kronzeuge für das antike Registrieren anthropogener, von sich langsam als katastrophal herausstellenden Veränderungen der natürlichen Umwelt gesehen. Er hatte im 4. Jahrhundert v. Chr. offenkundig einen grundlegenden Wandel der landschaftlichen Verhältnisse im Vergleich zur Vergangenheit wahrgenommen. Dass aufgrund der Abholzung der Bergwälder und der damit verbundenen Verkarstungs- und Erosionsprozesse das Land die von Zeus gegebenen Wasser nicht mehr speichern konnte und weggeschwemmt wurde, stellte er als Tatbestand dar. Ein Appell für einen schonenden Umgang mit der Natur blieb aus. Präsent blieb dem antiken Menschen aber der Gedanke, dass sich die Natur für die Verfehlungen der Menschen rächen könnte.

<sup>127</sup> Erstmals auf der politischen Bühne ausgesprochen wurde das Risiko der anthropogen induzierten Klimaveränderung in Global 2000 (1981), dem Bericht an den amerikanischen Präsidenten. In der wissenschaftlichen Literatur wird eher von „Gefahr für das Klima“ als von Risiken der Klimaveränderungen für die Menschen gesprochen. Weiterführend zu "Risiko" in der wissenschaftlichen Literatur siehe Jungermann (1991: 318–322).

wahrnehmung und die Erinnerbarkeit von Schadensfällen von der Selektion und Präsentation medialer Informationen abhängen. Wobei Sensationsberichte gesellschaftliche Ängste schüren (vgl. Jungermann/Slovic 1993b: 188; Enderlin/Cavigelli 1996: 25). Ferner hat die empirische Forschung vielfach bestätigt, dass sich eine aktive Beschäftigung mit Umwelt- und Risikoproblemen kaum aus dem "objektiven" Problemdruck wie dem Schweregrad von Mängellagen oder Schadens- und Belastungsdimensionen ergibt (vgl. von Prittwitz 1990; Diggelmann 1996; Eisner/Graf/Moser 2003).

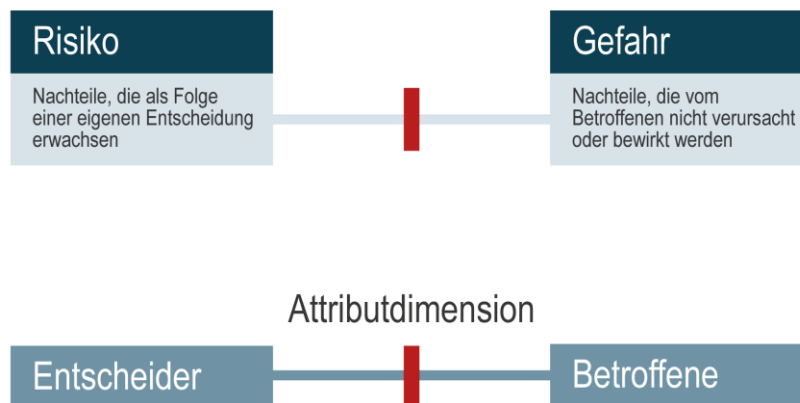
Wenn angesichts neuartiger und mittlerweile allgegenwärtiger Risiken der Eindruck bleibt, gesellschaftliche Entwicklungen und das Leben seien risikoreicher als je zuvor und könnten es weiter werden, so konfrontiert dies mit der weiterhin offenen Frage, wie soziale Risiken entstehen bzw. inwieweit dieser Eindruck angemessen ist. Für die vorliegende Arbeit finden wir bei Luhmann (1991 (2003); 1993) weiterführende Gedanken für einen wissenschaftlich gehaltvollen Begriff von Risiko. Seine Überlegungen sollen kurz nachvollzogen werden, weil wir spätestens hier beobachten können, welche Faktoren bei Naturgefahren, ökologischen Problemen, Technikrisiken und Entscheidungen, sich beispielsweise gegen Hochwasser zu schützen, die Auseinandersetzungen in der öffentlichen Kommunikation mitbestimmen. Überdies wird hier bereits der Blick auf den gesellschaftstheoretischen Kern des Risikobegriffs freigelegt. Daraus ergeben sich für die nachfolgenden Kapitel ideale theoretische Anknüpfungspunkte, um zeitbedingte Katastrophenwirklichkeiten in allgemeinen Theorien moderner Gesellschaften zu verankern.

#### **4.7.3 Risiko und Gefahr**

Mittlerweile sind Anlässe und Umweltereignisse, die in der Öffentlichkeit unter den Begriffen Gefahr oder Risiko behandelt werden, alltäglich geworden. Nach Luhmann (1991), der die ökologische Krise ebenfalls analysiert hat, lässt sich aus der allgegenwärtigen Präsenz unterschiedlicher Risiken nicht eine Zunahme effektiver Gefährdungen ableiten. Er plausibilisiert dies dadurch, indem er sich von einem gängigen Sprachgebrauch abgrenzt, wo die Begriffe Risiko und Gefahr – sowohl im Journalismus wie erstaunlicherweise auch in der wissenschaftlichen Literatur (z. B. Beck 1986) – oft wenig reflektiert synonym verwendet werden. Er definiert den Risikobegriff neu, indem er ihn historisch begründet vom Gefahrenbegriff abgrenzt. Risiko ist in seinem Begriffsverständnis untrennbar mit Entscheidung verbunden. Gerade am Anomalen des Risikos lasse sich konkret ermitteln, „wie die Gesellschaft selbst Abweichungen vom Normalen, Unglücksfälle, Überraschungen etc. erklärt und behandelt“ (Luhmann 1991 (2003): 1).



Abbildung 2: Distinktionsdimension "Risiko versus Gefahr" und die Attributdimension "Entscheider versus Betroffene"



Bei Gefahr bzw. Gefährdung wie bei Risiko existiert Ungewissheit, was mögliche künftige Schäden im Ereignisfall anbelangt. „Als Gefahr kann man jede nicht allzu unwahrscheinliche negative Einwirkung auf den eigenen Lebenskreis bezeichnen, etwa die Gefahr, dass ein Blitz einschlägt und das Haus abbrennt“ (Luhmann 1993: 327). Gefahren werden gemäss Abbildung 2 nicht als Folgen einer eigenen Entscheidung gesehen, sondern extern zugerechnet, verursacht etwa durch „höhere Gewalt“ (z. B. Gott, die Natur, Schicksal, böse Feinde). Naturgefahren ist man insofern ausgesetzt, als man deren Ursachen und Folgen als nicht beeinflussbar wahrnimmt. In diesem Fall kann auch schlecht jemand moralisch zur Verantwortung gezogen werden (vgl. Luhmann 1993: 327).

„Von Risiko sollte man dagegen nur sprechen, wenn die Nachteile einer eigenen Entscheidung zugerechnet werden müssen. Risiko ist mithin, anders als die Gefahr, ein Aspekt von Entscheidungen, eine einzukalkulierende Folge der eigenen Entscheidung“ (Luhmann 1993: 327). Eine Entscheidung zu treffen kann bedeuten, auf eine Handlung zu verzichten. Gemäss dieser Auffassung unterscheiden sich Gefahr und Risiko im Grad der wahrgenommenen Steuerungsfähigkeit. Die Zurechnung auf menschliche Aktivitäten ist ein wesentliches Merkmal von Risiko. Folgt man dieser Begriffsbestimmung, so lässt sich sagen, dass mit der Initiierung eines wissenschaftlichen Weltbildes eine kontinuierliche Transformation von ursprünglich Gefahren der primären Natur in Risiko stattgefunden hat (vgl. Luhmann 1991 (2003): 37; Hribal 1999: 35; Zemp 2005: 21)<sup>128</sup>.

Mit anderen Worten: Eine Zunahme von Risiken ist die unabwendbare Konsequenz der anwachsenden Entscheidungsmöglichkeiten, aber auch der gewachsenen Möglichkeit, Gefahren abzuwehren. Nach Luhmann (1991 (2003): 38) ist Risikogesellschaft „also nicht nur ein Resultat der Wahrnehmung von Folgen technischer Realisationen. Sie ist schon im Ausbau der Forschungsmöglichkeiten und des Wissens selbst angelegt“. Selbst wenn die technischen Fortschritte an und für sich risikofrei wären, ist risikofrei zu leben nicht mehr möglich (Luhmann 1993: 328). Das Gesagte lässt sich an Luhmanns Beispiel des Regenschirmrisikos konkretisieren:

*„Wenn es Regenschirme gibt, kann man nicht mehr risikofrei leben: Die Gefahr, dass man durch Regen nass wird, wird zum Risiko, das man eingeht, wenn man den Regenschirm nicht mitnimmt. Aber wenn man ihn mitnimmt, läuft man das Risiko, ihn irgendwo liegenzulassen“ (Luhmann 1993: 328).*

Bei diesem Beispiel handelt es sich um eine individuelle Kalkulation. Die Tragweite der möglichen Konsequenzen ist auf das Individuum begrenzt (Individualrisiko). Doch kaum jemand würde sich

<sup>128</sup> Dank vieler Errungenschaften in Medizin, Technik und Hygiene haben sich die Anteile an naturgegebenen Gefahren deutlich verringert.

entscheiden, sein Haus am Flussufer zu bauen oder einen Fluss zu begradigen und durch Betonmauern zu zähmen, wenn ex ante beim Handelnden das Vertrauen in einen glücklichen Ausgang bzw. in die Chancenrealisierung seiner gewählten Option obsiegen würde. Gleichzeitig zeigt sich aber, dass Risiken, auf die sich ein Entscheider einlässt oder auch einlassen muss, um Handeln zu können, in anderen Fällen möglicherweise zur Gefahr oder Schädigung für andere werden, d. h. Betroffene schaffen. Diese Distinktion entspricht der polaren Gegenüberstellung von Entscheidern und Betroffenen in Abbildung 2<sup>129</sup>. Letztere sehen sich plötzlich unfreiwillig einer Gefahrenlage ausgesetzt, die sie weder selbst erzeugt haben noch kontrollieren können. Demzufolge bringen Entscheidungen potenzielle Betroffene hervor (vgl. Luhmann 1991 (2003); 1993).<sup>130</sup> Generell kann nach Hribal (1999: 148) Betroffenheit durch eine Beeinträchtigung der physischen oder psychischen Gesundheit, des Lebens, der Lebensqualität, der sozialen Funktion oder materieller Güter entstehen.

In modernen, funktional differenzierten Gesellschaften sind viele Entscheidungen unseres Lebens an andere delegiert. Wir verlassen uns vertrauensvoll auf Entscheidende (z. B. lokale, regionale, nationale Personen oder Organisationen), die tagtäglich unzählige Entscheidungen treffen. Es ist leicht einzusehen, dass sie neben den bezweckten Folgen laufend weitere Entscheidungsfolgen produzieren. In dieser Hinsicht wird als Langzeittrend gesellschaftlicher Entwicklung die Zurechnung von Schäden auf Entscheidungen unvermeidlich (vgl. Luhmann 1991 (2003): 111–134)<sup>131</sup>. Mit Blick auf Naturgefahren kann man leicht nachvollziehen, wie Menschen durch ihre Aktivitäten, den drohenden Gefahren zu begegnen und mit dem Entscheid für Schutzvorkehrungen Risiken schaffen.

Da niemals alle Menschen in alle Entscheidungen involviert sind, so sind bei „entsprechend entwickelter Zurechnungsempfindlichkeit“ alle Entscheidungen riskant (vgl. Luhmann 1991 (2003): 118). Die Wahrnehmung von Risiko genauso wie von Gefahr gründet in der Perspektive Luhmanns nicht auf rein objektiven Sachverhalten. Es handelt sich um kommunikativ interpretierte und kreierte Zuschreibungen in den Augen der Betrachtenden (vgl. Ewald 1991). Insbesondere nach einem Schadensfall dominiert eine ausschliesslich negative Interpretation, wenn das Ereignis auf Entscheidungen zurückgeführt werden kann. Und umgekehrt gilt, dass Massnahmen und Vorsorgen erst dann in Betracht gezogen und akzeptiert werden, wenn die Ursachen der Risiken klar erkennbar sind oder, z. B. bei Hochwasser, in der Öffentlichkeit als brisant eingestuft werden.<sup>132</sup>

Deshalb gilt auch umgekehrt, dass Massnahmen und Vorsorgen in Betracht kommen, wenn die Ursachen von Risiken erkennbar werden, die es zu vermeiden gilt. Mit dieser Unterscheidung zwischen "Entscheidungsträger" und "Betroffene" deutet sich jenes strukturelle Konfliktpotenzial an, das für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und die daraus resultierenden Risikodebatten charakteristisch ist. Risikoverursacher sind der eigentliche Ausgangspunkt der Risikokommunikation. Wie bereits angesprochen ist für viele heutige Bereiche der sozialen, politischen und ökonomischen Lebenswelt charakteristisch, dass Risikoverursacher und Risikobetroffene nicht mehr identisch sind<sup>133</sup>. Luhmann betrachtet die ökologische Bedrohung als wesentlich für das Auseinanderklaffen zwischen diesen beiden sozial abgrenzbaren Kategorien. Erst mit dem Einbezug der Umwelt in aktuelle oder potenzielle Schädigungsketten entstehen weit heterogenere Arten des Betroffenseins. Wie schon angesprochen, ist vielfach der Kreis der Betroffenen nicht mehr auszumachen (vgl. Luhmann 1991 (2003): 119, Giddens 1995: 51–52). Dieser ist beispielsweise abhängig davon, ob die Katastrophen nächstes

<sup>129</sup> Bei distinktionstheoretischen Überlegungen wird ein Zugang zur Behandlung eines Problems hergestellt, indem die Differenzen des im Denken oder der Beobachtungspraxis unterworfenen Problemgegenstandes wahrgenommen werden. Durch diese Unterschiede wird das Bewusstsein der Eigenarten geweckt bzw. zur Charakterisierung analytisch verwendbar (ausführlich siehe Weichhart (202–203)).

<sup>130</sup> Zu den Betroffenen gehören neben den "Exponierten" auch "Interessierte" – solche die sich z. B. aus Empathie "betroffen" fühlen. In anderen Typologien wird hier auch von einer "interessierten Öffentlichkeit" gesprochen.

<sup>131</sup> Durch ständige Prozesse des Entscheidens ist ein vielfältiges Spektrum möglicher Selbstverstärkungseffekte von (riskanten) Entscheidungen kaum zu vermeiden. Dazu ausführlich: Japp (1992).

<sup>132</sup> Im Katastrophenfall sind die Zuständigkeiten oftmals andere als in der Situation, in der die riskante Entscheidung gefällt wurde, z. B. den Fluss zu begradigen oder sich am Flussufer anzusiedeln.

<sup>133</sup> Nachdrücklich hat schon Beck (1986) auf das Auseinanderklaffen von Risikoproduzenten und Risikobetroffenen verwiesen.

Jahr oder erst in 200 Jahren eintreffen, ob der Klimawandel das Polareis zum Schmelzen bringt oder Wetterextreme in unseren Breitengraden zunehmen. Auch versagt vielfach für die Verortung von Problemen die Kausalzurechnung auf einen Entscheider oder eine Entscheiderin, weil vielfältige weitere Ursachen und weitere Wirkungen zusammenspielen, sodass ein Schaden eintritt. Hierzu hat sich in der jüngeren Theoriediskussion die Bezeichnung "systemische Risiken" etabliert.

#### 4.7.4 Systemische Risiken und Sicherheit

Luhmann (1991) hat in seinen systemtheoretischen Überlegungen zur Problematik der strukturellen Koppelung von spezifischen sozialen Teilsystemen und Teilbereichen komplexer Technologien ein Problem aufgegriffen, das seit 2003 unter dem Begriff der "systemischen Risiken" beleuchtet wird. Allgemein geht es um Risiken, die sich erst aus der dynamischen Komplexität von sozialökologischen und technischen Systemen ergeben und aufgrund extrem unstabiler Reaktionen und Wechselbeziehungen zur Gefährdung von Systemen führen können (Renn/Keil 2008).

Ein Beispiel für solche Risiken ist der Ausbruch des Vulkans Eyjafjallajökull auf Island im März 2010. Infolge des Aschenausstoßes kam es zu Sperrungen des Luftraumes. Weil der Flugverkehr über Nord- und Mitteleuropa über mehrere Tage eingestellt werden musste, sorgte dies für chaotische Zustände im Flugverkehr. Neben vielen Tausenden von gestrandeten Passagieren mussten Firmen aufgrund ausbleibender Materiallieferungen ihre Produktion einstellen. Entsprechend erheblich sind die volkswirtschaftlichen Schäden ausgefallen, die der Vulkanausbruch in Wechselwirkung mit anderen Systemen ausgelöst hat. Es ist leicht einsehbar, dass im Zuge einer Modernität, in der viele Aspekte des Lebens in abstrakte Systeme eingebunden und globalisiert worden sind, neue Risikoumwelten hervorgehen<sup>134</sup>. Solche systemischen Risiken lassen bekanntlich auch Finanzmärkte aufgrund einer Information zusammenbrechen oder bewirken Crowd Disasters (Massenunfälle), was im Falle der Loveparade in Duisburg zum Tod von 21 Menschen geführt hat<sup>135</sup>.

Insofern ist die an Prominenz gewinnende Risikothematik mit wichtigen Bedingungen der Suche nach Sicherheit(en) konfrontiert, wenn Zukunft von eigenen Entscheidungen abhängig gemacht wird und aktuelle oder potentielle katastrophale Schadensfälle aus natürlichen oder zivilisatorischen Risiken vermieden werden sollen. Insbesondere rufen die Menschen nach Risikopolitik, wenn mit Folgen behaftete Risiken wie z. B. Hochwasser von der Öffentlichkeit als brisant eingestuft werden.

Durch die unbekannte Menge an Nichtwissen über die Eintrittsbedingungen eines Risikos bleibt für Luhmann (1991, 2003) selbst die utopische Strategie, durch präventive Risikovermeidung mehr Sicherheit zu erlangen, trügerisch. In Konkretisierung dieses Gedankens macht Luhmann klar, dass Sicherheit als zwar plausibler Gegenbegriff zu Risiko im Alltag, in der Literatur zur Risikoforschung ebenso wie in der Rhetorik der Politik oder der Sicherheitsexperten eine Rolle spiele, grundsätzlich aber verworfen werden müsse. Vor allem soziologisch gesehen kann es Sicherheit hinsichtlich des Nichteintretens künftiger Nachteile nicht geben.

Für Luhmann ergeben sich Risikoprobleme aus dem Spannungsverhältnis zwischen Zeitdimension und Sozialdimension: „Denn im Falle von Risiken handelt es sich ja gerade nicht um eine Zukunft, bei der man gegenwärtig schon festlegen kann, wie andere sich in künftigen Situationen verhalten werden“ (Luhmann 1991 (2003): 67). Auch wenn man sich gegen riskante Entscheidungen ausspricht und vermeintlich sichereren Alternativen den Vorzug gibt, so bleiben gleichwohl auch die Alternativen riskant, denn mit ihnen werden Chancen, die der riskanten Entscheidung womöglich innewohn-

<sup>134</sup> Zu diesem Tatbestand einer Reihe von neuen Risiken und was das Risikoprofil in der heutigen Welt charakterisiert, siehe auch die ausführliche Betrachtungsweise von Giddens (1995: 156–164).

<sup>135</sup> Auch hier war eine Kombination von verschiedenen Elementen ausschlaggebend, dass es zur Massenpanik kam: Eine Engstelle, hohe Besucherzahlen, mehr zu- als abströmende Menschenmassen, ein auslösendes Ereignis in der Menschenmenge, Ungeduld der Menschen und Kettenreaktionen etc. (ausführlich zur Massenpanik in Duisburg: Graber (2010: 50)).

ten, verpasst (Luhmann 1991 (2003): 34). In den Worten von Weichselgartner (2001: 74) formuliert, vereinigen Risikoprobleme „gewissermassen zeitliche und soziale Kontingenz“. Für ihn ist ebenso klar, dass Sicherheit nie zu gewinnen ist: „Und zwar [...] auch durch Wissenschaft nicht. Denn ... [es gibt] ... noch keine wissenschaftlichen Verfahren, die die zeitliche Differenz von Entscheidungsgegenwart und Folgegegenwart aufheben können. Vielmehr können Wahrscheinlichkeitsberechnungen, Szenariotechniken, Grenzwert- und Prognoseverfahren von anderen extern beobachtet und angezweifelt werden.“ Für den Autor hat demzufolge „die Wissenschaft ihren Alleinvertretungsanspruch für die Be- und Verarbeitung von Risiken längst aufgeben müssen.“

Wenn Sicherheit nicht zu erreichen ist, ist nach Luhmann (1991 (2003): 29) Sicherheit „eine soziale Fiktion“ und somit „ein Leerbegriff“, der nur als Reflexionsbegriff dient. Auch wenn dies zugestanden werden kann, werden gleichwohl mit dem Streben nach Sicherheit durchschlagskräftige soziale Forderungen für die politische Regulierung existierender Risiken natürlicher als auch zivilisatorischer Art gestellt. Dies wird beispielsweise sichtbar im Hochwasserschutz, in der Reduzierung von CO<sub>2</sub>-Emissionen oder im Verzicht auf genmanipulierte Nahrungsmittel. Was allerdings unter Modernitätsbedingungen grundlegend für soziales Handeln ist, sind Erwartungssicherheiten: Unterstellte Gewissheiten, sozial konstruiert und verhandelbar (Luhmann 1984a). Wie Gesellschaft diese Erwartungssicherheit gewinnt, wird an anderer Stelle vertieft (vgl. Kap. 9.2).

## Fazit

Was in den bisherigen Ausführungen zu Begriffen wie Katastrophe und Definitionen ihrer Varianten, Risiko oder Gefahr unter Einbezug verschiedener Forschungsansätze umschrieben wurde, ist für den diachronen Vergleich gesellschaftlicher Reaktionen auf Naturereignisse durchaus relevant. Es versteht sich von selbst, dass es sich hierbei um unterschiedliche gedankliche Abstraktionen der Realität handelt, die historische wie hochaktuelle Bedeutungen festhalten und Begriffe in bestehenden Erfahrungshorizonten vertiefen. Diese Sichtweisen auf Ereignisse aus der Umwelt schaffen für die vorliegende Arbeit ein Hintergrundwissen sowohl zur langfristigen geschichtlichen Entwicklung im Umgang mit Risiko als auch zu Bestandteilen der gesellschaftlichen Kommunikation über Katastrophen, welche die unterschiedlichen Risikozugänge innerhalb der wissenschaftlichen Beobachtungen und Klärungsversuche mit sich bringen.

Versucht man, das Spektrum vielfältiger wissenschaftlicher Versuche zur Erklärung von Naturkatastrophen zusammenzufassen, wird deutlich, dass menschengemachte Faktoren in unterschiedlichem Masse im Vordergrund stehen. Als radikalste Varianten sind zweifellos jene Vorstellungen zu erwähnen, in denen eine begriffliche Unterscheidung von Naturkatastrophen und Technik- oder Umweltkatastrophen nicht mehr in Betracht kommt. Im Rahmen der diskutierten gemässigten Katastrophenverortungen sind die Ursprünge für Hochwasser, Sturm oder eine Erdbebenkatastrophe in naturgegebenen Prozessen beheimatet, wobei naturräumliche Dispositionen mit gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen interagieren. Vor allem kommen hier die menschlichen Faktoren in diversen Zwischenstufen (z. B. Eingriffe in die Natur, Katastrophenvorsorge, Rettung, Wiederaufbau etc.) für das unterschiedliche Ausmass von Katastrophen in Betracht. Ausserdem fällt mit Blick auf die Schweiz auf, dass das Betroffensein von Naturrisiken anders ausfällt als in anderen Ländern. Viele Daten wurden in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zu Naturkatastrophen in der Schweiz zusammengetragen. Zwar lassen sich Katastrophen entlang von quantifizierenden Kriterien wie Tote und Schadensausmass auf der Gefahrenachse verorten. Damit besteht die Möglichkeit, zukünftige Entwicklungen relativ umfassend zu kalkulieren. Aber diese objektiven Daten sind keine absoluten Werte zur Festlegung von Katastrophen, um die Ereignisse, deren soziale Wirklichkeit und gesellschaftliche Beurteilung der Gefahrenlage oder den Grad der Berücksichtigung in der Nachrichtenauswahl der Medien im Lande bemessen zu können.

Die gesellschaftliche Bedeutung der Risiken der Natur und deren Wahrnehmung erfolgt nicht nach "objektiven", zweckrationalen Handlungsgrundlagen wie Wahrscheinlichkeiten oder im Kontext komplexer Risikobeobachtungssysteme von alten Gefahren und neuen Risiken. Selbst wenn diese in der Wissenschaft anerkannt sind oder zumindest die wissenschaftliche Debatte mitformen, hängt die gesellschaftliche Wahrnehmung von weiteren gesellschaftlichen Akteuren ab, die sich an der Katastrophen- und Risikokommunikation beteiligen. Trotzdem darf der Einfluss der wissenschaftlichen Wissensbasis auf die Gesellschaft nicht ausser Acht gelassen werden, insbesondere etwa, wenn Neubeurteilungen von Risiken vor allem über die Medienbeobachtung erschlossen werden. Als Dreh- und Angelpunkt gewinnt in der modernen Risikokommunikation die Wissensabhängigkeit an zentraler und hypothesenbildender Bedeutung (vgl. Beck 1986: 272).

In dem Sinne „gibt es keine vor- oder ungesellschaftlichen Kriterien“, in welchen Kontexten auftretende Bedrohungslagen gesellschaftlich Bedeutung erlangen (Zemp 2005: 19). Je stärker die moderne Gesellschaft technisch wie gesellschaftlich hoch organisiert und global vernetzt ist, umso weniger kann sie von sich behaupten, vermeintlich schuldfreies Opfer der Natur geworden zu sein. Was sich hinter dem Rücken moderner Gesellschaften an risikobehafteten Folgen des Tuns und Lassens sammelt, kann schon morgen oder viele Jahre später in den Sog gesellschaftlicher Verantwortungsfragen geraten. In der gesellschaftlichen Praxis scheint es dennoch unmöglich zu sein, sich über alle unerwünschten Dimensionen, die aus den menschlichen Aktivitäten erwachsen können, den Kopf zu zerbrechen oder gegen sie anzukämpfen.

Beim Anspruch dieser Arbeit, die Wahrnehmung von Unwetterkatastrophen über die Analyse der Kommunikation in unterschiedlichen Zeitkontexten zu verstehen, lässt sich vom gemeinsamen Nenner der Naturgefahr auszugehen. Auf der empirischen Ebene ist der Blick wiederum offen zu halten für die von Luhmann (1991) vorgenommene Unterscheidung zwischen der Gefahr- und der Risikoperspektive, die für die Klärung der Ereignisursachen von Bedeutung sein kann. Die Beurteilung der Katastrophenursachen verschiedener Akteure gibt preis, wann und in welcher Form Wetterextreme zum Anlass werden, moralisierend Schuldige für die Vorgänge zu suchen und wann andere Sinngewissheiten, die das Bild der "naturgegebenen" Katastrophe stützen, beigezogen werden.

Allerdings sagen die bisherigen Darlegungen wenig über die konstitutiven Merkmale von modernen Gesellschaften aus. Insbesondere mit Blick auf den Begriff Risiko, der erst in der Moderne entstanden ist sowie bezüglich der Bedeutung von nichtbeabsichtigten Handlungsfolgen im sozialen Wandel werden wir uns unter einem säkularisierungstheoretischen Ansatz später befassen (vgl. Kap. 9).

## 5 Theorien der Nachrichtenauswahl als Theorien der Realität

An dieser Stelle sind die Nachrichtenlogik der Medien und die professionellen Selektionskriterien im Journalismus in der Theoriebildung zu reflektieren. Wie schon angesprochen wurde, konstruieren Medien Wirklichkeitsformen, die nach ihren eigenen Regeln zustande kommen. Unumstritten setzt Berichterstattung stets Auswahlentscheidungen voraus, denn auch zu Katastrophen können Medien-Realitäten nur einen selektiven Ausschnitt der sozialen Realitäten darstellen und vermitteln. Darüber hinaus erscheint gerade diese Selektivität, wie in vielfältigen Ausführungen zur Risiko- und Katastrophenberichterstattung bisher gezeigt wurde, der Dauerkritik unterworfen, d. h. die Mängel der berichteten Wirklichkeit sind vor allem als Fehlverhalten der Medien unter Beschuss. Das Hauptaugenmerk gilt hier nun den systematischen Rahmenbedingungen der journalistischen Arbeit der Nachrichtenauswahl und vor allem der Frage, nach welchen Kriterien im Journalismus Ereignisse und Themen "real" selektiert werden (Kap. 5.1). Hierfür liefern Prämissen der Nachrichtenwert-Theorieforschung und wesentliche Weiterentwicklungen der theoretischen Ansätze einige Erklärungskraft für das Zustandekommen medialer Wirklichkeit (Kap. 5.2–5.4). Darüber hinaus stellen sich mit Blick auf das Thema Katastrophen und Risiken Fragen nach dem Nachrichtenwert von Sensationen in den Medien sowie der Haltbarkeit von Vorwürfen zur Sensationsmache der Medien (Kap. 5.4.3–5.4.5). Erörtert werden einerseits theoretische und empirische Zugänge zum Phänomen Sensationalismus allgemein und in den Nachrichten. Andererseits werden anhand historischer und aktueller Forschungsbefunde der Stellenwert, Merkmalsausprägungen wie auch Fragen hinsichtlich der Intensität von Sensationalismus in der journalistischen Wirklichkeitskonstruktion reflektiert. In einer abschließenden Zusammenschau werden die Erklärungskraft als auch die Grenzen der Nachrichtenwert-Theorie diskutiert, um die Dynamik zu erklären, wie Aufmerksamkeit für gewisse Ereignisse und Themen zustande kommt bzw. mediale Realität konstruiert wird (Kap. 5.4.6).

### 5.1 Selektion als Leistungsprinzip der Medienwirklichkeit

Eine besondere Leistung der Massenmedien, die gemeinhin als „Fenster zur Welt“ apostrophiert werden, liegt darin, dass sie als medialisierte Wirklichkeit Zugänge zur sozialen Realität erschliessen. In unserem Zusammenhang fungieren sie für die MediennutzerInnen als „Fenster zur Katastrophen- und Risikowelt“. Massenmedien stellen auf ihre Weise einen Zugang zur sozialen Realität solcher Ereignis- und Bedrohungswahrnehmungen her, die der Grossteil der Bevölkerung nur ausnahmsweise mit eigenen Augen beobachten kann. Sei es, weil das Geschehnis geografisch, gesellschaftlich, historisch oder auch in Bezug auf Grenzen der Sinneswahrnehmung nicht im persönlichen Erfahrungshorizont liegt. Andererseits haben wir gesehen, dass jede Wahrnehmung und Beobachtung notwendigerweise Selektion bedeutet, denn nur durch Selektion lässt sich eine überschaubare Wirklichkeit konstruieren. „Aktuelle Vermittlung und Selektion von Informationen zur öffentlichen Kommunikation“ beschreibt Blöbaum (1994: 261) als die Kernfunktion des modernen Journalismus innerhalb der Gesellschaft.

Seit sich Theoretiker und Forschende mit der Herstellung von Massenkommunikation befasst haben, ist immer auch die Frage präsent, wie Medienschaffende zu ihren Inhalten kommen, und in welchem Verhältnis die Produkte journalistischer Arbeit zu ihrem Gegenstand stehen. Was sich dabei von den Anfängen der Forschung über massenmediale Kommunikation bis heute durchzieht, ist das Problem der Bewältigung von Komplexität der Wirklichkeit, welche die Handlungspraxis der Medienschaffenden seit jeher begleitet (vgl. Lippmann 1964; Schütz/Peters 2002; Luhmann 1996). Zudem sind mediale Übertragungs- und Speicherkapazitäten stets begrenzt. Es muss fortwährend aus einem vorfindbaren Bestand an Ereignissen bzw. Nachrichten ausgewählt werden, der weit grösser ist als die

vorhandene, begrenzte Kapazität des jeweiligen Mediums oder eines Mediensystems insgesamt (vgl. Wilke 1984: 34; Schulz 2008: 79).

So bedeutet mediale Katastrophenkommunikation notwendigerweise Selektion von Mitteilungen, wobei die angewendeten Selektionsregeln von medienimmanenten Relevanzkriterien geleitet sind. Folglich leiten stets auch Zwänge der Medienproduktion, Traditionen und Normen journalistischer Profession sowie subjektive Vorlieben und Abneigungen der „Gatekeeper“ (Türhüter, Pfortner, Informationsselektierer)<sup>136</sup> die Prozesse der Selektion. Begründungen wie „inaktuell“, „zuwenig persönliche Ressourcen“, „kein Platz/keine Sendezeit“, „nicht zu verkaufen“, etc. entscheiden darüber, was veröffentlicht wird oder nicht. Der US-amerikanische Publizist Lippmann hat in seinem 1922 erschienen Buch „Public opinion“ bereits dem Umstand Rechnung getragen, dass Medien Wirklichkeit handhabbar machen und nicht abbilden: „Jede Zeitung ist im Augenblick, wo sie den Leser erreicht, das Endergebnis einer ganzen Reihe von Auswahlvorgängen, die bestimmen, welche Artikel an welcher Stelle mit wie viel Raum und unter welchem Akzent erscheinen sollen. Dafür gibt es keine Regeln. Es gibt aber Konventionen“ (Lippmann 1964: 241)<sup>137</sup>.

Bereits damals argumentierte Lippmann durchaus mit modernem konstruktivistischem Gedankengut. Aufgrund vielschichtiger Selektionszwänge steht eine Katastrophe, wie wir sie in der medialen Konstituierung in den Blick bekommen, daher immer in Differenz zum aussermedialen Verlauf, zu aussermedialen Diskursen. Wie die Systemtheorie Luhmanns (2004) darlegt, ist es gerade die originäre Aufgabe der Massenmedien, die gesamte Gesellschaft und ihre Teilsysteme zu beobachten, sie nach eigenen Regeln und komplexitätsreduzierend zu beschreiben. Nach Luhmann reduziert das Mediensystem nun Komplexität der Umwelt durch den Code Information/Nichtinformation. Da alles, was zur Information wird, sofort veraltet, sind Medien fortwährend gezwungen, den Bedarf an neuen Informationen zu decken. Sie halten von daher auch die Gesellschaft wach und in ständiger Bereitschaft, auf Unvorhergesehenes einzugehen. Information ist folglich eng mit Aktualität verbunden, da ihr Überraschungswert zeitpunktgebunden ist, so dass sie durch Publikation ihren Informationswert verliert, bzw. nur aktuell ist, sofern sie etwas Neues, also Abweichendes vermitteln kann (vgl. Luhmann 2004: 174–175). Insofern akzentuiert die Aussage, „Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern“ dieses Aktualitätsgebot der Nachrichten und Ereignisse in den Medien.

Aus den Komponenten Informationswert und Relevanz für die Gesellschaft bzw. die RezipientInnen gewinnt ein Thema oder Ereignis erst durch die Bearbeitung im Journalismus seine „Aktualität“ durch Veröffentlichung. Wie es Blöbaum (1994: 265) ausdrückt: „Journalismus baut Aktualität auf und sorgt für den Zerfall“.

Schliesslich ist auch historisch gesehen massenmediale Kommunikation eng mit „Aktualität“ verknüpft, im Sinne von zeitnah „auf die Gegenwart bezogen, die gegenwärtige Existenz betreffend, sie beeinflussend, neu und gegenwärtig wichtig“ (Noelle-Neumann/Schulz/Wilke 1989: 287). Dies äussert sich darin, dass zwischen Ereignis und Veröffentlichung die Zeitspanne stets möglichst klein zu halten versucht wird.<sup>138</sup> Dass in immer kürzerer Zeit immer mehr Nachrichtenplätze gefüllt werden müssen, aber von immer weniger JournalistInnen, scheint für die aktuelle Medienentwicklung charakteristisch zu sein (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006).

<sup>136</sup> Der Terminus „Gatekeeper“ bezeichnet in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft metaphorisch einen (meist personellen) Einflussfaktor, der an bestimmten Schleusen durch Auswahl die kommunikationswürdigen Ereignisse und Themen bestimmt, die als Nachricht in den Medien erscheinen. Insofern ist Gatekeeping ein Filterprozess und gleichbedeutend mit der Begrenzung der Informationsmenge. Innerhalb der Kommunikationswissenschaft hat David M. White (1950) das vom Sozialpsychologen Kurt Levin (1947) entwickelte Konzept auf den Journalismus übertragen. Levin benutzte „das Bild von Schleusenwärttern und Pfortnern“, um das Einkaufsverhalten von Hausfrauen am Beispiel der Auswahl von Lebensmitteln zu beschreiben.

<sup>137</sup> Die Schrift „Public Opinion“ (öffentliche Meinung) stammt aus dem Jahre 1922. 1949 ist sein Buch erstmals in einer deutschen Übersetzung erschienen.

<sup>138</sup> Mit der digitalen Informations- und Kommunikationstechnologie haben sich neue Grade von Aktualität etabliert, sodass aus der Perspektive des Journalismus Aktuelles wohl schneller in Nichtaktuelles umschlagen kann als je zuvor.

Die Erfordernis der Aktualität bringt eine erhebliche Konzentration auf das Einzelereignis mit sich, sei es ein Katastrophenfall, Unfall, Störfall, Vorfall (Luhmann 2004: 68). Katastrophen mit einem klaren Ergebnis sind von daher mediengerechter als lang andauernde, schleichende Katastrophen. In diesem Sinne hat eine plötzlich hereinbrechende Naturkatastrophe die grössere Chance, zur Nachricht zu werden als beispielsweise die Bodenversiegelung oder das Artensterben mit noch nicht abgeschlossenen Prozessen des sich Ereignenden. Weil Medien offensichtlich nach einer spezifischen Medienlogik Medieninhalte hervorbringen, ist die Konstruktion von medialer Katastrophenwirklichkeit nicht unproblematisch. Vor allem deshalb, weil die spezifischen Selektionsregeln und Darstellungslogiken nur partiell von Gesichtspunkten der sozialen, politischen oder wissenschaftlichen Relevanz geleitet sind (vgl. Schulz 2008: 79; 82). Eine veröffentlichte Nachricht (wie Meldung, Bericht Reportage) der Medien, die auf das aktuelle Geschehen Bezug nimmt, ist vor diesem Hintergrund letztlich „als die nach bestimmten Regeln gestaltete aktuelle Information über Ereignisse, Sachverhalte und Argumente“ (Reumann 2002: 129 zit. n. Schulz 2008: 87) aufzufassen. Folglich sind die Bedingungen der Nachrichtenproduktion von Interesse. Vor dem Hintergrund der bereits umfangreich diskutierten Forschungsbefunde wird diese Beziehung zwischen tatsächlichen Katastrophen- oder Risikogeschehen und deren Bild in den Medien vielfach als Verzerrung und Behinderung objektiver Berichterstattung der Medien, d. h. als Problem von Bias dargestellt.

In der wissenschaftlichen Literatur wird von zwei unterschiedlichen Einflusskomplexen für Verzerrungen ausgegangen, die erklären, warum das Bild der Welt in den Medien sich von dem unterscheidet, was wirklich passierte. Dazu gehören einerseits endogene, im Prozess der Nachrichtenproduktion inhärente Faktoren, die vor allem im Prozess der Nachrichtenauswahl- und Verarbeitung von Bedeutung sind. Das heisst: Werte, Weltanschauungen, Konventionen, Rollen, Entwicklung von Programmen etc. beeinflussen den Entscheidungsprozess, was zur Nachricht wird. Demgegenüber stehen die exogenen Faktoren, die aus sozialen, politischen oder ökonomischen Einflüssen resultieren. Dazu gehören z. B. Einflüsse, die vom Verleger einer Zeitung ausgehen, vom politischen System oder ökonomischen Zwängen. Für eine historische Untersuchung ist daher der Bezug zu entsprechenden Veränderungen im soziokulturellen Kontext der Medien wichtig, mit denen sie sensitiv verflochten ist. Was folglich für die Katastrophenberichterstattung zu Beginn des 20. Jahrhunderts Nachrichtenwert hatte und das mediale Katastrophenbild prägte, muss heute nicht mehr ohne Weiteres diesen Stellenwert einnehmen.

Das folgende Kapitel widmet sich den intrinsischen Faktoren. Erst in einer anschliessenden Abhandlung werden die externen Faktoren betrachtet. In einem ersten Theorieschritt geht es um eine genauere Bestimmung der Operationen, in denen das System Journalismus aus der Fülle der täglich stattfindenden Ereignisse jene selektiert, die für die Gesellschaft besonders relevant sind, bzw. Journalistinnen und Journalisten für berichtenswert betrachten. Auf diese Frage konzentrieren sich Nachrichtenwert-Theorien, welche die Auswahl über die sogenannten „Nachrichtenfaktoren“ eines Ereignisses untersuchen. Damit sind Kriterien gemeint, mit denen Medien Berichtenswertes von Vernachlässigbarem im Weltgeschehen trennen. Dazu gibt es eine sehr umfangreiche Forschungsliteratur. An dieser Stelle soll anhand unterschiedlicher theoretischer Ausgangsbeobachtungen ein Stück weit ein Einblick in die kommunikationswissenschaftliche Geschichte der Realitätskonstruktionen ermöglicht werden. Zudem findet Selektion immer in Medienorganisationen statt. Daher ist anschliessend auf die Gesetzmässigkeiten der Routineprogrammierung medialer Produktion einzugehen (Kap. 6.5). Inwieweit Katastrophen die Routine der Medien verändern, ist auf dieser Grundlage zu reflektieren (Kap. 7 u. 8).



## 5.2 Historische Erklärungen zur Nachrichtenauswahl

Die Anfänge des nachrichtentheoretischen Paradigmas einer Reduktion von Komplexität durch Selektion reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Tobias Peucer, der im Jahr 1695 eine (noch theologische) Dissertation über Zeitungen verfasste, hat im damaligen Kontext bereits den Zwang zur Selektion der Nachrichten erkannt. Als einer der ersten hat er den publikationswürdigen Nachrichtenstoff beschrieben. Demgemäss wurde Katastrophen bereits in der Frühzeit des Zeitungswesens ein hoher Aufmerksamkeitswert beigemessen. Zur Vorstellung eines Auswahlaktes für die Bestimmung massmedialer Kommunikationsinhalte heisst es dazu (Zit. nach Wilke 2008b: 76):

*„Dieser besteht (wie bei wirklichen Geschichten) aus besonderen Ereignissen, die durch die Natur, sei es von Gott oder von den Engeln oder von den Menschen im Staate und in der Kirche gemacht oder ausgeführt worden sind. Da diese jedoch fast unendlich sind, muss eine gewisse Auswahl getroffen werden, so dass Erinnerungs- und Wissenswertes vorgezogen wird. Zu dieser Klasse gehören erstens Wunderzeichen, Ungeheuerlichkeiten, wunderbare und ungewöhnliche Werke und Erzeugnisse von Natur und Kunst, Überschwemmungen oder furchtbare Gewitter, Erdbeben ("terrae motus"), Himmelserscheinungen [...].“*

Der Autor listet neben katastrophischem Geschehen auch neue Erfindungen, Kriegs- und Friedensunternehmen, Regierungswechsel bis hin zu Berichten über das Ableben grosser Persönlichkeiten auf, die sich im Nachrichtenfluss durchsetzten. Diese frühe Beschreibung der Struktur der relevanten Nachrichten ist offensichtlich von einem bestimmten Zeitbewusstsein geprägt. In Bezug allerdings auf neuere, kommunikationswissenschaftliche Bestimmungsversuche von Nachrichtenwerten, an denen sich die Journalisten bei der Auswahl und Darstellung von Ereignissen orientieren, unterscheidet sich die Liste von Peucer (1695) vor allem durch die Konkretheit der aufgeführten Kategorien und weniger durch prinzipiell inhaltliche Verschiedenheit nachrichtenrelevanter Merkmale. So zählen in der aktuellen Nachrichtenforschung zu den medienspezifischen Kriterien, die ein Ereignis oder Thema besonders publikationswürdig erscheinen lassen u. a. die Überraschung, der Schaden bzw. der Erfolg, der Sensationalismus, die Eliteperson (ausführlich dazu: Ruhrmann/Göbbel 2007). Auf den konkreten Fall von Katastrophen bezogen haben sie unter den jeweiligen Zeitergebnissen offensichtlich seit jeher zum bedeutenden Nachrichtenstoff der Massenkommunikation gehört.

Die späteren Überlegungen des US-amerikanischen Publizisten Lippmann geben erste Hinweise darauf, wodurch die Wahrnehmung bei Medienschaffenden geprägt wird. Er erklärt die Auswahl von Nachrichten kognitionspsychologisch. Gemäss Lippmann (1964) muss jeder Wahrnehmungsprozess einerseits als eine starke Selektion, andererseits immer schon als Interpretation der Welt verstanden werden. In seiner Betrachtung unterliegen JournalistInnen bei der Umweltwahrnehmung demselben Dilemma wie alle anderen Menschen auch, weshalb ihre Auswahlentscheidungen auch nicht auf objektiven Regeln beruhen:

*„News and truth are not the same thing, and must be clearly distinguished“ (Lippmann 1964: 359).*

Vorstellungsbilder in unseren Köpfen beeinflussen unsere Sichtweise auf die Welt. Stereotypen, Vereinfachungen und Modelle erlauben uns, bei der Informationserarbeitung Komplexität zu reduzieren und mit dem knappen Gut Aufmerksamkeit ökonomisch umzugehen (vgl. Lippmann 1964: 72). Die Medien können daher nur eine Reihe spezifischer und stereotypisierter Realitätsausschnitte vermitteln von dem, was „wirklich“ geschah. Lippmann geht in Analogie zur heutigen Sicht der neueren Wissenssoziologie und wahrnehmungspsychologischen Erkenntnissen bereits von einer konstruktivistischen Auffassung des Entstehens und der Beschaffenheit „realer“ Wirklichkeit aus. Die Details dazu wurden bereits vorgestellt (vgl. Kap. 1). So weist Lippmann bereits 1922 auf die Relevanz von Stereo-

typisierungen und Routineprozesse hin, aufgrund derer die Rekonstruktion von Medienwirklichkeit erfolgt. Besonders deutlich wird dies bei der Arbeit eines Journalisten, der unter ständigem Zeitdruck mit einer Fülle von neuen Informationen konfrontiert ist: „Ohne Standardisierung, ohne Stereotypen, ohne Routineurteile, ohne eine ziemlich rücksichtslose Vernachlässigung der Feinheiten stürbe der Redaktor bald an Aufregungen“ (Lippmann 1964: 240). Ob ein Geschehnis zur Nachricht wird, hängt in dieser Vorstellung von journalistischen Vorstellungen ab, was einen Nachrichtenwert besitzt<sup>139</sup>. Mittlerweile ist dieser Befund zu einer vorherrschenden Auffassung in der Nachrichtenforschung geworden: Auch JournalistInnen können die Realität nicht objektiv wiedergeben. Auch für Relevanz und Ausgewogenheit der unterschiedlichen Dimensionen eines (bedrohlichen) Ereignisses (z. B. zeitlich, sozial und sachlich) gibt es keine wertfreien Massstäbe (vgl. Hagen 1992: 445; Ruhrmann 1994: 238). Wie bereits dargestellt, unterliegt jede menschliche Wahrnehmung der Selektion von Umweltreizen aus dem kontinuierlichen Strom des Geschehens.

In Bezug auf konkrete Versuche, die Merkmale eines Ereignisses zu bestimmen, an denen sich Medienschaffende bei der jeweiligen Auswahl von Nachrichtenereignissen orientieren, hat Lippmann 1922 erstmals den Begriff des „news value“, des Nachrichtenwertes eingeführt. Demzufolge entscheiden Journalisten bzw. Medienredaktionen anhand bestimmter Ereignismerkmale über die Publikationswürdigkeit, also den Nachrichtenwert eines Ereignisses (Lippmann 1964: 230). Die Auswahl der Gegenstände des Tagesjournalismus erfolgt demnach nicht willkürlich. Ein Set von professionellen Selektionsroutinen steuert die Auswahl, ob ein Ereignis zur Nachricht wird (vgl. Lippmann 1964: 345; 354). Lippmann verweist auf Alltagsroutine im Journalismus als Lösungsform des Komplexitätsproblems im Sinne des Selektionszwanges. Die zugrunde liegende Vorstellung ist demnach: Nachrichtenwerte bzw. „Nachrichtenfaktoren sind das Navigations-System in jeder Redaktion, sie sind der Code für Relevanz und Ignoranz“ (Ruhrmann/Göbbel 2007: 1).

Was Nachrichtenwert hat und die Publikationswürdigkeit erhöht, identifiziert Lippmann (1964) u. a. als „Sensationalismus“, „Nähe“, „Relevanz“, „Eindeutigkeit“ und „Faktizität“. Bereits in diesem ersten genannten Faktor „Sensationalismus“ ist der Hang der Medien für dramatische, emotional erregende Sachverhalte (Unglücksfälle, Verbrechen, Kuriositäten, Konflikte, Krisen etc.) berücksichtigt. Zwar schreiben sich die damaligen Überlegungen von Lippmann in den nachfolgenden Nachrichten-Theorien ein. Doch wie die weiteren Ausführungen zu erkennen geben, orientieren sich diese Ansätze zunächst nicht an Lippmanns konstruktivistisch geprägtem Blick auf die alltägliche Wahrnehmung und der Bedeutung, die er dabei den Stereotypen beimisst. Erst neuere Modelle in der Nachrichtenwert-Theorie knüpfen an diese basalen Überlegungen an.

### 5.3 Nachrichtenwerte und Nachrichtenfaktoren

Davon relativ unabhängig entwickelte sich jedoch eine europäische Forschungstradition, die von Einar Östgaard (1965) begründet wurde. Der Norweger Östgaard postulierte, dass es zur allgemeinen Aufgabe des Journalismus gehöre, Nachrichten so darzustellen, dass sie für Leser, Zuhörer oder Zuschauer verständlich seien. Für ihn steht ausser Frage, dass Medien immer versuchen sollten, die genaue bzw. ganze Wahrheit darzustellen. Doch aufgrund von Mechanismen der Vereinfachung der Nachrichten wird das Bild der Realität in den Medien potenziell verzerrt: „simplification of the news will impair the flow of news, so as to make the picture presented to the public more simple, less complex, than 'what really happened'“ (Östgaard 1965: 45–46).

<sup>139</sup> „Die Inhalte der einzelnen Nachrichtenangebote weichen nur graduell voneinander ab, es scheint weitgehende Einigkeit darüber zu bestehen, was berichtenswert ist, weil es für grosse Teile des potenziellen Publikums bedeutsam ist, und was lediglich bei sehr wenigen Rezipienten Aufmerksamkeit erregen würde. Die sozialwissenschaftliche Perspektive nimmt zunächst die Häufungen oder Verdichtungen von Phänomenen in den Blick und vernachlässigt in einem ersten Zugriff die individuellen Unterschiede, um so Muster der Gesellschaft zu entdecken. Relevanzzuweisungen interessieren in dem Masse, in dem sie ein Muster etablieren. Ein solches Muster entsteht durch die kollektive Relevanzzuweisung bei der Nachrichtenauswahl durch Journalisten“ (Eilders (2004: 32)).

Für Östgaard sind interne und externe Faktoren relevant, die den Nachrichtenfluss beeinflussen. Es handelt sich bei dieser bevorzugten Art und Weise der Nachrichtenauswahl wie auch ihrer Rezeption um anthropologische Grundprinzipien (vgl. auch: Eilders 2004). Neben politischen und wirtschaftlichen Aspekten als exogene Einflussgrößen auf den Nachrichtenfluss unterscheidet Östgaard zwischen drei endogenen Faktorenkomplexen, die im Prozess der Nachrichtenproduktion als inhärente Einflüsse für Verzerrung der Realität durch Nachrichten fungieren: 1. Vereinfachung, 2. Identifikation, 3. Sensationalismus:

1. **Vereinfachung:** einfache Nachrichten werden komplexeren vorgezogen; komplexe Inhalte werden auf möglichst einfache Strukturen reduziert.
2. **Identifikation:** Gewinn von Aufmerksamkeit der Rezipienten durch Berichterstattung über bereits bekannte und vertraute Themen und Ereignisse oder Wortmeldungen prominenter Akteure; Auswahl von Ereignissen, die eine räumliche, zeitliche und kulturelle Nähe zum Publikum aufweisen.
3. **Sensationalismus:** Besonders stark im Vordergrund der Berichterstattung stehen dramatische, emotional erregende Sachverhalte, insbesondere Verbrechen, Konflikte oder Kuriositäten.

Veröffentlicht wird letztlich das – so die Einsicht – was „newsworthy“, „interesting“, or „palatable“ erscheint (Östgaard 1965: 45). Diese Kriterien bestimmen, ob über ein Ereignis berichtet wird oder nicht. Entsprechen zeichnet sich für Sensationalismus und somit auch für Katastrophen der Status einer bevorzugten Beachtungswürdigkeit ab<sup>140</sup>.

Galtung und Ruge (1965) haben Östgaards Modell differenziert und systematisiert, indem sie einen Katalog von zwölf Nachrichtenfaktoren (news factors) entwarfen. Nachrichtenfaktoren sahen sie als Merkmale von Ereignissen, die deren Nachrichtenwert bestimmen. Nach ihrer Auffassung unterliegt die Nachrichtenauswahl einem mehrstufigen Selektionsprozess. Dabei stellen sie die Weltereignisse als Faktum an den Anfang (mit der Möglichkeit der unverzerrten Wahrnehmung) und unterstellen, dass journalistische Selektionskriterien die Wahrnehmung der JournalistInnen prägen und auf diese Weise auch das Nachrichtenbild. Denn: „Since we cannot register everything, we have to select, and the question is what will strike our attention“ (Galtung/Ruge 1965: 65).

Im Sinne der folgenreichen These der Verzerrung durch Auswahl in den Medien unterscheiden sie zwischen acht universal gültigen Nachrichtenfaktoren:

- **Frequenz:** in der Entwicklung abgeschlossen od. kurzfristig
- **Schwellenfaktor:** in ihrer Intensität ungewöhnlich
- **Eindeutigkeit:** einfach und überschaubar
- **Bedeutsamkeit:** folgenreich oder nah
- **Konsonanz:** den Erwartungen und Wünschen entsprechend
- **Überraschung:** selten oder unerwartet
- **Kontinuität:** mit andern Ereignissen in Beziehung stehend
- **Komposition/Variation:** von anderen Ereignissen abhebend

Bei den folgenden vier Faktoren handelt es sich um kulturabhängige Auswahlregeln<sup>141</sup>, die für die „nordwestliche Kultur“ gültig sind.

- **Betroffenheit von Elite-Nationen:** auf wichtige Staaten beziehend
- **Betroffenheit von Elite-Personen:** auf einflussreiche Menschen beziehend

<sup>140</sup> Journalismus reduziert die Komplexität der modernen Gesellschaft auf eine erlebbare, nachvollziehbare Wirklichkeit, eine „symbolische Wirklichkeit des Aussergewöhnlichen“, wie es Rühl (1980: 331) ausgedrückt hat.

<sup>141</sup> Da Costa (1979: 7) zeigte in einer Studie über die Berichterstattung in afrikanischen Ländern, wie die Medien viel mehr beruhigende Nachrichten (reassuring news) verbreiten als in unserem Kulturkreis. Getragen von der Absicht, mühsame Reaktionen bei der Bevölkerung zu vermeiden, sei die Berichterstattung in Entwicklungsländern viel stärker auf das Positive fokussiert und weniger auf Katastrophen, Korruption oder Kriege. In unserem Kulturkreis sind vor allem „bad news“ die wirklichen Nachrichten.

- **Personalisierung:** Einzelschicksale schildernd
- **Referenz auf Negatives:** konflikt- oder schadenträchtig

Dabei haben Galtung/Ruge (1965) Hypothesen über die Beziehung einer Reihe von Nachrichtenfaktoren und den Nachrichtenwert formuliert. Beispielsweise ist der Nachrichtenwert eines Ereignisses umso grösser, je seltener und unerwarteter das Ereignis eintritt oder verläuft (Faktoren: Überraschung), je folgenreicher oder näher das Ereignisses ist (Faktor Bedeutsamkeit), je schadenträchtiger ein Ereignis ist (Referenz auf Negatives). Auf diese Weise sind Nachrichtenfaktoren nicht nur als Auswahlkategorien aufzufassen, sondern zugleich als Entscheidungsfaktoren, die das Nachrichtenbild verzerren. Die Rezeption dieser Medienbilder seitens der Mediennutzenden ist ebenfalls durch verzerrende Auswahlentscheidungen entlang von Nachrichtenfaktoren beeinflusst. Darüber hinaus postulieren Galtung/Ruge (1965) grundsätzliche Hypothesen über das Zusammenwirken der einzelnen Nachrichtenfaktoren in der Bewertung von anfallenden Ereignissen durch JournalistInnen: So besagt die Additivitäts-Hypothese, dass die Publikationswahrscheinlichkeit mit der subsummierten Anzahl der Nachrichtenfaktoren wächst, die auf ein Ereignis zutreffen (vgl. Galtung/Ruge 1965: 71–73).

Vor diesem Hintergrund relevanter Auswahlkriterien erfüllen plötzlich eingetretene Katastrophen – ähnlich wie Krisen, Unfälle oder Kriege – in mehrfacher Hinsicht die Bedingungen für Medienaufmerksamkeit. Mit anderen Worten: Die beste schlechte Nachricht ist die Katastrophe schlechthin.

Galtung und Ruge (1965: 69) halten dazu fest:

*„There is a basic asymmetry in life between the positive, which is difficult and takes time, and the negative, which is much easier and takes less time – compare the amount of time needed [...] to build a house and to destroy it in a fire, to make an airplane and to crash it, and so on.”*

Von daher lasse sich das Negative besser darlegen, sei in Bezug auf eine übereinstimmende Interpretation als negatives Geschehen eindeutig – im Unterschied zum Positiven. Neben den kulturellen Erwartungen und dem Bedürfnis als Nachrichtenfaktor erklärt für sie auch der Seltenheitswert, warum der Negativismus demnach ein wichtiger Faktor zur Überwindung der Nachrichtenschwelle darstellt (vgl. Galtung/Ruge 1965: 69–70).

Die Komplementaritäts-Hypothese besagt, dass das Fehlen oder eine geringe Ausprägung eines Nachrichtenfaktors durch das Vorhandensein eines oder mehrerer anderer Faktoren kompensiert werden kann (vgl. Galtung/Ruge 1965: 70). Im Sinne der Komplementaritäts-These können beispielsweise Länder, über die im Allgemeinen kaum berichtet wird, im Zusammenhang etwa mit Katastrophen die Selektionsprozesse ebenfalls positiv durchlaufen, wenn das Ereignis auch hinsichtlich des quantitativen Ausmasses aussergewöhnlich ist.

In ihren wahrnehmungspsychologischen Annahmen gehen Galtung/Ruge (1965) allerdings von einem einfachen Stimulus-Response-Modell der Nachrichtenproduktion aus. Dieses ist getragen von der analogen Vorstellung der individuellen Wahrnehmung, sodass Nachrichtenfaktoren die Stimuli sind, welche die Aufmerksamkeit der Medien zu jenen Ereignissen steuern, die dann zur Nachricht werden. Wobei diese Annahme eines linearen Verhältnisses von Ereignis und Realität mit grundlegenden konstruktivistischen Einsichten in Widerspruch gerät. In neueren Nachrichtenstudien kommt komplexen und dynamischen Wechselbeziehungen erheblich mehr Aufmerksamkeit zu (vgl. Schneider 2007: 21).

Gemäss Rosengrens (1970) Kritik an Galtung und Ruge sind die Fragen zu Kriterien der Nachrichtenauswahl nicht adäquat zu erfassen, wenn man nur die Nachrichten in den Medien analysiert. Hierzu müssten die wirklichen Ereignisse selbst untersucht werden. Folglich muss die Nachrichtenberichterstattung mit extramedialen Daten, welche zuverlässig Auskunft über die Realität geben, abge-

glichen werden. Da nicht für alle Ereignisse Vergleichsdaten aus verlässlichen Quellen wie etwa Statistiken oder Archiven zugänglich sind, muss man sich laut Rosengren auf bestimmte Untersuchungsgebiete wie etwa Parlamentswahlen, schwere Unglücke, Katastrophen oder wissenschaftliche Kongresse beschränken (vgl. Rosengren 1970: 96–109).

Allerdings ist aus erkenntnistheoretischer Sicht die Vorstellung, anhand von Vergleichen mit angeblich objektiven Quellen die Medienrealität falsifizieren zu können, nicht unproblematisch. Bereits mit Bezug auf die Katastrophen- und Risikoberichterstattung ist klar geworden, dass es sich dabei höchstens um Vergleiche verschiedener Interpretationen der Welt handeln kann. Die Frage, ob das Bild, das Medien von Katastrophen zeichnen, der Realität des Geschehens entspricht, muss dann korrekterweise lauten, ob das von Medien gezeichnete Bild der Realität der Normen entspreche (vgl. Schulz 1976/1990: 29).

Die erste bedeutende Liste mit möglichen Nachrichtenfaktoren von Galtung/Ruge mitsamt dem zugrunde liegenden Theoriekonstrukt wurde im Anschluss in vielen Studien weiter ausgearbeitet<sup>142</sup>.

## **5.4 Nachrichtenfaktoren und die theoretischen Neuorientierung – der konstruktivistische Ansatz**

In den 1970er Jahren markieren die Überlegungen des Kommunikationswissenschaftlers Winfried Schulz (1976) einen wichtigen Umbruch in der Nachrichtenwertforschung. Sie basieren auf konstruktivistischen Plausibilisierungen von Selektion, die sich an Lippmanns (1922) kognitionspsychologischen Erklärungen orientieren. Dies führt zur Einsicht, dass Medienberichterstattung nur eine mögliche Definition und Interpretation der Realität ist, die nicht „an sich“ besteht, sondern durch die Interpretationsleistung der Massenmedien erst (mit)konstituiert wird (Schulz 1976/1990: 29).

Für Schulz sind Nachrichtenfaktoren vor allem journalistische Hypothesen von der Wirklichkeit, mit deren Hilfe ein sinnhaftes Nachrichtenbild aus einer komplexen Ereignisumwelt extrahiert wird. Mit Bezug auf kognitionspsychologische Theorien der Informationsverarbeitung müssen Nachrichtenfaktoren „als Zwischenglieder in einem Prozess, der zugleich bottom up und top down gesteuert ist“ (Schulz 2008: 93) begriffen werden. Demnach steuern sowohl Eigenheiten der Ereignisse wie auch Vorstellungen, Motive und Vorurteile der JournalistInnen sowie Stereotypen diesen Prozess. Entsprechend dieser Annahmen über Inhalt und Struktur von Ereignissen, die Medienschaffende zur Interpretation der Realität heranziehen, ist der Nachrichtenwert einer Meldung umso höher, je mehr sie dem entspricht, was JournalistInnen für wichtige und berichtenswerte Eigenschaften von Realität halten, um so die Aufmerksamkeit des Publikums zu gewinnen (vgl. 2002: 280).

Neben diesem Perspektivenwechsel überarbeitet Schulz den Nachrichtenfaktorenkatalog von Galtung/Ruge und erweitert die Auflistung um sechs auf nunmehr 18 Faktoren. Diese fasst er entlang von sechs übergeordneten Modalitäten zu folgenden Ausprägungen zusammen (Schulz 1976/1990: 32–33, 80).

- Zeit
- Nähe
- Status
- Dynamik
- Valenz
- Identifikation

---

<sup>142</sup> Vor allem Winfried Schulz (1976), Joachim Friedrich Staab (1990) und Christiane Eilders (1997) haben mit ihren eigenen Thesen den Ansatz der Nachrichten-Theorie von Galtung und Ruge grundlegend überarbeitet und erweitert. Während Schulz und Staab von der Kommunikatorensseite aus die Nachrichtenwert-Theorie weiterentwickelt haben, hat Eilders erstmal das Relevanzraster auf die Seite der Rezipienten übertragen.

Joachim Friedrich Staab (1990) leitete einige Jahre später seinerseits einen grossen Wandel innerhalb der Nachrichtenwert-Theorie ein. Er befasste sich nicht nur mit Publikationsentscheidungen in Zeitungen, sondern zugleich mit der Determination von Umfang und Platzierung von Nachrichten durch Nachrichtenfaktoren. Seine Befunde ergaben, dass einzelne überregionale Zeitungen über dieselben Ereignisse mit unterschiedlicher Nachrichtenfaktorenstruktur berichteten (Staab 1990a: 191). Andererseits ist ein Kausalzusammenhang zwischen den Nachrichtenfaktoren und der Platzierung zu relativieren (vgl. Staab 1990a: 199).

Staab verabschiedete sich vom „apolitischen Kausalmodell“, das Nachrichtenfaktoren von Ereignissen und Meldungen im Sinne von Determinanten der Auswahl versteht (vgl. Staab 1990a: 207). Er entwirft in Bezug auf Hans M. Kepplinger das so genannte Finalmodell der Nachrichtenauswahl. Nachrichtenfaktoren von Ereignissen und Themen werden darin weniger als Ursache, sondern eher als Folge bzw. Wirkung journalistischer Selektionsentscheidungen verstanden. Will ein Journalist folglich ein Thema und Ereignis herausstellen, räumt der dem Geschehen entsprechend mehr Raum und Beachtung ein (Ruhrmann/Göbbel 2007: 69). Unter dem Aspekt journalistischen Handelns sind Nachrichtenfaktoren somit auch Folgen von Publikationsentscheidungen. Letztere sind wiederum von Meinungen, Einstellungen und Wertvorstellungen bestimmt (vgl. Staab 1990a: 207). Zur Legitimation solcher Auswahlentscheidungen dienen dann die Nachrichtenfaktoren. „News is what newspapermen make it“, bringt in den Worten von Gieber (1964: 173) sehr pointiert auf den Punkt, wonach Nachrichtenfaktoren „Interpretationen der Wirklichkeit, Projektionen der Weltsicht von Journalisten und Ausdruck journalistischer Annahmen über die Beschaffenheit 'realer' Ereignisse“ sind (Schulz 2008: 93).

In einer sehr breit angelegten Studie entwickelt Staab (1990a) den bereits bestehenden Nachrichten-katalog bis auf 22 Nachrichtenfaktoren weiter. Eine aktuelle Studie, die von Ruhrmann und Göbbel (2007) vorgestellt wurde, bezieht sich auf das theoretische Finalmodell nach Staab. Die Forscher untersuchten die Entwicklung und Struktur der Nachrichtenfaktoren. Zugleich wollten sie herausfinden, wie relevant Nachrichtenfaktoren für JournalistInnen in der täglichen Praxis sind. Befragt wurden leitende Nachrichtenredakteure aus Rundfunk-, Print- und Onlinemedien sowie Nachrichtenagenturen in Deutschland. Als relevante Auswahlkriterien erweisen sich im Ergebnis die Nachrichtenfaktoren Reichweite, deutsche Beteiligung sowie negative und positive Folgen, Überraschung und Kontroverse. Dabei stellt sich heraus, dass der Faktor „Visualität“ und „bildliche Darstellung von Emotionen“ (z. B. Trauer, Freude, Angst) sowie das Kriterium der Verfügbarkeit von Bildmaterial in den letzten Jahren sehr deutlich an Relevanz in der Nachrichtenproduktion dazugewonnen haben (vgl. Ruhrmann/Göbbel 2007: 42–43; 69).

Die Frage nach dem Zuwachs an Relevanz von Katastrophen in der Berichterstattung bestätigen die befragten Nachrichtenredaktionen in Deutschland allerdings nicht.<sup>143</sup> Ebenfalls zugenommen in ihrer Bedeutung haben Boulevardthemen, während politische Themen im weiteren Sinne an Relevanz verloren haben (Ruhrmann/Göbbel 2007: 46–47). Was dem Trend zu einer unpolitischen, personalisierten und an Human Touch orientierten Berichterstattung gleichkommt und andere Studien ebenso bestätigen. Zudem gab die Mehrheit der befragten Redakteure an, sich bei der Anwendung von Nachrichtenfaktoren vor allem auf „das eigene journalistische Gespür“ zu verlassen (Ruhrmann/Göbbel 2007: 66). Dabei stellt sich deutlich heraus, dass dieses Gespür bzw. die intuitive Entscheidung, was publikationswürdig erscheint, im Prozess der journalistischen Ausbildung internalisiert wird. Zugleich wird situativ im Austausch mit Kollegen, in Redaktionskonferenzen und mit Vorgesetzten die Nachrichtenauswahl abgestimmt (vgl. Ruhrmann/Göbbel 2007: 68; Donsbach 2004).

---

<sup>143</sup> Anfang 2007 wird dem Themenkomplex „Klima/Umwelt/Energie“ zumindest höchste Wichtigkeit zugesprochen, auch wenn dies nur wenige der befragten Redakteure als Trend der vergangenen Jahre ansehen. Zudem räumen die Autoren der Studie ein, dieser Befund hänge wohl mit der Aktualität des Klimathemas zusammen bzw. mit dem Erscheinen des US-Klimaberichtes zum Zeitpunkt der Befragung (vgl. Ruhrmann/Göbbel 2007: 47).

Von daher erscheint es zwingend, zur Erklärung der Selektionsentscheidungen auch Aspekte der organisationalen Struktur von Medien, professionelles Routinehandeln oder technische und soziale Faktoren zu reflektieren. In Bezug auf erkennbare Relevanzveränderungen in der Berichterstattung müssen weitere theoretische Überlegungen zur Erklärung dieser Unterschiede vorgelegt werden. Diese betreffen den sozialen Wandel wie auch den Medienwandel, der sich im Zeitverlauf – so wird in dieser Arbeit argumentiert – auf die formale Präsentation und den Beachtungsgrad (Nachrichtenwert) von Katastrophen oder Risikothemen niederschlägt. Der aussermediale Kontext der Gesellschaftssphäre kann für eine befriedigende Erklärung journalistischer Selektions- und Darstellungslogiken nicht ausser Acht gelassen werden. Schon aufgrund der sensitiven Vernetzung des Mediensystems mit Öffentlichkeit bzw. mit anderen Funktionssystemen besteht ein Reflexionsbedarf, der, wie Ruhrmann/Göbbel (2007: 76) feststellen, kaum zur Sprache komme.

Zudem präsentieren die Medien nicht nur Ereignisse, die sich in der Wirklichkeit wiederfinden, sondern auch solche, die eigens für die Medien inszeniert wurden.

#### **5.4.1 Rezipientenorientierte Ansätze**

Jüngere Erklärungsansätze und Befunde in der Nachrichtenfaktoren-Theorie vermögen den hintergründigen Wirkmechanismen auf journalistische Entscheidungen besser gerecht zu werden. Unter Berücksichtigung neuer kognitionspsychologischer Theorien und Erkenntnisse legen es aktuelle Untersuchungen nahe, Nachrichtenwertfaktoren als allgemein menschliche Wahrnehmungs- und Selektionskriterien zu begreifen, die sowohl die Auswahl der Nachrichten von JournalistInnen als auch auf der Ebene der RezipientInnen die Aufmerksamkeit für Ereignisse gleichermassen steuern (vgl. Eilders 1997: 266; Eilders/Wirth Werner 1999; Eilders 2004).

Entsprechend lassen sich Nachrichtenfaktoren durch wahrnehmungspsychologische Mechanismen erklären, die sich zum grossen Teil auf evolutionsbedingte Grundreflexe in der Verarbeitung von Umweltreizen zurückführen lassen oder sich aus allgemeinen gesellschaftlichen Relevanzzuweisungen (Normen und Werte) plausibilisieren (Eilders/Wirth Werner 1999: 37). Der Nachrichtenfaktor „Überraschung“ beispielsweise stellt sich demnach als plausibles Resultat eines evolutionsgeschichtlich bedingten Codes für erhöhte Aufmerksamkeit heraus. Es besteht die grössere Chance als bei vorhersehbaren Ereignissen, dass Menschenleben dadurch bedroht werden. Stammesgeschichtlich „mitprogrammiert“ werden folglich Abweichungen vom Normalen als potenzielle Gefahrenquelle gedeutet. Vor solchen Überlegungen plausibilisiert sich u. a. die soziale Relevanz von „Schaden“, der das Individuum direkt betreffen kann. Aus dieser Erfahrung resultiert dann die Einsicht, gegenüber negativen Ereignissen entsprechend aufmerksam zu sein (vgl. Eilders 2004). Somit ist ein grosser Nachrichtenwert bei unerwarteten Ereignissen wie Katastrophen seitens der Informationsverarbeitung der Medien und in ähnlicher Weise beim Publikum plausibel.

So stellt Eilders (1997: 96) heraus: „Rezipienten richten ihre begrenzten Aufmerksamkeitskapazitäten auf relevante Reize.“ Allerdings erklärt sich Relevanz von Geschehnissen nicht zwingend aus Reaktionsmustern, die evolutionsgeschichtlich auf das physische Überleben bzw. die Selbst- und Arterhaltung zurückweisen: „Mehr Bezugspunkte zur Lebenswelt in modernen Gesellschaften bietet wohl die mögliche Betroffenheit des Individuums oder der Gesellschaft von weitaus vermittelten Arten von Status-Quo-Veränderungen (z. B. ein Regierungswechsel, der langfristig zu Einkommensveränderungen führt). Bezogen auf Katastrophen wären solche Effekte demzufolge wiederum bei Ereignissen wahrscheinlicher, wenn diese in unserer Nähe oder in Elitenationen stattfinden als weit weg oder in weniger einflussreichen Staaten (vgl. Eilders 2004).<sup>144</sup>

---

<sup>144</sup> Entsprechende Erläuterungen zu weiteren Faktoren in Eilders (1997) und Eilders/Wirth (1999).

Eilders (1997) hat in ihrer Studie die Rolle der Nachrichtenfaktoren und die Wirkung auf die Auswahl und Verarbeitung der Medienkommunikation auf der Ebene der Rezipienten analysiert. Sie fand Belege dafür, dass die Wirksamkeit von Nachrichtenfaktoren auch auf der Rezipientenseite eine Rolle spielt und nicht etwa nur die journalistische Auswahl steuert (siehe auch Eilders/Wirth Werner 1999: 53).<sup>145</sup> Gemäss den Befunden stuften die Probanden die Nachrichtenfaktoren Etablierung des Themas, Kontroverse, Überraschung, Einfluss/Prominenz, Personalisierung und Schaden als besonders relevant ein. Hingegen wiesen die Faktoren Nutzen, Faktizität und Reichweite eher einen negativen Effekt auf (Eilders 1997: 266).

Nachrichtenfaktoren, die zudem in der Mediensozialisation über lange Zeit „gelernt“ werden und damit in das Allgemeinwissen als „Nachrichtenrahmen“ eingeschrieben sind, bieten sich als vertraute Selektionshilfen an. Damit erklärt sich gemäss Eilders (2004: 35) die grosse Beliebtheit der herkömmlichen Medienformate im Internet. Die Übereinstimmung des Publikums mit den Selektionskriterien der Medien erkläre sich gerade aus dem Bedürfnis nach journalistischer Vorselektion<sup>146</sup>.

Allerdings kommt eine ähnlich angelegte Studie von Fretwurst (2008) insgesamt zum Befund, dass sich die Relevanzbewertungen der Journalisten von denen der Rezipienten unterscheiden. Er prüfte, inwiefern die Fernsehnachrichten als Ergebnis des journalistischen Selektionsprozesses den Interessen und Relevanzzuschreibungen des Publikums entsprechen. Für die Faktoren „Kontinuität“, „Überraschung“, „Länder-Status“ sowie „Einfluss“ konnte er signifikante Übereinstimmungen zwischen Journalisten und Rezipienten feststellen.

Eine Studie von Ruhrmann und MitautorInnen (2003) liefert Belege dafür, dass soziodemografische und lebensstilbezogene Merkmale auf die Übernahmen von Relevanzstrukturen von Nachrichten einen Einfluss haben bzw. die Aufmerksamkeit und Verstehen in der Rezeption modifizieren. Meldungen bzw. Ereignisse werden nicht in der dargebotenen Komplexität wahrgenommen, sondern in der Rezeption auf wenige Aspekte reduziert. Wobei insgesamt die drei Nachrichtenfaktoren „Vereinfachung“, „Identifikation“ und „Sensationalismus“, die Rezeption besonders stark förderten. Es sind gemäss den bisherigen Darstellung jene drei Faktoren, die damals Östgaard (1965) als bestimmend für Medienaufmerksamkeit definiert hatte.

Eine weitere Studie beschäftigte sich mit den Kriterien der Fotoauswahl durch Kommunikatoren – insbesondere Bildredakteure – sowie mit der Rezeption und Wirkung dieser Fotos auf Seiten der Rezipienten. Geprüft wurde, ob Bildredakteure denjenigen Fotografien eine hohe Bedeutung zuweisen, die bei den RezipientInnen tatsächlich eine starke Zuwendungsintensität auslösen. Insgesamt konnten auch auf der Bildebene tendenziell ähnliche Präferenzmuster bzw. Fotonachrichtenfaktoren festgestellt werden. Als übereinstimmend geeignet erwiesen sich fotografisch inszenierte, ästhetische Bilder und die Darstellung von Emotionen, die dazu dienten, die Aufmerksamkeit der Lesenden stark zu erregen. Doch sind es vor allem Bilder von gewalt- und schadenreichen Ereignissen, die nicht nur eine ausgesprochen hohe Aufmerksamkeit und Intensität der Zuwendung zu erregen vermögen, sondern auch das Interesse an der Rezeption des Textes begünstigen. Allerdings zeigte sich bei Fotografien, die schweren Sach- oder Personenschaden festhalten oder stark gewalthaltig sind, dass Bildredakteure diesen eine geringere Bedeutung beimassen (Bomhoff et al. 2008: 177–179)<sup>147</sup>. Hier manifestiert sich deutlich, dass seitens der Bildredakteure die Auswahl durch rechtliche und ethische Bedenken restrin-

---

<sup>145</sup> Eilders knüpft an die früheren Konzeptionen von Nachrichtenfaktoren an (u. a. Lippmann, Östgaard, Galtung/Ruge), in denen diese bereits als allgemein menschliche, kognitionspsychologische Mechanismen beschrieben wurden und auf die Wirkung auf Rezipienten zumindest theoretisch durchaus hingewiesen wurde.

<sup>146</sup> Ganz ähnlich könnten wir in der geschilderten Darlegung von Berger/Luckmann (vgl. Kap. 1.1.3) diesen Vorgang im Sinne der Habitualisierung und Institutionalisierung begreifen, sodass in einem interaktiven Prozess die durch die Massenmedien aufgebaute Vorstellung, wie Nachrichten auszusehen haben, als Matrix für Relevanz mitwirkt, wie mit der radikal veränderten Wirklichkeit von Informationsangeboten im Internet umgegangen wird.

<sup>147</sup> Zu einem vergleichbaren Befund kommt Fretwurst (2008), der in seiner Studie über die Rezeption von Fernsehnachrichten feststellt, dass vor allem die Faktoren „Negativismus und Politik“ für RezipientInnen eine hohe Relevanz besitzen, insofern sich diese vermehrt an jene Nachrichten erinnern, die solche Ereignisse darstellen.



giert bleibt. Die RezipientInnen hingegen teilen solche Bedenken – etwa im Zusammenhang mit Katastrophen, Bilder mit Leichen zu zeigen – kaum. Das heisst: Sie akzeptieren solche Publikationen durchaus auch als Blickfang (Bomhoff et al. 2008: 148)<sup>148</sup>.

Insofern vermögen universell angelegte Reflexe der Wahrnehmung zu plausibilisieren, warum Themen der Lebensbedrohung wie Katastrophen oder Unfälle in der Medienberichterstattung bei allen Publikumsschichten einen aufmerksamkeitsbindenden Nenner schaffen. Aufgrund der offensichtlich ansteigenden Relevanz von Visualisierbarkeit bei der Nachrichtenauswahl wird uns dieser Aspekt in einem späteren Kapitel 11 beschäftigen.

#### 5.4.2 Negativität als Nachrichtenfaktor – evolutionstheoretische Ansätze

Bislang hat sich die Affinität der Medien für negative Aspekte der Wirklichkeit wie Katastrophen, Unglücke oder abweichendes Verhalten in den unterschiedlichen Nachrichten-Wert-Theorien bestätigt. Gleichzeitig ist auf Seite der Mediennutzenden festzustellen, dass analog dazu das Interesse an solchen Nachrichten und Bildern speziell gross ist. Obwohl diese offensichtlich negativ fixierte Medienwirklichkeit generell viel Anlass für Kritik gibt, erschliesst in der Nachrichtenforschung die evolutionsbiologische Argumentation von Pamela J. Shoemaker (1996) einen anderen Erklärungszugang für dieses Phänomen. Ihr gelingt es erstmals, Medientheorie mit zu verbinden. Sie sieht in der Fixierung der Medien auf die negativen Aspekte einen Mechanismus der sozialen und kulturellen Selbsterhaltung. Evolutionsgeschichtlich betrachtet, so argumentiert Shoemaker, sei für das menschliche Überleben Umweltbeobachtung stets wichtig gewesen. Wobei Informationen aus solchen Beobachtungen zu besitzen stets Vorteile für die Arterhaltung bedeutete. Bedingt durch diesen biologischen Trieb und stets durch den soziokulturellen Kontext mitgeprägt, sei der Mensch in seiner Aufmerksamkeit entsprechend darauf ausgerichtet, Ungewöhnliches und Abweichungen („deviance“) und Ereignisse von sozialer Bedeutung („social significance“) in seiner Umwelt zu registrieren. Was in einer bestimmten Kultur Menschen etwa verletzen oder bedrohen könne, werde durch die Sozialisation vermittelt (Shoemaker 1996). Wie entlang der Argumentation von Berger/Luckmann (2004) bereits klar geworden ist, teilen Menschen des gleichen Kulturkreises gemeinsames Wissen bzw. Wirklichkeiten. Das gilt auch in Bezug auf das Wissen über Risiken, das von Generation zu Generation weiter gegeben wird. So vermuten Wahlberg und Sjöberg (2000: 31), dass Menschen immer viel Zeit mit der Kommunikation über Risiken verbracht haben. Doch haben sich die Zeiten geändert. Die Funktion der Umweltbeobachtung übernehmen in modernen Gesellschaften informierte Personen und die Massenmedien (Shoemaker 1996: 35). Normabweichungen, Konflikte, Krisen sind Bedrohungen und müssen möglichst früh erkannt werden, um den Schaden von der Gesellschaft abwenden zu können (Shoemaker 1996; Schulz 2008). In diesem Sinne ist der Fokus der Medien auf das Negative nichts Besonderes. Massenmedien liefern gemäss dieser Argumentation folglich Hinweise für Devianzen in unserer Umwelt bzw. dass sich etwas Aussergewöhnliches ereignet hat, das in Differenz zu unserem Alltag steht. Was in den Medien Nachrichtenwert hat, lässt sich gemäss diesem Theoriezugang in folgenden vier Dimension von Devianz herunterbrechen (Shoemaker/Danielian/Brendlinger 1991; Shoemaker 1996: 36).

1. **Devianz durch Neuigkeit, Kuriosität oder das Ungewöhnliche:** Statistische Devianz
2. **Prominenz:** Normative Devianz
3. **Sensation:** Normative oder pathologische Devianz
4. **Konflikt oder Kontroverse:** Normative Devianz

---

<sup>148</sup> Gemäss einer Studie von Bomhoff und Mitforschenden (2008: 148) lautet die Begründung für diese Akzeptanz von Zeitungsbildern mit abgebildeten Toten (z. B. im Falle der Tsunami-Katastrophe), „dass es heutzutage nichts Ungewöhnliches sei, Leichen im Zusammenhang mit einer solchen Katastrophe zu sehen. Weiterhin verdeutlichen diese Toten das Ausmass des Schadens und der Zerstörung, das sich in Folge der Tsunami-Katastrophe ereignet hat. Auch wurde argumentiert, dass Medien solche Bilder publizieren müssten, da sie als Blickfang dienen“. Jedenfalls erweist sich Schaden auf der Bildebene als aufmerksamkeitsregender Faktor.

So gesehen erfüllt Journalismus den angeborenen Wunsch der Menschen, sich vor Bedrohungen schützen zu können, über das Weltgeschehen informiert zu sein und Möglichkeiten im Umgang mit Bedrohungen zu erhalten (vgl. Shoemaker 1996: 32; 35). Entsprechend ist das Interesse an Medieninformationen auch ungebrochen gross – vor allem für negative Nachrichten. Das Anwachsen der Massenmedien erweist sich als „a natural outcome of the human obsession with news“ (Shoemaker 1996: 35).

In demokratischen Gesellschaften bestehe folglich die Rolle der Medien nicht darin, die Welt zu spiegeln wie sie ist, sondern die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Probleme und Situationen zu lenken, die eine Lösung verlangten (Shoemaker 2006: 108). Auch wenn Medieninhalte von einer Vielzahl von Kräften beeinflusst sind, kann die Tatsache nicht umgangen werden, dass Nachrichten von Menschen gemacht werden und dass diese das Ergebnis eines wichtigen Teiles der biologischen Evolution sind:

*„If we accept that human brains are hard-wired to survey their environment and to prefer news about deviant and otherwise threatening events and ideas, we can then more fully understand how journalists' selection of deviant or bad news may reflect a basic biological disposition to such news and not a peculiarity of journalists“ (Shoemaker 1996: 44).*

Die These allerdings, dass deviante Ereignisse wie Katastrophen, die zugleich sozial bedeutend sind, in der Berichterstattung einen prominenten Platz einnehmen und demnach auch öffentlich als relevant im Sinne von „newsworthy“ registriert werden, korrigierte Shoemaker in einem späteren Aufsatz. Gemäss einer Untersuchung der Nachrichten in zehn Ländern zeigte sich, dass das, was Menschen als berichtenswert („newsworthy“) bezeichnen – unabhängig davon, ob es sich um Journalist:Innen, PR-Leute, Mechaniker oder Ärztinnen und Ärzte handelt – und was tatsächlich berichtet wird, nicht in jedem Fall hoch korrelieren muss. Der Nachrichtenwert eines Ereignisses ist nur ein Faktor unter vielen, der mitbestimmt, wie prominent ein Geschehen Eingang in die Berichterstattung findet (Shoemaker 2006: 110). Auch die Befunde von Kepplinger und Rouwen (2000: 463) stellen heraus, dass sich anhand des Nachrichtenwertes eines Ereignisses nur begrenzt prognostizieren lässt, mit welchem Stellenwert darüber berichtet wird<sup>149</sup>. Nach einer früheren Studie von Staab (1990a: 153) liegt bei Nachrichten zur nationalen Politik der durch die Nachrichtenfaktoren erklärte Anteil des Nachrichtenwert-Indexes für den Beachtungsgrad von Meldungen in einzelnen Medien zwischen 16 und 40 Prozent.

Wie Russ-Mohl (2008: 133) insbesondere zur medialen Frühwarnung betreffend Öko- und Gesundheitsrisiken konstatiert, bleiben viele Risiken unter der „medialen Wahrnehmungsschwelle“. Einige würden „eher 'zufällig' dramatisiert und hochgespielt und somit die Aufmerksamkeitsschwellen überwinden.“ Er vermutet, dass diesbezüglich nicht nur die Beurteilung der jeweilige Nachrichtenlage durch die Leitmedien wichtig ist, sondern auch das Agenda-Setting der Public Relation. In dieser Sicht wird die Entstehung von Relevanzzuweisungen im Mediensystem als ein stark durch aussen stimulierter und gesteuerter Prozess betrachtet.

Dieser Sachverhalt steht im Mittelpunkt des Inszenierungsmodelles und rückt die Aktivitäten verschiedenster gesellschaftlicher Akteure im Prozess der Nachrichtengebung in den Mittelpunkt. Ausgangspunkt dieses Erklärungsansatzes sind die eigens zum Zwecke der Berichterstattung geschaffenen „Pseudo-Ereignisse“, d. h. Anlässe und Aktionen in Form von Pressekonferenzen, Tagungen oder Demonstrationen, deren hauptsächlicher Zweck darin besteht, die Nachrichtengebung der Medien zu beeinflussen. Von den Medien beachtet zu werden und auf diesem Weg Zugang zur Öffentlichkeit zu erlangen, sind die Ziele solcher Inszenierungen. Wobei die Kenntnisse über journalistische

---

<sup>149</sup> Statt wie üblich anhand von Inhaltsanalysen die Nachrichtenfaktoren zu erfassen, sind Kepplinger und Rouwen (2000) in ihre Studie umgekehrt vorgegangen. Aufgrund theoretischer Überlegungen haben sie versucht, die Wahrscheinlichkeit, dass über ein Geschehen oder Thema berichtet wird, zu bemessen.

Selektionskriterien von Public Relations Experten heute gezielt genutzt werden, um die Aufmerksamkeit der Medien in ihrem Sinne zu steuern (vgl. Kepplinger 1992: 49–50; Schulz 2011: 108–109). Nicht nur bei Demonstrationen, sondern auch bei unkonventionellen Formen des Protestes wird der inszenierte Charakter von Ereignissen augenscheinlich. Als Beispiel sei an dieser Stelle an die Auseinandersetzung um die Versenkung der Ölplattform Brent Spar durch Shell (1995) verwiesen. Dabei gelang es Greenpeace überaus erfolgreich, mit der Besetzung der Ölplattform höchste Medienaufmerksamkeit zu gewinnen und öffentliches Gehör und Unterstützung für ihre Anliegen zu erringen. Angesichts der ausgefeilten PR-Strategie von Greenpeace verzichtete Shell damals auf das Versenken der Plattform (ausführlich dazu: Klaus 1997).

In theoretischer Hinsicht als auch mit Bezug auf die empirische Analyse von Themenverläufen in der Medienberichterstattung erweisen sich genuine Ereignisse wie Katastrophen als ein wichtiges „Gelegenheitsfenster“ für die Öffentlichkeitsarbeit von Organisationen, wenn die Art ihres Anliegens einen Bezug dazu hat. Das wird deutlich bei Technikkatastrophen wie Tschernobyl und Fukushima oder jüngeren Naturkatastrophen, wo Atomkraftgegner bzw. Klimaaktivisten ihre Anliegen oder Informationen zur optimalen publizistischen Berücksichtigung direkt an die Medien adressierten. PR-Massnahmen können dabei unterschiedliche Ziele verfolgen. Beispielsweise zielt in einer Notlage modernes Katastrophenmanagement in der Regel darauf ab, via Medien wichtige Informationen und Verhaltensansweisungen „unverzerrt“ an die betroffene Bevölkerung zu kommunizieren. Hingegen geht es Hilfs- oder Umweltorganisation darum, durch Medienresonanz die Bevölkerung für soziale oder umweltbezogene Ziele zu mobilisieren (vgl. Röttger 1997).

Ein weiterer Sachverhalt betrifft die zentrale Bedeutung von Leitmedien im Prozess der Relevanzzuweisung im Mediensystem. Die Umweltbeobachtung der Medien schliesst die wechselseitige Orientierung der Medien aneinander (Inter-Media-Agenda-Setting) ein (Noelle-Neumann/Mathes 1987: 402). Wobei sich in einem Mediensystem einige spezifische Medien als Leitmedien etablieren können, deren Themenagenda vielfach auch von „Folgemedien“ übernommen wird. So zeigt die Forschung, dass in der Schweiz vielfach überregionalen Tageszeitungen und zunehmend dem Fernsehen die Rolle als Leitmedien zukommt (vgl. Kepplinger/Rouwen 2000: 463; Jarren/Vogel 2009).

Derartige Sachverhalte sind weitere Hinweise darauf, dass Nachrichtenwerte nur partiell als Ursache des Beachtungsgrades von Meldungen angesehen werden können. Folglich müssen weitere theoretische Dimensionen nachgezeichnet und vertieft werden, um zu klären, welche ausschlaggebenden Ursachen in Katastrophen die jeweilige Aufmerksamkeit im Mediensystem beeinflussen (vgl. dazu Kap. 6–8).

### **5.4.3 Sensationalismus als Nachrichtenfaktor und Sensationalismus-Vorwürfe**

Was bereits in frühen theoretischen Arbeiten der Nachrichtenforschung hinsichtlich der hohen Publikationswürdigkeit des Aussergewöhnlichen bzw. Sensationellen in den Mediennachrichten auffällt, ist der Umstand, dass Katastrophen, Unglücke, Verbrechen, etc. und somit ganze Berichterstattungsobjekte unter die Kategorie „Sensationalismus“ fallen (vgl. Kap. 5.4.4). Ebenso offensichtlich sind bislang die häufigen Sensationalismus-Vorwürfe an die Adresse der Medien im Rahmen der Katastrophen- und Risikoberichterstattung geworden. Allerdings gibt es auch Studien, die zeigen, dass Sensationalismus in der Katastrophen- und Risikoberichterstattung eine geringere Rolle spielt als gemeinhin angenommen wird (vgl. Friedman 1987; Koth 2009). Für eine möglichst vorurteilsfreie Annäherung an die Erforschung der medialen Katastrophenrealität und an die Dimensionen ihres Wandels sind im Folgenden die Hintergründe und Merkmale kurz zu präzisieren, die Sensationalismus und die Kritik daran ausmachen.

Allgemein werden sensationelle Nachrichten, die das Bild des Negativen, des Unvorhersehbaren, Nichtnormalen oder des Kuriosen widerspiegeln, von nicht sensationellen Medieninhalten wie Politik oder Wirtschaft abgegrenzt. Von diesen letztgenannten „seriösen“ Themenbereichen – auch „Hard-News“ genannt – wird angenommen, dass sie das politische und soziale Wissen stärken und für die Informiertheit der Bürger essentiell sind und demnach dem Interesse des Gemeinwesens dienen (siehe u. a. Tuchman 1973/74; Hofstetter/Dozier David M. 1986; Habermas 1992; Bernhard/Scharf 2008).

Eine Vielzahl dichotomer Abgrenzungsversuche sind über die Jahre entwickelt worden, um dieser Trennlinie zwischen sensationellen und sachgemässen bzw. „seriösen“ Nachrichten Ausdruck zu verleihen. Diese beinhalten etwa Information versus Unterhaltung, Infotainment versus Edutainment, Human Interest versus öffentliche Angelegenheit, Soft-News versus Hard-News (Grabe/Zhou/Brooke 2001: 2).

Soft-News-Themen im Gegensatz zu Hard-News stehen für Nachrichten, die nicht unmittelbare Auswirkungen auf das Leben der RezipientInnen (LeserInnen, HörerInnen oder ZuschauerInnen) haben, bzw. im Bereiche gesellschaftlicher Relevanz liegen können, jedoch eher unterhaltenden Charakter aufweisen<sup>150</sup>. Insbesondere gehören dazu Themen der Alltagswelt wie Berichte über einfache Leute, Sensationsmeldungen, Verbrechen, Sex und Erotik, Sportmeldungen, Stars oder Tiergeschichten, etc. (vgl. Bernhard/Scharf 2008). Fretwurst (2008: 130) spricht im Sinne der exklusiv individuellen Wichtigkeit solcher Nachrichten auch von „Zerstreuungsthemen“.

Ähnlich wird Sensationalismus in der wissenschaftlichen Literatur vor allem seit den 1960er Jahren in Bezug auf seine Auswirkungen auf die menschliche Wahrnehmung thematisiert. Allgemein wird davon ausgegangen, dass sensationelle Medieninhalte wie Katastrophen die Sinnesempfindungen und Emotionen der RezipientInnen provozieren. Mott (1962: 442) beispielsweise verweist auf die ungesunden emotionalen Reaktionen, die ausgelöst werden. Detaillierten Berichten über Katastrophen, Kriminalität, Sexskandale sowie Ungeheuerlichkeiten weist er entsprechende krankmachende Attribute zu. Tannebaum und Lynch (1960) beurteilen die Wirkung von sensationalistischen Medieninhalten als schockierend und aufregend für das moralische und ästhetische Empfindungsvermögen (zit. n. Grabe/Zhou/Brooke 2001: 637)<sup>151</sup>. Bei der Bestimmung des Sensationellen stehen dabei typischerweise die besonders starken Gefühlserregungen im Zentrum. Was hierbei die Bestimmung typisch journalistischer Sensation ausmacht, ist eine spezifische Ereignisqualität, die nur aufgrund einer spezifischen Wahrnehmungsqualität zustande kommen kann (vgl. Dulinski 2003: 71–72).

Eine andere Sichtweise auf Sensationalismus und die beobachtete Zunahme in den Nachrichten brachte Ryu (1982) im Zusammenhang mit kommerziellen Hintergedanken der Medien ins Spiel. Seiner Argumentation gemäss werden dramatisierende und schockierende Elemente in den Fernsehnachrichten gezielt eingesetzt, um den Zuschauer emotional abzuholen und durch Aufmerksamkeitsbindung ökonomisch Erfolg zu haben. In seiner Studie zählen dazu Themengebiete wie Naturkatastrophen, Verbrechen, Gewalt, Unfälle, Brände, aber auch schockierende und seltsame lokale Geschichten. Das heisst: Sensationen werden in diesem Sinne zu einem Marketinginstrument, weil solche Informationsangebote mit hohem Aktivierungsgrad als massenattraktiv eingestuft werden.

<sup>150</sup> Es ist darauf hinzuweisen, dass in der Literatur die Auflistung von Themen, die zu den Soft-News zählen, sehr unterschiedlich ausfällt. Das gilt ebenso in Bezug auf die Definition des Begriffes Sensationalismus. Dazu bemerkten bereits 1960 Tannebaum/Lynch (1960: 382) „[...] there are almost as many definitions of sensationalism as there are definers“. Als gemeinsames Merkmal aufgelisteter Typen von Soft-News-Themen lässt sich gewöhnlich die interressensbedingte, individuelle Relevanz der Beachtung solcher Nachrichten erkennen. Gemessen an gesellschaftlich relevanten Informationen, die immer auch die Politik betreffen und ausschlaggebend sind für demokratische Entscheidungsfindungen, Wahlentscheidungen, Problemlösungsverfahren etc., spielt folglich die menschliche Note (Human Touch) bei Soft-News sehr stark hinein.

<sup>151</sup> In der Sensationalismus-Debatte gibt es auch Wissenschaftler, die dafür plädieren, dramatische oder sensationelle Medieninhalte nicht per se mit niedriger journalistischer Qualität gleichzusetzen. Themen, die Emotionen der Medienkonsumierenden ansprechen, können trotzdem inhaltlich von hoher Qualität sein, reich an Hintergrundinformationen (vgl. dazu Hofstetter/Dozier David M. (1986); Costera Meijer (2003)) oder mittels dramatischer Überschriften für Entwicklungen sensibilisieren, die sich ins Schlechte gewendet haben (vgl. Brosius/Breineker/Frank (1991)) oder breitere Bevölkerungskreise für sonst weniger populäre Hard-News-Themen erreichen (vgl. Wang/Cohen (2009)).

Nicht nur in der Beurteilung der aktuellen Risiko- und Katastrophenberichterstattung (vgl. Lehmkuhl 2006: 118), sondern auch hinsichtlich jüngerer Medienentwicklungen mit starker Ausrichtung an Marktprinzipien stehen eine ausgeprägte „Sensationslüsternheit“ und der Profitgedanke als Antrieb für einen zunehmenden Sensationsjournalismus vielfach im Mittelpunkt der Diskussion und zugleich der Medienkritik. Dieser ursächliche Zusammenhang wird zwar oft allgemein konstatiert oder an Einzelfallbeispielen illustriert, aber nur selten in einer systematischen Art und Weise empirisch untermauert (kritisch dazu: Dulinski 2003: 79).

Ein wichtiger Aspekt von Sensationalismus-Diagnosen ist folglich die normative Färbung des Begriffes. Normativ werden sensationalistische Medieninhalte, d. h. Nachrichten „minderer Qualität“, die im evolutionären Wandel des Mediensystems im 20. Jahrhundert erkennbar an Stellenwert gewinnen, als eine Bedrohung der demokratie-politischen Funktion betrachtet, die Medien für die Gesellschaft erfüllen (vgl. z. B.: McManus 1994; Imhof et al. 2005; Donsbach/Büttner 2005; Wang/Cohen 2009). Wie empirische Befunde zeigen, bringt der Medienwandel eine tendenzielle Abkehr von substanziellen Nachrichten (Hard-News) mit sich (siehe u. a. Donsbach/Büttner 2005; Bernhard/Scharf 2008; Wang/Cohen 2009). Sensationalismus, Emotionalität und Negativismus sind nach Ansicht diverser Kritiker wichtige Indizien für diese Entwicklung. Dimensionen dieser Dynamik äussern sich in den Inhalten, im Stil und der Aufmachung der Berichterstattung.

Wie angedeutet, positioniert die Sensations- und Boulevardpresse, die im Jahr 1833 mit "The New York Sun"<sup>152</sup> bereits eingeführt wurde, ihren Journalismus mit diesen Kriterien in der Medienlandschaft. In ihrem Ursprung war die Boulevardpresse apolitisch sowohl in Bezug auf die Inhalte als auch in ihrer Gesinnung. Was von Beginn weg ihren Erfolg ausmachte, war die inhaltliche Fokussierung auf sensationelle und dramatische Inhalte. Bereits damals hat dieses Zeitungsgenre für die unteren sozialen Schichten und in Orientierung an deren Interessen eine sensationalistische Aufmachung gepflegt, Human-Interest-Themen wie Katastrophen, Unglücke, Verbrechen, etc. in den Mittelpunkt gestellt und in unterhaltender Form aufbereitet. Hervorgehoben wird in diesem Medientyp, was sich zum Ansprechen von Emotionen eignet. Grosse Überschriften und viele Bilder prägen die Boulevardblätter. Im Unterschied dazu berichtet der Zeitungstyp Qualitätspresse signifikant häufiger über Politik und Wirtschaft (vgl. Francke 1985).

Vergegenwärtigt man sich historische und aktuelle Katastrophenszenarien, so darf man entscheidende Aspekte der Berichterstattung nicht übersehen – die des Informationswertes und des Orientierungswissens für die Bevölkerung<sup>153</sup>. Kriterien also, die für Hard-News gelten und gewöhnlich bei Ereignissen und Themen aus Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft zum Tragen kommen. Was demnach einer Katastrophe einen Nachrichtenwert verleiht, ergibt sich zunächst aufgrund von Merkmalen wie dem direkten Ausmass bezüglich der Tragweite, der Betroffenheit, der geografischen oder kulturellen Nähe zum Publikum sowie der Reichweite (d. h., welche Folgen das Ereignis für die Bevölkerung oder Teile davon hat) und nicht in erster Linie aufgrund des Sensationswertes (bei dem es um Menschen, Emotionen, Aussergewöhnliches geht).

Aus Sicht der journalistischen Selektionspraxis von Ereignissen als potenzielle Nachrichten zeigt Tuchmans (1973/74) Studie deutlich, dass im Bereiche tagesaktueller Berichterstattung das Aussergewöhnliche, d. h. plötzlich auftretende Ereignisse wie Naturkatastrophen, Verbrechen oder Unfälle, zu den „Hard-News“ oder zu einer Unterkategorie davon – den so genannten „Spot News“ – zählen. Nur weil sie plötzlich bzw. unvorhergesehen auftreten und daher die Abweichung von der Normalität

<sup>152</sup> Benjamin Day, der 1833 mit der "The New York Sun" die erste Boulevardzeitung auf den Markt brachte, entdeckte, dass er die Leserschaft erweitern konnte, wenn er den Preis auf einen "Penny" senkte und das Blatt auf der Strasse (Boulevard) verkaufte. Die meisten anderen Zeitungen kosteten nämlich sechs Mal mehr und waren nur als Abonnements-Zeitungen zu haben. Um ein breiteres Publikum anzusprechen, verwendete "The New York Sun" eine einfachen, direkten Stil, eine lebendige Sprache und Human-Interest-Themen – Themen, die schon damals die Arbeiterklasse interessierte (ausführlich dazu: vgl. Francke (1985)).

<sup>153</sup> Vgl. zum Stellenwert dieser zentralen Nachrichtenfaktoren in der journalistischen Auswahlentscheidung von Nachrichten: Weischenberg (2001: 26–28).

beinhalten, grenzen sie sich schon allein durch ihren zeitlichen Verlauf von anderen Nachrichten ab, die für die Informiertheit der Bürger als relevant gelten oder für Menschen interessant sind (vgl. Tuchman 1973/74: 113–115). Spot News gewinnen folglich ihre Bedeutung dadurch, dass das Geschehen konkret und möglichst rasch zu vermitteln ist. Hier liegen auch die Besonderheiten einer Katastrophe im Journalismus: Sie kann jederzeit ein Problem von öffentlichem Belang werden. In der Masse, wie das Geschehen in den Medien thematisiert wird, was generell zu den demokratischen Aufgaben der Medien zu rechnen ist, fließen schliesslich Bilder ihrer Darstellungen als eine Form öffentlicher Angelegenheiten in unsere Vorstellung ein. Daher ist es für eine wissenschaftliche Betrachtung ratsam, sich beim Gegenstand Katastrophe zunächst auf den Hard-News-Aspekt zu konzentrieren. Auf diesem Weg kann die scheinbare Ferne zur Politik bzw. ein Verständnis für das, was das politische oder unpolitische, sensationelle an der Katastrophenberichterstattung ausmacht, überhaupt umschrieben werden.

#### **5.4.4 Katastrophenberichterstattung und Sensationalismus als Kritik, Definitions- und Messproblem**

Wenn das Konzept des Sensationalismus ganz allgemein den Boulevardjournalismus auszeichnet, haftet der Berichterstattung über Katastrophen – auch historisch gesehen und zudem bereits in der frühen Nachrichtenwert-Theoriebildung angelegt – diese Verbindung zum Sensationalismus an. Vor diesem Hintergrund und im Hinblick auf die journalistische Publizität für Katastrophen ist daher die Gefahr einer undifferenzierten Einordnung und Verurteilung als "Sensationsmache" durchaus gross. Von daher ist in einer kritisch-distanzierten Annäherung genauer zu prüfen, was Sensationalismus ausmacht und was die Aussagekraft von Befunden dazu hergibt.

Wie etwa Görke (1999) oder Lehmkuhl (2006) bestätigen, werden diesbezüglich Ausdrücke wie Sensationalismus oder Negativismus immer wieder als Manko medialer Berichterstattung über Risiken oder Katastrophen vorgebracht. Vor allem Lehmkuhl (2006) hat sich bemüht zu zeigen, dass solche Ausdrücke die Berichterstattung nicht angemessen beschreiben und gleichwohl immer wieder als Vorwurf an die Risikowahrnehmung in der medialen Wirklichkeitskonstruktion vorgebracht werden. Insbesondere bei Gefährdungslagen oder bei Chancen und Risiken moderner Technologien greift der Begriff Sensationalisierung mit Sicherheit zu kurz (Lehmkuhl 2006: 118). Zudem ist nicht allein die mediale Dynamik für das Zustandekommen der Wahrnehmung von Risikowelten verantwortlich. Entsprechend muss gemäss Lehmkuhl (2006: 118) die Aussage, es handle sich um Sensationalisierung, zumindest der kritischen Prüfung unterzogen werden, „ob denn die Medien tatsächlich die richtigen Adressaten dieses Vorwurfes sind.“

Obwohl rund um das Phänomen der Sensationalisierung heftige Diskussionen entstanden sind, ist in der Wissenschaft selbst weit weniger klar, was damit gemeint ist oder auf was diesbezügliche Beobachtungen beruhen bzw. wie überhaupt die objektive Messung von Sensationalismus vorzunehmen ist. Dazu gehört auch, dass bislang eine klare oder vollständige Definition fehlt (vgl. Görke 1999: 97–104; Grabe/Zhou/Brooke 2001).

Während folglich eine reichhaltige Fülle an Studien aus der Medien- und Risikoforschung die Fixierung auf den Negativismus oder hochsensationelle Nachrichten wie Katastrophen immer wieder beklagt, erklärt in deutlicher Abgrenzung dazu der bereits vorgestellte evolutionsbiologische Ansatz von Shoemaker (2006) solche negativen Reize wie Naturkatastrophen oder Krisen in der Berichterstattung als der sozialen und kulturellen Selbsterhaltung dienend. Katastrophen und andere aussergewöhnliche Ereignisse indizieren demzufolge ein Bedrohungspotenzial, dem sich unsere Aufmerksamkeit reflexartig erhöht zuwendet, um die eigene Sicherheit zu gewährleisten. Dieser Appell an quasi anthropologische Konstanten greift demnach auch bei der massenmedialen Gefahrensituation. Wobei in der Literatur durchaus unterschiedliche Erklärungsansätze den Schluss nahelegen, dass in uns eine

menschliche Prädisposition für das Sensationelle bzw. Sensationsgier steckt. Gemeint sind damit Zuwendungsmotive zu Themen, die aus den menschlichen Existenzbedingungen wie Geburt, Sexualität oder Tod resultieren und zusätzliche Emotionen bewirken<sup>154</sup> (vgl. Dulinski 2003: 284–290). Dazu bestätigen auch die Befunde von Soroka und McAdams (2010), dass Menschen auf negative Informationen stärkere Reaktionen zeigen als dies etwa bei positiven der Fall ist. Negative Nachrichten sind unbestritten Informationen, die Menschen gebrauchen können, die ihnen ebenso einen Nutzen bringen oder sie vor Schaden bewahren können. Ins Auge zu fassen ist also auch der Informations- und Wissenswert oder Orientierungswert solcher Berichterstattung.

Von diesem Kerngedanken der Nützlichkeit medialer Thematisierung von Gefahren, die unser Leben unmittelbar bedrohen aus gesehen, geht für die Gesellschaft eine ganze Reihe von Vorzügen mit den technischen Verbreitungsmedien einher. Die Vorteile begrenzen sich nicht allein auf die distribuierten Medienangebote zu Katastrophen. So leisten die Massenmedien jeweils unterschiedlichste Beiträge, um den Gefahren zu begegnen, sei es in Bezug auf die Organisation von Frühwarnung, Alarmierung, Rettung und Hilfe oder in der Bewältigung und Vorsorge solcher Problemlagen.

Weil sich aber, wie dargestellt, bereits in den Anfängen der Theoriebildung und historischen Erforschung der Medienrealität die Vorstellung etabliert hatte, Sensationalismus sei generell an Katastrophen dingfest zu machen, dürfte die weitere Orientierung daran möglicherweise bis in unsere Tage hinein wirken. Dementsprechend lassen sich diffuse Vorurteile gegenüber der Katastrophen- und Risikoberichterstattung der Medien ausmachen, wenn rein thematisch Katastrophen mit Sensationalismus und damit per se mit "nur" die Emotionen ansprechend und mit schlechtem Journalismus gleichgesetzt werden.

Hinweise, dass die Forschung diesbezüglich Verzerrung hervorbringt – insbesondere was die jüngere empirische Analyse der Katastrophen- und Risikoberichterstattung betrifft – sind jedenfalls nicht zu übersehen. Bereits anhand der folgenden Definition von Hofstetter und Dozier (1986) lassen sich die Kontextbedingungen erahnen, unter denen Sensationalismuskritik an die Medien ihren Ausgangspunkt nehmen können. Sensationalismus setzt sich ihrer Definition gemäss aus den folgenden zwei Komponenten zusammen: „First, sensational news is coverage of unexpected events. Second, these events have some inherent entertainment value“ (Hofstetter/Dozier David M. 1986: 816). Eine solche Definition ist kaum geeignet, klare empirische Belege für Sensationalismus ins Feld zu führen. Denn ob sich ein Unterhaltungserleben bei der Rezeption einstellt, hängt von der subjektiven Konstitution und den Erwartungen des jeweiligen Individuums ab, die schwer zu generalisieren sind (vgl. Früh 2002). So gesehen ist kaum zu erkennen, welche denkbaren Ereignisdarstellungen nicht auch als sensationalistisch zu verorten wären.

Wie bereits schon Wilke (1984: 127) zur bevorzugten Behandlung des Sensationellen in den Medien betont hat, handelt es sich um ein subjektives Phänomen und kein objektives. Mit Bezug auf Tannenbaum und Lynch (1960) führt er zudem an, dass Sensationalismus nicht dem Inhalt innewohne, sondern im Urteil des Betrachtenden zustande komme und als Reaktion auf eine Meldung und als Teil der Bedeutung, die diese für ihn habe. Folglich realisiert sich die durch Medien hervorgerufene Sensation im Sinne der geläufigen Bedeutung von „aufsehenerregendes Ereignis“ stets in dieser Wechselbeziehung zwischen Publikum und Ereignis (Dulinski 2003: 65).

Angesichts dieser Ausgangslage müsste genau genommen die Erforschung von Sensationalismus vornehmlich am Rezipienten ansetzen. Das schliesst auch den Kommunikator und seine Intention bei der Gestaltung mit ein. Für eine Untersuchung von Naturkatastrophen in der Medienrealität im Verlaufe der Zeit lassen sich unter diesen Voraussetzungen aus mediengeschichtlicher Perspektive aller-

---

<sup>154</sup> Zu den in der Literatur vorfindbaren Erklärungsansätzen, welche den menschlichen Hang zu Sensationen plausibilisieren, siehe: Dulinski (2003: 284–290).

dings kaum Aussagen über Sensationalismus machen. Durchaus gängig ist es in der Forschung deshalb, Typen von behandelten Medieninhalten wie Kriminalität, Katastrophen, Unglücke, Sexskandale, Ungeheuerlichkeiten relativ unreflektiert dem Sensationalismus zuzuweisen. Es handelt sich bei diesen "objektiven Kriterien" folglich um erfasste Ereignisqualitäten in den Nachrichtenangeboten, so dass diese Art der kategorialen Bestimmung typischer sensationeller Inhalts sich auch auf die Auseinandersetzungen bezüglich der medialen Sensationalisierung niederschlägt. Dazu ist zu vermerken, dass dadurch die medialen Leistungen und Defizite des erforschten Medienbildes von Katastrophen älteren und neueren Datums ausschlaggebend beeinflusst sind.

Da es sich hierbei um eine auf Inhalte bezogene Konzeption handelt, kann dies in Analysen der Berichterstattungsstruktur die weittragende Folge haben, Katastrophen- oder ähnlich Risikoberichterstattung rein aufgrund ihres vermeintlichen Sensationsgehaltes als Sensationsmeldungen herunterzustufen. Abgesehen von dieser wenig überzeugenden Einheitsperspektive für bestimmte negative Vorkommnisse macht dies Medien, die über Katastrophen berichten, schon generell der Sensationalisierung verdächtig. Ähnliches trifft für die Berichterstattung über Risikothemen im Allgemeinen als auch bezogen auf Wissenschaftsthemen zu. Eine vorurteilsfreie Annäherung an den Forschungsgegenstand Katastrophen- und Risikoberichterstattung fällt wohl dadurch nicht immer leicht.

Ferner hat bereits Wilke (1984: 127) in seiner historischen Zeitungsstudie zur Nachrichtenauswahl über vier Jahrhunderte festgestellt, dass es je nach Zuschnitt der Kategorie „Sensation“ erhebliche Unterschiede in den Forschungsbefunden geben könne. So weisen seine Erkenntnisse auf der Basis eines sehr "eng" gefassten Begriffs von Sensationalismus auf ein randständiges Phänomen in früheren Zeitungen hin (vgl. Tabelle 4). Im Sinne seines Sensationsbegriffes sind folglich Unfälle, Unglücke, Katastrophen und Naturerscheinungen, Kuriositäten etc. dazu rubriziert worden.

**Tabelle 4: Vergleich des Nachrichtenwerts "Sensation" in der Struktur der Medienrealität (1622–1906) nach Anzahl der Nachrichten**

Jahr	1910	1674	1736	1796	1856	1906
Sensation	1%	3%	6%	1%	3%	10%
Anzahl Nachrichten	4	12	31	7	37	122

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf historischen Befunden von Wilke (1984: 125).

Dagegen weist Nordin (1979) in seiner historischen Inhaltsanalyse nach, dass Sensationalismus schon vor dem Aufkommen der Penny Press des 19. Jahrhunderts einen festen Bestandteil in der Zeitungsberichterstattung bildete. Allerdings hat er gemäss Wilke (1984: 128), „nonviolent human interest stories“ und „stories of violence“ (d. h. Nachrichten über Kriegsführung, soziale Unruhen und Kriminalität) unter Sensationen kategorisiert. Dergleichen sind bei Wilkes Studie unter anderen Kategorien erfasst worden. Allerdings geben beide Studien, die inhaltlicher Natur sind, die Folgeträchtigkeit zu erkennen, wenn per se negative, alarmierende Items dem Sensationalismus zugeschlagen werden.

Wiederum einen anderen Eindruck zur Entwicklung von Sensationalismus hinterlässt eine historische Zeitungsanalyse mit Fokus auf sensationelle Nachrichten im Zeitraum zwischen 1700 und 2001 von Davis und McLeod (2003). Sie untersuchten dazu Frontseiten von Zeitungen aus acht Ländern. Wie ihre Resultate in Bezug auf Frequenz und Umfang von Sensationsmeldungen zeigen, sind in den acht untersuchten Kulturen die Hauptthemen der Meldungen in den letzten 300 Jahren relativ stabil geblieben. Dies lässt sie vermuten, dass Inhalte von Sensationen, die thematisch hauptsächlich Unfälle, Tod, Mord, Raub, Vandalismus, Reputation, Heldentum/Altruismus etc. betreffen, nicht sozial konstruiert sind. Weil diese hingegen evolutionspsychologisch gesehen thematisch jene menschlichen Universalien im Sinne der erhöhten Reproduktionstüchtigkeit durch Umweltpassung ansprechen, bleibt die hohe Aufmerksamkeit dafür gemäss ihren Befunden unverändert.



Spezifisch bezogen auf die Berichterstattung über Risiken stellt eine weitere Studie deutliche quantitative Unterschiede im Sensationsgehalt in Abhängigkeit von der Nähe zu den Betroffenen fest. Weniger sensationistisch und mit höherer Qualität würde über Risiken berichtet, welche die eigene lokale Gemeinschaft betreffen, als wenn Menschen irgendwo und ausserhalb der Gemeinde zu den Betroffenen gehören (vgl. Griffin/Dunwoody/and C. Gehrman 1995).

Wie der Anspruch, Sensationalismus "objektiv" zu messen, zu erkennen gibt, spielt es in der empirischen Umsetzung insofern eine Rolle, wie beispielsweise Sensationalismus definiert und die Operationalisierung des Begriffs vorgenommen wird, ob das Gesamt der Nachrichten oder nur bestimmte Risikothemen einbezogen sind etc. Zudem offenbart die Sensationalismus-Forschung, dass sich in der Wissenschaft ein Untersuchungskonzept etabliert hat, das bis in die 1990er Jahre vor allem die Inhalte misst.

Die formalen Dimensionen von Sensationalismus hingegen wurden nahezu ignoriert (vgl. Grabe/Zhou/Brooke 2001; Wang/Cohen 2009: 129). So sind es nicht nur die fehlenden Sensationalismus-Definitionen, sondern auch undifferenzierte Kriterien oder ideologisch geprägte Systematisierungsversuche in der Wissenschaft, die das Bild der Sensationalismusforschung generell prägen. Dies kann den Medien zum Verhängnis werden. Summa summarum lautet nämlich die vergleichbare Einschätzung von Dunwoody/Peters (1992: 204) oder Görke Görke (1999: 103), dass aufgrund solcher Mängel mehr über höchst subjektive, ideologische Anschauungen jener zu erfahren ist, die Sensationalismus-Vorwürfe erheben, als über die Medienberichterstattung per se.

#### 5.4.5 Aspekte und Techniken der Sensationalisierung

Erst die neuere Forschung setzt sich differenzierter mit Sensationalismus auseinander. Spätestens mit der rapiden Entwicklung eines am Markt orientierten Mediensystems und der digitalen Kommunikation seit den 1990er Jahren werden im Fernsehen, aber auch in der Zeitungsbranche Stilformen erkennbar, die im Kampf um Aufmerksamkeit der RezipientInnen mit aufmerksamkeitssteigernden Effekten das Publikum anzusprechen versuchen. Wie im Boulevardjournalismus gewinnen in einem Neugestaltungsprozess gerade auch bei Printzeitungen das Layout, die Schlagzeilen, das Bildmaterial oder die Verwendung von Farbe an Bedeutung<sup>155</sup>.

Gorney (1992: 458) stellt beispielsweise in ihrer Definition von Sensationalismus auf die emotionalisierenden Effekte ab, die JournalistInnen beim Publikum gezielt zu evozieren versuchen. Der Gebrauch von „words, images, sounds, associations and emphases that would tend to evoke an emotional response – particularly fear – at the expense of reason or understanding“, sind Indikatoren für Sensationalismus. Folgt man Gorneys (1992) Befunden der Analyse der Tschernobyl-Berichterstattung, findet man Belege für Sensationalismus, doch stellt sie letztlich ihre eigene Studie in Frage: „Until audience response is measured in conjunction with content analysis, no definition can be reached about sensationalism in news coverage“ (Gorney 1992: 464; Görke 1999: 101).

Slattery und Hakanen (1994) entdeckten in ihrer Studie, dass auch Hard-News in sensationistischer Form im Fernsehen aufgemacht werden. Dieses Phänomen bezeichnen sie als „embedding sensationalism“. Für sie stellt sich aufgrund dieser Befunde die Dichotomisierung des Sensationalismus-Konzeptes (z. B. Information versus Unterhaltung) in Frage. Insofern die geschilderte Tendenz Hinweise

<sup>155</sup> In diese Richtung verweist eine Befragung der Chefredakteure aller deutschen Tageszeitungen. Gemäss Möllmann (1996: 340–342) gaben knapp 94 Prozent der Befragten an, dass ihre Zeitung in letzter Zeit das äussere Erscheinungsbild oder das inhaltliche Konzept verändert hätten. Unter den konkreten Veränderungen wurden u. a. mehr Fotos und Farbe, kürzere Texte, die personalisierte Darstellung von Themen oder die Erhöhung des Anteils „Vermischte Meldungen“ aufgeführt.

In Bezug auf das Themenspektrum lässt sich die Entwicklung von Zeitungen seit den 1980er Jahren bis 2008 auf den Nenner „Weniger Politik – mehr Soft-News“ bringen (dazu ausführlich: Bernhard/Scharf (2008)).

an eine Annäherung an die Boulevardmedien liefert, widerspiegelt sich darin die Reflexion von Sensationalismus (vgl. Sparks/Tulloch 2000; Grabe/Zhou/Brooke 2001).

Zuzustimmen ist Chalabys (1998) Vorschlag, eine analytische Trennung vorzunehmen zwischen Sensationsthemen als Inhaltskategorie und als journalistische diskursive Strategie: „Sensationalism refers in this case to the nature of consideration made by editors during the process of news selection and to the set of discursive practice journalists employ to write a story“ (Chalaby 1998: 149). Zu diesen formalen Aufbereitungstechniken zählen z. B. Schreibstil, Storyperspektive, Wortwahl, Hervorhebung gewisser Elemente der Erzählung etc. und weitere Dramatisierungstechniken im Journalismus. Sobald diese Unterscheidung berücksichtigt werde, könne die frühe Massenpresse nur in sehr begrenzter Weise als Sensationspresse bezeichnet werden, weil diese Techniken weder verbreitet waren noch notwendig gewesen wären (vgl. Bonfadelli/Meier/Trappel 2006).

Grabe, Zhou und Bernett (2001) appellieren zum einen für eine vergleichende Perspektive auf Sensationalismus. Zum anderen halten auch sie dazu an, sensationistische Elemente nicht mehr bloss auf eine bestimmte intrinsische Qualität von Themenbereichen zu reduzieren. Sie heben vor allem auch die formalen Merkmale für Sensationalismus hervor. Aus einem inhaltsanalytischen Vergleich zwischen Nachrichtenmagazinen und Tabloid-Formaten offenbart das boulevardisierte TV-Magazin eine signifikant höhere Frequenz beim Zoomeinsatz, dramatischen Soundeffekten und weiteren technischen Spielereien. Auch in Bezug auf die Inhalte stellen sie fest, dass das seriöse Format signifikant mehr über Politik und Wirtschaft und weniger über Verbrechen, Skandale und Stars berichtete (vgl. Grabe/Zhou/Brooke 2001: 645–651).

An diesem Punkt knüpfen Wang und Cohen (2009) mit ihrer Untersuchung an. Sie stellen sich die Frage, welche Faktoren die Wahrnehmung von Sensationalismus auf Seiten des Fernsehpublikums beeinflussen. Ihre Befunde liefern Hinweise darauf, dass formale Merkmale des Beitrages (Ton, Bilder und Nachrichtenaufbereitung) sowie Motive der Zuwendung als auch demografische Merkmale eine Rolle spielen. Informationsorientierte, ältere und höher Gebildete beurteilen die Fernsehnachrichten tendenziell als sensationistischer (Wang/Cohen 2009: 125). Im Vergleich zu anderen Themen erwies sich bei der Rezeption "Klatsch"<sup>156</sup> ("gossip") als das attraktivste Sensationsthema und vermochte die Attraktivität von Kriminalität, Katastrophen oder Skandalen zu übertreffen. Wang und Cohen (2009: 126) definieren die Sensationalisierung von Nachrichten „as the displacement of socially significant stories by 'tabloid' news topics and the use of flamboyant production style that overpower substantive information“. Ohne dies so zu benennen, ist argumentativ eng verknüpft mit dieser Definition von Sensationalisierung die Boulevardisierungshypothese. Boulevardisierung bzw. "Tabloidization" ist ein Begriff aus der Medienkritik, der erstmals am Anfang der 1990er Jahre in den USA auftauchte und präzise an ähnliche Phänomene anschliesst, wie sie bis jetzt z. T. schon diskutiert wurden. Dieser Ansatz konstatiert hauptsächlich einen zunehmenden Verfall der journalistischen Standards des klassischen Print-Journalismus. Das Wort "Boulevardisierung" an sich nimmt hauptsächlich auf zwei Vorgänge Bezug: die Annäherung der „seriösen Presse“ an die Boulevardpresse und die allgemeine Orientierung am Tabloid-Medium, dem Fernsehen (Hoffmann 2001). Auch sind Stilkomponenten, die Sensationalisierung ausmachen, so Dulinski (2003: 93), weitestgehend deckungsgleich mit jenen des Boulevardformates. Allerdings verweisen Bruck und Stocker (1996: 27), die erstmals in systematischer Form die zentralen Kennzeichen von Boulevardjournalismus herausgearbeitet haben, dass Sensationsjournalismus als eine Extremausprägung des Boulevardformates zu betrachten sei. Die formalpublizistische Technik der Sensationalisierung lässt sich prinzipiell in allen Medienformaten anwenden. Rein vermittlungstechnisch kann die Strategie z. B. im Fernsehen, in der Presse oder im Radio wiederum anders umgesetzt werden. Nach Dulinski (2003: 80) lassen sich folgende fünf Indikatoren für Sensationalisierungsaspekte feststellen:

<sup>156</sup> Es handelt sich um Klatsch-Nachrichten ("gossip") über Celebrities, Prominente oder komische Ereignisse (Wang/Cohen (2009: 125)).

- der Aspekt des Layouts/der Präsentation
- der Aspekt der Verzerrung (Ausschmückung, Übertreibung, Verfälschung)
- der Aspekt der Dekontextualisierung (Hintergrundlosigkeit, Detailbetonung und Spotlight-Charakter des Beitrages)
- der Aspekt der Serialisierung (Ereigniserstreckung)
- der Aspekt des Human Interest (personalisierte Narration)

Auch können diese Techniken zur Sensationsmache in der Berichterstattung themenunabhängig eingesetzt werden. Mit deren Anwendung lassen sich folglich sehr unterschiedliche Ereignisse und Sachverhalte sensationistisch aufbereiten bzw. zu einer Sensation konstruieren (Dulinski 2003: 80). Vor allem mit einer zunehmenden Wettbewerbssituation im Medienmarkt, die u. a. die traditionellen Zeitungen zu spüren bekommen, können solche Strategien Katastrophen eine andere Bedeutsamkeit zuweisen sowohl bezogen auf die Inhaltstypik wie bezüglich der Art und Weise ihrer Präsentation in den Medien.

Bereits Östgaard (1965) hat darauf hingewiesen, dass die Bedeutung des Selektionskriteriums „Sensationalismus“ je nach Medientyp unterschiedlich ausfalle. Gleiche Nachrichtenfaktoren können demnach gattungsspezifisch unterschiedliche Nachrichtenwerte besitzen. Diese Unterschiede in der Prioritätensetzung reflektiert die Tatsache, dass die Zeitungslandschaft wieder differenziert ist. So machen z. B. Strassenverkaufszeitungen oder Gratiszeitungen bestimmte Meldungen grösser oder kleiner auf als Abonnementszeitungen oder Sendeformate im Fernsehen, ohne dass dies auf unterschiedliche politische Grundhaltungen zurückzuführen ist<sup>157</sup>. Würden alle Mediengattungen und Einzelmedien einer Gattung oder eines Sendeformates die Nachrichtenfaktoren gleich gewichten, würden letztlich alle Medien gleich berichten.

Massgebender Filter bei einer ungleichen Gewichtung gleicher Meldungen ist nicht nur die Selektionslogik, sondern auch die Präsentationslogik der Medien, die sich formaler wie inhaltlicher Inszenierungsmöglichkeiten bedient. Insofern erscheint es schon aufgrund der stark unter Sensationalismusverdacht stehenden journalistischen Katastrophen- und Risikokommunikation wichtig, im Rahmen dieser Untersuchung mehr Validität in Bezug auf Fragen zu diesbezüglichen Entwicklungen zu gewinnen. Im Rahmen dieser Untersuchung lassen sich dazu vielversprechende Aussagen machen. Einerseits weil Daten zu historischen Zeitungen erhoben werden, die aus einer gegenwärtigen Perspektive systematische Vergleiche zulassen. Andererseits weil unterschiedliche Kategorien von Zeitungen (z. B. Elitepresse versus Boulevardzeitung) die empirische Beurteilung von Anpassungsunterstellungen an die Boulevardpresse unter ökonomischen Konkurrenzbedingungen formal und inhaltlich erst wirklich gewähren.

Umso wichtiger ist eine vorurteilsfreie Annäherung an die Nachrichtenlogik der Medien. Was sind die Besonderheiten der Katastrophenkommunikation, wie sie Medien prägen? D. h., die mediale Katastrophenberichterstattung soll im grösseren Rahmen einer demokratisch organisierten Gesellschaft und der politischen Bedeutung, was in den Medien für die Öffentlichkeit als Katastrophe erschlossen wird, untersucht werden. Das setzt voraus, sich in einem ersten Schritt von den Nachrichtenfaktoren Sensationalismus, Dramatisierung oder Negativität als prekäre Selektionsreflexe der Medien zu distanzieren und dem Umstand Rechnung zu tragen, dass eine Katastrophe als öffentlich relevantes Problem anderen thematischen Kategorien (sozialen, politischen, umweltspezifischen) zugewiesen werden kann. Entscheidend ist dann nicht in erster Linie, dass Medien sich auf herausragende Ereignisse konzentrieren, sondern vor allem, wie sie darüber berichten. In dieser Lesart gilt es, die Konstruktionslogik und die spezifischen Leistungen der Medien in Bezug auf die medienöffentliche Katastrophenkommunikation im Speziellen und im Zusammenhang mit der politischen Kommunikation insgesamt zu reflektieren.

<sup>157</sup> So stellen Kepplinger und Rouwen (2000: 463) fest: „Der Nachrichtenwert eines Nachrichtenfaktors ist wahrscheinlich keine allgemeingültige Grösse.“

Phänomene, die als zentrale Indikatoren der Kommerzialisierung des Mediensystems gelten und ebenso wie Sensationalisierung, Boulevardisierung, Visualisierung oder Personalisierung zum Erklärungsspektrum gehören, werden in späteren Abschnitten genauer behandelt (vgl. Kap. 10.6–11).

#### **5.4.6 Nachrichtenwert-Theorie aus kommunikationshistographischer und aktueller Sicht – Fazit**

Der Nachrichtenwert-Ansatz hat sich in den letzten Jahrzehnten zwar als eine Grundlage von empirischen Analysen der Berichterstattung etabliert, wenn es darum geht, das tägliche Vorhandensein von Nachrichten zu erklären. Allerdings wird auch an der konstruktivistisch gewendeten Nachrichtenwert-Perspektive vielseitige Kritik laut. Das überrascht nicht weiter, sind doch journalistische Entscheidungen, was als berichterstattungswürdig gilt und wie es dargestellt werden soll, höchst komplexe als auch schnell ablaufende Prozesse. Diesbezüglich erweist sich der Nachrichtenwert-Ansatz als Instrument der adäquaten Erfassung und Erklärung der Selektionslogik der Medien zu unterkomplex. Allerdings muss betont werden, dass es auf die Frage, was die Logik der Nachrichtengebung beeinflusst, in der Forschungsliteratur bislang keine eindeutige Antwort gibt (Archetti 2010: 568). Nicht zu übersehen ist dies auch am sehr heterogenen Bild in der Forschung hinsichtlich der Bedeutung einzelner Nachrichtenfaktoren. Je nach Untersuchungsdesign, den operationalisierten Kategorien als Indikatoren, dem gewählten Untersuchungszeitraum, dem Themenschwerpunkt oder auch den Mediengattungen repräsentieren die Befunde heterogene, z. T. auch sich widersprechende Ergebnisse zum Stellenwert einzelner Nachrichtenfaktoren im Prozess der Nachrichtenauswahl.

Einigkeit besteht in der Kommunikationswissenschaft zumindest dahingehend, dass mit der Nachrichtenwert-Theorie allein nur ein Teil der Varianz von Medieninhalten zu erklären ist. Die Vorstellung, dass Journalismus allgemein nach derselben Funktionslogik operiert, wäre zu pauschal. Zudem ist die Frage nicht gelöst, woher diese Nachrichtenwerte herkommen und wie sich Nachrichtenwerte als mentale Konstrukte journalistischer Auswahlentscheidungen letztlich in ein Produkt mit Nachrichten etwa über Katastrophen, Umweltrisiken etc. niederschlagen.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass die Nachrichtenwert-Theorie journalistische Selektionskriterien als zeitfeste Faktoren bzw. als konstant betrachtet (vgl. Eisenegger 2008: 148–149). Nicht zuletzt verweisen die an Bedeutung gewinnenden Nachrichtenfaktoren wie Visualität oder Human Interest in den Nachrichtenformaten darauf hin, dass sich die Nachrichtenfaktoren augenscheinlich über die Zeit verändern. So dürfte im historischen Vergleich die Publizität für Katastrophen diesbezüglich anderen Selektions- und Darstellungskriterien unterliegen. Die Annahme, dass Selektionskriterien in der Nachrichtenbearbeitung als historisch variable Größen zu modellieren und konzipieren sind, bestätigt u. a. eine Arbeit von Jürgen Wilke (1984) über die Nachrichtenwerte historischer Zeitungen aus vier Jahrhunderten. Der Vergleich der Berichterstattung fördere eine „Diversifikation der Medienrealität“ zutage, erläutert Staab (1990a: 74), „die man systemtheoretisch als Indikator für den Komplexitätszuwachs des gesellschaftlichen Systems und die Ausdifferenzierung von Subsystemen, sozialgeschichtlich als Resultat der Verselbständigung der Gesellschaft gegenüber dem Staat interpretieren kann.“ Dieser Argumentation folgend müssen folglich die Effekte von endogenen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, die Auswirkungen auf die medienöffentliche Kommunikationskultur im Allgemeinen und die Verschränktheit mit der operativen Nachrichtenlogik der Medien im Besonderen im Zusammenhang verstanden werden<sup>158</sup>. Demzufolge lassen sich mediale Selektionslogiken nicht alleine als von Medienschaffenden konzipiertes und gesteuertes Regelsystem verstehen, das vorrangig über die Publizitätschance von Ereignissen und Themen bestimmt.

---

<sup>158</sup> Nicht zuletzt illustriert sich diese Verschränktheit anhand der beobachtbaren transnationalen technologischen Fortschritte und des Aufstiegs kommerzieller Mediensysteme, die klare Konsequenzen für die Inhalte der Katastrophen- und Risikoberichterstattung nach sich ziehen.

Die Kritik des Mediendeterminismus der traditionellen Nachrichtenwert-Perspektive findet mit Verweis u. a. auf grosse Themenkarrieren einzelner Umwelt- und Risikoprobleme seit den 1980er Jahren statt. Die Umwelt- und Risikodebatte ist in ihrem Ursprung auf das erfolgreiche Agenda-Setting extramedialer Akteurskoalitionen zurückzuführen, die im sozialen Wandel Einfluss auf die Selektions- und Interpretationslogiken der Massenmedien gewinnen (vgl. Eisner/Graf/Moser 2003; Eisenegger 2008: 149). Mit Anstrengungen in Form von PR-Bemühungen, die oft mit hohem Ressourcenaufwand betrieben werden, versuchen gesellschaftliche Akteure zunehmend ihre Anliegen zu platzieren (vgl. Russ-Mohl 2008: 134–135)<sup>159</sup>. Die Nachrichtenwert-Perspektive berücksichtigt bestimmte Faktoren, die an anderen Stellen des Nachrichtenflusses einwirken, nicht.

Zu beanstanden an der Nachrichtenwert-Perspektive ist im Weiteren, dass kulturelle Unterschiede als auch Unterschiede in der Informationsselektion und -aufbereitung, die das Mediensystem insgesamt betreffen, die unterschiedlichen Mediengattungen oder die Ebene der Einzelmedien ausgeblendet bleiben (Eisenegger 2008: 149).

Bereits beim Anblick der Katastrophenberichterstattung einer Elitezeitung im Vergleich mit einer Boulevardzeitung sind offensichtliche Unterschiede in der Themenwahl, im Präsentationsstil oder der Bildsprache auszumachen. Je nach Zeitung kann letztlich ein sehr unterschiedlicher Eindruck der Wirklichkeit einer Katastrophe hervorgerufen werden. Besonders Kepplinger (1998; Kepplinger 2001) sieht die Nachrichtenwert-Theorie in starkem Masse von zeitgeschichtlichen, kulturellen als auch situativen Faktoren geprägt. Kurzfristige Veränderungen durch ein Schlüsselereignis erfasse die Theorie nicht. Schlüsselereignissen, die zumeist krisenhaft über die Gesellschaft hereinbrechen, wird ein besonderes Potenzial zugesprochen, neue Problemperspektiven zu etablieren, die für die Selektion und Bewertung beobachtbarer Vorgänge Wirkkraft entfalten. Nach solchen Schlüsselereignissen erscheint die Welt nicht mehr so, wie sie einmal war (vgl. Kap. 8.1–8.4). Ein solches Schlüsselereignis stellen sicherlich die Terrorattacken vom 11. September 2001 dar. Kepplinger plädiert dafür, die Nachrichtenwert-Theorie themenspezifisch anzuwenden, da er sich davon eine erhöhte Erklärungskraft verspricht (vgl. Kepplinger 1998: 26–30; Kepplinger 2001).

Da in dieser Studie historische Presseerzeugnisse aus einer gegenwärtigen Perspektive untersucht werden, ist zudem zu berücksichtigen, dass Nachrichtenfaktoren, die erst im späten 20. Jahrhundert entwickelt worden sind, nicht ohne Weiteres auf die Untersuchung von Phänomenen in der Vergangenheit angewendet werden können. Wilke (1984: 83) weist in seiner Studie darauf hin, dass die reliable Zuordnung wesentlich von einem bestimmten Zeitbewusstsein abhängig ist. Ein solches Zeitbewusstsein ist jedoch für die Vergangenheit nur schwer zu erschliessen. So ergaben sich für die Untersuchung von Nachrichtenfaktoren allenfalls Verlässlichkeitsprobleme. Beispielsweise vor allem bei der Einstufung der Tragweite von Ereignissen, deren Überraschungswert und ihrem positiven oder negativen Wertgehalt. Resultierend aus diesen Mängeln ist die Nachrichtenwert-Theorie um weitere Einflussfaktoren ergänzungsbedürftig. Was bislang nicht geleistet wurde, ist ein verfeinertes Verständnis für das, was in einer Medienorganisation vorgeht, wenn Ereignisse in der Alltagswelt Merkmale des Aussergewöhnlichen signalisieren. Dazu zählen Katastrophen, die bei den Medien nicht nur Interesse auslösen, sondern hochkonditionierte Prozesse, die ebenso in neuerliche Katastrophenwirklichkeiten einfließen.

---

<sup>159</sup> Auch die aktuelle Klimadebatte ist vor diesem Hintergrund als ein Produkt der Deutungs- und Definitionsmacht unterschiedlicher Kräfte in der Gesellschaft zu verstehen.

## 6 Medienrealitäten: Einflussfaktoren in der Nachrichtenproduktion

Aus den bisherigen Erkenntnissen wird klar, dass eine berichtete Katastrophe eine medienspezifische Wirklichkeitskonstruktion darstellt. Den vorab diskutierten Ausführungen zur Nachrichtenwert-Theorie sind jedoch keine Angaben zu den Bedingungen zu entnehmen, unter denen vergleichbare Katastrophen in ein Medienbild transformiert werden. Was diese medienspezifische Wirklichkeit ausmacht und welche weiteren Faktoren ausser den Annahmen der Nachrichtenwert-Theorie generell einen Einfluss auf die journalistische Produktion von Medieninhalten haben, lautet die zentrale Fragestellung dieses Abschnittes. Im Hinblick auf den Vergleich berichteter Realitäten von Katastrophen in der Presse, die mit dem jeweiligen Mediensystem ihrer jeweiligen Zeit verflochten sind, zielt der folgende Absatz darauf ab, Einflusststrukturen von Massenmedien beobachtbar zu machen und quasi durch Beobachtung des Journalismus herauszuarbeiten, welche Kräfte auf ihre Zeilen und Schlagzeilen einwirken (Kap. 6.1–6.6). Im Anschluss an die allgemeinen Überlegungen zur journalistischen Arbeitsweise stehen die Bedingungen der Nachrichtenproduktion in einer Katastrophensituation im Zentrum der Ausführungen (Kap. 7). Diese werden um theoretische Konzepte erweitert, die zur Charakteristik von Journalismus beim Eintritt von herausragenden Katastrophen – sogenannten Schlüsselereignissen – herangezogen werden (Kap. 8). Abschliessend werden aktuelle medienkritische Ansätze und Debatten zur Erscheinung von medialen Themenwellen diskutiert. Auf der Basis dieser Erkenntnisse wird es möglich, differenzierter zu begreifen, was als "Katastrophe" unsere Aufmerksamkeit erheischt. Dies geschieht auf sehr unterschiedliche Weise durch Gesetze – auch im Sinne von Zwängen – medialer Selektions- und Konstruktionsleistungen.

### 6.1 Zur Wahrnehmung von Einflüssen in der Nachrichtenproduktion

Wenn in dieser Untersuchung die Frage interessiert, welches Bild Massenmedien bzw. die Tageszeitungen in der Schweiz von wiederkehrenden Naturkatastrophen zeichnen, dann scheint es sinnvoll und notwendig zugleich, sich den redaktionellen und journalistischen Handlungsweisen und Regeln ihres Tuns bewusst zu werden. Auch wenn beim Zustandekommen der medialen Konstruktion einer Vielzahl und Vielfalt an möglichen komplexen Einflussfaktoren Rechnung zu tragen ist, ist dies ein thematischer Bereich, der bei Inhaltsanalysen gewöhnlich nicht weiter gedeutet wird.

Wie bereits erwähnt, haben Medien wie Presse, Radio, Fernsehen und das Internet eine ganz besondere Bedeutung in modernen Gesellschaften, indem ihre journalistischen Publikationen auf eine medienspezifische Weise aktuelle Ereignisse wie Katastrophen und Themen beobachten und beschreiben. Zudem legt es die These von der „Agenda-Setting“-Funktion der Massenmedien nahe, sie als die wichtigsten Informationsverbreiter zu sehen, die wesentlich vorgeben, welche Themen ins öffentliche Bewusstsein rücken bzw. öffentlich debattiert werden (vgl. McCombs/Shaw 1972; Kiousis/McCombs 2003).

Allerdings erweist sich die Umwelt von Medieninstitutionen im journalistischen Alltag als spezifischer Handlungszusammenhang. Diese Umwelt prägt die journalistische Arbeit in Form von Routinen, Zwängen und Handlungsmöglichkeiten, wie das in anderen Institutionen auch der Fall ist.

Bereits das Mediensystem, hier verstanden als die Gesamtheit der vorhandenen Massenmedien in einem Land, ist von verschiedenen Rahmenbedingungen und Strukturierungsprinzipien beeinflusst (vgl. Weischenberg 1992: 69; Meier 2007: 65–92). Diese sind historisch gewachsen und bestimmen mit deutlich unterschiedlichen Effekten journalistisches Handeln mit und mithin die Art und Weise, wie die gesellschaftliche Realität einer Katastrophe in ein journalistisches Produkt transformiert wird. Verändern sich z. B. die Gesellschaftsordnung und das politische System eines Landes oder die Ei-

gentumsverhältnisse der Medienunternehmen, so wandeln sich das Mediensystem und damit die Arbeitsbedingungen für JournalistInnen (vgl. Meier 2007: 81–82).

Gerade bei der wissenschaftlichen Erörterung und auch Kritik der Risiko- und Katastrophenberichterstattung wird die Tatsache oftmals ausgeblendet, dass Medien Realität nicht an sich darstellen, sondern diese in erster Linie im Einklang mit ihrer Eigenlogik herstellen. Die an die Medien herangetragene Kritik erfolgt demnach aus der Perspektive anderer Funktionssysteme, wo entsprechende Leistungsanforderungen aus dem politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder religiösen Funktionssystem mit entsprechenden Erwartungen an die Medienwirklichkeit herangetragen werden (vgl. Görke 1999). Vor allem weil in modernen demokratischen Staaten durch Medien Öffentlichkeit hergestellt wird, wird Journalismus für die moderne Demokratie als konstitutiv gesehen. Journalismus gilt demzufolge als „Schlüsselberuf“ (Meier 2007: 15), auf dessen Beobachtungen sich moderne Mediengesellschaften verlassen müssen – trotz vielfältiger Kritik und Skepsis.

Problematisch ist diese Kritik insofern, wenn medienspezifische Rahmenbedingungen des Handelns oder auch Zwänge journalistischer Tätigkeit kaum berücksichtigt werden. Rahmenbedingungen und Arbeitsweisen im Journalismus beeinflussen immer auch die gesellschaftlichen Kommunikationsprozesse und deren Qualität. Das Offenlegen der Konstruktionsprinzipien ist deshalb ein wichtiger Beitrag zur kritischen Reflexion journalistischer Katastrophenberichterstattung.

Bereits das oft beklagte Faktum, dass es wichtige und aktuelle Themen und Risiken gibt, die nicht in die Berichterstattung eingehen, obwohl sie Nachrichtenwert haben und für die Öffentlichkeit relevant sind, drängt etwa die Frage auf, warum es zu diesem Ausschluss kommt. Als Beispiel sei die Nanotechnologie genannt. Das Nichtberichten darüber stärkt den unverdienten Ruf, diese neue Technologie sei sicher, obwohl es diesbezüglich in der Wissenschaft viele Indizien für vermutete Risikofaktoren gibt (dazu auch Gottschalk-Mazouz 2008). Ein anderes Beispiel ist die mediale Wahrnehmung und Bewertung von Umweltrisiken in der Schweiz. Rey (1995) kann gemäss einer Gegenüberstellung der Zeitungsberichterstattung in der Deutschschweiz, der Romandie und dem Tessin deutliche inner-schweizerische Differenzen feststellen. Beispielsweise hat in den 1980er Jahren das Waldsterben im deutschsprachigen Raum viel Medienecho ausgelöst, hingegen erreichte "le Waldsterben" in der französischsprachigen Schweiz viel weniger Medienresonanz. Im benachbarten Frankreich ist "le Waldsterben" demgegenüber nichts mehr als ein Fremdwort geblieben. Will man diese offensichtliche Eigenlogik der Konstruktion von journalistischer Wirklichkeit verstehen, muss man sich in einer Art Feinanalyse mit den Erfordernissen journalistischer Arbeit befassen. Pointiert ausgedrückt: In den Worten von Saxer und Mitautoren (1986: 41) geht es darum, eine Vorstellung dafür zu gewinnen, „dass der 'Fluss der Nachrichtenwerte' in eine 'Flusslandschaft' eingebettet ist, von dieser geformt, aber diese auch formend“. Konkret verweisen sie an gleicher Stelle auf jene Kontextbedingungen hin, die „unter oder vor [i. O. hervorgehoben] allen Nachrichtenwerten, welche die journalistisch relevante Gestalt des Ereignisses mindestens in dem Masse prägen wie diese.“

Doch bevor man der Frage nachgeht, nach welchen systemeigenen Regeln auf der Ebene der Medienorganisation schliesslich Beiträge zustande kommen, was bei Zeitungen gedruckte, d. h. also technisch und „meist professionell-organisatorisch vermittelte kommunikative Prozesse sind“ (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 16), gilt es zunächst die entsprechenden Einflussphären transparent zu machen und diese in Beziehung zu einander zu verstehen.

So sind in aller Regel Medienprodukte nicht auf das Handeln eines Autors zurückzuführen. Wer einen Beitrag schreibt, tut dies in einem komplexen System, etwa in einer Redaktion oder einem Team mit entsprechend institutionalisierten Rollen. Es ist schliesslich auch ein Handeln in spezifischen Kommunikationsformen, wo das Anforderungsprofil der Produkte wieder unterschiedlichen Produk-

tions- Distributions-, aber auch Rezeptionsanforderungen unterliegt, die zudem immer auch dem Wandel unterworfen sind (Leonhard et al. 1999).

Wir müssen allerdings im Klaren sein, dass die Erforschung der Einflussvariablen, die auf die Nachrichtenproduktion einwirken, potenziell endlos ist. Darüber hinaus sind die Einflüsse auf den ersten Blick oft unauffällig und vielfach sehr subtil, weil diese Kräfte im journalistischen Alltag teilweise unterhalb der Wahrnehmungsschwelle liegen (vgl. Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994; Hanitzsch 2009). Folglich können sich Einflüsse auf die redaktionelle Bearbeitung einer Katastrophe aus mehreren Rahmenbedingungen speisen, einschliesslich der Persönlichkeit der Medienschaffenden, der redaktionellen Organisation und Zielen des Medienbetriebes sowie den jeweils historisch-kulturellen Rahmenbedingungen des Mediensystems insgesamt. Letzteres ist stets durch seine landesspezifische Geschichte und Entwicklung geprägt (vgl. Künzler 2005b). Das bedeutet, dass „Journalismus nie geschichtslos existiert“ (Meier 2007: 69) und in jedem Fall Gegebenheiten in der Gesellschaft, d. h. gesellschaftlicher, politischer, ideologischer oder ökonomischer Art Prägestärke auf den Risiko- und Katastrophenjournalismus entfalten<sup>160</sup>.

Mittlerweile dokumentiert eine Reihe von Länder-Studien, dass trotz der globalen Dimension gemeinsamer Risiken sowie an deren Folgehaftigkeit orientierten modernen Gesellschaften die Medienkommunikation noch stark durch nationale Differenzierungen gekennzeichnet ist (dazu etwa Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994: 39; Donsbach 2008b; Hanitzsch 2009; Boykoff 2010). An Beispielen wie zum jeweiligen Verlauf oder zu Inhalten der Berichterstattung zu Katastrophen wie Tschernobyl, Tsunami, 9/11, Hurrikan Katrina oder Umweltrisiken wie Waldsterben, Gentechnologie bis zum Klimawandel treten neben zeittypischen auch länderspezifische Eigenheiten sehr deutlich zu Tage (vgl. Görke/Kohring/Ruhrmann 2000, Boykoff/Rajan 2007; Hepp/Krotz 2008; Boykoff 2010; Archetti 2010)<sup>161</sup>. Demnach ist bis heute Journalismus in seiner Kommunikation „national geerdet“ (Görke 2008: 273) und entsprechend verkoppelt mit der Nation und spezifischen Bedingungen der Gesellschaft. Als Grund für die Nationaldifferenzen wird u. a. eine starke Koorientierung zum politischen System angesehen, das seinerseits als Nationalsystem operiert. In Referenz zur Nation und im Rahmen der gesellschaftlichen Bedingungen gilt in den Worten von Scholl/Weischenberg (1998: 207) weiterhin grundsätzlich, „dass der Journalismus bis zu einem gewissen Grade an nationale Normen, nationale Institutionen, nationale Publika und vor allem: nationale Themen gebunden ist.“ Dieser Aspekt drückt sich gleichzeitig in national geprägten Deutungsmustern aus, auf deren Basis in den Medien Geschehnisse von transnationaler und globaler Dimension gedeutet werden (vgl. Hepp/Krotz 2008).

Damit einher geht die Annahme, dass trotz der Vielfalt an unterschiedlichen Medientypen (Print, Radio, Fernsehen, Internet) die redaktionelle Linie jeder Medienorganisation zunächst definiert ist durch die nationale Journalismuskultur, welche grundlegende Vorstellungen mitprägt, was Nachrichten sind und auch was berichtenswert ist (vgl. Shoemaker/Reese 1996; Reese 2001). Aus der Forschung ist zudem bekannt, „dass sich das Rollenverständnis innerhalb der Profession eines Landes ähnelt“ (Donsbach 2008b: 286). Dadurch sind auch in Bezug auf die Medieninhalte grundsätzliche Homogenitäten innerhalb eines Mediensystems auszumachen. Allerdings kann auch die nationale Kultur wieder kulturelle Differenzen hervorbringen. Offensichtlich treten in der Schweiz entlang der Grenze zwischen den deutschsprachigen und lateinischsprachigen Regionen deutliche Unterschiede in der

<sup>160</sup> Nur schon technologische Innovationen wie die Ablösung der Drucktechnik durch digitale Informations- und Kommunikationstechnologien des Zeitungsproduzierens machen ansatzweise sichtbar, wie gesellschaftliche Kontextbedingungen des Mediensystems auf unterschiedlichen Niveaus und mit ungleicher Einflussstärke auf den Prozess der Her- und Bereitstellung von Medienbotschaften Rückwirkungen zeitigen.

<sup>161</sup> Bei internationalen Vergleichen der Berichterstattung von Ereignissen zur gleichen Zeit ist immer schwer abschätzbar, welche der Einflusserebenen die Nachrichtenentscheidung in welcher Wirkungsstärke beeinflusst. Unterschiede in der Berichterstattung können nämlich Folgen sowohl subjektiver, professioneller, organisatorischer und kultureller Einflussfaktoren auf Systemebene sein. Diese verschiedenen Analyseebenen bzw. sozialen Ebenen müssen als ein grundlegendes Problem der komparativen Kommunikationsforschung angesehen werden, wenn es für die Unterschiede in den Befunden die Ursachen zu qualifizieren gilt (dazu u. a. Donsbach (2008b: 281–282).



journalistischen Berufsauffassung hervor (Marr et al. 2001: 136). Schliesslich verweisen vergleichende Analysen auf der Ebene der Medieninhalte auf solche Grenzlinien innerhalb der Schweiz.<sup>162, 163</sup>

Ebenso sind innerhalb einer Journalismuskultur auf der Ebene der einzelnen Medienorganisationen wiederum grösser Unterschiede auszumachen. Einige Zeitungen berichten beispielsweise nur sehr marginal über gewisse Ereignisse und Themen, weil sie diese nicht als berichtenswert betrachten hinsichtlich der Agenda ihre Organisation. Daraus lässt sich ableiten, dass für jede Journalistin wie jeden Journalisten innerhalb einer Medienorganisation verschiedenen Filtermechanismen auf die Selektion von Nachrichten einwirken. Sich daraus ergebende Effekte habe zur Konsequenz, dass Variationen in der Berichterstattung entstehen sowohl entlang von Medienorganisationen, der journalistischen Kultur als auch entlang von Staatsgrenzen (vgl. Reese 2001; Donsbach 2008b).

## 6.2 Theoretische Ansätze und Modelle zu Einflüssen auf Medieninhalte

Um der angesprochenen Komplexität potenzieller Einflusskräfte zu begegnen, die für das Zustandekommen von Medieninhalten von Bedeutung sind, hat die Kommunikator- und Journalismusforschung verschiedenste Versuche unternommen, die unterschiedlichen Einflussphären zu systematisieren. Je nach Ansatz und konkreter Ausgestaltung der theoretischen Gesichtspunkte werden die Einflusskontexte und ihre Bedeutung für die Aussageproduktion im Journalismus unterschiedlich beschrieben. Auf die Variationsbreite der Systematisierung von Einflussphären in der Theorie soll hier nicht im Detail eingegangen werden. Im Folgenden werden lediglich zwei Modelle näher betrachtet, die man zu den "klassischen" zählen darf. Der Erkenntnisgewinn ihrer Beschreibung liegt darin, auf diese Weise die Mikroebenen des journalistischen Alltages mit handelnden Subjekten und ihren Aktivitäten in der Wechselbeziehung mit der organisationalen Natur von Massenmedien sowie mit der Makrostruktur der Gesellschaft in den Blick zu rücken.

Darüber hinaus bringt diese Modellierung in einer wissenschaftlichen Rekonstruktion der Medieninhalte zu Katastrophen den Vorteil, die jeweils situativen Wirklichkeitsbezüge immer auch im Zusammenspiel mit den Einflüssen auf den Journalismus und zu wichtigen historischen Kontextbedingungen des Mediensystems zu reflektieren. Dazu gehören einschliesslich die dynamischen Veränderungen der Gesellschaft und deren Kommunikationsbedingungen mit ihren wesentlichen Folgen und Folgeproblemen.

Erwähnt sei zuerst der viel rezipierte Ansatz von Siegfried Weischenberg (1992: 69). Dessen "Zwiebelmodell", basierend auf der konstruktivistischen Systemtheorie, ist vor allem in der deutschsprachigen Literatur zur Verdeutlichung des Systems Journalismus bekannt. Die hypothetische Annahme des Zwiebelmodells lautet:

*„Normen, Strukturen, Funktionen und Rollen bestimmen in einem Mediensystem, was Journalismus ist, der dann nach diesen Bedingungen und Regeln Wirklichkeitsentwürfe liefert“ (Weischenberg 1992: 69).*

Die vielen Einflussfaktoren auf das Entstehen von Medieninhalten gliedern sich hier quasi hierarchisch in überschaubare vier Ebenen. Die Schalen der Zwiebel repräsentieren die einzelnen Ebenen, die Journalismus prägen. Im Kern sind die JournalistInnen als Akteure der aktuellem Medienkommunikation (Rollenkontext) verortet. Sie sind zwar autonom in ihrer Wirklichkeitskonstruktionen, aber

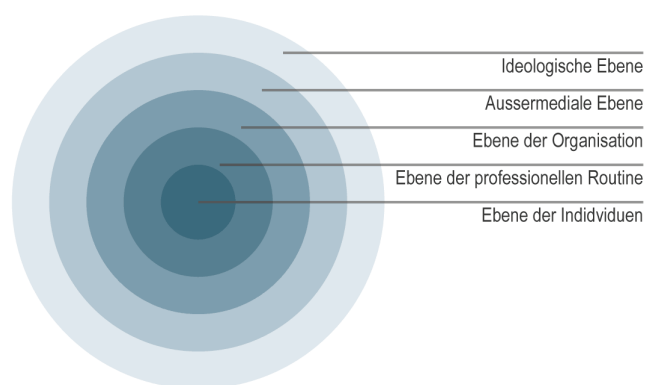
<sup>162</sup> Einblick in solch subtile Einflüsse gibt beispielsweise Rey (1995) zur Umwelt in der öffentlichen Meinung.

<sup>163</sup> Da in dieser Untersuchung nur Deutschschweizer Zeitungen untersucht werden, fällt naheliegenderweise diese kulturelle Einflussgrösse weg.

im System Journalismus von drei weiteren Zwiebelschalen<sup>164</sup> bzw. Einflussphären umklammert. Zunächst folgen die Mediaussagen, produziert unter Leistungs- und Wirkungskontexten wie Informationsquellen, Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen (Funktionskontext)<sup>165</sup>. Diese sind eingebettet in die strukturellen Kontexte der Medieninstitutionen (Strukturzusammenhang). Hierbei handelt es sich um organisatorische, ökonomische, technologische und politische Einflüsse. Die vierte bzw. äusserste Ebene der Einflusskomponenten bilden Mediensysteme (Normenkontext). Letztere verweist auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die historischen und rechtlichen Grundlagen, die kommunikationspolitischen Kontexte sowie die professionellen und ethischen Standards.

Eine auf fünf Dimensionen hin angelegte Einflussstruktur zeigt das "Hierarchy-of-Influences"-Modell von Shoemaker/Reese (1996: 64, 124).

**Abbildung 3: Kontext des Journalismus: Einflüsse auf Medieninhalte**



Eigene Darstellung nach Shoemaker/Reese (1996: 64 Übers. d. Verf.)

Ähnlich wie bei Weischenberg (1992) sind Nachrichten das Produkt von fünf ebenfalls aufeinanderfolgenden Einflüssebenen, wobei jede Ebene die jeweils vorangehende einschliesst. Von der Mikroebene der Individuen ausgehend umfasst der hierarchische Ansatz nach Shoemaker und Reese (1996) folgende Analyseebenen, welche die Medieninhalte beeinflussen:

**Ebene der Individuen:** Individuelle Präferenzen bzw. Einstellungen, Ausbildung und Hintergrund der Medienschaffenden (Sozialisation).

**Ebene der professionellen Routine:** Eine Menge an Grenzen, auferlegt durch die journalistische Routine und Bedingungen der Tätigkeit wie Technik, Zeit, Platz, Normen (Reese 2001: 180).

**Ebene der Organisationen:** Institutionelle und soziale Aspekte wie z. B. die Grundsätze der Medienorganisation oder die Art, wie mit Macht in Redaktionen umgegangen wird.

**Aussermediale Ebene:** Medien als Teil der Gesellschaft sind stets den extramedialen Einflüssen ausgesetzt: Institutionen wie die Regierung, Werbemärkte, Interessengruppen sowie andere Medienorganisationen und -produkte beeinflussen Medieninhalte.

**Ideologische Ebene:** Gewicht von ideologischen und kulturellen Einflüssen der Gesellschaft (Shoemaker/Reese 1996: 222, 223; Reese 2001: 181).

<sup>164</sup> In diesem Zusammenhang spricht Weischenberg (1992) allerdings von Kreisen. Auch die Bezeichnung "Zwiebelmodell" stammt nicht von Weischenberg selbst.

<sup>165</sup> Im Modell von Weischenberg (1992) wird die Rolle des Publikums – also Nutzung und Wirkung des Journalismus – nur als Kontext der Mediaussagen konzipiert. Mit Blick auf die Mediennutzung ist diese Sichtweise verengt, weil etwa das Publikum das Agieren von Medienorganisationen begrenzt. Und weil sich teilweise sowohl die Strukturen von Medieninstitutionen als auch das Rollenverständnis auf das Medienpublikum beziehen, hat Fabris (2004) in Überarbeitung des Zwiebelmodells das Publikum als eigene Ebene konzipiert. In seiner Systematisierung gliedert er das Publikum über der Schale des Organisationskontextes an (vgl. Fabris (2004: 395)).

Die Besonderheiten dieses Modells liegen darin, dass hier einerseits Ideologie<sup>166</sup> als ganzheitliche Struktur und Basis der Gesellschaft und Kultur über all den andern Ebenen angesiedelt wird. Andererseits wird den externen Einflüssen eine eigenständige Einflussebene eingeräumt.

An verschiedenen Stellen taucht die Bedeutung dieser übergeordneten gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten eines Landes im Zusammenhang mit dem Mediensystem wieder auf. Ein differenzierteres Bild dazu vermitteln Ergebnisse aus Ländervergleichen oder transkulturell angelegten Journalismus-Studien. Unterschiede in der journalistischen Kultur treten hierbei deutlich zutage (z. B. vgl. Esser 1998; Esser/Wessler 2002: 7; Hanitzsch 2004). Diese Faktoren wiederum – wie etwa Esser (1998) in seiner vergleichenden Darstellung des englischen und deutschen Journalismus zeigen konnte – hinterlassen beispielsweise Spuren in der Art der Organisation der redaktionellen Arbeit mit schliesslich erkennbaren Variationen journalistischer Tätigkeitsprofile. Woraus sich wiederum andere Gewichtungen sowohl im Berichterstattungsstil als auch in den Inhalten ergeben<sup>167</sup>. Offensichtlich hängen in der Realität die einzelnen Ebenen, die für die Nachrichtenentscheidungen eine Rolle spielen, stark zusammen. Damit die länderspezifischen Eigenschaften des Journalistenberufes zu verstehen sind, die wie das Demokratie- und Öffentlichkeitsverständnis in bestimmten historischen Konstellationen entstanden sind, bedarf es daher einer Erklärung der Geschichte des Landes und des Mediensystems mit seinen journalistischen Normen und wesentlichen Entwicklungsschritten. Diese Analyse wird für die Schweiz an anderer Stelle geleistet (vgl. Kap. 10).

Auch wenn wir eine allgemeine Vorstellung zu beteiligten Einflussphären auf Journalismus gewonnen haben, ist zu erwähnen, dass es durchaus andere Modellierungen gibt. Zudem haben Forschende die Systematisierung nach Weischenberg bzw. Shoemaker und Reese aufgegriffen und weiterentwickelt. Einblick in diese Entwicklungen wie in die Vielfalt der Ansätze mit jeweils abweichenden Verortungen der relevanten Einflussfaktoren je nach Modellierung der Einflussdimensionen gibt eine synoptische Gegenüberstellung von Hanitzsch (2009: 156–157).

Grundsätzlich besteht in allen Ansätzen zumindest Einigkeit über die unterschiedlichen Einflussdimensionen auf die Realität, die Journalismus schafft. Allerdings vermag sich die fünfdimensionale Modellierung der Einflussstruktur wie nach Shoemaker/Reese (1996) deutlicher durchzusetzen.

### **6.3 Einflussfaktoren in der Selbstwahrnehmung von Medienschaffenden**

Es versteht sich von selbst, dass bei den konkreten Nachrichtenentscheidungen praktisch immer Einflussfaktoren aus verschiedenen Einflussebenen hineinwirken.

Doch weiss man auch, dass im journalistischen Arbeitsalltag Medienschaffende die Einflusskräfte oder Zwänge im Bereiche ihrer Medienorganisation am unmittelbarsten erfahren. Dazu zählen etwa technische oder ökonomische Imperative, der Aktualitätsbezug des Mediums und die jeweilige Organisation von Abläufen und Entscheidungsstrukturen (Hanitzsch 2009: 157). Das bedeutet auf der Ebene der journalistischen Routinearbeit, dass zwar heterogene Einflussquellen zusammenfliessen, diese aber im journalistischen Alltag nicht gleichermassen spürbar sind. Nach Befunden einer internationalen Journalistenbefragung von Hanitzsch (2009: 168–169) empfinden JournalistInnen selbst

<sup>166</sup> „Ideologie“ im hier gemeinten Sinne meint nicht ein individuelles System einer Weltanschauung, sondern betrifft Ideologie als „ganzheitliche Struktur“ Shoemaker/Reese (1996: 223), die eine gemeinsame Basis für die Kultur und Gesellschaft legt.

<sup>167</sup> Besonders auffällig im Mediensystem in England oder auch in Amerika ist im Unterschied zur Schweiz die strikte Arbeitsteilung von Reporter und Editor. In der Schweiz wie auch in Ländern wie Deutschland, Österreich, Dänemark oder Holland gibt es nicht diese personelle Trennung. Von der Recherche über Meinungsäusserungen bis zum Layout kann ein und derselbe Medienschaffende die Arbeit an einem Artikel leisten. Prägend für die journalistische Organisation und Arbeitsweise ist ein holistisches Bild von Journalismus. In einer englischen oder amerikanischen Zeitung hingegen hat ein Bericht aufgrund der personellen Trennung in der Regel mehrere Stationen durchlaufen. Auch würde ein Reporter nie einen Kommentar schreiben, wie das in der journalistischen Tradition bei uns der Fall ist (vgl. Esser (1998)).

insgesamt professionelle, prozedurale und organisationale Einflussbereiche als die drei relevantesten Wirkkräfte auf ihre Medienaussagen. Die drei erwähnten Einflussdomänen, die durchaus abgrenzbar, aber nicht unabhängig voneinander sind, lassen sich wie folgt beschreiben (Hanitzsch 2009: 160–169):

**Professionelle Einflüsse:** Geltende professionelle Prinzipien und ethische Konventionen, mit Ursprung einerseits innerhalb der Redaktion, andererseits ausserhalb der redaktionellen Grenzen; medienrechtliche Beschränkungen und Schranken, die aus Rücksicht auf „Sensibilitäten des Publikums“ entstehen.

**Prozedurale Einflüsse:** Erfahrbare Einschränkungen im redaktionellen Alltag durch Zeitdruck bzw. Periodizität des Produktes, bestehende Standards und Abläufe der Nachrichtenproduktion sowie fehlende Ressourcen für die Berichterstattung.

**Organisationale Einflüsse:** Einflüsse interner Strukturen der Koordination und des Managements sowohl auf der Ebene der Redaktion (Vorgesetzte und leitende Redakteure, Kollegen in der Redaktion) als auch des Medienunternehmens (Geschäftsführung, Eigentümer).

In zwar plausibler Affinität im Zusammenhang mit den organisationalen Einflüssen nehmen JournalistInnen in ihrer Arbeit die Bedeutung von Referenzgruppen als eine gesonderte Sphäre des Einflusses wahr<sup>168</sup>. In bisherigen Journalismus-Konzepten kommt diese Einflusssphäre nicht in dieser Deutlichkeit zum Tragen, wie sie in der journalistischen Praxis erfahren wird. Dies schliesst folglich Einflussquellen auf Nachrichtenentscheide im Journalismus sowohl aus dem professionellen Umfeld ein (Kollegen in anderen Redaktionen sowie konkurrenzierende Medienbetriebe) sowie aus dem privaten Beziehungsnetz (Freunde, Bekannte, Verwandte, Rezipientenschaft) (Hanitzsch 2009: 157).

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis stellt sich die Frage, wie diese Verhaltensdeterminierung mit starker Orientierung an anderen im Journalismus zu erklären ist.

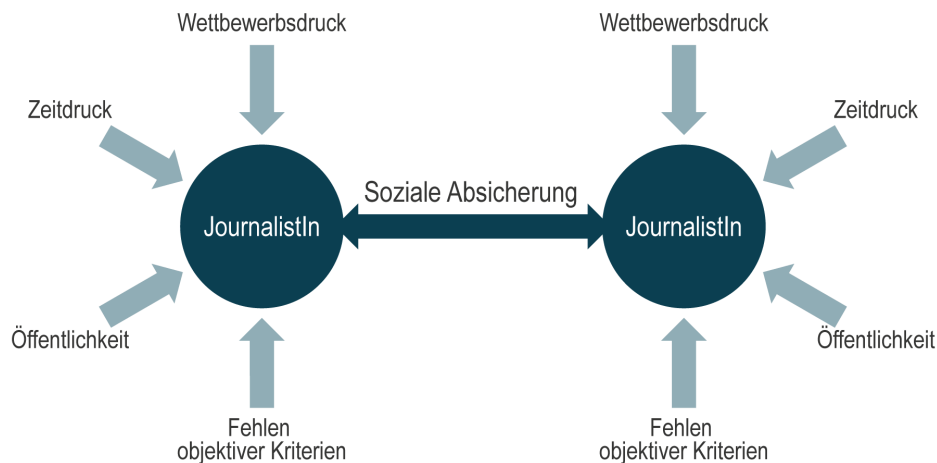
## 6.4 Einflussfaktoren durch Koorientierung – Intermedia-Agenda-Setting

Im Hinblick auf individuelle Entscheidungen, was zu berichten ist und wie, ist wie zuvor angedeutet für das Verhalten im Journalismus eine starke Kollegenorientierung und Dauerbeobachtung von konkurrenzierenden Medienbetrieben im Alltag kennzeichnend (vgl. Donsbach 2004; Rössler 2006; Jarren/Vogel 2009). Das Zitat von Rössler (2006: 223) „Erst mal sehen, was die anderen machen“ bringt zum Ausdruck, was konkret mit Koorientierung im Journalismus bzw. im Mediensystem gemeint ist.

Für diese starke Orientierung an anderen, was letztlich die gegenseitige Beeinflussung der Nachrichtenentscheidungen bedeutet, steuert Donsbach (2004) eine aufschlussreiche sozialpsychologische Erklärung bei. Ausgangspunkt seines Konzeptes ist die Annahme, dass sich JournalistInnen bei ihren Entscheidungen über Nachrichteninhalte in einer „dilemmatischen“ Situation befinden (vgl. Abbildung 4). Einerseits gelte es im Journalismus stets zu entscheiden, was wahr ist, was relevant ist und was in einem moralischen Sinne gut oder schlecht ist. Mit anderen Worten: Für JournalistInnen ist der Alltag dadurch geprägt, dass sie fortlaufend sachliche und wertende Entscheidungen fällen müssen. Das journalistische Dilemma liegt nun darin, dass das Entscheidendshandeln einerseits unter Zeit- und Konkurrenzdruck abläuft. Andererseits fehlen für viele Nachrichtenentscheide oft objektive Kriterien. Dazu kommt der Umstand der unmittelbar öffentlichen Sichtbarkeit ihrer Entscheidungen. Damit einher geht das Risiko des öffentlichen Versagens (Donsbach 2004: 136–137). In der Sozialpsychologie spricht man diesbezüglich von unsicheren oder unbestimmten Situationen. Kennzeichnend für solch riskante Situation ist das Bedürfnis nach sozialer Absicherung der eigenen Wahrnehmungsurteile. Konkret heisst das im Journalismus, man orientiert sich an anderen Quellen.

<sup>168</sup> In der theoretischen Konstruktion von bisherigen Journalismus-Konzepten kommt diese Einflusssphäre nicht in dieser Deutlichkeit zum Tragen, wie sie in der journalistischen Praxis erfahren wird.

**Abbildung 4: Modell der Wahrnehmungsentscheidung über Nachrichteninhalte**



Eigene Darstellung in Anlehnung an Donsbach (2008b: 285).

Auf diese Art und Weise lässt sich eine „quasi-objektive Entscheidungsfindung“ (Donsbach 2008b: 285) herbeiführen.

Wie bereits bei Berger/Luckmann (2004) nachgezeichnet wurde, wird Wirklichkeit zu einer intersubjektiv geteilten Wirklichkeit, indem Menschen fortlaufend kommunizieren und gemeinsame Erfahrungen und Vorstellungen teilen. Und diese Wirklichkeit wird gerade dadurch als wahr empfunden, indem sie mit anderen als gewiss gehalten wird (vgl. Kap. 1); d. h. sozial abgesichert wird (Donsbach 2008b: 279). Allerdings kann es passieren, dass etwas im subjektiven Urteil der Gruppe als wahr empfunden wird, aber nicht wahr ist. Im Journalismus passiert das bekanntlich auch. Für das Publikum besteht in solchen Fällen (z. B. Brent Spar, Waldsterben, Hitlertagebücher) kaum eine Alternative, die Wahrheit zu erfahren, es sei denn, die mediale Verfälschung wird nachträglich aufgedeckt (vgl. Donsbach 2007: 202).

Vor dem Hintergrund der skizzierten sozialpsychologischen Prozesse wundert es insofern nicht, dass es substanzielle Homogenitäten innerhalb der Berichterstattung in einem Land gibt (vgl. Donsbach 2008b). JournalistInnen lesen auch stets, welche Stories andere Medien haben und schauen sich die Fernsehnachrichten anderer Sender an (Shoemaker/Reese 1996: 259). Insofern lenkt dies unseren Blick auf weit komplexere Prozesse, die im Detail die Auswahl von Nachrichten prägen. Folglich muss davon ausgegangen werden, dass die Medienakteure mit ihrer Nachrichten- und Themenauswahl nicht nur einen Einfluss auf die Agenda des Publikums<sup>169</sup> haben, sondern dass sich die Medien selbst in der Ausgestaltung der Agenda wechselseitig wahrnehmen und beeinflussen. Wie bereits darauf verwiesen wurde, handelt es sich bei diesem Phänomen um das "Intermedia-Agenda-Setting" (dazu etwa Wessler 1999; Jarren/Vogel 2009: 4). Auf der Ebene der Medieninhalte werden diesbezüglich die Konsequenzen empirisch daran beobachtbar, wenn ein Medium eine Nachricht aufbringt und andere JournalistInnen dem Thema folgen.

Zudem ist im Journalismus eine eigentliche soziale Beobachtungs- und Vermittlungskultur festzustellen, sodass in einem Mediensystem spezifische Medien eine eigentliche Vorreiter-Rolle einnehmen, indem sie die Agenda für andere Medien setzen. Aufgrund der anleitenden und orientierenden Position im Kommunikationsprozess, die gewisse Medien auszeichnet, werden diese in der kommunikationswissenschaftlichen Literatur auch als „Leitmedien“ bezeichnet. Wobei in diesem Zusammenhang

<sup>169</sup> Die ursprüngliche Agenda-Setting Theorie postuliert, dass die Nachrichtengebung der Medien einen ziemlich direkten Einfluss auf die wahrgenommene Bedeutung verschiedener Themen hat und daher auf die sogenannte „public agenda“ McCombs/Shaw (1972).

anstelle von Leitmedien oft Begriffe wie „Qualitätsmedien“<sup>170</sup>, „Prestigemedien“, „Elitemedien“, „Meinungsführermedien“ etc. synonym verwendet werden (Jarren/Vogel 2009). So bilden die Medien eine Form von Hierarchie aus, indem Leitmedien von den in sogenannten „Folgemedien“ arbeitenden JournalistInnen besonders beachtet werden. Auch gesamtgesellschaftlich fällt ihnen eine starke Beachtung zu, wie etwa Vogel und Jarren (2009: 20) in ihren Ausführungen zu diesen eigentlichen „Leuchttürmen“ selbst unter den Qualitätsmedien festhalten. Leitmedien erbringen gesamtgesellschaftlich bedeutende Beobachtungsleistungen und Kommentierungen. Vor allem im Kontext politischer Kommunikationsprozesse sind in demokratischen Gesellschaften Leitmedien nach wie vor entlang der grossen politischen Linien zu finden (konservativ, liberal, sozialdemokratisch). Im Vergleich mit der vormaligen Ära der Partei- und Gesinnungsblätter hat diese Bedeutung politisch-ideologischer Konzepte in der pluralistischen Gesellschaft bezüglich ihrer normativen Funktion und dem Rückhalt in spezifischen Milieus unbestritten an Relevanz eingebüsst (vgl. Kap. 10.6). Weil Leitmedien dennoch eine klare politische Positionierung und Orientierung kennzeichnet, akzentuieren, beobachten und kommentieren sie relativ stabil auf spezifisch normative Weise die Allgemeinheit betreffende Ereignisse, Themenbereiche und Akteure. Dadurch positionieren sich Leitmedien weiterhin innerhalb des Feldes der massenmedialen Kommunikation an der Spitze des gesellschaftlichen Diskurses (Jarren/Vogel 2009).

Das heisst für Folgemedien, dass sie in Leitmedien beobachtete Themen und Deutungen prinzipiell schnell übernehmen. Welchen Einfluss dadurch das Agenda-Setting eines einzelnen Mediums zumindest auf Themen mit nationaler Wichtigkeit haben kann, zeigt etwa die Forschung von Reese und Danielian (1989) im Falle der Berichterstattung über das Thema Kokain während der Zeit von 1985 bis 1986. Gemäss ihren Befunden setzte die New York Times deutlich die Agenda für die Fernsehanstalten, die tendenziell mit einigem Abstand dem Thema nachfolgten (vgl. Reese/Danielian 1989: 57; Shoemaker/Reese 1996: 259). Ihr Fazit lautet:

*„The more coverage the opinion-leading media give an issue or event, the more likely other media are to give subsequent coverage to the issue or event. [...] Elite media organizations, such as the New York Times, serve as agenda setters for other media“ (Shoemaker/Reese 1996: 259).*

Von wechselseitigen Beobachtungen muss dabei auf der Ebene des Mediensystems und einzelnen Redaktionen sowie in Bezug auf einzelne JournalistInnen ausgegangen werden (Jarren/Vogel 2009: 4). Aus dieser angesprochenen Beobachtungskultur im Mediensystem, von der folglich die öffentliche Agenda entscheidend mitgeprägt ist, ergeben sich subtilere Konsequenzen, die auch zu Bias in Nachrichten führen kann. Das Zustandekommen von solchen Verzerrungseffekten in der Medienwirklichkeit wird im Zusammenhang mit dem Auftreten von aussergewöhnlichen Ereignissen bzw. dem Phänomen "Schlüsselereignisse" anschaulich gemacht (vgl. Kap. 8).

Zudem zeigt sich bezüglich der Nachrichtenentscheidungen in den Medien, wie diese ganz generell homogener werden. Diese Entwicklung wird eng verbunden mit dem anwachsenden Einfluss kommerzieller Imperative im Journalismus bei gleichzeitiger Orientierung an den wechselnden Aufmerksamkeitsspannen des Publikums. Damit einhergehende Abweichung von journalistischen Standards unter Wettbewerbsdruck um Publikum als auch Werbekunden betreffen u. a. auch die Recherche<sup>171</sup>. Da in diesem Prozess insgesamt marktwirtschaftliche Regeln vorrangig für das Entscheidungshandeln der Medienbetriebe werden, ist davon auszugehen, dass demnach Nachrichtenentscheidungen – auch international gesehen – die Angleichung der Berichterstattung begünstigen. Mit anderen Worten: Aufgrund gleicher Problemlagen in Mediensystemen kommt es zu einer Art von Konvergenz in der

<sup>170</sup> Nach dem Verständnis von Leitmedien gemäss Jarren/Vogel (2009) sind Qualitätsmedien nicht in jedem Fall Leitmedien. Gewisse Massenmedien – beispielsweise unabhängige Forumszeitungen oder auch öffentlich-rechtliche Sendeanstalten – sehen sich als „neutral“ oder „unabhängige“ Leistungserbringer. Sie sind somit nicht normativ exponiert, was als grundsätzliches Merkmal für Leitmedien nach ihrer Definition gilt.

<sup>171</sup> Recherchearbeit für qualitätsvolle Inhalte ist personalintensiv, d. h. mit Kosten verbunden. Obwohl sich diese Investitionen in Redaktionen positiv auf den wirtschaftlichen Erfolg der Produkte auswirken, neigen Geschäftsführer dazu, in kritischen Finanzsituationen beim Redaktionspersonal zu sparen.

Journalismuskultur. Sowohl innerhalb des Mediensystem eines Landes als auch international gibt es empirische Evidenzen dafür (vgl. Plasser 2005; Donsbach 2008b). Sichtbar wird dies an entsprechenden Merkmalen wie beispielsweise einer zunehmenden Visualisierung und Personalisierung der Inhalte in der Printpresse der Schweiz oder der Tendenz zu zunehmendem Infotainment<sup>172</sup> in den öffentlichen rechtlichen Sendeanstalten.<sup>173</sup> Folglich bestimmt die Orientierung an Stilmitteln der Unterhaltsamkeit und Attraktivität die Berichterstattung, während die klassische Orientierung der Darstellung am Informationsgehalt in den Hintergrund rückt. Allerdings ist die These, dass vielfältige Wandlungsprozesse im Journalismus einer einheitlichen Entwicklungsrichtung folgen, nicht unumstritten (vgl. Meier 2007: 254–255).

Im Klaren ist man sich darüber, dass diese Art der Nachrichtenvermittlung umgekehrt direkte Effekte auf die Qualität medienöffentlicher Kommunikation hat. Dazu gehört nicht zuletzt die Annahme, dass bei der gegenwärtigen Marktlage sich Medien oft ziemlich schnell und unkritisch gewissen Themen und Geschichten anschliessen, die von einem spezifischen Medium losgetreten werden. In medienkritischen Äusserungen ist daher auch von „Rudeljournalismus“ die Rede. Diese Kritik erfolgt im Verweis auf die eigenständige Ereignisproduktion der Medien und letztlich mit Blick auf die folgenreichen medialen Einflüsse. Diese betreffen die medienöffentliche Wahrnehmung sowie die Prioritätensetzung politischer Probleme, die in modernen demokratischen Gesellschaften zu behandeln sind (vgl. Imhof 2006b; Russ-Mohl 2008). An diesem Punkt wird immer auch an berichtete Risikolagen mit hohem Medienrummel erinnert (z. B. Waldsterben, Klimawandel), wo die betreffenden Bedrohungen im Nachhinein anders beurteilt worden sind. Themenkarriere im Mediensystem wie z. B. von SARS, BSE, Anthrax etc., welche die Menschen wochenlang in Atem halten, würden aller Voraussicht nach verstärkt auftreten (z. B. Russ-Mohl 2008), lauten diesbezügliche Zukunftsprognosen. Im Weiteren begünstigt dieser Basistrend wiederum das Aufkommen von Medien-Hypes, Emotionalisierung, Visualisierung, Skandalisierung der Medienkommunikation (Russ-Mohl 2008: 137). Der Gesichtspunkt allerdings, dass es bei Gefahren – vor allem wenn sie nicht mehr auf die Natur zurückgehen – in der Gesellschaft in den Worten Luhmanns (1991 (2003): 121) zu „sozial aufheizbaren Befürchtungen kommt“, lässt vermuten, dass grosse oder geringe mediale Aufmerksamkeit für ein Thema gesellschaftlich nicht bedeutungslos ist<sup>174</sup>.

Allerdings lässt sich beobachten, dass das Mediensystem diese Resonanz nicht alleine und nach Belieben steuern kann. Obschon kaum zu übersehen ist, dass Medien keine von wirtschaftlichen Faktoren, Produktionsbedingungen und Vermittlungslogiken unberührte Wirklichkeit darstellen können, bleibt die Frage offen, auf welche Einflussfaktoren solche Risikothematisierungen genau zurückzuführen sind. So ist bei Themenfeldern wie der journalistischen Beobachtung ökologischer und transnationaler Probleme, aber auch von Katastrophen, Krisen oder Kriegen die heutige globale Orientierung an anderen Funktionssystemen nicht gänzlich irrelevant. Handfeste Argumente für die kommunikationswissenschaftliche Debatte liefert Görke (Görke 2008: 288), denn schliesslich dürfe die Bedeutung „funktionaler Differenzierung in der Weltgesellschaft“ nicht unterschätzt werden. Im Sinne der Diagnose, die Görke (2008: 289) hieraus ableitet, kann der Beitrag der Medien durch das Aufgreifen gleicher Themen (z. B. 9/11; Hurrikan Katrina) als durchaus funktional für „die Aktualitätskonstruktion und die Generierung von Weltöffentlichkeit“ gedeutet werden; zumindest wenn in verschiedenen Gesellschaften national über dieselben beunruhigenden Themen und Ereignisse diskutiert oder gestritten wird. Bekanntlich zeitigen Risiken ihre Folgen oft jenseits von nationalen Grenzen. Im Sinne dieser

<sup>172</sup> Infotainment oder Infotainisierung meint die Verwischung journalistischer Inhalte zwischen Information und Unterhaltung.

<sup>173</sup> Die privaten Rundfunkanstalten, welche die diesbezügliche Produktion von Infotainment massgeblich konzipiert und verbreitet haben, werden zunehmend auch von gebührenfinanzierten öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten kopiert. In dieser Anpassungsbestrebung „handeln zunehmend private Veranstalter als Vorreiter für ihre öffentlich-rechtliche Konkurrenz“ (Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz (1994: 36)).

<sup>174</sup> Allerdings lässt sich bezüglich der jüngeren Kritik von Thematisierungswellen einwenden, dass der Themenhaushalt in den Medien nicht allein durch die Medien determiniert aufzufassen ist. Themen und Problemdeutungen, wie hierzu noch zu veranschaulichen ist, hängen daher sehr eng mit Akteuren in der Öffentlichkeit und ihren Aktivitäten zusammen.

Argumentation bringt die Art, Frequenz und auch die Verdichtung solcher Irritationen in den Medien auch gesellschaftliche Veränderungen zum Ausdruck. Aufgrund dieser Tatsache muss für das jeweilige Problemausmass und die politischen Reaktionen darauf auch die Existenz von nationalen oder international bedeutenden Quellen mitberücksichtigt werden. Dazu muss man aber weiter unter die Oberfläche sehen, wer als Quelle herangezogen wird und worauf sich diese Entscheidungen zurückführen lassen.

Wie bereits angesprochen, nehmen in der Berufsrealität JournalistInnen interessanterweise ökonomische oder auch politische Einflussfaktoren nur am Rande wahr. Solche können hingegen wissenschaftliche Beobachtungen und Analysen zentraler Trends der Medienentwicklung nachweisen (siehe u. a. Marr et al. 2001: 273–275; Hanitzsch 2009: 156–157). Dies gilt trotz der kaum zu übersehenden Dynamik durch den Relevanzgewinn wirtschaftlicher Imperative im Journalismus und den Wettbewerbsverhältnissen im Mediensystem. Unbestritten werden Medienbetriebe von ökonomischen Erfordernissen<sup>175</sup> wie Einschaltquoten und Absatzzahlen diktiert. Die Spielregeln des Marktes gelten inzwischen auch für die Medienangebote der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten. Zumindest was die politische Kommunikation betrifft, manifestieren sich die veränderten Vermittlungslogiken auf Seiten der Medien besonders augenscheinlich, seit marktwirtschaftliche Gesetzmässigkeiten eine Spirale in Gang brachten, die durch steigenden Wettbewerb um Reichweiten, Werbe- und Verkaufserlöse und damit Gewinnmaximierung angetrieben ist (z. B. Imhof/Schulz 1998; Trappel 2005: 80).

Alles in allem betrachtet die Forschungsliteratur daher die Ebene der Medienstrukturen und der Mediensysteme als die prägenden Kontexte für die Medieninhalte (McManus 1994).

Im journalistischen Alltag hingegen spielen sich diese Basistrends – wie Hanitzsch (2009: 169) vermutet – wohl weit weniger direkt wahrnehmbar ab als andere Einflüsse. Sie werden möglicherweise in einer vorrangig vermittelten Art an die JournalistInnen weitergeleitet, sodass die Effekte ökonomischer Ziele und Zweckorientierung „gewissermassen hinter dem Rücken der Akteure ihre Handeln mitgestalten“. Dieses Phänomen ist passend zu Befunden, die nachweisen, wie gleichfalls unbewusst Nachrichtenentscheidungen von JournalistInnen assimiliert und gefällt werden, sodass diese letztlich ihre Produkte in Übereinstimmung mit dem eigenen Medienunternehmen bzw. mit der redaktionellen Linie stehen (vgl. Keplinger 1989a; Donsbach 2008a)<sup>176</sup>.

Wenn ausgehend von hierarchischen Journalismuskonzepten die Erklärungen der Einflüsse auf Medien und ihre Wirklichkeitskonstruktionen implizit unterstellen, dass es im Hinblick auf das Gewicht des Einflusses zwischen den Ebenen einerseits annehmbare Unterschiede gibt und andererseits klar geworden ist, dass die redaktionelle Organisation – etwa einer Zeitung – kaum als isoliertes Gebilde zu denken ist, soll im Folgenden der Fokus auf die Einflüsse auf der Mikroebene der Akteure liegen, sowie ergänzt um Aspekte auf der Mesoebene der Organisationen. Dazu gilt es beispielhaft Regelmässigkeiten medialer Strukturen, Rollen, Programme bzw. Routinen nachzuzeichnen. Diese Beschreibungen vermitteln einen Einblick in Gesichtspunkte journalistischer Arbeitsweise und Regeln, nach denen in Massenmedien Themen und Ereignisse per se eingeschränkt werden.

---

<sup>175</sup> Unter ökonomischen Gesichtspunkten sind Einschaltquoten und Absatzzahlen zu einem wichtigen Kriterium für die Programmauswahl und Gestaltung geworden. Wie sich schon um die Mitte der 1990er Jahre in den Prognosen von Chefredakteuren abzeichnete, sind Rentabilitätskriterien bis heute in einem noch stärkeren Masse prägend geworden für die Ausgestaltung und die Erscheinungsform von Nachrichten (ausführliche Befunde dazu: Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz (1994: 107–135); Marr et al. (2001: 116–117; 273–275)).

<sup>176</sup> Um den Blick für Unterschiede des Medienagierens zu schärfen, lassen sich anhand des Vergleichs der Medienangebote auf der Basis grosser Untersuchungszeiträume Effekte im Wechsel von redaktionellen Interessen eindeutiger bestimmen, als dies wohl durch Befragungsverfahren von Medienschaffenden möglich ist.



## 6.5 Medienrealität unter dem Gesichtspunkt redaktioneller Strukturen und Routinen

Gemäss Forschungsliteratur hat sich Journalismus vor allem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts "verberuflicht", sodass von einer Professionalisierung publizistischer Aktivitäten gesprochen werden kann. Der Begriff der Professionalisierung meint den Prozess, in dem sich das Berufsbild des Journalisten mit bestimmten Funktionen, Rollen und Merkmalen ausbreitet (Wilke 2000: 292). Mit der Entstehung eines Organisationszusammenhangs der "Redaktion" existieren seither Strukturen, die sich auf die individuelle Tätigkeit im Journalismus auswirken. Letzteres geschieht – wie bereits an anderer Stelle vermerkt – quasi „hinter dem Rücken der Journalisten“ (Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 74). Strukturen sind handlungstheoretisch relativ dauerhafte Gegebenheiten, die individuelles wie auch organisationales Handeln anleiten<sup>177</sup>.

Wie bereits zu Beginn aus Sicht konstruktivistischer Theorievorschläge zur Formung gesellschaftlicher Wirklichkeit dargelegt wurde, liegt der Ursprung jeder institutionellen Ordnung in der Typisierung von Handlungsverläufen und meist innerhalb eines objektivierten Wissensbestandes. Und wenn Formen der Typisierung einer Mehrheit von Handelnden gemeinsam zu eigen ist, kann von Rolle gesprochen werden. Spricht man folglich von Rolle, so sind unmittelbar nötige Routinen zur Durchführung einer Rolle erst zu erwerben. All dies umfasst nicht nur das Vertrautwerden mit dem Wissensfeld bzw. den Arbeitsweisen im engeren kognitiven Sinne. Auch das Vertrautsein mit Normen, Werten und sogar Gefühlen, die explizit oder implizit für die spezifische Rolle repräsentativ sind, gehört dazu. Das gilt für Wahrnehmungs- und Handlungspraktiken in der Rolle eines Wissenschaftlers genauso wie für den Umgang des Journalisten oder eines Pressefotografen mit Ereignissen (vgl. Berger/Luckmann 2004). Journalistische Wirklichkeitskonstruktion folgt daher ganz bestimmten Routinen, die sich im Laufe der Zeit in den Mediensystemen in Form intersubjektiver Vereinbarungen herausgebildet und standardisiert haben. Es versteht sich von selbst, dass sich zugrundeliegende Schemata des Wirklichkeitsbezuges ebenso wandeln (vgl. Weischenberg 2002: 111–124; Meier 2007: 179–181).

Damals beförderte vor allem die Zunahme der Presse- und Zeitungstitel sowie der erhöhte Bedarf an aktuellen Nachrichten das Aufkommen von hauptberuflichen Medienschaffenden<sup>178</sup>. Auch die Ausbildung von redaktionellen Sparten infolge der Themenvielfalt steigerte diesen Bedarf. Die meisten Zeitungen in der Schweiz waren im 19. Jahrhundert aus politischen Motiven entstanden, sodass die Redakteure in der jeweiligen Partei eine wichtige Rolle spielten. Diese seit jeher enge Bindung zwischen Politik und Journalismus bzw. Tageszeitungen, die mit Parteien liiert waren, sind in der Schweiz erst im Umbruch der 1990er Jahre durch einen Prozess der Öffnung von überparteilichen Forumszeitungen abgelöst worden (Marr et al. 2001: 280–285). Mit Blick auf andere Länder hat der Niedergang der Parteipresse in der Schweiz in diesen journalistischen Organisationen sehr spät stattgefunden. Hinter dem Gesamtbild dieser Entwicklung verbergen sich im Hinblick auf das wichtig gewordene Funktionsprimat der Wirtschaftlichkeit von Journalismus und der unbestrittenen Ökonomisierung des Mediensystems grundsätzlichen Veränderungen der Berichterstattungsmuster (z. B. Schemata der Selektionsdarstellung). Wenn diese Feststellung zutrifft, sind massgebliche Veränderungen für die Katastrophenberichterstattung zu erwarten. Dieser Aspekt und die Hintergründe dazu werden im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Kontextbedingungen an anderer Stelle ausführlich dargestellt (vgl. Kap. 10).

<sup>177</sup> In Strukturanalysen können Vergleiche zu unterschiedlichen Zeitpunkten Unterschiede in den Strukturen erkennen lassen, die u. a. Aufschluss über Wandlungsprozesse geben.

<sup>178</sup> Der Journalismus entwickelte sich im Verlaufe von vier Jahrhunderten. Zu wichtigen Etappen und Eckdaten seit der Erfindung des Druckes durch Johannes Gutenberg (ca. 1450) bis zur ersten journalistischen Website (1994) siehe Meier (2007: 70–72).

Im Hinblick auch auf die Charakterisierung der Berufsrealitäten von JournalistInnen kann in der Gegenwart davon ausgegangen werden, dass diese in der Praxis sehr unterschiedlich aussehen. Angesichts der Entwicklung des Mediensystems und der bestehenden Medienvielfalt variieren die gegebenen strukturellen Voraussetzungen bereits im Zusammenhang mit verschiedenen Medientypen wie Presse, Radio oder Fernsehen, in denen Medienschaffende tätig sind. Wobei im Journalismus auch die Finanzierungsform des Mediums (öffentlich-rechtlich versus privat-kommerziell) oder Abhängigkeiten von der Publikationsfrequenz und Publikumsorientierung des Produktes Verschiedenheiten in der Berufssituationen hervorbringen. Zudem unterliegen Rollen, Tätigkeiten und Anforderungsprofile auch im Laufe der Zeit Veränderungen, um beispielsweise neuen Techniken, veränderten Mediennutzungsangewohnheiten oder ökonomischen Rahmenbedingungen gerecht zu werden (vgl. Meier 2007: 179–181).

Das gilt auch für die journalistische Mitarbeiterschaft an jenen vier Zeitungen (NZZ, Neue Luzerner Zeitung, Tages-Anzeiger, Blick), in denen in dieser Studie die Katastrophenberichterstattung über knapp ein Jahrhundert verglichen wird. Schon daher stellt sich die Frage, wie die journalistischen Prinzipien aussehen, die das Zustandekommen von Medienrealität mitprägen.

## 6.6 Bildung und Modifikation redaktioneller Strukturen und Routinen

Bei näherer Betrachtung ist ein personenbezogener Bestimmungsversuch, wenn von Journalismus und dem täglichen Entscheidungshandeln der Akteure die Rede ist, de facto nur begrenzt haltbar (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 30, 192). Das Verhalten der JournalistInnen ist – wie bereits angesprochen – auch durch die kommerziellen Ziele ebenso durch den Grad der Kontrolle in der Redaktion geprägt. Das soll nicht heissen, dass es auf der Individualebene keinen autonomen Spielraum gibt, der konkret bei Nachrichtenentscheidungen eine Rolle spielt (vgl. Meier 2007: 66; Donsbach 2008c: 275).

In diesem Sinne beschreiben die weiteren Ausführungen daher generelle journalistische Tätigkeiten, die sich an der spezifischen Funktion der Medien und von Journalismus für die Gesellschaft orientieren. Solchermassen gilt für journalistische Kommunikation einst wie heute das Funktionsprimat, aktuelle Ereignisse und Entwicklungen zu thematisieren und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006; Görke 2008).

Im Einzelnen lassen sich die strukturellen Bedingungen, die den journalistischen Alltag prägen, entlang von drei Grunddimensionen abgrenzen. Dazu zählen die allgemeinen und die redaktionellen Arbeitsbedingungen sowie die Ausbildungsbedingungen. Grundsätzlich existieren hinsichtlich der genannten Merkmale grosse Interdependenzen (vgl. Marr et al. 2001: 49–51, 139; 272–273). Von zentraler Bedeutung für den Umgang mit Sachverhalten, die professionell Handelnde in Medienorganisationen im Laufe ihrer Tätigkeit erwerben und erfolgreich anwenden, gelten typische Sozialisationsinstanzen. Dazu zählen die berufliche Ausbildung<sup>179</sup>, die Medienorganisationen, in der (neue) Redaktionsmitglieder weitgehend informell die Regeln und Mechanismen lernen und internalisieren und sich dadurch an die redaktionellen Verhältnisse anpassen. Anerkannte und eingespielte berufliche Usancen und Regeln sind für eine möglichst effiziente Umsetzung von komplexen Geschehnissen, die hochgradig aktuell erfolgen soll, zentral. Zu den weiteren Facetten gehören politische und gesellschaftliche Beziehungen, die Kollegenorientierung, Mitgliedschaften in berufsständischen Organisationen sowie persönliche und soziale Vor- und Leitbilder (Hanitzsch 2004: 99–100).

<sup>179</sup> Für den journalistischen Berufsstand in der Schweiz fehlte im Gegensatz zu anderen Ländern (z. B. Amerika, Deutschland) über lange Zeit eine systematische journalistische Ausbildung. Erst in den 1970er und 1980er Jahren vollzog sich durch die Schaffung von Journalistenschulen und universitären Studienangeboten ein eigentlicher Professionalisierungsschub. Die bisherige Devise, die Marr und Mitautoren (2001: 285) beschreiben als „Die Jungen ahmten nach, was die Erfahrenen vormachten“, konnte sich u. a. so lange halten, weil in der Schweiz Journalismus als eine Unterfunktion von Politik verstanden wurde. Damit einher geht die Annahme für den Berufsstand Journalismus, dass die Materie vor allem durch Praxis im Sinne der aktiven Beteiligung an politischen Veranstaltungen zu erlernen ist (ausführlich dazu Marr et al. (2001: 285–286)).

Allerdings hat sich die anfängliche Berufsrolle des Journalismus im Zeitverlauf weiter ausdifferenziert. Die Rolle des Chefredakteurs, des Ressortleiters, des Redakteurs und des Volontärs sind Ausdruck dieses Ausdifferenzierungsprozesses. Betrachtet man diese Entwicklung etwas genauer, so ist unbestritten, dass derzeit im Journalismus traditionelle Berufsrealitäten in vielfältiger Weise einem enormen Reformdruck ausgesetzt sind. Vorangetrieben durch die Kommerzialisierung und kritische Finanzsituationen in Medienorganisationen, durch neue Technologien und organisatorische Herausforderungen in der Arbeitsweise, sind im neuen Jahrtausend weitreichende Veränderungen im Gang (vgl. Marr et al. 2001: 251–267; Meier 2007: 180–180; Blöbaum 2008). Entsprechende Strategien, die derzeit vorangetrieben werden, um im Markt bestehen und mit dem Wandel der Mediennutzung Schritt halten zu können, sind in völlig neuen Organisationsstrukturen zu erkennen. Ausdruck dieser Veränderungen ist das Zusammenführen von bislang eher unabhängig voneinander bestehenden klassischen Ressorts (z. B. Politik, Regionales, Sport, Wirtschaft). Angestrebt werden die Vereinheitlichung der Planung, eine integrierte Produktionsarbeit und eine optimale Abstimmung der Themen. Diese Umstellung, die Medienkonvergenz hervorbringt, beinhaltet auch die Integration produzierter Inhalte verschiedener Vertriebsformen in medienübergreifende Newsroom-Strukturen. Beispielsweise sichtbar in der Zusammenführung von unterschiedlichen Redaktionen<sup>180</sup>. Dazu zählen: Zeitung und Online; Hörfunk und Online; Fernsehen, Hörfunk und Online (vgl. Blöbaum 2008: 125–127). In diesem Prozess wird medienübergreifende redaktionelle Zusammenarbeit vorangetrieben, um betriebswirtschaftliche und publizistische Synergiepotenziale zu nutzen. Die Etablierung von ressortübergreifender Zusammenarbeit, die u. a. in Form von Projektredaktionen in Erscheinung tritt, kann zudem als Reaktion von Medienunternehmen auf die wachsende Komplexität von Themen oder auf plötzlich eintreffende Grossereignisse gesehen werden<sup>181</sup>. Wie Befragungen von Redaktionsverantwortlichen in Deutschland (Weischenberg/Altmeppen/Löffelholz 1994: 158) und in der Schweiz (Marr et al. 2001: 258–262) zeigen, sind aus den vergangenen Erfahrungen mit überraschend eintreffenden Grossereignissen (wie z. B. das Luxor-Attentat, der Flugzeugabsturz bei Halifax) solche Massnahmen ergriffen worden. Zumindest in gewissen Redaktionen werden die Ressortgrenzen durchlässiger und zeitliche Kooperationen wichtiger. Allerdings wird dieser Prozess ambivalent beurteilt. Eine teambasierte Erarbeitung von Themen oder Ereignissen in sogenannten Newsrooms kann den Zugang, die Hintergründe und die Zusammenhänge ganzheitlicher und in anspruchsvollerer Weise vermitteln. Befürchtet wird etwa, dass notwendige Sachkenntnisse, die zur Bearbeitung von komplexen Themen der heutigen Gesellschaft gefragt sind, aufgrund der Tendenz zu journalistischen Allroundern im Nachrichtenwesen schwinden würden (vgl. Wyss 2007; Russ-Mohl 2008). Auch das Argument des Verschwindens der Meinungsvielfalt prägt die aktuelle Debatte zu diesem Umbau, wenn Redaktionen zusammengelegt werden und auch das produzierte Material für verschieden Produkte (z. B. Print, Internet, Radio) eingesetzt wird.

Da die Effekte dieses Konvergenzprozesses noch nicht wirklich absehbar sind, so soll es an dieser Stelle lediglich um gegebene Strukturelemente gehen, die im Hinblick auf den Wirklichkeitsbezug des journalistischen Tätigseins primär eine Rolle spielen<sup>182</sup>.

Wie nämlich schon frühere Umfragen zeigt eine jüngere Journalisten-Studie von Weischenberg/Malik/Scholl (2006: 356), dass trotz Veränderungen in der journalistischen Arbeit Selektieren, Redigieren und Recherchieren weiterhin als Haupttätigkeiten für das Berufsbild gelten. Gemäss Donsbach

<sup>180</sup> Ausdruck für Medienkonvergenz in der Schweiz und entsprechende Massenmedien, die eine Reorganisation offensichtlich vollzogen haben, sind der "Newsroom" bei Ringier oder die Konvergenz-Projekte der SRG SSR anzuführen. Letztere führen u. a. in der deutschen und rätoromanischen Schweiz zu einem Zusammenschluss der Fernseh- und Radioanstalt (neu SRF). Siehe dazu: z. B. Brügger (2011).

<sup>181</sup> Beispielsweise bei auftretenden Pandemien wie SARS oder Vogelgrippe oder einer Natur- oder Technikkatastrophe können die damit zusammenhängenden komplexen Probleme und Informationsraten weder einem klassischen Ressort zugewiesen werden, noch können sie in Redaktionen organisatorisch bewältigt werden.

<sup>182</sup> Als eine weitere Konsequenz im Zusammenhang mit der Entwicklung hin zu digitalen Redaktionssystemen bzw. der Elektronisierung der journalistischen Arbeit wird eine erhöhte Entfernung von der Realität der Schauplätze bzw. der direkte Kontakt zu den Quellen vermutet. Auch von Medienschaffenden wird diese Gefahr des Realitätsbezuges mit der computergestützten Recherche nicht ausgeschlossen. Insbesondere wenn die neue Technik gar als Mittel der Rationalisierung und zum Zwecke der Kostensenkung dient. Doch unübersehbar sind die Vorteile wie der erleichterte Zugang zu Informationen oder der Gewinn an Unabhängigkeit gegenüber Informationszulieferanten (vgl. Marr et al. (2001: 151; 273–274)).

(Donsbach 2004: 136–137) dreht sich in der Arbeit eines Journalisten das meiste um Wahrnehmungen, Schlussfolgerungen und Entscheidungen; die Wirklichkeit zu sehen, daraus Schlüsse zu ziehen für Entwicklungen und Beziehungen und schliesslich die Wirklichkeit zu evaluieren, wie z. B. den Nachrichtenwert eines Ereignisses oder die Akzeptierbarkeit des Fehlverhaltens eines Politikers.

Die Fragestellung lautet dann: Wie kann der einzelne Journalist oder die einzelne Journalistin und eine Medienorganisation als Ganzes die unbestimmbare Kontingenz, die Vielfalt der Ereignisse und Vorfälle durch geeignete Selektionsprinzipien in eine publizistische Form umsetzen und als Beitrag präsentieren? Tuchmans Vorstellung von der Funktionsweise von geschulten Professionals geht von folgenden Voraussetzungen aus:

*„Like any other complex organisation, a news medium cannot process idiosyncratic phenomena. It must reduce all phenomena to known classifications, much as hospitals 'reduce' each patient to sets of symptoms or diseases, and as teachers view individual students in terms of categories pertinent to learning“ (Tuchman 1978: 45).*

Nicht anders als bereits Lippmann (1964) argumentiert (vgl. Kap. 5.2), geht auch Tuchman von der Notwendigkeit routinierter Prozesse in Medienorganisationen aus. Sie nimmt an, dass Menschen Objekte ihrer Arbeit kategorisieren, um sie kontrollieren zu können. Da vieles im Journalismus nur zum Teil vorhersehbar ist und insgesamt viel Neues und Überraschendes eintritt, kann man davon ausgehen, dass Routinevorgänge im Journalismus schon daher eine wichtige Rolle spielen (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 74). Dies läuft auf das Argument hinaus, dass der Journalismus entsprechende Produktionsroutinen selbst hervorbringt und auch modifiziert, um die Variation der Umwelt zu limitieren.

Wenn man diese Argumentation konsequent weitertreibt, dann zeichnet sich bereits ab, dass bestimmte institutionalisierte Gesichtspunkte vorliegen, die sich quasi zwischen die JournalistInnen und die Ereignisse ausserhalb des journalistischen Kontextes schieben, über die sie berichten. Routinen sind folglich Entscheidungsprogramme<sup>183</sup>, mit deren Hilfe schnell geprüft werden kann, ob ein Ereignis oder Thema die Auswahlsschranken im Journalismus überschreiten wird oder nicht (vgl. Saxer et al. 1986: 53; Görke 1999: 167). Die Verwirklichung des minimalen Handlungsziels massenmedialer Kommunikation, Ereignisse und Themen zur Darstellung zu bringen, folgt einem Satz von vorgesehenen Abläufen – den besagten Programmen – die es erlauben, angesichts der Informationsflut schnell und wechselseitig berechenbare Entscheidungen zu treffen.

Wohlgemerkt, "Programmförmigkeit" ergibt sich nicht allein aufgrund der Zwischenschaltung von Technologie, die Massenkommunikation erst möglich macht, sondern schon allein aus der Struktur der Kommunikationssituation, die den besonderen Typus massenmedialer Kommunikation auszeichnet (vgl. Kastl 1994: 91, 235).

Diese journalismusspezifischen Abläufe, auf die in der alltäglichen Arbeit bei der Produktion von publizistischen Informationen zurückgegriffen wird, lassen sich entlang von vier redaktionellen Produktions-Routinen erhellen. Dazu gehören Zugangs-, Verarbeitungs-, Themen- und Gestaltungs-routinen. Es sind letztlich Rationalisierungsprinzipien, mit denen die Zeit- und Raumroutine des Mediensystems verknüpft sind. Letztere betreffen zwei Routinen genereller Art. Sie strukturieren das organisationelle Handeln. So bringt z. B. der Zeitdruck (Deadline) oder der verfügbare Raum in einer Zeitung allgemeine Zwänge in einer Redaktion mit sich. Sie begrenzen die Umweltvariation, d. h. die Auswahl der Themen- und Ereignisvielfalt (vgl. Saxer et al. 1986: 50, 46, 265). Im Folgenden wenden wir uns zunächst den Mechanismen der generellen Routinen Zeit und Raum zu.

<sup>183</sup> Der Begriff "Programm" leitet sich aus dem Griechischen pro-gráphein ab und bedeutet: vor-anschreiben; öffentlich hinschreiben [...] zuvor oder vorher schreiben. Das "pro-" beinhaltet neben seiner neutralen Bestimmung (zuvor oder vorher) eine Dimension von Determination und Macht. Dies tritt im Begriff der "Vorschrift" deutlich hervor (vgl. Winkler (2005: 64)).

### 6.6.1 Zeitroutine

Die wohl wichtigste Besonderheit des Mediensystems liegt in dessen Verhältnis zur Zeit. Informationen in den Medien lassen sich nicht wiederholen, bzw. sie verlieren zumindest in dem Moment, wo sie aktuell sind, also mit dem Output und dem Zweck der Veröffentlichung, ihren Informationswert (Luhmann 2004: 43). Indem Journalismus Aktualität konstruiert, findet dies nicht nur sachlich und sozial, sondern vor allem temporal<sup>184</sup> nach Massgabe professioneller Entsprechungen statt (vgl. Görke 2008: 285). So argumentiert Tuchman (1978: 53), dass jede Medientechnologie ihren je eigenen Zeitrhythmus hat und daher auch die Typifikation der Nachrichten davon beeinflusst ist. Printmedien etwa sind schwerfälliger als elektronische Medien.

Bezogen auf solche eigensystemische Zeitläufe werden Zeitroutinen im Journalismus erstens „als Berechenbarkeit der Ereignisse mittels Fixierung des Ereignisdatums“ (Saxer et al. 1986: 50) sichtbar. Vorkommnisse, die zeitlich fixiert sind, machen es möglich, die Arbeitseinsätze zu planen. Dadurch stehen die verplanten Ressourcen nicht mehr für die Bearbeitung weiterer Ereignisse zur Verfügung. Gleichzeitig kann die gegebene Ungewissheit und der Druck, die Zeitung oder Sendezeit zu füllen, abgefangen werden (Saxer et al. 1986: 50). Durch den Zeitfilter entsteht eine mediale Zeitpräsentation von berichtenswerten Vorkommnissen. Man könnte daher sagen, eine Naturkatastrophe gewinnt ihre Bedeutung gerade dadurch, dass sie, ihrer natürlichen Zeitdynamik radikal entledigt, in einzelnen, unverbundenen Momentaufnahmen eingefangen wird und diese Bestandteile in Medienzeit überführt werden. Dabei können kaum anders als nur deutlich medienabhängige Bruchstücke sowie aus handlungspraktischen Zwängen der Zeitgebundenheit journalistischer Arbeit resultierende Gewichtungen des Geschehens konturiert werden.

Zweitens werden Zeitroutinen in der Eingrenzung der Zeit durch das fortlaufende Umschlagen von Aktuellem in Inaktuelles sichtbar. Der Anspruch an Informationsmedien, stets aktuell und zeitnah zu berichten, begrenzt ganz generell die Zeitperspektive, in der ein Ereignis oder Thema in den Medien präsent sein kann. In welchem Umfang über eine Katastrophe berichtet wird, wird stets von der Situation abhängen, die sich aus dem Eintreten einer Katastrophe und den Wechselwirkungszusammenhängen mit dem Medium ergeben. Das mediale Engagement dürfte sich zeitlich anders gestalten, wenn das Ereignis aufgrund fehlender Schlagzeilen sogar willkommen ist, als wenn unmittelbar ein anderes Ereignis mit hohem Neuigkeitswert eintrifft, das eine zeitliche Erstreckung der Berichterstattung begrenzt.

Die Konzentration im Mediensystem vor allem auf Einzelfälle, Vorfälle, Störfälle, Einfälle begründet sich nach Ansicht von Luhmann (2004: 68) aus diesem Aktualitätspostulat. Auch bei Tuchman (1978: 133) begegnet uns bereits dieses Argument. Sie betont, dass die auf soziale Organisation von Zeit und Platz bezogene Medienarbeit und die entsprechende Besessenheit von Deadlines aktiv dazu beitrage, Besonderheiten von Vorkommnissen auf Ereignisse zu reduzieren. Im diesem Sinne gilt auch, dass im Ergebnis Katastrophenberichterstattung die Organisation reflektiert, welche diese Vorkommnisse produziert. Gerade im Zusammenhang mit Umwelt- und Risikothemen bestätigt sich dieser hohe Ereignisbezug von Medienberichterstattung eindrucklich. Aktualitätsbedingt bleiben der Prozesscharakter oder die Hintergründe des Ereignisses bzw. des Problems unterbelichtet und meistens auch das Vorher und Nachher ausgeblendet (dazu etwa Schanne/Meier 1996: 45–46, 213; Neverla 2003: 5; Bonfadelli 2004: 296). Sie gehören zur Sorte von Ereignissen mit langfristigem Zeitverlauf und können sich deshalb vor allem durch eintreffende Katastrophen Gehör verschaffen. Wenn hierzu in bereits eingangs skizzierten medienkritischen Äusserungen ihre wenig sachadäquate Repräsentation problematisiert wird (siehe Kap. 2.3-2.3.3), lässt sich daran kaum etwas ändern. Strenggenommen

<sup>184</sup> Metaphorisch gesprochen fungiert Journalismus nach Görke (2008: 285) „als Metronom der (Welt-)Gesellschaft“. Mit dieser Metapher lässt sich veranschaulichen, dass die journalistische Synchronisationsfunktion keine Möglichkeit hat, eine temporale Vollintegration aller Beteiligten anderer Funktionssysteme zu gewähren, allen Geschehnissen oder relevanten Themen zu folgen.

müsste man auf journalistische Programmförmigkeit verzichten und damit vorstrukturierte Zeitgebundenheiten, mit der Ereignisse etwa in die Zeitung drängen, ignorieren. Daraus resultiert letztlich jene mediumspezifische Eigenart der Zeitläufe, die zeitlich eng begrenzt und technisch mitbestimmte Ausschnitte von Wirklichkeiten zur Darstellung bringen. Auch was zu unterschiedlichen Phasen einer Katastrophe potenziell als Nachrichtenmaterial in Betracht gezogen wird, ist bereits in pragmatischer Weise durch die Zeitperspektive eines Medienformates vorgeformt.

Zur Charakterisierung einer auf Realzeit getakteten Berichterstattung, die Ereignisse als isoliert betrachtetes Geschehen interpretiert, hat sich die Bezeichnung "episodisch" etabliert. Gemäss empirischen Befunden bestehen je nach Mediengattung im Ausmass der episodischen Berichterstattung deutliche Unterschiede. So müssen die oben festgehaltenen Generalisierungen präzisiert werden. Ein stark episodisch orientiertes Nachrichtenangebot gilt für Onlinemedien und weniger für die Presse oder das Radio. Wobei auch Boulevard- und Gratiszeitungen sowie private Fernsehstationen ausgesprochen episodisch berichten (Ettinger 2010).

Davon unterscheiden sich Berichte mit "thematischem" Charakter. Kennzeichnend ist hierbei eine kontextualisierende Darstellung von Ereignissen und Sachverhalten. Dieses Profil ist gemäss aktuellen Befunden vorwiegend für die Sonntagspresse, Magazine und Abonnementszeitungen prägend. Beim Fernsehen und Radio sorgen die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten für eine Berichterstattung, die trotz dem Druck zur Aktualität auch Kontext- und Hintergrundinformationen zu längerfristigen Prozessen, übergeordneten Bezugsproblemen oder Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen bereitstellen (Ettinger 2010)<sup>185</sup>.

## 6.6.2 Raumroutine

Raumroutine im Journalismus, die ebenfalls die Komplexität der Umwelt handhabbar macht, umfasst einerseits die Sendezeit bzw. den Platz, den Redaktionen im Tagesjournalismus zu füllen haben. Zwar begünstigt dies die Arbeitsplanung, wirkt aber ähnlich willkürlich wie die Zeitroutine auf die Selektion von Berichtenswertem ein. Andererseits betrifft die Raumroutine die räumliche Affinität, die das Medium ausweist. Die Berichterstattung ist letztlich auf den Zweck des Mediums, z. B. einer Zeitung mit lokaler, regionaler oder nationaler Relevanz, ausgerichtet. Wenn diese erfolgreich sein will, muss sie dem örtlich und zeitlich gegebenen Bezug zum Thema einen erheblichen Stellenwert in der Berichterstattung einräumen (Saxer et al. 1986: 51).

Eine lokale Zeitung oder Radiostation ist sehr nahe bei den RezipientInnen. Danach orientiert sich die Bedeutungszuschreibung der Informationen. Sie ist infolgedessen dem Handlungszwang ausgesetzt, z. B. Berichten über Schadensschauplätze vor Ort der unmittelbaren Leserschaft gegenüber in der Regel mehr Gewicht einzuräumen als den geografisch weiter entfernten Geschehnissen, die sehr wohl auch verwüstend verlaufen sein können. Eine überregionale Zeitung hingegen ist auf erweiterte Räume programmiert, wo mit ausführlicherer Berichterstattung über Ereignisse und Belange grossräumiger, nationaler und internationaler Dimension zu rechnen ist (Zemp/Bonfadelli 2008: 352–353).

Insbesondere zeigt sich in diesem Zusammenhang, wie auch die Publikumsorientierung in Wechselwirkung mit einer darauf bezogenen territorialen Grenzziehung von nah und fern das medienvermittelte Bild von Wirklichkeit mitformt. Von daher sind in der Medienlogik die oft beklagten geografischen und kulturellen Verzerrungen der Risiko- und Katastrophenberichterstattung kaum zu vermeiden bzw. im Zusammenhang mit der generellen Raumroutine zu verstehen. Im Weiteren zeigt Wilke (1984: 231) in seiner presseschichtlichen Analyse, dass in früheren Zeiten die geografische Dispropor-

---

<sup>185</sup> Gesellschaftliche Geschehnisse, die ihre Position auf der Themenagenda den Onlinemedien und den Boulevardzeitungen verdanken, prägen eine stark episodische Berichterstattung. Die zentrale Aufgabe journalistischer Tätigkeit, die Einordnung des Geschehens, findet in diesen Medien kaum noch statt Ettinger (2010).

tionalität des Bildes von Welt in den Medien noch grösser ausfiel als in der Gegenwart. Mit Blick auf Journalismus, der in einer Weltgesellschaft operiert, weist Görke (1999: 324) in Bezug auf die Handhabung journalistischer Raumroutine darauf hin, dass Nähe nicht allein als räumliche, sondern auch als psychologische Grenzziehung zu verstehen sei. Der Nähe im Journalismus werden genauso Ereignisse und Themen zugeschrieben, mit denen sich in beim Publikum Aufmerksamkeit erzeugen lasse (siehe auch Görke 2008: 274–275).

Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten betrachtet ist klar, dass allein mit Raum- und Zeitroutine, mit der Medien ihre Nachrichten auswählen, quantitative Eingrenzungen der Komplexität einer Katastrophe verbunden sind. Ergänzend zu den allgemeinen Routinen von Zeit und Raum sind im Folgenden die vier erwähnten Produktionsroutinen<sup>186</sup> Zugangs-, Verarbeitungs-, Themen- und Gestaltungsroutinen zu bestimmen.

### 6.6.3 Zugangsroutine

In der Medienberichterstattung ist es nur selten so, dass Journalismus Geschehnisse wie eine Katastrophe oder eine Krise aus erster Hand rapportiert. Mit der Notwendigkeit, Informationen aktiv zu generieren, gehören vertraute Verfahren dazu, sodass dies auf relativ erprobtem Wege abläuft. Mit „Zugangsroutine“ wird auf die vorgeformte Art der Zulieferung von Informationen in die Redaktion verwiesen (Saxer et al. 1986: 52). Diesbezüglich wird auch von „Informationssammelprogrammen“ gesprochen (z. B. Hanitzsch 2004: 110). Demnach nimmt die Mobilisierung von publizistischen Quellen weitgehend habitualisierte Züge an. Zur Generierung von Informationen zählen auch Mittel wie Faktenrecherche, Pressekonferenzen, Interviews etc. (Hanitzsch 2004: 110). So ergeben sich Privilegierungen für Inputs aus gewissen Quellen, unter anderem auch aus dem Wissen oder Vertrauen resultierend, dass einzelne Informanten (z. B. Agenturen, Korrespondenten am Ereignisort) zu diesem Thema oder zu dieser Region „sichere“ Informationen bringen (Saxer et al. 1986: 52).

Daher wirken bereits Agenturvorgaben auf das Ergebnis von Selektions- und Auswahlentscheidungen in Medienredaktionen ein. Sieht man genauer hin, handelt es sich bei der journalistischen Informationsgenerierung vielfach um von PR-Seite produzierte bzw. induzierte Kommunikationsleistungen. Ausgehend von der Annahme, dass PR und das publizistische Teilsystem Journalismus aufeinander angewiesen sind, und dass ohne PR-Kommunikationsleistungen das Mediensystem seine „verfassungsrechtlich geforderte Informationsfunktion“, aber auch andere Funktionen nicht aufrechterhalten könnte, ergibt sich für Bentele/Liebert/Seeling (1997: 25) „eine komplexe Gesamtbeziehung“ [i. O. hervg.] zwischen dem publizistischen Teilsystem Journalismus und Public Relations. Diese Feststellung wechselseitiger Beeinflussungsprozesse führt zu dem Begriff der „Intereffikation“<sup>187</sup>, was so viel wie "gegenseitige Ermöglichung" bedeutet. Konkret heisst das, dass jede Seite sich mehr oder weniger an die andere Seite anpasst. Beispielsweise orientiert sich PR an den journalistischen Auswahlkriterien oder redaktionellen Routinen, um seine Kommunikationsziele, d. h. eine Publikation, zu erreichen. Anpassungen seitens der Medienschaffenden an PR-Kommunikationsleistungen betreffen beispielsweise organisatorische, sachlich-thematische oder auch zeitliche Vorgaben.

Studien in Bezug auf Regelmechanismen zur Quellenauswahl in der journalistischen Risiko- und Katastrophenkommunikation weisen auf einen hohen Politikbezug hin (z. B. Saxer et al. 1986; Neverla 2003) bzw. auf routinisierte Informationsquellen in akuten Krisenlagen (vgl. Quarantelli 1981; Quarantelli 2002). „Im Bemühen um Authentizität werden die Verantwortlichen vor Ort und die sonst und allgemein Verantwortlichen zitiert“ lautet das Fazit aus Studien der Umwelt- und Risikokommu-

<sup>186</sup> Je nach Autor wird die Programm-Systematik in unterschiedliche Kategorien aufgeschlüsselt. Görke (1999) etwa verwendet in Anlehnung an Luhmanns Begrifflichkeit von Kommunikation zwei Unterscheidungsregeln. Diese sind Selektionsprogramme (Information) und Darstellungsprogramme (Mitteilung). Hanitzsch (2004) spricht von sieben Programmtypen, wobei er u. a. Organisationsprogramme (redaktionelle Koordination und Steuerung der Arbeitsabläufe) auf einer übergeordneten Ebene aufführt und Prüfprogramme (Gegenlesen, Kontrollrecherche) unter den Basisprogrammtypen aufführt.

<sup>187</sup> Der Begriff ist abgeleitet aus lat. "efficare" (etwas ermöglichen) (vgl. Bentele/Liebert/Seeling (1997: 25)).

nikation von Schanne und Meier 1992: 296).<sup>188</sup> Gewiss sind in Bezug auf einzelne Medienorganisationen Unterschiede in redaktionellen Konzepten bei der Generierung von Informationen auszumachen (vgl. Schulz 1976/1990: 90). Das dürfte auch für die in diese Analyse einbezogenen Zeitungen von der Boulevardpresse bis zur Elitezeitung zu erwarten sein. Um Informationen zu generieren, fallen bei der Auswahl publizistischer Quellen gewisse qualitative Leistungsansprüche ins Gewicht. Privilegierungen einzelner Quellen können aufgrund der Kompetenz und Glaubwürdigkeit einer Person entstehen. Allerdings kann auch die statusbedingte Prominenz einer Person<sup>189</sup> oder der vermeintlich hohe Sensationsgehalt als Beachtungsgrund einer Informationsquelle ins Gewicht fallen (vgl. Schanne/Meier 1996: 56–59). So ist gemäss Erfahrungsberichten von JournalistInnen anzunehmen, dass gerade in Katastrophensituationen der Druck heutzutage merklich zunimmt, den Zugang zu Geschichten von Opfern bzw. ihren Hinterbliebenen mit allen Mitteln zu bewerkstelligen.

#### 6.6.4 Verarbeitungsroutine

Ausser der Zeit- und Raumroutine und der selektiven Auswahl der potenziellen Zulieferer von Informationen benennt die Verarbeitungsroutine ein weiteres Kriterium der Reduktion von Umweltkomplexität. Ereignisse und Themen und das eingehende Nachrichtenmaterial müssen demzufolge mit der durch Rubriken (z. B. Politik, Lokales, Unglücksfälle und Verbrechen, Wirtschaft) vorstrukturierten Verarbeitungsroutine der Medien kompatibel sein: „Gelingt die Rubrizierung, die Zuweisung zu einem solchen, durch das jeweilige Medium und das Mediensystem gesamthaft vorgestanzten Weltbehälter, nicht, dann fällt das Ereignis unweigerlich aus der Medien-Nachrichten-Welt heraus“ (Saxer et al. 1986: 53, 54) oder es wird einseitig bearbeitet (Meier 2007: 188). Nicht zuletzt weil Umwelt- und Risikoprobleme als Querschnitt-Themen gelten, die sowohl wirtschaftliche, politische, soziale oder wissenschaftliche Aspekte betreffen, können sie leicht durch das vorgestanzte Selektionsraster fallen. Offenbar sind die Aufmerksamkeit sowie die journalistische Bearbeitung stark abhängig vom Einzelfall und seiner themenspezifischen Ausprägung (Blöbaum et al. 2003: 7). Allerdings haben sich in den letzten Jahrzehnten neben den vier klassischen Kernressorts Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport neue Ressorts entwickelt wie Wissenschaft, Lokales, Medien, Mode, Service, Jugend etc. Infolge dieser Ausdifferenzierung ergeben sich vermutlich höhere Thematisierungschancen für andere gesellschaftliche Teilsysteme, wobei die Konsequenzen dieser Ausweitung deutlich absehbar auf Kosten der politischen Perspektive ausfallen werden (vgl. Blöbaum 2008).

Wie bereits angedeutet, gewinnt Visualisierbarkeit als Nachrichtenwert in den Massenmedien an Bedeutung (vgl. Kap. 11). Daher kann der Zwang zum Bild, wie er weit stärker für audiovisuelle Medien gilt, beispielsweise auch in der Presse das Ausscheiden von Ereignissen und Themen begünstigen, falls dieser journalistische Aspekt nicht entsprechend zu verwirklichen ist.

#### 6.6.5 Themenroutine

Verständlicherweise haben Zeit-, Zugangs- und Verarbeitungsroutinen auch Konsequenzen für die Inhalte der Berichterstattung. Das heisst, die verschiedenen Subsysteme der Gesellschaft wie Wissenschaft, Religion, Wirtschaft oder Politik, die wiederum aus ihrer Perspektive einen spezifischen Output zu einem Thema produzieren, werden von den Medien nicht zwingend entsprechend der vermeintlichen Relevanz in die mediale Themengewichtung überführt.

Wer nicht zu den routinisierten Quellen der Medien gehört, kann kaum entsprechenden Raum für seine Themen beanspruchen. Der Umstand, dass beispielsweise die Schweiz durch die direkte Demo-

<sup>188</sup> Ähnlich – aber auf die Lokalberichterstattung bezogen – lautet das Fazit von Quarantelli (1981: 60) „Local crises of a conflicting nature are presented by mass media groups from a command post of view.“

<sup>189</sup> Allgemein lässt sich zeigen, dass im medienvermittelten Bild im Laufe der Zeit statusbedingter Prominenz als Selektionskriterium bei der Informationsbeschaffung ein weit geringerer Stellenwert beigemessen wird als in den Anfängen der Presse (vgl. Wilke (1984: 231)).



kratie geprägt ist, setzt beim Volk politische Informiertheit und Meinungsbildung voraus. Daher nehmen Massenmedien als Kontrolleure staatlicher Macht stets eine wichtige Vermittlungsrolle in politischen Debatten ein, was in hohem Masse das Selbstverständnis von JournalistInnen hierzulande mitprägt<sup>190</sup>. Damit geht folglich eine Routine einher, das politische Zulieferungssystem zu privilegieren. Zumindest in der Vergangenheit hat sich diese politische Erfassung der Realität in hohem Masse bestätigt – u. a. in Untersuchungen der Risikoberichterstattung (z. B. Kernenergie-Debatte). Allerdings mündet solche politisch codierte Berichterstattung im Hinblick auf die reale Tragweite und gesellschaftliche Bewältigung von komplexen gesellschaftlichen Problemlagen in eine eindimensionale Darstellung des Bildes, das letztlich den BürgerInnen dazu vermittelt wird (vgl. Saxer et al. 1986; Zwingli 1986: 235–236).

Vor dem Hintergrund des routinisierten Rückgriffs auf Quellen und damit einhergehender thematische Prioritätensetzung im Mediensystem überrascht es nicht, dass immer mehr Organisationen mit entsprechenden PR-Strategien Medienaufmerksamkeit zu generieren versuchen. Dazu gehören mediengerechte Events oder gut aufbereitete Unterlagen für ihre Themen und Anliegen (z. B. Saxer et al. 1986: 57, 267; Röttger 1997; Russ-Mohl 2008).

Auch die Geschwindigkeit der Informationsvermittlung zu einem Ereignis schränkt die extramediale Vielfalt des Themenspektrums ein, bzw. „nichtjournalistische Aspekte“ bleiben aufgrund der betrieblichen Thematisierungsrationalität weit zurück (Saxer et al. 1986: 267). Diesbezügliche Konsequenzen zeigen sich hinsichtlich der Beleuchtung von Ursachen und Folgen in der medialen Ereignisverarbeitung, wo erhebliche Defizite der Realitätserfassung zutage treten (z. B. Saxer et al. 1986: 267; Zwingli 1986: 235–236).

Für themenbezogene Auslassungen dürfte auch der Komplexitätsgehalt eine Rolle spielen. Wenn sich z. B. in gewissen Medien Wissenschaftsressorts erst mit dem Aufstieg der Umwelt- und Risikoproblematik herausbilden konnten, ergeben sich daraus Hinweise auf Wandlungsprozesse in journalistischen Programmen. Ein ansteigender Aufmerksamkeitswert für wissenschaftliche Themen und stetige journalistische Beobachtungen zu diesem Themenfeld können folglich die medienöffentliche Kommunikation und somit massgeblich den gesellschaftlichen Horizont für neue und abstraktere Wirklichkeitszugänge erweitern. Diese hier nur angeführte Veränderung der Auswahlentscheidungen im Journalismus verweist auf die Reichweite neuer Sachverhalte, die selbstverständlich in einem zirkulären Zusammenhang mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen steht. Verändern sich die Bedeutung und der mediale Informationswert wissenschaftlichen Wissens über die Realität, legt dies insgesamt für die Risikowahrnehmung nahe, dass in der Gesellschaft komplexere Problemwahrnehmungen beobachtbar werden. Umso mehr ist im Rahmen dieser Untersuchung auch soziohistorisch von Interesse, wann und unter welchen Bedingungen die Interpretationsleistungen der Wissenschaft das mediale Katastrophenbild mitzuprägen vermochten. Im Übrigen hat der Einbezug von wissenschaftlichem Wissen in Berichten objektivere Artikel zur Folge (Schütz-Ierace 2009: 177)<sup>191</sup>. Dies sind allgemeine Indizien dafür, dass Veränderungen journalistischer Programme Einfluss auf die Leistungen der Medien für die Gesellschaft haben (vgl. Blöbaum 2008). Das gilt auch umgekehrt, wenn aktuell unter erheblichem Spardruck Wissenschaftsredaktionen verkleinert werden oder ganz wegfallen oder Themenfelder aus der Politik an Relevanz verlieren.

Alles in allem zeigen Befunde deutlich, dass Themen, die Eingang in die Berichterstattung finden, auch im Hinblick darauf, was RezipientInnen interessiert oder ihnen gefallen könnte, gewählt und aufbereitet werden. Medienschaffende sind genötigt, Publikumsbilder in Form von Stereotypen ("der

<sup>190</sup> Mit dem Begriff „Homo politicus“ hat Zwingli (1986: 236) dieses Selbstverständnis der JournalistInnen in der Schweiz einst umschrieben.

<sup>191</sup> Der Einbezug wissenschaftlichen Wissens in Berichten kann unterschiedliche Gründe haben und scheint auch sehr vom konkreten Fall abhängig. Mit Blick auf die politische Berichterstattung ist wissenschaftliches Wissen häufig mit der Delegitimation von Aussagen verbunden. Delegitimierende Aussagen zielen nicht nur darauf ab, einen Standpunkt zu schwächen und Argumente zu widerlegen, sondern auch, die Legitimation bereits getroffener Entscheidungen zu desavouieren. Das trifft vor allem für konfliktive Fälle zu (Schütz-Ierace (2009: 176)).

Manager", "die Intellektuelle", "der Bauarbeiter" etc.) zu konstruieren, in Verbindung mit spezifischen Vorstellungen wie etwa Alter, Lebensstil, Interessen und Erwartungen an die Mediennutzung. Dadurch konkretisiert sich ein Publikumsbild, an dem sich JournalistInnen bei der Berichterstattung orientieren (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 157–158).

Gemäss aktuellen Befunden zeichnen sich in den journalistischen Themenkonzepten in vielerlei Hinsicht markante Veränderungen ab. Neben dem Kriterium, eine Themenmischung zu erreichen, spielt die Neigung zu Skandalen und sensationsbehafteten Themen sowie Personalisierung und Infotainment eine immer grössere Rolle (Blöbaum 2008: 124). Diese Entwicklung lenkt den Blick auf einen redaktionellen Umbauprozess in Mediensystemen, wo neue Strategien im Nachrichtenmarketing zu beobachten sind. In diesem Strukturwandel ist für den Ereignisraum der journalistischen Beobachtung die Ausrichtung „am Publikumsgeschmack, an populären Themen, an ökonomisch motivierten Entscheidungen“ (Blöbaum 2008: 128) deutlich gestiegen.

An diesem Punkt zeigt sich bereits, dass bei den journalistischen Themenprogrammen nicht von Konstanten auszugehen ist. Gemäss den bisherigen Hinweisen ist es naheliegend, mit themenbezogenen Abweichungen in der Katastrophenberichterstattung zu rechnen. In der vorliegenden Studie lässt sich aus dem langfristigen Vergleich der Medieninhalte in Erfahrung bringen, inwiefern sich solche medienspezifischen Veränderungen massgeblich auf die Themenselektion und Ereignisdarstellung im Falle von Naturkatastrophen niederschlagen.

## 6.6.6 Gestaltungsroutine

Gestaltungsroutinen im Journalismus betreffen die Formen der Medienbeiträge und Techniken der Präsentation von Inhalten. Sie sind wesentliche Merkmale der journalistischen Wirklichkeitskonstruktion. Auch dadurch wird Variation begrenzt, indem zu vermittelnde Themen, Ereignisse und Inhalte an bestimmte Formen der Darstellung in den Medien gebunden sind. Insbesondere wird auf diesem Weg einerseits der Arbeitsaufwand reduziert und gleichzeitig Ordnung in die journalistische Kommunikation gebracht. Andererseits sind auf Seite der RezipientInnen wiederkehrende Darstellungsformen nutzbringend, da sie massgeblich eine sinnvolle Auswahl aus der Unmenge an Medienangeboten erleichtern (vgl. Saxer et al. 1986: 57; vgl. Weischenberg 2002: 111–124; Meier 2007: 180).

So gibt es in der heutigen Medienkommunikation zahlreiche Situationen, in denen es historisch gewachsene Lösungen für bestimmte Arten von Aufgaben im Journalismus gibt. Hierzu haben sich im 19. Jahrhundert zur Vermittlung von Informationen Textgattungen ausdifferenziert wie Nachricht, Bericht, Kommentar, Reportage oder Interview.<sup>192</sup> Diese Darstellungsformen erleichtern die Produktion, und gleichzeitig bestimmen sie entlang von kommunikativen Hauptfunktionen (z. B. melden, berichten, dokumentieren, schildern, beschreiben, bewerten) die Erwartungshaltungen der RezipientInnen. Ist beispielsweise ein Kommentar in der Zeitung auf einer Seite typografisch abgesetzt, dann ist das ein Hinweis auf eine Meinung, die in diesem Text vermittelt wird. Zu solchen Standards gehören auch Sendeformen im Informationsbereich, die in ähnlicher Form periodisch ausgestrahlt werden, sowie Beitragsformen, die zum festen Repertoire solcher Sendeformen gehören (vgl. Leonhard et al. 1999: 41; Meier 2007: 180–181).

Dabei darf der konventionelle Charakter der verschiedenen Darstellungsmaximen nicht überbetont werden. In den diversen Medien (Printmedien, audiovisuelle Medien, Neue Medien) ist der kommunikative Handlungsspielraum in Bezug auf den Gebrauch der technischen Potenziale der Darstellungsformen grundlegend verschieden. Textorientierter Printjournalismus unterscheidet sich bei-

<sup>192</sup> In der Fachliteratur sind für journalistische Darstellungsformen auch die Bezeichnung "Gattungen", "Genres" oder neu auch "Formate" zu finden. Auch wird die Fülle an Darstellungsformen oft auf zwei oder drei typische Grundformen reduziert. Dabei stellen informierende und meinungsaussernde Textgattungen klar abgrenzbare Kategorien dar (Meier (2007: 181)).

spielsweise radikal vom bildorientierten Fernsehen. Was im Radio z. B. live übertragen werden kann, kann eine Zeitung nur aus zeitlicher Distanz vermitteln. Im Wandel der Medien verändern sich aus kommunikationsanalytischer Sicht die grundlegenden Voraussetzungen und Schemata des Wirklichkeitsbezuges betreffend:

a) was dargestellt werden kann, b) was zum Ausdruck gebracht werden kann und somit kommunizierbar ist, c) welche Rezeptionsbedingungen und Interaktionsmöglichkeiten sich eröffnen, d) der Art und Weise, wie Informationen (Daten) strukturiert werden können (Leonhard et al. 1999: 31–32).

Beispielsweise hat eine geschriebene Reportage über eine Katastrophe vor der Etablierung von Radio und Fernsehen kaum den Eindruck des Dabeiseins vermitteln können, wie dies möglich geworden ist durch O-Ton, Liveberichterstattung und vor allem durch bewegte Bilder im Fernsehen.

Auch wurden in traditionellen Medien Informationen linear präsentiert (Text und Bildkombinationen).<sup>193</sup> Hingegen völlig neue Möglichkeiten ergeben sich mit der Computertechnologie und der Verfügbarkeit von nichtlinearen Präsentationsformen in Hypertextsystemen und Hypertextmedien (vgl. z. B. Leonhard et al. 1999: 31–32; Meier 2007: 180).

Vor diesem Hintergrund können hinsichtlich der zentralen Bestimmungsmerkmale von Medienwirklichkeit – nebst der Beschleunigung der journalistischen Kommunikation im Laufe der Zeit – jene medientechnischen Innovationen, die visuell erschlossene Berichterstattungsgegenstände deutlich mitbeeinflussen bzw. spezifizieren, kaum mehr ausgeblendet bleiben (vgl. Görke 1999: 328). Das gilt in besonderer Weise mit Blick auf die ursprünglich textbasierte Printpresse, wo offensichtliche Verkürzungs- und Visualisierungstendenzen stattfinden<sup>194</sup>. So zeigen jüngste Beispiele, wie das Primat des Bildes mit sprachlichen Kurzinformationen angereichert neue Maximen medienpezifischer Kommunikation hervorbringt (Leonhard et al. 1999: 41).

Angesichts der Befunde zum dynamischen Wandel journalistischer Darstellungsformen sind im Laufe der Zeit generell auch veränderte Strategien des medialen Wirklichkeitsbezuges zum hier interessierenden Kernthema Naturkatastrophe zu erwarten. Da bislang Urteile zur Katastrophenberichterstattung selten auf wissenschaftlichen Beobachtungen langer Zeiträume gründen, erweist sich eine historische Untersuchung als fruchtbar, um medienübliche Usancen durchleuchten zu können – zum Beispiel aufgrund welcher journalistischer Kriterien ein Katastrophenereignis in verschiedene Zeitungen gelangt. Inwiefern sich durch die Variation von Medientechnik die Darstellungslogik im Journalismus und die Variationsbreite des medienvermittelten Bildes auswirken, ist bezüglich der Relevanz von Visualisierbarkeit bei der Nachrichtenauswahl eine Frage, die sich beim Thema Katastrophe ebenso aufdrängt.

## Fazit

Den unterschiedlichen Einflusebenen auf Journalismus zum Trotz bleibt die Idee hinter allem, „News is what newspapermen make it“ (Gieber 1964: 173). Letztlich treffen JournalistInnen Entscheidungen darüber, welche Informationen in welcher Qualität welche Menschen erreichen. Sie können als einzeln Handelnde zwar als Schlüsselpersonen in der Konstruktion von Medienwirklichkeit betrachtet werden und gewissermassen als Hauptfilter, weil hier die Gesamtheit der Routinen zur Anwendung gebracht werden. Wenn man allerdings nur die Selektionsleistungen der Gatekeeper im Blick hat, zielt dies an der medialen Konstruktion von Wirklichkeitsbezügen vorbei (Imhof 2006b: 1).

<sup>193</sup> Zwar kann das Lesen von traditionellen Zeitungen im Unterschied zu Radio und Fernsehen zumindest nichtlinear vonstattengehen. Doch waren Zeitungen nicht interaktiv – Leserbriefe mal ausgenommen.

<sup>194</sup> Diese Verkürzungs- und Visualisierungstendenzen sind nicht auf den Printbereich begrenzt. Modifikationen lassen sich ebenso beim Fernsehen in den Darstellungsformen erkennen, z. B. in der animierten Infografik (filmische Informationsvermittlung mit Bild- und Textelementen zu sprachlichen Erläuterungen aus dem Off).

Vielfältige strukturelle Aspekte prägen diesen Auswahlprozess von Nachrichten mit. Letztlich ist der "Gatekeeper" als Person einem Unternehmen verpflichtet und arbeitet erwerbsberuflich beispielsweise für eine Zeitung mit bestimmten Zielen, Anliegen, Strukturen und standardisierten Abläufen, was seinen Handlungsspielraum und sein Urteil im Prozess der Nachrichtenauswahl und Berichterstattung beeinflusst. Maximen und Leitlinien des jeweiligen Medienunternehmens sind stets präsent und schlagen sich unterschwellig in der journalistischen Produktion nieder. Insofern dürfen wir für eine historische Analyse der Katastrophenberichterstattung die individuelle Ebene als Einflusskontext vernachlässigen.

Andererseits sind es "objektiv" gesehen die nationalen Rahmenbedingungen – und von herausragender Bedeutung die vorhandenen politischen und ökonomischen Kontexteinflüsse des Mediensystems –, die zwangsläufig Rückwirkungen auf die Medienproduktion zeitigen. Wenn Wandel und Konstanz der Katastrophenberichterstattung untersucht werden, fließen zeitgegebene Bedingungen in die jeweils angestrebten Vermittlungs- und Transformationsleistungen journalistischer Arbeitsweisen ein. Es versteht sich von selbst, dass auch die nichtmedialen Bedingungen für Journalismus einem stetigen Wandel unterworfen sind. Dementsprechend erhalten im Rahmen dieser Untersuchung Effekte auf der Makroebene eine grössere Priorität, wo aktuelle Entwicklungen und vor allem ein Trend der Kommerzialisierung der Medien wesentliche Folgen für die Selektions- und Darstellungslogiken haben. Daher muss die Medienkommunikation immer auch im Zusammenspiel mit den jeweiligen Zeitumständen gesehen werden.

Die Gesamtheit der Routinekonzeptualisierung, so lautet die Schlussfolgerung von Saxer und Mitautoren (1986: 59) führe zu „einer, innerhalb Toleranzen, gleichen oder zumindest ähnlichen Art der Berichterstattung der verschiedenen Zeitungen zum gleichen Thema oder Ereignis.“ Dabei dürfen trotz beschränkter Variationsbreite Unterschiede zwischen Medientypen beispielsweise der Elitepresse und Regional- oder Lokalzeitungen nicht ausser Acht gelassen werden (Saxer et al. 1986: 59).

Allerdings haben verschiedene Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten das Bild der Medienunternehmen entscheidend verändert: Hauptbeweggrund ist die zunehmende kommerzielle Orientierung der Medienunternehmen. Dies betrifft auch die Arbeit des Journalismus. Wenn die Medienunternehmen bestrebt sind, nach Effizienzkriterien und auf die Wünsche des Publikums abgestimmt zu produzieren, dann entwickelt sich Journalismus zum „market driven journalism“ (McManus 1994). Tatsache ist zwar, dass Selektieren, Redigieren und Recherchieren zwar weiterhin als die Haupttätigkeiten für das Berufsbild gelten. Mit Blick auf die Kontextbedingungen sind diese in vielerlei Hinsicht – trotz Konstanten – nicht mehr die gleichen. Dies gilt nicht zuletzt für die Umstände der Berichterstattung, wenn eine Katastrophe eintritt.

So wird in dieser Untersuchung der Versuch unternommen, die jeweiligen Zeitumstände als komparative Variable zu begreifen und Eigenheiten der zeitlichen Einflusskontexte zu reflektieren. Insofern sind in jedem Land mit dessen Geschichte bzw. Entwicklung der Medienstruktur Sedimente angelegt, die das journalistische Denken und Handeln prägen und somit auch in das Arbeitsprodukt hineingreifen. Letztlich schlägt sich dieses Eingebundensein von Journalismus in gesellschaftliche, territoriale, historische oder kulturelle Rahmenbedingungen in der historischen und aktuellen Medienwirklichkeit nieder. In Ermangelung gerade an langfristigen Beobachtungen der medialen Selektions- und Darstellungslogik kann aus wissenschaftlichen Beobachtungen wenig zu diesbezüglichen Modifikationen über die Zeit gesagt werden.

## 7 Aussergewöhnliche Ereignisse in der Nachrichtenproduktion

Vorangehend sind charakteristische Routineprozesse des journalistischen Alltages bei der Entstehung von Medienwirklichkeit im Fokus gestanden. In diesem Beitrag wird die Frage zu erörtern sein, wie die Produzenten von Medienwirklichkeit mit unerwarteten Ereignissen wie Katastrophen, Grossunfällen, Anschlägen etc. umgehen (Kap. 7.1) und nach welchen Prinzipien darauf reagiert wird (Kap. 7.2). Und weitergehend: Gibt es einen speziellen Journalismus in einer Katastrophe? Inwiefern sich letztlich der medienspezifische Umgang mit Risiken generell in Medieninhalten zeigt bzw. auf die kommunikativen Prozesse in den Medien auswirkt, soll an Befunden erläutert werden (Kap. 7.3–7.4). Bekanntlich entstehen Risiken und ihre Realitäten in kommunikativen Prozessen, und für die Wahrnehmung und Einschätzung spielen die Medien eine zentrale Rolle. Mit dem innerredaktionellen Geschehen oder den Herausforderungen für die journalistische Arbeit, die Katastrophen stellen, beschäftigen sich allerdings nur vereinzelte Studien. Dazu sind teilnehmende Beobachtungen in Nachrichtenräumen unabdingbar, wobei solche Feldbeobachtungen bislang eher vernachlässigt wurden. Von daher beschränkt sich die Analyse auf diesbezügliche Erkenntnisse und Daten zu speziellen Katastrophenvorkommnissen, die auch mit Befunden aus der Inhaltsanalyse angereichert werden.

### 7.1 „What-a-story“ – medienspezifische Reaktionen auf Katastrophen

Tuchman (1978) liefert zwei Beispiele dazu, was passiert, wenn Medienschaffenden bewusst wird, dass sie ein völlig unerwartetes und kaum zu ignorierendes Ereignis erreicht. Sie nennt solche Momente „what-a-story“. Wenn folglich Hinweise eintreffen, dass etwas völlig Unerwartetes eingetroffen ist, dann ist das in den Nachrichtenräumen gemäss den Beobachtungen von Tuchman (1978: 59–63) sichtbar. Einerseits daran, weil das Geschehen von den Medienschaffenden entsprechend mit „Was für eine Geschichte“ („what-a-story“) bezeichnet wird. Andererseits an den aussergewöhnlichen Gebärden und der Konversation, die für solchen Fälle reserviert bleibt. Etwas weniger augenscheinlich ist der drastische Wechsel des Arbeitsrhythmus, den das Geschehen im Rahmen der zeitlichen Strukturen der Nachrichtenproduktion verursacht. Das bestätigt auch Berkowitz (1992a), der sechs Wochen vor, während und nach einem Flugzeugabsturz in einer grossen TV-Station eine Redaktionsbeobachtung durchgeführt hat. Dazu identifiziert er auf der individuellen und organisatorischen Ebene drei Elemente, die aussergewöhnliche Ereignisse in den Nachrichten definieren:

1. Die Medienschaffenden sind überrascht und bestätigen dies auch.
2. Die Medienschaffenden entscheiden sich, mit dem Aussergewöhnlichen ein besseres Schauspiel zu inszenieren als mit den meisten anderen Routinegeschichten.
3. Die Medienschaffenden sind willig bzw. sehen eine Notwendigkeit, die zur Verfügung stehenden Ressourcen auszuweiten. Das betrifft sowohl Umfang bzw. Sendezeit der Berichterstattung, die personelle Ressourcen wie das Equipment, um dem Geschehen diese Spezialbehandlung zu geben (Berkowitz 1992a: 84).

Jedenfalls unterbrechen kurzfristig eintreffende Ereignisse wie Katastrophen in der Regel den normalen Arbeitsalltag im Journalismus und auch den Nachrichtenfluss (vgl. Tuchman 1973/74: 115; Kastl 1994: 57; Quarantelli 2002; Pollard 2005). Sobald der Kenntnisstand dazu bzw. die interne Entscheidung gefallen ist, weitere Informationen zu berücksichtigen, setzt bei Medienunternehmen bzw. ihren Mitarbeitenden oftmals gleichzeitig Improvisationsgeschick ein. Das hat u. a. damit zu tun, dass der Katastrophenplanung in Medienorganisationen generell wenig Aufmerksamkeit zuteilwird. Medien lassen sich von Katastrophen quasi überraschen (vgl. Meier/Schanne 1996a)<sup>195</sup>.

<sup>195</sup> Deutliche Belege dafür liefert eine Untersuchung in Amerika, welche zeigt, dass selbst in den am meisten katastrophenanfälligen Städten nur 33% der Radiostationen, 54% der Fernsehstationen und drei der fünf Zeitungen irgendwelche Arten von Katastrophenpläne besitzen Quarantelli (2002).

## 7.2 Ad-hoc-Strategie und Freiheitsgrade medienspezifischer Reaktionen

Wie aus Gesprächen mit Redaktionsverantwortlichen in der Schweiz hervorgeht, wird auf Sonderereignisse vor allem mit einer Ad-hoc-Strategie reagiert. Dies bedeutet in den Worten eines Befragten konkret:

*„Das ist bei uns alles ziemlich spontan, ad hoc, vom Chefredakteur oder seinem Stellvertreter organisiert: Wenn wir merken, dass etwas Gewaltiges passiert ist und wir sofort reagieren müssen, werden die aktuellen Ressorts zusammengerufen, um zu überlegen, was man zusammen machen kann“ (zit. n. Marr/Wyss/Blum/Bonfadelli 2001: 259).*

Gemäss ähnlichen Befunden von Quarantelli (2002) aus der Beobachtung US-amerikanischer Medien wird deutlich, dass für Katastrophenfälle meistens Krisenpläne fehlen. Dies gilt selbst für Medienorganisationen in stark katastrophengefährdeten Gebieten. Überlegungen zu Problemen, falls die eigenen Einrichtungen von der Katastrophe betroffen wären oder Schwierigkeiten bei der Koordination der Berichterstattung in einer veränderten Umwelt auftauchten etc., werden kaum gemacht. Falls Unterlagen zu solchen Notfallorganisationen vorliegen, dann ist gemäss Quarantelli (2002) die Qualität oftmals bedenklich:

*„Typically the plans consisted only of brief documents that specified procedures of notifying and mobilizing personnel, and lists of phone numbers (often outdated) of certain not all relevant local emergency organizations“.*

Gelegentlich werden die vorsorgenden Pläne im Ereignisfall nicht verwendet – auch weil sie zum Zeitpunkt nicht gefunden werden (Quarantelli 2002)<sup>196</sup>. Weiteren Argumenten zufolge resultiert die geringe präventive Vorbereitung in der schweizerischen Medienlandschaft aus fehlenden Ressourcen (um z. B. bei Hochwasser oder einem Flugzeugabsturz entsprechende Organisationsstrukturen zu schaffen), aus der beobachteten Unmöglichkeit, für sämtliche denkbare Szenarien zu planen sowie aus den als quasi für unbrauchbar gehaltenen theoretischen Konzeptionen des Ernstfalls für die konkrete Situation der Praxis (vgl. Marr et al. 2001: 260–261). Es scheint, dass das Mediensystem weiterhin eher für den Schönwetterfall gewappnet ist als für Unvorhergesehenes. Zumindest lassen neue, offener werdende Strukturen in Medienunternehmen erwarten, dass auf die Komplexität von Katastrophen und Unvorhergesehenes flexibler reagiert werden kann.

Massnahmen wie Personalaufstockung, Änderung des regulären Programmes oder die Entsendung von Reportern ins Katastrophengebiet sind dabei gemäss Statistik bei mittelgrossen Medienunternehmen weit eher zu beobachten als bei kleinen oder ganz grossen (Quarantelli 2002).

Wobei hinter dem Entscheid zu berichten immer auch der Druck der Wettbewerbssituation im Medienmarkt mitspielt. Ein problematischer Aspekt und eine Herausforderung für die Informationsverantwortlichen in einer akuten Gefährdungslage ist der typischer Reflex der Medienschaffenden, „Primus“ im Rennen um Aktualität und Exklusivinformationen zu sein (Müller/Zimmermann 1997: 291). Der Blick auf die Konkurrenz und die Annahme, die anderen Medien würden auch über dieses Ereignis berichten, erscheint für eine rasche Ressourcenmobilisierung ebenso ausschlaggebend zu sein. Was dann in den Nachrichten führender Medien zur Katastrophe erhoben wird, dient vielfach als Orientierung und setzt Massstäbe, wie Folge Medien darüber berichten (vgl. Berkowitz 1992a: 89; Dill 2010). Im Weiteren eröffnen Katastrophen einmalige Gelegenheiten, den Betroffenen vor Ort wertvolle Dienste zu erweisen, Einschaltquoten und Absatzzahlen zu erhöhen und sich als Medienorgani-

<sup>196</sup> Weiterführende Reflexionen darüber, welche professionellen Überlegungen anfallen, um über solches Geschehen zu informieren, hat Nick Pollard (2005), Chef von Sky News (United Kingdom) zur Tsunami-Katastrophe in seinem Tagebuch „Diary of a Disaster“ publiziert.

sation zu profilieren. Das gilt auch für einzelne Medienschaffende, denn vorbildliche Katastrophenberichterstattung kann Ansehen steigern oder für den zukünftigen Karriereweg richtungsweisend sein (vgl. Sood/Stockdale/Rogers 1987: 29).

Zudem steht der Entscheid, wie über ein Ereignis berichtet werden soll, stets unter dem Einfluss medienabhängiger und medienspezifischer Produktionsbedingungen. Bereits die technischen und organisatorischen Herausforderungen, die in einer Katastrophenlage zu bewältigen sind, um das Ereignis darzustellen, sehen in einer Tageszeitung anders aus als bei einer Radio- und Fernsehstation (vgl. Berkowitz 1992a; O'Connell/Mills 2003). Demnach ist das, was zur Nachricht in einer Katastrophe wird, nicht nur systemspezifisch, sondern auch organisationsspezifisch geprägt (vgl. Donges/Jarren Otfried 2009: 95).

Weil in einer Notlage Zeitungen nicht die Möglichkeiten haben, unmittelbar zu berichten, ist ihre Rolle im Vergleich mit Radio- und Fernsehstationen eine etwas andere. Sehr wohl können ihre Online-Versionen heute auch schnell Informationen zur Verfügung stellen. Generell sind es (bis auf weiteres) primär die elektronischen Medien, die in der ersten, oft chaotischen Phase einer Katastrophen- oder Krisenlage die Nachrichten schnell an eine grosse Masse von Personen verbreiten. So spielt im Alarmdispositiv der Schweiz wie in anderen Ländern der Aufruf, das öffentlich-rechtliche Radio einzuschalten, weiterhin eine zentrale Rolle. Bei gewissen Medien ist die Erwartung einer schnellen Berichterstattung gleichzeitig mit ihrer Pflicht gekoppelt, die Öffentlichkeit vor negativen Entwicklungen zu warnen, zu informieren oder Verhaltensanweisungen zuhanden der Bevölkerung zu geben. Anhand des bisher Gesagten darf man annehmen, dass der Aktualitätsdruck je nach Medium und seiner Rolle, seinen Zielen, Zwängen oder zugewiesenen Aufgaben als eine Folge unterschiedlicher Motive und Erwartungen auch von Seite der Gesellschaft zustande kommt. Im Laufe der Zeit sind allen voran die elektronischen Medien zu einem Kernstück der zeitgerechten Übermittlung von Informationen an die Bevölkerung geworden. Ebenso klar ist, dass die Diffusion neuer Medien wie Mobiltelefonie oder Internet sogleich neue Informationskanäle entstehen lässt. Zwangsläufig ändern sich dadurch die Grundvoraussetzungen für die Katastrophenkommunikation – auch ausserhalb der Einflussphäre der Medienunternehmen. Vergleicht man aktuelle mit weiter zurückliegenden Bedrohungslagen, finden sich wesentliche Unterschiede im erweiterten und raschen Zugang zu Katastropheninformationen, in der zeitlichen Verfügbarkeit von Nachrichten und im Interaktivitätspotenzial der Kommunikationssysteme.

Allerdings bleiben im Journalismus für die Art der Reaktionsmuster die Grösse der Katastrophe, das Ausmass der Auswirkungen und die Funktionstüchtigkeit der normalen Kommunikationswege von Bedeutung (vgl. Quarantelli 2002). Ferner gestaltet sich, wie oben bereits diagnostiziert, die Ausgangslage in der Konfrontation mit einer Katastrophe in Fernsehstationen anders als etwa bei Zeitungen oder bei Radiosendern.

Nur wenige Nachrichten kommen beispielsweise im Fernsehen ohne Bildkomponenten aus. In ausserordentlichen Lagen, wo Informationen möglichst schnell zu übermitteln sind, wird das Standardprogramm oft unterbrochen, und Liveberichte und Spezialsendungen werden geschaltet. Auch im Tagesverlauf werden Nachrichten heutzutage mehrmals ausgestrahlt, sodass der Sendeablauf Medienschaffende dauernd mit vielfältigen Deadlines konfrontiert. Insofern ist die Handlungspraxis durch grössere technische und zeitliche Kontextbedingungen und beanspruchte Personkapazitäten (Filmcrew, JournalistIn, CutterIn, ModeratorIn) geprägt, als dies etwa im Printbereich der Fall ist. Unter diesen Umständen erhalten bei aussergewöhnlichen Ereignissen im Fernsehen höchst strategische Aktivitäten einen wichtigeren Stellenwert als im Zeitungswesen oder bei Radiostationen. Demgegenüber können Zeitungen bei katastrophenartigen Bedrohungslagen über Telefongespräche, Nachrichtenagenturen, Onlinemedien und Fotografien leichter zu Nachrichtenmaterial gelangen (vgl. Berkowitz 1992a: 84–85). Wie Quarantelli (2002) zudem feststellt, werden Zeitungen nach der akuten

Phase (post-impact period) dominierender und liefern die Hintergrundberichte und Analysen der Katastrophe. Sie berichten auch über andere Aspekte des Katastrophengeschehens als Radio und Fernsehen. In die Übermittlung von persönlichen Mitteilungen sind sie hingegen selten involviert. Bemerkenswerte Unterschiede betreffen auch die Art der Nachrichtenproduktion. Während in aussergewöhnlichen Lagen – so Quarantelli (2002) – die Presse im Vergleich zur Nachrichtenselektion während normalen Zeiten Fakten sorgfältiger prüft und Informationen komplexer ausfallen, stehen elektronischen Medien unter Sendedruck. Mit der Forderung konfrontiert, Informationen sehr schnell zu verbreiten, werden Selektionsprozesse verkürzt und Bearbeitungsschritte dabei vereinfacht oder übersprungen.

Wobei gerade durch die neuen, digitalen Medien, durch die Etablierung des Online-Journalismus in den 1990er Jahren oder aufgrund des angesprochenen Trends der Medienkonvergenz<sup>197</sup> bereits heute klassische Medien Online-Versionen ihres Produktes anbieten. Folglich sind derzeit Veränderungen im Gang, denen wohl die Ausgangsbedingungen bei allen Medientypen für Katastrophenlagen unterworfen bleiben. Allerdings sind die Auswirkungen der Veränderungen weit weniger klar und oftmals anders geartet als ursprünglich erwartet. Beispielsweise war der Internetgebrauch nach der Terrorattacke am 11. September 2001 weit unter den Erwartungen geblieben (vgl. Quarantelli 2002; Rogers 2003).

Vor dem skizzierten Hintergrund lässt sich nochmals verdeutlichen, wie allein schon Handlungsvorgaben und -zwänge in der Umwelt der Medienschaffenden eine Perspektive auf das Katastrophengeschehen festlegen für all jene, die dazu einen journalistischen Beitrag leisten müssen. Bereits die Eigenheiten des Mediums prägen die Reaktionen auf das Geschehen bzw. die jeweilige Katastrophenberichterstattung mit. Zudem bringen Katastrophenereignisse für den Journalismus oftmals typische Probleme mit sich. Zusätzliche Herausforderungen können bedingt sein durch die in Mitleidenschaft gezogene Infrastruktur, durch fehlende personelle Ressourcen, durch erschwerte Anfahrtswege in Katastrophengebiete bis hin zu belastenden Erfahrungen der BerichterstellerInnen vor Ort des Geschehens. Unter Umständen selbst Opfer der Katastrophe zu sein und gleichzeitig Ängste um Familie, um Nachbarn oder Hab und Gut zu haben, können ebenso ein Faktum im Journalismus sein. Solche Extreme sind am Beispiel des Hurrikans Katrina 2005 auch in der Forschungsliteratur illustriert (dazu etwa Roberts 2010; Dill 2010).

Nachdem uns einige zentrale Einflussdimensionen für das Zustandekommen von Katastrophenberichterstattung vertraut sind, gilt es die Frage zu erörtern, wie in Reaktion auf Sonderereignisse die Inhalte ausgewählt werden, die uns Medien zu Katastrophen erschliessen.

### **7.3      Routinisierung des völlig Unerwarteten**

Als zentrale Erkenntnis verschiedener Studien gilt der allgemeine Befund, dass selbst im Umgang mit unerwarteten Ereignissen Medienschaffende ihre Arbeit in einem mehr oder weniger routinierten Rahmen durchführen (z. B. Tuchman 1973/74; Berkowitz 1992a; Meier/Schanne 1996b; Quarantelli 2002). Improvisation und Verhandlungsfähigkeit sind gemäss den Redaktionsbeobachtungen von Berkowitz (1992a: 92–93) unter ausseralltäglichen Umständen wichtig. Da diese Elemente im Journalismus bereits für die Arbeit unter normalen Umständen gelten, erweisen sich solche Arbeitsroutinen in zweifacher Weise als zweckdienlich: erstens als Anleitung für organisationales Verhalten, was eine schnelle Konsensfindung und rasche Entscheidungen, wie auf das Ereignis im Rahmen der Gegebenheiten zu reagieren ist, begünstigt. Zweitens hilft Improvisationsgeschick die Medienarbeit schnell an die neue Situation anzupassen. Einer modifizierten Version der alltäglichen Arbeitsroutinen zu folgen macht es gemäss Berkowitz möglich, rasch ein Nachrichtenprodukt herzustellen. Darüber hinaus er-

---

<sup>197</sup> Vgl. Kap. 6.6.



leichtern vertraute Routinen die Bewertung der erbrachten Leistungen. Wenn Medienschaffende bereits annähernd das Produkt kennen, das aus ihrer Routine resultieren sollte, kann die aktuelle Produktion mit diesen Vorstellungen verglichen werden. In einer Katastrophenlage sind Anpassungen, beispielsweise an technische oder logistische Begebenheiten, mithin ein Grund, dass die Beiträge nicht unbedingt den Vorstellungen der Medienorganisation entsprechen. Das heisst, dass die Erwartungen, die Medienschaffenden an das eigene Verhalten oder jenes von Berufskollegen stellen, oftmals nur partiell erfüllbar sind<sup>198</sup>. Gerade bei Aktualität schwingen Konnotationen einer oberflächlichen und flüchtigen Vermittlung von Geschehnissen mit, was „mit Gründlichkeit und Tiefe von Weltadäquanz nicht vereinbar“ ist (Pöttker 2008: 75).

Da die Natur einer Katastrophe anfänglich meist offen lässt, was passiert und was dringend zu tun ist, entsteht an der Front des Geschehens in fast jeder Organisation eine Dezentralisierung der Beschlussfassung. Das gilt auch für die Ermessensspielräume im Journalismus. Diese grössere Unabhängigkeit begünstigt Initiativen von Seite der im Einsatz Stehenden und ermutigt sie, auf die Lage adäquat zu reagieren. Ausserdem hängt der Grad der Autonomie direkt mit der Grösse der Katastrophe, ihren Auswirkungen und von der jeweiligen Art der Unterbrechung der normalen Kommunikationsnetze zusammen (vgl. Quarantelli 2002; Izard/Perkins 2010). Allerdings beobachtet Quarantelli (2002) bei den Medienschaffenden eine allgemeine Tendenz, auf das zu reagieren, was sie förmlich vor ihren Augen vorfinden. Als relativ gering stuft er das insgesamt das Bemühen ein, ausfindig zu machen, was in der gegebenen Krisensituation allenfalls vordringlich wäre.

Eine konkrete Vorstellung davon, wie Medienschaffende in einer aussergewöhnlichen Lage funktionieren und inwiefern Veränderungen traditioneller Berichterstattungsrouninen sich auf die übermittelten Nachrichten auswirken können, gibt eine Studie von Reynolds/Barnett (2003). Sie haben die unmittelbare TV-Berichterstattung zum Terroranschlag des 11. Septembers untersucht. Dazu werteten sie die ersten fünf Stunden Berichterstattung der Sender ABC, CBS, NCB und CNN<sup>199</sup> aus. Insgesamt sind die Inhalte der Nachrichten in aussergewöhnlichen Lagen anders, als wenn die Nachrichtenproduktion unter normalen Umständen stattfindet. Wenn es gilt, endlose Stunden mit Berichten zu füllen, entsteht vor allem in Fernsehstationen ein grosser Druck. So ist es oft nicht mehr möglich, tiefgründige Recherchen anzustellen oder wenig glaubwürdige Quellen auszuschliessen. Um mit der aussergewöhnlichen Lage umzugehen, reagieren Medienschaffende folglich mit einer neuen Routine. Diese zeigt sich an Auftritten von Medienschaffenden in der Rolle des Experten, des sozialen Kommentators oder des Augenzeugen, der seine individuellen Erlebnisse rund um das Katastrophengeschehen weitergibt. JournalistInnen beginnen z. T. auch andere JournalistInnen zum Geschehen zu befragen. Das erklärt sich u. a. damit, dass sie auf Informationen warten müssen und dabei mit dem Problem konfrontiert sind, aufgrund von Live-Berichterstattung Sprechzeiten zu füllen. Trotz dieser abweichenden Medienpraktiken wird jedoch zumeist die Rolle des traditionellen Journalisten (z. B. in der Faktendarstellung oder in der Trennung von Kommentar und Nachrichten) gewahrt.

Weitere Inkonsistenzen von Aktualitätspostulat und Sorgfaltspflicht betreffen die Verwendung von anonymen Quellen, die Verbreitung von Gerüchten oder das Sprechen in der Ich-Form. Auch wenn die Katastrophenlage solche vermeintlichen Verstösse gegen übliche Gepflogenheiten mit sich bringt, bleibt dieses Verhalten gleichwohl eine Randerscheinung. Als zentraler Befund bleibt eine stark auf

<sup>198</sup> Bei den Medienschaffenden ist durchaus ein Bewusstsein vorhanden für die verschiedenen Erwartungen (moralisch, ökonomisch, politisch, beruflich), die an sie in einer Katastrophe herangetragen werden. Insbesondere in Bezug auf die Qualität an das eigene Produkt einerseits und auf die Aktualität bzw. eine rasche Rezipierbarkeit ihrer Informationen andererseits ergeben sich vielfältige Dilemmas. Fundierte Fakten und korrekte Darstellung verlangen oft zeitraubende Recherchen. Der Aktualitätsdruck hingegen, wo die ökonomischen Kalküle des Medienhauses auf Auflagen und Absatzzahlen hin orientiert sind und die erwartbare Kritik im Qualitätsmanagement, wenn das berufliche Handeln die Standards nicht trifft, bilden Widersprüche und Konflikte des Berufes. So müssen Kompromisse eingegangen werden. Auf die vielfältigen Paradoxien sind nicht einfache Lösungen zu finden. Es sei aber eingeräumt, dass dies nicht nur die Katastrophenberichterstattung betrifft. Zu weiteren „Paradoxien des Journalismus“ siehe auch: Pörksen/Loosen/Scholl (2008).

<sup>199</sup> Der Anlass für diese Studie war die Beobachtung, dass überraschenderweise 89% der Amerikaner den Medien ein positives Rating für ihre Berichterstattung über den Terroranschlag gaben und 63% sagten, sie hätten nicht mehr aufhören können, TV zu schauen. Das Ziel der Untersuchung bestand darin, diese hohe öffentliche Zufriedenheit zu erklären.

Fakten hin ausgerichtete Berichterstattung kennzeichnend. Dies bestätigen auch andere Studien (z. B. Escobar/Demeritt/van Buren 2012). Mitunter kontrovers diskutiert werden solche Befunde, wenn mit der bekannten "Normalform" journalistischer Berichterstattung Bedrohungslagen begegnet wird. So fragen sich Reynolds und Barnett (2003), ob die Medien damit den Bedürfnissen des Medienpublikums entgegenkommen. Die empirische Forschung zeigt, dass Menschen in einer Krisenlage Informationen suchen, die ihnen emotionale Unterstützung oder Trost bieten. Und diesbezüglich wird deutlich, dass die Berichterstattung in diesem Zusammenhang möglicherweise nicht diese Hilfe bietet<sup>200</sup>.

Allerdings bleiben die Befunde bezüglich Faktenorientierung der Katastrophen- und Risikoberichterstattung in der Forschung dazu sehr widersprüchlich. Gemäss Mayes (2000) Beobachtungen beispielsweise gehört informative und faktenbasierte Katastrophenberichterstattung der Vergangenheit an. Zentral zum Tragen kommen als Reaktion auf das Ereignis emotionale Befindlichkeiten und die letzte Gefühlsduselei – inklusive jene des Reporters. Diese Priorität der Emotionen heutzutage und derjenigen, die gelitten haben, bezeichnet Mayes als „Therapy News“<sup>201</sup>. Jedoch wiesen Pantti und Wahl-Jorgensen (2007) in ihrer historischen Untersuchung von sechs menschengemachten Katastrophen nach, dass „Therapy News“ bzw. emotionale Reaktionen kein neomodisches Phänomen sind, sondern über den Zeitraum von 1929–1999 relativ konstant in der Katastrophenberichterstattung nachverfolgbar bleiben<sup>202</sup>. Das soll nicht heissen, dass die Berichterstattung nur in statischer Form verläuft. Gemäss ihren Befunden zeigen sich subtile Veränderung über die Zeit darin, dass in den Medien eher Opfer ermächtigt werden, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen als Behörden und Elitepersonen. Zudem nimmt in Trauer-Diskursen der Fokus auf Intimitäten zu, indem informelle öffentliche als auch persönliche Rituale der einfachen Leute stärker in den Medien repräsentiert sind (Pantti/Wahl-Jorgensen 2007: 22). Demgemäss gibt die jüngere Katastrophenberichterstattung den Menschen stets auch Rat und Trost, sodass die emotionale politische Kommunikation und nicht die objektive Vermittlung von Sachverhalten für die Normalform von Katastrophenberichterstattung kennzeichnend bleibt. Entsprechend entwickeln sich Routinen heraus, wie über Katastrophen berichtet wird.

## 7.4 Typifikation des völlig Unerwarteten – Framing

Weiter gehören zu dieser Normalform der Medienberichterstattung das turnusgemässe stereotype Einordnen der Geschehnisse (vgl. Tuchman 1973/74; Quarantelli 2002; Cottle 2009). Typifikation wird folglich zu einer wichtige Strategie zur Erfüllung organisationaler Forderungen im Journalismus. Sobald ein Geschehen als Hochwasser, Flugzeugabsturz oder Chemie-Katastrophe typisiert ist, können sowohl Ideen zur Story als auch typische Nachrichtenquellen bestimmt werden, sodass das amorphe Geschehen in diskrete Nachrichteneinheiten überführt werden kann (vgl. Berkowitz 1992a: 92–93). Eine wichtige Funktion spielt bereits die Vorentscheidung über den Gesichtspunkt bzw. den Aufhänger, von dem aus der Inhalt als eine "Geschichte" entworfen und aufgebaut werden kann. Altheide (1976) spricht hier von „Angel“: „Reporters select the content as evidence of the angle. The angle is the framework to which specific content will be nailed in order to tell a story. The important point is, that the story is simply the format or medium through which a definition of an event – the angel – is presented“ (Altheide 1976: 76). In diesem Zusammenhang wird auch von „Deutungsmus-

<sup>200</sup> Ob die Rolle des Journalisten in entsprechenden Situationen anders definiert sein müsste, ob es überhaupt wichtig ist, dass der Fokus der Medieninhalte auf Faktenorientierung ausgerichtet ist, inwiefern Versachlichung zum Abbau von Besorgnissen und Ängsten beitragen kann und wie die Medienkommunikation beschaffen sein müsste etc. sind Fragen, die unter Einbezug der sozialen Kontexte nicht einfach zu beantworten sind. Komplizierend kommt zur Frage, wie die Medienkommunikation beschaffen sein müsste hinzu, dass solche Einsichten notwendige psychologische Erklärungen voraussetzen. Und generell spielen im Bereich der Risikowahrnehmung wiederum individualistische Ausgangspunkte der Konstruktion von Wirklichkeit mit hinein.

<sup>201</sup> Mayes (2000) verweist auf mögliche Konsequenzen: „Therapy News can end up distorting reality. It focuses on who feels what trauma and how they deal with it even if the emotion is wrongly attributed.“

<sup>202</sup> Allerdings verweisen die beiden Forschenden darauf hin, dass menschengemachte Katastrophen – anders als Naturkatastrophen – die Frage nach Fehlern und Verantwortlichkeiten nach sich ziehen. Von daher eröffnen sich potenzielle Gelegenheiten für wörtlich „outlaw emotions“ such as anger“ (2007: 7) im Katastrophendiskurs.

tern“ „Rahmen“ oder „Frames“ gesprochen, wenn Medien bei der Aufbereitung eines Ereignisses dieses in eine bestimmte Perspektive rücken. Den Ausdruck „Framing“ als Prozess bzw. „Frame“ als Endresultat hat Goffmann (1974) in die Soziologie eingebracht. In seinem Verständnis sind Frames Organisationsprinzipien, mit denen persönliche und soziale Erlebnisse strukturiert werden<sup>203</sup>. In seinem Werk „Frames Analysis: An Essay on the Organization of Experience“ verdeutlicht Goffman, dass Akteure zwar eine Situation definieren, doch sie „schaffen gewöhnlich diese Definition nicht; gewöhnlich stellen sie lediglich fest, was für sie die Situation sein sollte, und verhalten sich entsprechend“ (Goffman 1977: 9). In diesem Sinne unterziehen Medienschaffende die Situation einer Katastrophe einem Definitionsprozess, um letztlich die entscheidende Frage beantworten zu können: „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goffman 1977: 16). Um diese erklärungsbedürftige Situation sinngebend zu beantworten, muss aus verschiedenen Lesarten des Geschehens eine plausible ausgewählt werden. In diesem Prozess hilft der Rückgriff auf Frames als Interpretationsmuster, „neue Informationen sinnvoll einzuordnen und effizient zu verarbeiten“ (Scheuffele 2004: 30). Aus Sicht der Kommunikatoren lenkt Gitlin (1980: 7) mit seiner Definition auf die Routine im journalistischen Prozess der Frame-Bildung: „Media frames are persistent patterns of cognition, interpretation, and presentation, of selection, emphasis, and exclusion, by which symbol-handlers routinely organize discourses, whether verbal or visual“. Gemäss seiner Beschreibung legen Frame-Mechanismen sowohl auf der verbalen wie auf der visuellen Ebene letztlich fest, was an die RezipientInnen weitergegeben wird.

Der Umstand, dass die Bedeutung von visuellen Elementen wie Überschriften, Titel, Grafiken und vor allem Fotografien erst mit der Entwicklung der Bildtechnik in der thematischen Bearbeitung von Katastrophen dazugekommen ist, erinnert sogleich an historische Kontextbedingungen in der Bearbeitung von Katastrophen. Mit differenzierteren technischen Mitteln der Dokumentation etablieren sich auch neue Kriterien, wie eine Katastrophe in den Medien problematisiert werden kann.

Als eine Etappe einer "Revolution" wird in der Literatur der Einbezug von Videoaufnahmen in den Medien bei der Tsunami-Katastrophe (2004) eingestuft. Wobei Fotos und Kurzvideos, die mithilfe der MSM-Technik Mediensysteme ebenfalls mit Bildmaterial zu versorgen beginnen, Formen der journalistischen Verfahren im Umgang mit Katastrophen augenblicklich verändern. Es ist nicht allein die Technik, die Veränderungen im Mediensystem anstösst, sondern auch Medien scheinen dazuzulernen<sup>204</sup> bzw. vertraute Frames zu differenzieren. Medienframes, die folglich „den Medientexten unterliegen“, lassen sich, wie Bonfadelli (2002b: 205) in seiner Definition vorschlägt, als „zentrale, organisierende Ideen bzw. Strukturen“ beschreiben. Durch das Hervorheben gewisser Aspekte eines Ereignisses und durch das Weglassen anderer Elemente eines Ereignisses (Entman 1993: 53) entstehen inhaltlich und formale Konstellationen, in denen Katastrophenberichterstattung typischerweise vermittelt wird.

Zugleich legen Frames fest, was an einem Beitrag berichtenswert ist und somit dessen Bedeutung und Bedeutsamkeit. Dem Media-Agenda-Setting-Ansatz gemäss orientiert sich das massenmediale Publikum an der Bedeutung, die Medien ihren Berichterstattungsobjekten beimessen. Durch die Art der Thematisierung, Publikationshäufigkeit, Platzierung und Aufmachung eines Katastrophenereignisses etabliert sich auf Seiten des massenmedialen Publikums die eigentliche Wichtigkeit (Objekt-Salience),

<sup>203</sup> In Analogie zur Argumentation von Berger und Luckmanns Konzept der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit sind Frames nach Goffman (1974) als kulturell-gesellschaftliche Ressourcen zu interpretieren, die sich in kollektiven Kommunikationsprozesse herausbilden und als soziale Rahmen einen grundlegend orientierenden Referenzraum für unsere Idee von "der Wirklichkeit" bilden. Handeln verläuft bekanntlich grösstenteils in Form von unreflektierten Routinen, d. h. ohne besondere Aufmerksamkeit für den komplexen Hintergrund von Wissen, auf dem unser Urteil und die Bedeutungssetzung vollzogen wird. Jedoch können Frames in bestimmten Situationen fragwürdig werden. Die vorhandenen Interpretationsmuster müssen modifiziert, ergänzt oder neu gebildet werden, um den darauf bezogenen Erfordernissen der Problemsituation zu entsprechen (vgl. Kap. 9.2).

<sup>204</sup> Seit der Tsunami-Katastrophe 2004 gewinnen Amateur-Videoaufnahmen als Zulieferer von Bildmaterial für konventionelle Medien an Bedeutung. Bereits im Kontext der Terroranschläge am 7. Juli 2005 in London flossen Fotos und Kurzvideos, die auf Mobiltelefonen mit Multimedia-Funktionen produziert wurden, augenblicklich als Bildelemente in die Katastrophenberichterstattung ein. Wie Krause (2007: 130) dazu bemerkt, scheinen Fernsehen und Presse seit dem Tsunami dazugelernt zu haben, und sie „integrieren die 'neuen Bilder' nun schneller.“ Beim Tsunami selbst hätte der Einbezug von aktuellem Bildmaterial von Augenzeugen noch Tage in Anspruch genommen.

die eine Katastrophe im aktuellen Problemhaushalt und in der Ereigniswelt des Publikums einnehmen kann (vgl. McCombs/Shaw 1972).

Zu den organisierenden Routinen journalistischer Arbeit gehören in einer Katastrophenlage zudem die Quellen, die für Katastrophenberichterstattung verwendet werden. Auffällig ist dabei der Rückgriff auf traditionelle Quellen, wie das sonst in den alltäglichen Nachrichten auch der Fall ist (z. B. Meier/Schanne 1996b; Quarantelli 2002). Gemäss zahlreichen Studien aus der Risiko- und Katastrophenforschung handelt es vor allem um offizielle Quellen, auf die man sich zuerst beruft und demzufolge um die Berücksichtigung der Sicht der Behörden (z. B. Regierung, Polizei, Verwaltung). Oft bedeutet das für diese etablierten Quellen gleichzeitig – vor allem, wenn der Erstkontakt aufrechterhalten bleibt – dass das Bild, das nachstehend vermittelt wird, oftmals von deren Sichtweise beherrscht wird. Zu dieser etablierten Präsentation des „command-post-point-of-view“ (Schanne/Meier 1996: 68) können neuere Daten aus der amerikanischen Katastrophenforschung Evidenzen für medientypische Unterschiede relevanter Quellen nachweisen: Lokale Behörden gelten vor allem in der Presse (24%), aber weniger im Fernsehen (19%) oder Radio (14%) als die meistzitierten Akteure. Das gilt zumindest für die US-amerikanischen Medien (vgl. Quarantelli 2002)<sup>205</sup>.

Eine auf traditionelle Regeln hin ausgerichtete Beobachterperspektive der Medien kann folglich zu Defiziten in der journalistischen Wirklichkeitskonstruktion von Katastrophen führen. So bestehen für das Katastrophenmanagement beispielsweise weit geringere Resonanzchancen in den Medien. Sie gehören bekanntlich nicht zum vertrauten Bezugsnetz der Medien. Auch freiwillige HelferInnen oder nicht etablierte Gruppen und Organisationen, die in Katastrophen oft Grosses leisten, etwa in der Rettung der Opfer oder bei deren Suche, fallen im Vergleich zu formalen Organisationen leichter durch das journalistische Wahrnehmungsraster. Als Beispiel sei hier an die wiederkehrende Medienpräsenz von offiziellen Suchteams mit ihren Hunden erinnert, die aus Trümmern Menschen zu retten versuchen. Diese feststellbare Tendenz, nicht nach anderen Quellen zu suchen – was man eigentlich von Medien erwarten würde – verstärkt sich gemäss Quarantelli (2002) dadurch, dass Medienschaffende sich überwiegend als Generalisten sehen und weniger als Spezialisten.

Mehr als in gewöhnlichen Zeiten gewinnt mitunter der Bezug auf BürgerInnen bzw. Betroffene als Nachrichtenquelle einen grossen Stellenwert. Wobei gemäss den Befunden Quarantellis (2002) die Art dieser Interaktionen in unterschiedlicher Weise erfolgt, gleichzeitig abhängig ist von der Grösse des Medienunternehmens und je nach Medientyp variiert. Ferner sind situationsspezifisch hinsichtlich des Schweregrades einer Katastrophe generelle Unterschiede zu konstatieren: Ist beispielsweise an gewissen Örtlichkeiten durch die Zerstörung das Reisen und/oder der Kontakt mit offiziellen Quellen schwierig, rücken Ortsansässige als Informationszulieferer der Medien stärker in den Fokus. Offensichtlich ist die betroffene Bevölkerung generell wichtiger für die Katastrophenberichterstattung im Radio<sup>206</sup>, aber weniger relevant im Fernsehen oder in der Presse. Aus jüngeren Daten geht weiter hervor, dass die Bevölkerung in der Presse wie im Fernsehen vor allem im Kontext von Human Interest berücksichtigt wird und weniger bei Hard-News Themen in Erscheinung tritt (Quarantelli 2002).

Allerdings wäre es verkürzt, sowohl theoretisch wie empirisch von *der* Katastrophenberichterstattung in der Presse, dem Fernsehen oder Radio zu sprechen. So wird in Reaktion auf das gleiche Geschehen eine Qualitätszeitung eine andere Selektions- und Darstellungsweise wählen, als dies bei einem Boulevardblatt der Fall ist. Daher ist es für die wissenschaftliche Betrachtung wichtig, aktuelle Selbstverständlichkeiten in der Vermittlung von Katastrophen mit deutlich werdenden Veränderungen des gleichen Medientyps, z. B. nur Tageszeitungen, zu beobachten.

<sup>205</sup> Wobei langfristige Veränderungen weder des Journalismus noch erwartbare Unterschiede innerhalb der Zeitungstitel oder zwischen Fernsehsendern oder Radiostationen bisher kaum erforscht scheinen.

<sup>206</sup> Dieser Befund erklärt sich vorwiegend aus der Tendenz zur Liveschaltung von Betroffenen im Rahmen der Katastrophenberichterstattung von Radiostationen.

Diese summarische Präsentation beschriebener Prozesse und Muster, die eine schnelle Reaktion auf Katastrophen ermöglichen, verortet den Ablauf von aussergewöhnlichen Ereignissen im Journalismus letztlich als zweckbestimmt und auch sozial gelernt. Denn wenn JournalistInnen mit solchen Ereignissen konfrontiert werden, modifizieren sie das Geschehen und gleichen es ihren Stereotypen an bei gleichzeitigem Ignorieren von dem, was von ihren Prototypen zu weit abweicht. Dadurch bleiben im Ergebnis die redaktionellen Arbeitsprozesse in Reaktion auf eine Katastrophe wie die Geschichten und Themen der Katastrophenberichterstattung bemerkenswert ähnlich (vgl. Berkowitz 1992a: 83–84; O'Connell/Mills 2003).

Berkowitz (Berkowitz 1992b: 53) geht von drei Etappen aus, welche die Berichterstattung über Katastrophen dabei durchläuft: (1) the human tragedy, (2) the exploration of the mystery of „why?“, und (3) the official efforts to restore normalcy. Andere Autoren sprechen daher auch von einer stark ritualisierten Form, wie Katastrophen als Momente ausserhalb normaler Zeiten in den Medien durch intensive und extensive Formen der Berichterstattung markiert werden (vgl. Pfister 2002: 17; Cottle 2009: 50). Dass die Katastrophenberichterstattung eine eigene Ordnung kenne, betonen auch Pantti/Wahl-Jorgensen (2007). Sie entdeckten in ihrer Studie über sechs nationalen Katastrophen in England im Zeitraum von 1929 bis 1999, dass solche medialisierte Ereignisse grundsätzlich entlang von vier emotionalen Diskursen verlaufen: horror, grief, empathy and anger.

„(T)he coverage of disaster always opens with the account of the horrific aspect of the event – what we here call 'the discurs of horror.' This is followed by the discourse of grief, which focuses on the suffering of victims and the bereaved. Such accounts, in turn, give rise to the discourse of empathy, which constructs imagined communities of shared loss by telling stories of individuals acting empathetically and heroically for the benefit of others. The call on feelings of national and community pride in accounts of heroes who provide hope and optimism by saving victims. Finally, discourses of anger assign blame and call those responsible to account by telling stories of the justified rage of the afflicted” (Pantti/Wahl-Jorgensen 2007: 21).

Diesen formelhaften Verlauf, der generell den Umgang der Medien mit Katastrophen auszeichnet, beschreibt auch Schanne (1996b). Er hat den Verlauf der Katastrophenberichterstattung zur Chemie-katastrophe Schweizerhalle (1986) analysiert und zeigt auf, wie Katastrophen in den Medien kommunikativ aufgebaut und rasch wieder beseitigt werden.

Zur generellen Charakteristik gehört folglich auch die limitierte Zeitspanne der Medienaufmerksamkeit. Als Regel wird ein Medieninteresse von ungefähr einer Woche festgestellt, wobei der zweite Tag den Höhepunkt des Interesses markiert und dann Schritt für Schritt die Berichterstattung erlahmt – unabhängig davon, ob es sich um ein kurzes Erdbeben oder um ein ausgedehntes Hochwasser handelt (vgl. Media Tenor Journal 2006: 26–27). Zu dieser zeitlich gebundenen Normierung der Medienaufmerksamkeit passen auch die medieninternen Beobachtungen von Berkowitz (1992a). Ebenso bestätigt eine Analyse der TV-Berichterstattung in Amerika und Deutschland zum Erdbeben in Pakistan (2005) und der amerikanischen Berichterstattung über die Überschwemmung in Zentraleuropa (2002) dieses konforme Verlaufsmuster (Media Tenor Journal 2006: 26). Allerdings ist bekannt, dass es immer auch Katastrophen gibt, die abweichend von diesen allgemeinen Szenarien verlaufen. Beispielsweise erreichte die Fernsehberichterstattung in Deutschland zur Elbeflut 2002 am dritten und fünften Tag ein weitaus grösseres Ausmass als die ersten zwei Tage, mit weiteren Ausschlägen am achten und zehnten Tag. Auch die über eine Periode von fünf Wochen dauernde Präsenz der Berichterstattung über Hurrikan Katrina (2005) in den deutschen Medien verweist auf unterschiedliche Verläufe der Aufmerksamkeit, mit denen Naturkatastrophen in der journalistischen Praxis bedacht sein können. Der Argumentation des Reports von Media Tenor (2006: 26) folgend, erklären sich diese Unterschiede aus dem Umstand, dass "Megakatastrophen", die eine gewisse Aufmerksamkeitsschwelle von rund 30 Berichten pro Tag erreichen, Widerhall finden in politischen und sozialen Debatten. Diese

werden dann wiederum zu einem Fokus der Berichterstattung (dazu auch: Cottle 2009: 50). Vor dem Hintergrund der hier deutlich werdenden Veränderungen der Medienaufmerksamkeit, die sich nach einem aussergewöhnlichen Ereignis beobachten lassen, drängt sich die Frage auf, warum und unter welchen Umständen diese magische Schwelle von rund 30 Stories in den Medien zustande kommt.

## 8 Modi der medialen Aktivitäten in einer Katastrophe

Insbesondere die jüngere Forschung wird sich allmählich bewusst, dass es verschiedene Arten und Komplexitäten gibt, wie aussergewöhnliche Ereignisse medienöffentlich thematisiert werden. Zum einen ist es oft kontingent, was in welcher Form und welchem Ausmass zu einem Ereignis wird. Zum anderen ist nicht zu übersehen, dass gewisse singuläre Vorfälle wie Katastrophen und Unglücke, politische Vorkommnisse, aber auch geplante Sportereignisse bis zu Hochzeitszeremonien in den Nachrichten aussergewöhnlich hohe Aufmerksamkeit generieren können und in modernen Mediengesellschaften zeitgleich von weiten Teilen der Bevölkerung wahrgenommen werden.

Vor allem ist die Welt der Medien wie die Natur von gesellschaftlichen Risiken und Katastrophenfällen einem schnellen Wandel unterworfen. Gewöhnlich folgt die Berichterstattung über eine aktuelle Katastrophe ihrer Chronologie und diesbezüglichen Ereignisfortschritten<sup>207</sup>. Die Massenmedien berichten die Fakten, zeigen Meinungen auf und vermitteln die medienöffentliche Debatte. Dabei beziehen sie sich auf spezifische Akteure. Nach einer kurzen Weile verliert das Geschehen seinen Nachrichtenwert. Die Medienaufmerksamkeit wendet sich neuen relevanteren Geschehnissen und Problemen zu, auch wenn eine Naturkatastrophe in der Regel weitere Spätfolgen hat und viele Aktivitäten erst hernach einsetzen. Möglicherweise organisiert die Feuerwehr ihre Kommunikationsabläufe neu. Möglicherweise ändern sich die Bauvorschriften in Hochwassergebieten, möglicherweise werden Flüsse renaturiert, um die Strömungsgeschwindigkeit und damit die Überschwemmungsgefahr zu reduzieren etc. Doch über solche Folgeereignisse<sup>208</sup> erfährt die Öffentlichkeit mitunter nichts. Der Grund kann etwa sein, dass die Geschehnisse den Medienschaffenden nicht bekannt geworden sind oder deren Relevanz für die Berichterstattung als zu spärlich erschien.

Offensichtlich gibt es auch einzelne Katastrophen, die sich nicht in das übliche, durch die Forschung etablierte Bild einfügen. Diese bedienen nicht die Rituale nationaler Integration oder bekundeter Solidarität, die auf der öffentlichen Vermittlung von Gefühlen, geteiltem Wissen oder Hilfeleistungen basieren<sup>209</sup>. Sie mutieren zu eigentlichen Krisen mit diskursiven Auseinandersetzungen und politischen Unstimmigkeiten, die mitunter weit über das hinausgehen, was das eigentliche Ereignis betrifft. Hierbei handelt es sich um jene Katastrophen, die eine eigentliche Welle der Berichterstattung nach sich ziehen (Kepplinger 2001: 123), sodass sie sich mehr als andere Ereignisse ins Gedächtnis einschreiben oder möglicherweise eine eigentliche Zäsur darstellen.

Zum anderen können auch neue Medientechniken und Medienmärkte spektakuläre, kollektiv überraschende oder bedrohliche Ereignisse (wie z. B. Naturkatastrophen oder Kriege) und deren Sichtbarkeit begünstigen. Das gilt auch für die Erinnerung an sie, wobei vor allem ihre öffentliche Reichweite und Präsenz durch Medienexpansion und mit dem Aufkommen neuer Medienformate historisch wesentliche Veränderungen durchlaufen<sup>210</sup> (vgl. Bösch 2010b: 5).

<sup>207</sup> Beitragsfolgen öffentlicher Katastrophenkommunikation, die ein deskriptiver Charakter auszeichnet, sind vor allem auf den Ereignisfortschritt konzentriert. Diese Reproduktion des Beobachteten erweist sich als grösstenteils deutungsarm, da erörterte Problemperspektiven bzw. kulturelle Frames keine wichtige Rolle spielen. Davon zu unterscheiden ist eine Berichterstattung, die durch maximale Reflexivität gekennzeichnet ist. In diesem Fall prägt die spezifische Klärung eines Bezugsproblems und daher die Ausarbeitung und Klarstellung von Werthaltungen und Problemperspektiven die medienöffentliche Katastrophenkommunikation. Zwischen dem deskriptiven und dem reflexiven Typus liegen kontroverse Kommunikationsereignisse. Sie sind durch den umstrittenen Charakter eines Verhandlungsgegenstandes in Bezug auf den Ereignisfortschritt geprägt. So werden entsprechend kontroverse Perspektiven bzw. Frames in wechselnden Akteurskonstellationen ausgetauscht, etwa bei Opposition gegen Gefahrenkarten bzw. deren raumplanerischen Folgen (ausführlich dazu: vgl. Eisenegger (2008: 155–156)).

<sup>208</sup> Folgeereignisse können als die Konsequenzen eines Auslöseereignisses gesehen werden, die ausserhalb der Berichterstattung stattfinden. Sie können berichtet oder auch nicht berichtet werden. Folglich ist die Tiefenschärfe der Berichterstattung davon abhängig, inwiefern die Medien die zeitliche Fortsetzung einer Katastrophe nach dem Auslöseereignis einbeziehen (ausführlich dazu: vgl. Kepplinger (2001: 122–123)).

<sup>209</sup> Zahlreiche Fallstudien bestätigen in Bezug auf die soziale Realität von Naturkatastrophen dieses Bild immer wieder. Siehe für die Schweiz: Pfister (2002).

<sup>210</sup> Wie aussergewöhnliche Ereignisse in besonderer Weise in Verbindung mit der Durchsetzung neuer Medientechnologien auftreten, ist historisch seit der Ausbildung der Massenpresse bis zur epochalen Wende mit dem Internetzeitalter mit vielseitigem Quellenmaterial dokumentiert (vgl. etwa als Fallstudien: Bösch/Schmidt (2010)).

Wenn uns in Beitragsfolgen der Medien gewisse Katastrophen als bedeutende Geschehnisse mit eigener Aura entgegentreten, stellt sich die Ausgangsfrage, was dazu führt, dass sie in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken können. Um im Folgenden die Rolle der Medien zu spezifizieren, sind einerseits komplexe Verflechtungen der medialen Konstruktion mit aussermedialen Einflussfaktoren zu berücksichtigen, die sich zudem über die Zeit verändern. Andererseits ist neuerdings mit dem Katastrophischen als Medienereignis in besonderer Weise der Beigeschmack medialer Vermarktungsstrategien verbunden. Daher rückt bei der wissenschaftlichen Erforschung von Medienereignissen der Aspekt der Marktlogik des Mediensystems vermehrt in den Mittelpunkt. Entsprechend werden wir uns in einem ersten Schritt mit Begriffen der analytischen und theoretischen Explikation von Ereignistypen befassen (Kap. 8.1), insbesondere mit der Theorie der Schlüsselereignisse (Kap. 8.2–8.4). Abschliessend werden wir Themenwellen vor dem Hintergrund des Medienwandels und im Lichte medienkritischer Debatten zu dysfunktionalen Erscheinungsformen solcher Kommunikationsereignisse reflektieren (Kap. 8.5).

## 8.1 Katastrophen als Medien- und Schlüsselereignisse

In den medien- und kommunikationswissenschaftlichen Theorien bedient man sich des Begriffs "Medienereignis"<sup>211</sup>, wenn bestimmte Vorkommnisse zum Ereignis von aussergewöhnlichem Nachrichtenwert mutieren. Gleichzeitig verweist der Begriff auf die mediale Grundierung, dass gewisse Geschehnisse als öffentlich bedeutsam wahrgenommen werden. Nach einer aktuellen Definition nach Couldry und Hepp (2009: 12) lassen sich Medienereignisse definieren als „certain situated, thickened, centering performances of mediated communication that are focused on a specific thematic core, cross different media products and reach a wide and diverse multiplicity of audiences and participants“.

Diese Definition ist sehr offen gehalten - insbesondere was die Ursachen und Faktoren sogenannter "Medienereignisse" betrifft.<sup>212</sup> Entsprechend kann der Begriff für sehr vieles in Anspruch genommen werden, für Katastrophen ebenso wie für geplante und auf mediale Darstellungserfordernisse abgestimmte Staatsfeierlichkeiten, Hochzeiten oder Begräbnisse (z. B. von Royals oder dem Papst) bis zu Sportanlässen oder Konflikten etc.<sup>213</sup>

Allerdings ist gemäss den bisherigen Ausführungen klar, dass für das raumübergreifende Bekanntwerden von Vorgängen und was uns in Form von Beitragsfolgen als herausragendes Ereignis entgegentreten kann, die Medienpräsenz so oder so stets mitspielt. Mit anderen Worten: Nach medienspezifischen Regeln werden Ereignisse per se konstruiert. So gesehen erweist sich die Inanspruchnahme des Begriffes "Medienereignis" als tautologisch und folglich nur bedingt tauglich, um Sachverhalte in den Medien zweifelsfrei spezifizieren zu können. Zudem ist in jüngster Zeit vermehrt die Rede von "Medienereignis", wenn der Medienauftrieb um eine Begebenheit gewaltige Ausmasse annimmt bzw. das Interesse oder die Neugier tagesaktueller Medien sich tage- oder wochenlang vor allem auf ein Geschehnis konzentriert. Hierbei ist allerdings der negative Beiklang des Begriffes nicht zu übersehen. So wird das Modewort "Medienereignis" auch dazu herangezogen, wiederkehrende Dominanz von gewissen Kommunikationsgegenständen im Mediensystem und seine Mutationen anzuprangern. Dies geschieht vor dem Hintergrund des an Marktmaximen orientierten Handelns der Medien, wo

<sup>211</sup> Wegweisende Impulse für die theoretische und analytische Medienereignisforschung und die damit verbundene Reflexion der Entstehung von nationaler, internationaler, selten auch globaler ritueller Gemeinschaften infolge von Medienereignissen haben Dayan und Katz seit Ende der 1970er Jahre geliefert. Insbesondere die Bedeutung des Fernsehens für Medienereignisse und seine besondere Inszenierungsfunktion haben sie in ihrem 1992 erschienenen Buch „Media Events: The Live Broadcasting of History“, fassbar gemacht Dayan/Katz (1992).

<sup>212</sup> Wenn bereits der Begriff "Ereignis" (von althochdeutsch *irougen*: vor Augen stellen, zeigen) auf die Sichtbarkeit eines prozessualen Geschehens hinweist (zit. n. Bösch (2010a: 8)), stellt bei einem Medienereignis die mediale Ebene die vorrangige Voraussetzung für Sichtbarkeit dar.

<sup>213</sup> Couldry und Hepp (2009: 288) regen dazu an, das typische Medienereignis, dessen Gegenstand das Gefühl gemeinsamer Werte und der Zusammengehörigkeit vermittelt, um zwei Phänomene zu ergänzen. Dazu gehört die Kategorie konfliktreicher Ereignisse (z. B. 9/11), andererseits jene der Welt der Berühmtheitskultur bzw. um Prominente und Menschen mit Charisma. Mit Blick auf die geteilte Bedeutung und Aufmerksamkeit, die solche Medienereignisse in unserer Zeit gewöhnlich erreichen, rechtfertigen die Autoren diese Erweiterung.



Aufmerksamkeit im harten Konkurrenzkampf um beinahe jeden Preis zu erreichen ist (vgl. Kübler 2009: 34). Diejenigen Themen also, denen hohe öffentliche Aufmerksamkeit zukommt, werden als Folge der Orientierung an absatzwirksamen Inhalten der Medien ausgelegt. Wir müssen aber sehen, dass selbst in Fachdiskussionen oftmals unberücksichtigt bleibt, durch welche unterschiedlichen Faktoren bedingt der Kommunikationsfluss in den Massenmedien in hohem Masse thematisch zusammenläuft. Vorgänge, die dann oft grenzüberschreitend und kollektiv, d. h. von weiten Teilen potenzieller Publika gleichzeitig wahrgenommen werden, gibt es allerdings nicht erst seit dem Fernseh- und Internetzeitalter. Die Evidenz solcher Verschränkungen unterstreichen bereits historisch folgenreiche Ereignisse. So wird ein besonderer Zusammenhang zwischen dem Aufkommen der Drucktechnik und der Reformation ausgemacht oder die mediale Grundierung durch die Untergrundpresse als massgebliche Ursache für die Französische Revolution eingestuft (Bösch 2010a: 8). Mit den Möglichkeiten der globalen Vernetzung im 21. Jahrhundert können allerdings lokale Ereignisse, wie es Naturkatastrophen sind, entsprechend rasch zum aufmerksamkeitssträchtigen, grenzüberschreitenden Ereignis mit globaler Betroffenheit werden.

Dabei kann der Grad der Einflussnahme der Medien, dass etwas irgendwie zum Thema öffentlicher Kommunikation gemacht wird, sehr unterschiedlich ausfallen. Darauf verweist in den Kommunikationswissenschaften die Unterteilung in Kategorien wie "genuine Ereignisse", "inszenierte Ereignisse" bzw. Pseudoereignisse, "mediatisierte Ereignisse" oder auch "medieninszenierte Ereignisse" (vgl. Dayan/Katz 1992; Kepplinger 2001; Couldry/Hepp 2009).

Zum einen ist allerdings mit der medialen Präsenz eines genuinen Ereignisses wie einer Naturkatastrophe immer schon ein medial konstruiertes Ereignis auszumachen. Zum anderen ist auch bei einem genuinen Ereignis, das bekanntlich auch ohne Medien stattfinden würde, anzunehmen, dass es sich aufgrund der Medienpräsenz anders abspielt, sodass die strukturierende mediale Ebene immer auch einzubeziehen ist. Im Rahmen der Analyse von Medieninhalten einzelner Katastrophen illustrieren konkrete Beispiele, dass diese idealtypische Kategorisierung von Ereignissen in der Berichterstattung weit weniger der Realität entspricht. Auch bei Katastrophen können uns von den Medien selbst geschaffene Wirklichkeiten erreichen, z. B. die Inszenierung von Spendengalas, die nicht weniger real sind als die von aussermedialen Akteuren inszenierte Medienkonferenz oder der Besuch des Katastrophengebietes durch die Regierung, die im Wissen um die Medienpräsenz stattfinden.

Essentiell heben sich Medienereignisse in der Mediensphäre von der typischen Art der Katastrophe und wie über sie berichtet wird ab. Typischerweise vermögen derartige medial konstituierte Ereignisse Wirkung zu entfalten etwa auf das Verhalten der Menschen, auf die Politik, Gesetzgebung und Forschung. Mit anderen Worten: Sie vermögen massgeblich „raumübergreifend und zeitgleich Wahrnehmung zu prägen“ [...] und „geschichtliche Veränderungen herbeizuführen“ (Bösch 2010b: 11). Das heisst naheliegenderweise, dass die Dynamisierung der Berichterstattung über aussergewöhnliche Ereignisse gesellschaftlichen Wandel forcieren kann.

Eine Vorstellung dazu vermitteln im Zusammenhang mit Naturgewalten der Tsunami im indischen Ozean von 2004 und das jüngste Ereignis in Japan 2011. Die infolge des Erdbebens in Japan ausgelöste atomare Katastrophe in Fukushima wird, wie einst die Katastrophe von Tschernobyl (1986), die Wahrnehmung der Risiken der Nuklearenergie und die Energiepolitik insgesamt in Zukunft mitbestimmen. Bei Medienberichterstattung über ein bedeutsames aussermediales Geschehen, das auch von der Gesellschaft als etwas Besonderes wahrgenommen wird, wird im theoretischen Sinn auch von "Schlüsselereignissen" gesprochen. Doch sind in der Literatur je nach Blickwinkel der wissenschaftlichen Reflexion die Grenzen zu Begriffen wie Krisenereignis, Krisenauslöser, Medienereignis oder Medienhype fließend.

Solche Ansätze beziehen sich vor allem auf die von den Medien selbst initiierten und entsprechend absatzwirksamen Kommunikationsereignisse, denen dann im hohen Masse öffentliche Aufmerksamkeit zukommt. Wenn die Berichterstattung über schadensträchtige Ereignisse wie z. B. Naturkatastrophen über einen bestimmten Zeitverlauf offenkundig zunimmt, dann kann dies zwei potenzielle Ursachen haben: Die Veränderung der medialen Selektionskriterien oder die Häufigkeit der Ereignisse. Folglich sind drei mögliche Gründe für diese Zunahme in Betracht zu ziehen (vgl. Kepplinger 1998: 20-21).

1. Die Selektionskriterien der Medien sind die gleichen, aber die Zahl der Ereignisse nimmt zu.
2. Die Zahl der Ereignisse bleibt gleich, aber die Selektionskriterien der Medien ändern sich.
3. Die Ereignishäufigkeit und die Selektionskriterien der Medien ändern sich, sodass sich die beiden Faktoren verstärken oder nivellieren.

Eine mögliche Erklärung für den Wandel von Selektionskriterien in den Medien sind Schlüsselereignisse. Was Schlüsselereignisse ausmacht, ist Thema des nächsten Abschnittes.

## 8.2 Schlüsselereignisse und Folgen für die Berichterstattungsdynamik

Auf dem Gebiet der Theorie werden Schlüsselereignisse als solche Ereignisse definiert, die durch aufsehenerregende Eigenheiten, neue Sachverhalte sowie eine besonders grosse Tragweite hervorstechen und zudem Einfluss auf journalistische Selektions- und Bewertungskriterien nehmen können (Brosius/Eps 1993). Als Rezipient ist man in solchen Fällen – etwa nach einer schweren Katastrophe, die plötzlich hereinbricht oder nach einem Unglück – mit einer Medienrealität konfrontiert, in der sich Meldungen oft ähnlicher und thematisch verwandter Ereignisse häufen (Brosius/Eps 1993: 513; Kepplinger 1998: 29). Diese Publizität entsteht, auch wenn sachlich gesehen die Häufigkeit solcher Vorfälle gleich bleibt (Kepplinger 2001: 123). Hierbei handelt es sich um die Folgen neuer oder veränderter Selektions- und Interpretationslogiken der Medien, was aber aus der Sicht des Medienpublikums weit weniger durchschaubar ist. Das heisst, im Zusammenhang mit Schlüsselereignissen werden eingespielte Routinen im Journalismus ausser Kraft gesetzt. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass sich die Realität eines Ereignisses als „herausragender Ausnahmefall“ manifestiert (Kepplinger 2001: 123).

Dies greift die Definition von Leitner (2000) auf: „Es handelt sich um ein spektakuläres Ereignis, das die Aufmerksamkeit der Medien in besonderem Mass auf sich zieht. Es muss dazu etwas Einzigartiges haben, sei es, dass es einen neuen Sachverhalt beinhaltet oder eine besonders grosse Tragweite – bei Unfällen also viele Tote, Verletzte oder grosse Schäden – besitzt“ (Leitner zitiert in Rauchenzauner 2008: 21). Die Dynamisierung der Berichterstattung durch die Veränderung des aktuellen Bezugsrahmens lässt sich nicht nur im Zusammenhang mit Katastrophen oder mit Blick auf moderne Risikophänomene (z. B. BSE; AIDS) empirisch belegen (Rauchenzauner 2008: 21), sondern auch weitere genuine Vorkommnisse mit einer aussergewöhnlichen Negativität wie Unfälle, Gewalttaten, Mord, Terrorattacken bis zu Verfehlungen von zeitgenössischen Persönlichkeiten etc. spielen im Zusammenhang mit Schlüsselereignissen eine wichtige Rolle (vgl. Brosius/Eps 1993: 514; Kepplinger 2001; Kolb 2005). Ebenso können Begebenheiten wie ein Interview, eine offizielle Rede oder Warnung, ein Skandal oder eine alarmierende Enthüllungsgeschichte Auslöser einer aussergewöhnlichen Berichtswelle markieren (Vasterman 2005: 514)<sup>214</sup>.

<sup>214</sup> Zwar stehen als Schlüsselereignisse vor allem Ereignisse mit hoher Negativität im Fokus der Diskussion. Allerdings schliesst die Definition positive Vorkommnisse nicht aus. In gewissen Studien fallen auch Entdeckungen, Zeremonielle und aussergewöhnliche Leistungen unter den Begriff "Schlüsselereignisse". Insbesondere Historiker, die der Bedeutung der Medien für die Ereignisbildung nachgehen, verweisen auf den Zäsurcharakter spezifisch positiver Ereignisse. Allerdings können dabei die für negative Schlüsselereignisse charakteristischen Merkmale wie „unerwartet“ und „überraschend“ in den Hintergrund rücken (vgl. Bösch (2010b)).

Brosius und Eps (1993: 514) gehen von zwei Möglichkeiten aus, wie ein Schlüsselereignis die journalistischen Selektionskriterien beeinflussen kann:

1. Die Schlüsselereignisse schaffen ein neues Thema, dem bisher keine oder wenig Beachtung geschenkt wurde.
2. Die Schlüsselereignisse verleihen einem schon bekannten Thema eine neue Dimension.

Beim Eintritt eines Schlüsselereignisses wird in beiden genannten Fällen angenommen, dass sowohl JournalistInnen als auch RezipientInnen einer neuen Situation gegenüberstehen, für deren Einordnung noch keine Bewertungsmaßstäbe existieren oder Unklarheiten darüber bestehen, welche der bekannten Maßstäbe angelegt werden können (Brosius/Eps 1993: 514). Hierbei handelt es sich folglich um Ausnahmesituationen, die erstens eine hohe Aufmerksamkeit auf sich ziehen und zweitens durch das Bedürfnis nach Orientierung gleichzeitig das Interesse nach zusätzlichen Informationen wecken. Dies scheint sowohl für den Journalismus wie für das Medienpublikum zu gelten. In Bezug auf die Publikationswürdigkeit von Schlüsselereignissen ergibt sich daher für Medienschaffende weder individuell noch institutionell die Frage, ob über das Schlüsselereignis überhaupt berichtet werden solle. Dafür scheint das Ereignis zu absonderlich zu sein. Dem Geschehen haftet eine Eigendynamik an, der sich Medienorganisationen letztlich nicht entziehen können. Allerdings spielen Medienschaffende eine entscheidende Rolle in Bezug auf die Art und Weise, wie über das Schlüsselereignis berichtet wird und welche Themen dazu selektiert werden. Dies bestätigen jedenfalls Befragungen von JournalistInnen zu ihren Erfahrungen mit Schlüsselereignissen (Rauchenzauner 2008: 109, 177). Da Medienschaffende wiederum davon ausgehen, dass das Publikum nach weiteren Informationen und Erklärungen verlangt, erhöhen sich die Informationssuche als auch die Sensibilität für die jeweilige Problematik. Im Bemühen um Informationen, die in dieser Orientierungsphase oft knapp sind, gleichzeitig aber nach Bezugsrahmen für das Ereignis gesucht wird, berichten Medien nicht nur über das Schlüsselereignis, sondern auch über das Eintreten verwandter Ereignisse und Themen, die ohne das Schlüsselereignis nicht in gleicher Weise beachtet worden wären (vgl. Brosius/Eps 1993: 514; Kepplinger/Habermeier 1995). Daher erfahren wir u. a. mehr über Vorgänge in der Welt, die vorher keine oder nur geringe Chance hatten, in den Medien Schlagzeilen zu machen (Brosius/Eps 1993). Hierdurch verändern sich die medialen Aufmerksamkeits- und Selektionskriterien. Ein typisches Merkmal ist eine Welle von Ereignissen mit vergleichbaren Merkmalen in den Nachrichten. Dabei kristallisieren sich im Verlaufe der Orientierungsphase neue bzw. veränderte Maßstäbe heraus, nach denen das Schlüsselereignis und weitere Folgeereignisse eingeordnet und gedeutet werden (Brosius/Eps 1993: 514).

Durch Änderungen in der Berichterstattung wird der Öffentlichkeit der Eindruck einer Anhäufung und somit einer Zunahme von problemverwandten Ereignissen vermittelt, ungeachtet der statistischen Datenlage dazu, die keine signifikante Häufung bestätigen kann (vgl. Brosius/Eps 1993; Rauchenzauner 2008).

Im Hinblick auf die Öffentlichkeit ist ein Ereignis plötzlich in aller Munde. Das gilt für Schlüsselereignisse, die nur auf lokaler Ebene<sup>215</sup> "Karriere" machen und solche, die mitunter zu einem globalen Schlüsselereignis avancieren. Mediengeschichtlich betrachtet, sind der erfahrbare Variantenreichtum und die jeweils medieninduzierte öffentliche Reichweite von Schlüsselereignissen eng mit der sozialen Durchsetzung grenzerweiternder massenmedialer Kommunikationsstrukturen verknüpft. Mit dem Stellenwert neuerer Medienformate wie der Massenpresse, der audiovisuellen Verdichtung der Welt mit dem Beginn des Fernsehzeitalters in den 1960er Jahren bis zur Neuformierung der Medien im Internetzeitalter in den 1990er Jahren schafft das jeweils Neue nachfolgend neue Medialisierungsformen für Schlüsselereignisse (vgl. Krause 2007; Bösch 2010b; Bösch/Schmidt 2010). Folglich überträgt sich

<sup>215</sup> Im Übrigen merkt Rauchenzauner (2008: 35–36) an, dass die Berichterstattung über ein Schlüsselereignis, das auf die lokale Ebene (Land/Gebiet) begrenzt bleibt, Differenzierungen in der medialen Selektion sichtbar macht. Handelt es sich um eine *vollkommene* Selektion, dann wird überhaupt nicht über die lokale Grenze hinausgehend berichtet. Demgegenüber liegt eine *teilweise* Selektion vor, wenn das Ereignis zwar über die lokalen Grenzen hinaus Medienresonanz findet – allerdings nur als „normales“ Ereignis.

der Medienwandel auf die Art und Weise der Zuschreibung von Bedeutung als auch auf die Eigenschaften von Schlüsselereignissen – insbesondere durch die gegebene Anschaulichkeit und Emotionalität im Fernsehzeitalter. Wobei insgesamt ein Trend zu globalen Medienereignissen ungebrochen ist. Wie leicht medienbasierte Kommunikation die bestehende Wirklichkeit weltweit erschüttern kann, haben die Handybilder von misshandelten Gefangenen im Gefängnis von Abu Ghraib während des Irakkrieges deutlich vor Augen geführt (Bösch 2010b: 6).

Auch medientechnische Innovationen können die Art und Weise verändern, wie ein Schlüsselereignis ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt wird. Diesbezüglich hat der "Realitätscharakter" des Tsunami am 26. Dezember 2004 buchstäblich vor Augen geführt, wie Digitalaufnahmen von Touristen als aktuelle Bildlieferanten, Weblogs oder E-Mails tiefgreifende Veränderungen für den Mediendiskurs ergeben haben (vgl. Krause 2007: 136–137). Zumindest im Rückblick wird die in Medien durch Bilder und Berichte sichtbar gewordene Globalität der Katastrophe als Beglaubigung für eine neue „Ära der 'integralen Katastrophe', der Katastrophe, die irgendwie die ganze Welt betrifft“, wie der Kulturkritiker Virilio (2005)<sup>216</sup> kommentiert, gewertet. Vor allem wird in diesem Kontext den Medien immer auch eine gemeinschaftsbildende Funktion zuerkannt, die eine globale Zusammengehörigkeit schafft (vgl. Krause 2007: 136–137), selbst wenn die Deutung des Geschehens durchaus unterschiedlich ausfallen kann (Brosius/Eps 1993: 2). Diese Wirkung entfaltet das Ereignis vornehmlich über seine Medialität. Jene Themen und Aspekte, die Massenmedien in den Vordergrund stellen, rücken gemäss dem Agenda-Setting-Ansatz (McCombs/Shaw 1972) in die Gedankengänge der RezipientInnen vor. Somit überträgt sich die besondere Bedeutung, die Medien den Schlüsselereignissen zuschreiben, auf jene Bedeutung, die das massenmediale Publikum dem medienpräsenten Ereignis zugesteht. Dazu stellt McCombs (1992: 820–821) fest:

*„Agenda setting is about more than issue or object salience. The news not only tells us what to think about; it also tells us how to think about it. Both the selection of topics for the news agenda and the selection of frames for stories about those topics are powerful agenda-setting roles and awesome ethical responsibilities.“*

Was ein Schlüsselereignis zudem greifbar macht, sind immer auch die verwendeten journalistischen Begriffe, Bilder und Figuren, auf die Medienschaffende rekurren. Einerseits helfen sie in der journalistischen Arbeit Sachverhalte darzustellen und zu erklären, andererseits wird auf Seite der Medien und der RezipientInnen das Ereignis dadurch verständlich. Es ist durchaus möglich, dass ein eingängiger Begriff (z. B. Tschernobyl; 9/11) schliesslich zu einem Synonym für das ganze Ereignis wird (Rauchenzauner 2008: 170). Und mit dem Siegeszug des Fernsehens wissen wir, wie wirkmächtig geteilte Vorstellungen in Form einzelner Katastrophenbilder zu einem Ereignis kanalisiert werden können. Beispielsweise war der Terroranschlag auf das World Trade Center am 11. September geradezu darauf angelegt, Schlüsselbilder zu generieren. Die beiden Flugzeuge, die in die Twin Towers des World Trade Centers flogen und diese zum Einsturz brachten, werden diese Katastrophe auch in Zukunft repräsentieren. Für das Erdbeben in Japan 2011 werden wahrscheinlich die Riesenwelle und das Bild des zerstörten Atomkraftwerks von Fukushima die Schlüsselbilder sein, die im Fernsehzeitalter die Tragweite der Katastrophen in Erinnerung halten (vgl. Abbildung 6 u. 7).

Allerdings sind Schlüsselereignisse und Themenschwerpunkte, die mit Schlüsselereignissen entstehen, kein neues Phänomen des modernen Journalismus. Bereits im Gefolge der historischen Erdbebenkatastrophe von Lissabon 1755 (vgl. Abbildung 5) konnte Wilke (1996; 2008) die prägende Bedeutung einer Naturkatastrophe als Schlüsselereignis nachweisen. Im Gefolge des intensiven Katastrophendis-

---

<sup>216</sup> Siehe dazu Interview von Binswanger (2005: 68): „Die Natur wird an Waffen gemessen“.

kurses, der dem Ereignis damals folgte, hätten sich in der Presse Nachrichten über schwächere Beben in Europa summiert<sup>217</sup>.

**Abbildung 5: Darstellung des Erdbebens von Lissabon 1755 auf einem zeitgenössischen Kupferstich**



**Abbildung 6: Darstellung des explodierenden Reaktors im Atomkraftwerk Fukushima am 12. März 2011 (Foto dpa)**



**Abbildung 7: Darstellung des Tsunami nach der Erdbebenkatastrophe in Japan 2011 (Foto dpa)**



### 8.3 Schlüsselereignisse und Urteilsverzerrungen

Für die angesprochene Bewusstseinsbildung, ein Thema habe an Brisanz oder Bedrohlichkeit gewonnen, spielen bei intensiver Medienberichterstattung Phänomene kognitiver Urteilsverzerrungen mit hinein. Diese kommen durch die Anwendung von Heuristiken zustande, die uns zur Beurteilung von Unsicherheiten dienen. Ergebnisse aus Studien zu verschiedenen Arten der Urteilsverzerrung zeigen, dass beispielsweise Ereignisse, die Menschen unmittelbar erlebt haben oder an die sie sich besser erinnern können, in deren Häufigkeit klar überschätzt werden.

Permanente Wiederholungen von Katastrophenberichten und den Bildern dazu, anschauliche Fallbeispiele oder auch die Heraufbeschwörung von tatsächlichen oder möglichen Handlungsfolgen wirken in die gleiche Richtung. Solche kognitiven Täuschungen fliessen in unsere Informationsverarbeitung mit hinein. Sie können sodann das Problembewusstsein, dessen politische Bedeutung und folglich die Regelung des Problems auf prekäre Weise beeinflussen (vgl. Giersch 2009: 103–105). Im Übrigen hat die Abrufbarkeit von Natur- und Umweltrisiken unmittelbare Folgen für die öffentliche Risikowahrnehmung und das Bedrohungsempfinden in der Bevölkerung (Slovic 2000). Mit andern Worten: Eine Beitragswelle unrealistischer Bilder kann zu einer Überschätzung der Gefahrenlage führen. Somit darf die realitätsverändernde Kraft von Schlüsselereignissen aufgrund ihrer Amplifikationseffekte nicht unterschätzt werden – vor allem, wenn es sich um Katastrophen und Risikoprobleme handelt. Etwa bei Risikothemen ist solches Verhalten nicht unproblematisch, fehlt den Mediennutzern doch oft der direkte, sinnlich erfahrbare Zugang zur Beurteilung von Risiken, mit der Folge, dass sie die Bewertung der Risiken auf der Basis der uns medial zugänglichen Informationen ableiten müssen.

Allerdings ist es nicht so, dass Menschen willkürlich auf solche medialen Themenkarrieren herausragender Ereignisse reagieren. Aus den Erkenntnissen der Risikowahrnehmungsforschung ist bekannt,

<sup>217</sup> Nebenbei sei bemerkt, dass zumindest in der Schweiz einschlägige Naturkatastrophen immer auch sehr wichtige Impulse für die politische Implementierung von Massnahmen im Natur- und Umweltschutz gegeben haben (vgl. Kap. 12.2).

dass die Signalwirkung von einzelnen Katastrophen oder von risikoreichen Störfällen und somit auch die potenzielle gesellschaftliche Bedeutung meistens in direkter Beziehung mit der Risikocharakteristik des Ereignisses und der Art der Deutung stehen. Auf Seite der Betroffenen – in der Regel "Laien" – herrschen eher qualitative Risikoheuristiken vor. Wir können uns hierzu einige früher genannte Punkte ins Gedächtnis rufen (vgl. Kap. 4.5.6). Situationsspezifische Attribute (Freiwilligkeit, Kontrollierbarkeit) oder Schrecklichkeit bestimmen die Bedrohungsperzeption mit. Das zeigt sich darin, dass die Reaktionen je nach Risikotyp nachweislich unterschiedlich ausfallen. Folglich besitzen Risiken, die vergleichsweise wenig durchschaubar, aufgezwungen und potentiell schrecklich erscheinen, eine weit geringere Akzeptanz in der Bevölkerung als Risiken, die vertraut sind. Zu Risiken mit Akzeptanzproblemen zählen u. a. die Kernenergie, die Gentechnologie, die Agrarchemie und sicherlich auch der Klimawandel. Das heisst auch, dass das Signalpotenzial von herausragenden Ereignissen seitens der Bevölkerung je nach Art der Ereignisse unterschiedlich ausfällt (vgl. Slovic 2000: 227–227)<sup>218</sup>.

Was konkret die Wirkung bzw. die medieninduzierten Folgen sehr umfangreicher Katastrophen- und Risikoberichterstattung auf die Bevölkerung anbelangt, gibt es wenig erhärtetes Wissen. In Deutschland konnte Knieper (2006) im Nachgang der Tsunami-Berichterstattung Ende 2004/Anfang 2005 mittels einer Befragung posttraumatische Belastungsstörungen in der Bevölkerung feststellen. Stärker davon betroffen waren jene Menschen, welche die Katastrophenberichterstattung regelmässig über das Fernsehen verfolgt hatten. Prinzipiell erwiesen sich Frauen anfälliger für Belastungsstörungen als Männer<sup>219</sup>. Eine jüngere Studie von Vasterman/Yzermans/Dirkzwager (2005) macht darauf aufmerksam, wie im Zusammenhang mit einer Katastrophe die spezifische Art der medialen Thematisierung und Darstellung gesundheitliche Beeinträchtigungen bzw. neuartige Krankheitssymptome bei der Bevölkerung hervorrufen kann. Diesen Nachweis erbringen sie anhand der Fallstudie zur Berichterstattung zur Bijlmermeer-Katastrophe vom 4. Oktober 1992 in Amsterdam. Damals stürzte ein Frachtflugzeug in ein Wohnquartier. Das Ereignis zog vielfältige Spekulationen, Vermutungen und Verschwörungstheorien nach sich. Als im Nachhinein (1998–1999) in aufeinanderfolgenden Berichterstattungswellen die These kursierte, damals seien schädliche Stoffe im Flugzeug mitgeführt worden, und daran anknüpfend ein Zusammenhang zwischen der Katastrophe und gesundheitlichen Problemen in der betroffenen Bevölkerung hergestellt wurde, ist mit jeder Berichterstattungswelle die Zahl jener gestiegen, die mit medizinisch unerklärlichen Krankheitssymptomen einen Arzt aufsuchten. Jedenfalls sprechen viele Gründe dafür, dass diese neuen Krankheitssymptome mit der Berichterstattung im Zusammenhang stehen.

## 8.4 Schlüsselereignisse als Gelegenheitsfenster für Problem- promotoren

Trotz aller Zufälligkeiten, was gesellschaftlich in welcher Form zum Ereignis wird, lassen sich bei der Ereigniskonstruktion Intentionen ausmachen, die bewusst oder unbewusst in die medienöffentliche Kommunikation einfließen. Das heisst, was als gesellschaftliches Thema oder Phänomen vor allem via Medien zur gesellschaftlichen Realität wird, ist nicht lediglich ein Produkt journalistischen Handelns. Dabei spielt das Wissen um die Präsenz der Medien eine wichtige Rolle. Vor allem sind Individuen oder gesellschaftliche Gruppen, die bestimmte Probleme gelöst sehen möchten, grundsätzlich auf Medienzugänge angewiesen, um überhaupt allgemein öffentlich registriert zu werden. Und über die Aktivierung von Aufmerksamkeitspotenzialen entscheidet wesentlich die Themenagenda der Medien. Zudem nimmt man an, dass historisch als auch situativ für unterschiedliche kommunikative In-

<sup>218</sup> Dies mag auch der Grund sein, warum sich alarmistische Schlagzeilen zu Naturkatastrophen, die auf menschengemachten Klimawandel zurückzuführen sind, von Schlagzeilen zu Katastrophen unterscheiden, wo dies nicht der Fall ist.

<sup>219</sup> Trotz der nachweisbaren Folgen der Katastrophenberichterstattung reichen die von Knieper (2006) erhobenen Daten noch nicht aus, wie er selber bemerkt, um eine medieninduzierte posttraumatische Belastungsstörung nachweisen zu können. Folgestudien unter Einbindung der klinischen Diagnostik erscheinen daher notwendig.

stanzen grundsätzlich unterschiedliche mediale Resonanzchancen bestehen. Für etablierte Akteure des Machtzentrums – d. h. für Akteure von politischen, ökonomisch-kommerziellen und medialen Kommunikationszentren – sehen diese vorrangig besser aus als für soziale Bewegungen. Dies führt dazu, dass letztere stärker als andere Akteure immer wieder aufs Neue massenmediale Formen der Kommunikation herstellen müssen (vgl. Neidhardt/Rucht 1993; Imhof 2011: 251–267).

Wie Studien belegen, stimulieren Schlüsselereignisse typischerweise die Aktivitäten von bestimmten Interessenträgern, die versuchen, durch kritische Stimmen einen Vorteil aus der Situation zu ziehen. Aktivitäten von Akteuren, die in der Literatur auch als Problempromotoren bezeichnet werden, zielen stets darauf ab, ein Problem in der Öffentlichkeit prominent zu machen. Aus der Notwendigkeit heraus, beharrlich in geeigneter Weise Ereignisse mit hohem Nachrichtenwert zu inszenieren, um die Aufmerksamkeit auf das Thema zu lenken, bietet sich folglich ein Schlüsselereignis an, dessen Tragweite mit ihrer Problemerkklärung zu verbinden. Für ihre Position als Warner bzw. anklagende Betroffene – sofern die Trifftigkeit ihrer Anliegen und Interessen den Problemgegenstand tangiert z. B. in Bezug auf Umwelt- oder Gesundheitsrisiken, – ergibt sich oft schlagartig eine hohe Chance, dass sie von Massenmedien mit ihrer Problemdeutung beachtet werden (vgl. Eisner 2003: 27–30). Insbesondere bestätigt die Themenzyklenforschung, die sich u. a. mit der Verlaufsdynamik und den Inhalten der Thematisierungsprozesse von Umwelt- und Risikothemen auseinandersetzt, dass Katastrophen bzw. berichtete Ereignis-Serien zu Vorfällen im öffentlichen Diskurs höchst relevant sind für die erfolgreiche Problematisierung einzelner Themen (z. B. Eisner/Graf/Moser 2003a; Kolb 2005). Mit anderen Worten: Sie sind meist Auslöser für neue Regulierungsmassnahmen. Auch im Hinblick auf Schadensersatzansprüche können sie entsprechende Exempel setzen (Hribal 2001: 448). Als Beispiel ist hierzu der Rekurs auf Naturkatastrophen zu erwähnen, die Experten in den Medien als mögliche Effekte des Klimawandels zu interpretieren begannen. Durch diese Verknüpfung hat sich ihre Bedeutung verändert, und mit der entsprechenden medialen Fokussierung ist Klimawandel schlagartig zu einem öffentlichen Thema avanciert. Diese Medienpräsenz hat folglich wesentlich dazu beigetragen, dass die Klimaerwärmung auf die Traktandenliste von Politik und Wissenschaft gelangen konnte<sup>220</sup>. Auch Höchstpunkte der Thematisierung einzelner Probleme fallen teilweise mit Schlüsselereignissen zusammen (vgl. Kolb 2005). Indem ein einschlägiges Grossereignis bislang unsichtbare und oft schleichende Umweltrisiken konkret erlebbar macht, ist es als Exemplum für die Durchschlagskraft der Argumente der Problempromotoren äusserst belangvoll<sup>221</sup>. So ergeben sich gemäss Eisner/Moser (2003: 247) „höchst relevante Gelegenheitsfenster“, die auf zwei Arten in die Gesellschaft hineinwirken: Einerseits stärken herausragende Ereignisse den Problemdiskurs, andererseits vermögen sie wichtige politische Impulse auszulösen. Dementsprechend reicht oftmals eine einzige Katastrophe, um Risiken oder institutionelle Defizite öffentlich bekannt zu machen, sodass eine bis anhin positive Grundstimmung der Bevölkerung kippt<sup>222</sup>.

Die dabei in den Medien jeweils vermittelten Problemdeutungstypen sind wiederum relevant für den Ton des Mediendiskurses. Dazu lassen sich vier Varianten von Erklärungen für problematische Sachverhalte ausmachen, die den gesellschaftlichen Diskurs prägen: zufällige/natürliche, fahrlässige, vermittelte und intentionale Verursachung. Wessler (1999: 70) stellt als Regel heraus:

<sup>220</sup> Da Naturereignisse zeitlich nicht vorhersehbar sind, sind in den ereignisärmeren Phasen andere Initiativen der Problempromotoren gefordert, um in öffentlichen Arenen die Aufmerksamkeit auf Umweltprobleme zu lenken. Die Spannweite strategischer Aktivitäten reicht von Publikationen von Forschungsergebnissen, Tagungen, Pressekonferenzen bis hin zu Demonstrationen etc. Hier handelt es sich um inszenierte Ereignisse, die darauf ausgerichtet sind, auf die Existenz und Dringlichkeit des Klimawandels hinzuweisen (ausführlich dazu siehe Kap. 13).

<sup>221</sup> Im Schweizerischen Umwelt- und Risikodiskurs haben sich Schlüsselereignisse zur Gewässerschutzdebatte (Typhusepidemie), der ersten Kernenergiedebatte (Unfall von Three Mile Island) sowie der zweiten Kernenergiedebatte (Reaktorkatastrophe von Tschernobyl) als relevant für die erfolgreiche Problematisierung erwiesen (ausführlich dazu: Eisner/Graf/Moser (2003a)).

<sup>222</sup> Wie Gottschalk-Mazouz (2008) zu den wissenschaftlich unbestrittenen Risikopotenzialen der Nanotechnologie vermutet, könnte in diesem Bereich ein einzelner Unfall Akzeptanzprobleme für diese neue Technologie mit sich bringen. Bislang sind die Risiken von der Öffentlichkeit schlicht unbeachtet geblieben. Obwohl Risikopotenziale vorhanden und viele Risikofragen schlicht ungeklärt sind, sind diesbezügliche Regulierungs- und Managementbemühungen kaum in ausreichendem Masse vorhanden. Gleichzeitig sind bereits erste Nano-Produkte auf dem Markt, was als entsprechend prekäre Situation einzuschätzen ist.



*„Je stärker und direkter menschliches Handeln als Problemursache ausgemacht wird, desto emotionaler und normativer ist die korrespondierende typische Reaktionsweise“.*

Hingegen ist der Problemdeutungstyp mit einer zufälligen oder auf die Natur verweisenden Verursachung am wenigsten offen für Wertediskurse. Aus der Tatsache, dass die Ursachenzuschreibungen und typischen Reaktionen auch bei Naturkatastrophen sich nicht quasi "natürlich" ergeben, zudem die Deutungsmuster von neuen Themen und neuem Wissen beeinflusst werden, sind selbst bei Naturkatastrophen oder Wetteranomalien die "richtigen" Situationsdeutungen durchwegs umkämpft. Daraus erklärt sich die unterschiedliche Dynamik öffentlicher Diskurse auch bei vergleichbaren Bedrohungssituationen, wobei sich in Ausnahmesituationen u. a. zeigt, dass einerseits vor allem die Publizitätschancen für Personen, Organisationen und Institutionen steigen, welche die tatsächlichen oder vermeintlichen Urheber der Schadenslage anklagen (vgl. Kepplinger 1998: 29–30). Andererseits ist bezüglich der Problemdeutung von modernen Umwelt- und Risikothemen der Beizug von Experten zentral, die durch spezialisiertes Wissen die Argumente legitimieren oder selbst als Problempromotoren agieren und dem Problem Dringlichkeit attestieren. Das bedeutet in diesem Fall, dass sowohl normative wie auch empirische Momente die Problemdeutung charakterisieren (Wessler 1999: 71). Wie verschiedene Studien bestätigen, müssen WissenschaftlerInnen, wenn sie ihre Anliegen über die Medien an die Politik und Öffentlichkeit kommunizieren wollen, allerdings Befunde vereinfachen, dramatisieren und signalisieren, dass Handlungsbedarf besteht (vgl. Wessler 1999: 69; Eisner 2003: 31–32; Weingart 2005). Peters (1994: 175) weist darauf hin, dass die journalistische Verwertung von Experteninformationen oftmals davon abhängt, inwiefern die Bereitschaft besteht, klare Positionen zu beziehen und bildhafte, drastische oder originelle Formulierungen zu verwenden. Entscheidend für die Publikation ist beispielsweise weniger die fachliche Richtigkeit von Aussagen, sondern ihr schemakonformer Charakter. Dies gilt auch für die Argumente anderer Akteure (vgl. Kepplinger 1998: 29–30).

Indem ein spezifisches Frame zu einem Thema die Massenmedien dazu anleitet, immer mehr Fakten und Meinungen dazu zusammenzutragen, wird es als Bestandteil öffentlicher Meinung untermauert und verstärkt. Widersprechende Informationen werden oft ignoriert oder trivialisiert. Durch diese positive Feedbackschleife, welche die Problemvirulenz der Situation untermauert und den Nachrichtenprozess nährt, wird ein Problemdruck erreicht, sodass soziale Akteure und vor allem Verantwortliche (Politik, Wirtschaft und Verwaltung etc.) sich darin bekräftigt sehen, darauf zu reagieren und oft drastische und schnelle Massnahmen zu ergreifen. Sie reagieren dabei unter Umständen auf Forderungen, die auf fiktiven Entwicklungen beruhen, auf denen die Beurteilung erfolgt (vgl. Kepplinger/Habermeier 1995: 262–263). So gesehen erzeugen die Medien mit einer umfangreichen Berichterstattung und der Sichtbarmachung eine Politisierung des Problems.

Es zeigt sich, dass diese Reaktionen in der öffentlichen Wahrnehmung direkt als Bestätigung dafür gesehen werden können, dass es sich um eine wirkliche Krise und bedrohliche Problemzuspitzung handelt. Und auch diese Schlussfolgerung kann allenfalls gleichzeitig neue Aktualisierungsschübe in den Medien auslösen. Solche Kettenreaktionen und selbstbeschleunigende Dynamiken schüren die Verstärkung des Problems mit dem bekannten Phänomen, dass je mehr Massnahmen ergriffen werden, desto sichtbarer das Problem wird und umso mehr die öffentliche Besorgnis zunimmt (Vasterman 2005: 526).

Der Hochpunkt der Themenverlaufskurve fällt idealtypisch mit der politischen Entscheidung bzw. Regelung des Problems zusammen. In der Regel wird eine Auflösung des Problemgehaltes herbeigeführt, womit auch die Berichterstattung dazu nachlässt. Da die klassische Erwartung an die Medien ist, dass die Berichterstattung eine fundierte Einschätzung des Problemumfanges zu vermitteln habe, können solche unkontrollierten Verstärkungsprozesse infolge eines Schlüsselereignisses oder deren Folgethemen für einen rationalen Umgang mit sozialen Problemen als fragwürdig eingestuft wer-



den<sup>223</sup>. So kommt Russ-Mohl (2008: 143) zum Schluss, dass Themenkarrieren in den Medien unberechenbarer sind „und für die Opfer oft ähnlich 'gewalttätig' wie Naturkatastrophen. Besser verstehen lassen sie sich allerdings als ungeplante Ergebnisse (kumulativ externer Effekte) eigeninteressierten Verhaltens der beteiligten Akteure“. Sein Urteil macht deutlich, dass bei der journalistischen Themenfindung und der Suche nach Informationen der Einfluss von jenen gesellschaftlichen Akteuren, die öffentliche Aufmerksamkeit für ihre Anliegen über die Medien herstellen können, eine wichtige Rolle spielt.

„Nach dem Abklingen der Erregung und des Interesses, die das Schlüsselereignis hervorgerufen hat, kehrt die Berichterstattung vielmehr meist in die üblichen Bahnen zurück, und über die Ereignisse und Themen wird – von Ausnahmen abgesehen – so berichtet, als habe es die Phase dazwischen nie gegeben“, lautet das Fazit von Kepplinger (1998: 30). Wobei die sogenannten Jahrestage den Medien Anlass geben, auf gewisse aussergewöhnliche Ereignisse zurückzublicken (Rauchenzauner 2008: 179).

Wie die Befunde von Rauchenzauner (2008: 179) zeigen, gibt es sehr wohl Schlüsselereignisse, die das Potenzial haben, die Selektionskriterien der Medien „langfristig zu verändern, neue Themen zu schaffen, neue Sichtweisen zu kreieren, bestehende Sichtweisen zu verändern und nachhaltig für (mediale) Diskussion zu sorgen“. Sie hält diese nachhaltigen Veränderungen für ausschlaggebend, um überhaupt von einem echten Schlüsselereignis sprechen zu können. Daraus resultiert in ihrer Konzeption die Unterscheidung von echten und unechten Schlüsselereignissen. Nachhaltige Veränderungen der Berichterstattung, die sie am Fallbeispiel des Terroranschlages vom 11. September in New York präsentiert, lassen sich oft erst nach Jahren erkennen. Dies setzt folglich eine langfristige Forschungsperspektive voraus. Ein entscheidender Grund für solche zutage tretenden Veränderungen dürften dann die gesellschaftlichen und politischen Kontextbedingungen sein – schliesslich ist die gesellschaftliche Logik der Deutung ebenso dem gesellschaftlichen Wertewandel unterworfen. Wird in der Gesellschaft ein thematisch bestimmter Schaden wie zum Beispiel Terrorismus oder Umweltzerstörung ernster genommen und in der Öffentlichkeit zu einem stark politisierten Thema der Zeit, steigt auch die themenspezifische Berichterstattung dazu an. Das darf nicht so gedeutet werden, dass generell der Nachrichtenfaktor "Schaden" als Berichterstattungskriterium im Mediensystem gestiegen ist (vgl. Kepplinger 1998).

## 8.5 Themenwellen unter den Bedingungen des Medienwandels

Es kommen allerdings noch weitere Einflussfaktoren dazu, warum sich um ein spezifisches Ereignis herum der Umfang der Berichterstattung bzw. die Medienresonanz intensiviert. Insgesamt ist man sich darüber einig, dass sich offensichtlich eine Konjunktur von Schlüsselereignissen seit den 1980er und 1990er Jahren abzeichnet. Diese Zunahme hängt auch mit bahnbrechenden medientechnischen Innovationen zusammen. Dazu fällt mit Blick in die Geschichte auf, dass sich ebenso in den Jahren um 1500 und um 1900, in den 1960er Jahren und um 2000 herum im Zusammenhang mit neuen Medialisierungsformen Schlüsselereignisse häufen. Diese phasenweise Häufung korreliert mit der Erfindung des typografischen Buchdrucks, der Massenpresse, mit dem Beginn des Fernsehzeitalters sowie aktuell mit dem Internetzeitalter (Bösch 2010b: 3). Demnach können Schlüsselereignisse und ihr Auftreten auch nicht unabhängig von jeweiligen gesellschaftlichen Transformationsprozessen gesehen werden, die in Wechselbeziehung mit dem Wandel der Medien stehen. Insbesondere gegenwärtig kennzeichnend für den gesellschaftlichen Wandel ist die massive Veränderung der Medienlandschaft mit der Ausdifferenzierung der Medien aus dem politischen System und dem verschärften Wettbe-

---

<sup>223</sup> Wobei sich auch gezeigt hat, dass Aufklärung und Information der Öffentlichkeit auf der Basis von wissenschaftlichen Grundlagen wenig Erklärungswert hat für die Akzeptanz oder Nichtakzeptanz von Risiken. Für die Meinungsbildung kann Wissensvermittlung hilfreich sein. Insgesamt betrachtet erweist sich das Vorhandensein von Problem- und Handlungswissen als Voraussetzung für Verhaltensänderungen als wichtig, denn „appropriate behavior will not occur without appropriate knowledge“ Kaiser/Fuhrer (2003: 599).

werb auf dem Medienmarkt<sup>224</sup>. So wird allgemein davon ausgegangen, dass – wenn auch nicht ausschliesslich – die ökonomische Zielorientierung der aktuellen Medienunternehmen deren Reaktionsweisen auf Katastrophen- und Risikothemen fördert, weil sie mit dem Öffentlichmachen derartiger Ereignisse auch Absatzinteressen verfolgen (vgl. Hribal 2001: 457). Von einer theoretischen Warte aus betrachtet bieten sich Aussergewöhnlichkeiten mit hohem Nachrichtenwert an, möglichst umfangreich vermarktet zu werden.

Diese kritischen theoretischen Trendspekulationen zu den Folgen der Ökonomisierung der Medien bestätigen sich bereits im Rahmen einer Untersuchung der Berichterstattung über die Tsunami-Katastrophe 2004. Hierbei handelt es sich um die von den Medien selbst angestossenen Spendenaktionen und deren mediale Inszenierung in den Nachrichten. Das heisst, Medien haben ihre eigenen Aktivitäten ab einem gewissen Zeitpunkt zum Hauptthema der Tsunami-Berichterstattung gemacht. All dies hat feststellbare Konsequenzen für die über die Massenmedien vollzogene gesellschaftliche Kommunikation und hinterlässt offensichtliche Folgen für die Gesamtgesellschaft (vgl. Krause 2007: 131–136). Beispielsweise sind aufgrund der Spendenflut für die Tsunami-Opfer geradezu gefährliche Engpässe in dringend benötigter Hilfe in anderen Krisenregionen der Welt entstanden (vgl. Krause 2007).

Es gibt mittlerweile eine beachtliche Kontroverse über unterschiedliche kurz- und langfristige Konsequenzen angesichts derlei Phänomene in der Berichterstattung. Insbesondere was die Massenmedien und die in sie gesetzten Erwartungen betrifft, u. a. verlässlich vor sich anbahnenden Katastrophen und Krisen zu warnen, ist die Medienschelte in jüngerer Zeit gross. Für Russ-Mohl (2008: 133), der in Bezug auf die euphorischen Erwartungen an die Medien als Aufklärer eine erste Gegenbilanz zu konstatieren versucht, bleiben viele Risiken unter der „medialen Wahrnehmungsschwelle“. Einige würden „eher 'zufällig' dramatisiert und hochgespielt und somit die Aufmerksamkeitsschwelle der Medien überwinden“. Er vermutet, dass diesbezüglich nicht nur die jeweilige Nachrichtenlage, sondern auch das Agenda-Setting der Public Relations (PR) und weniger Leitmedien wichtig sei (Russ-Mohl 2008: 143). Zugleich zeichnet sich eine deutliche Professionalisierung der PR-Branche ab (vgl. Röttger 1997; Weischenberg/Malik/Scholl 2006). Sichtbar wird dies an entsprechenden Anpassungen der Öffentlichkeitsarbeit an die Medienlogik, indem vor allem die medialen Aufmerksamkeits- und Darstellungslogiken antizipiert werden. Mit entsprechenden PR-Bemühungen und immer ausgefeilteren Methoden, die oft mit hohem Ressourcenaufwand betrieben werden, versuchen gesellschaftliche Akteure auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen und auf diese Weise Berichterstattungsreize zu schaffen (vgl. Russ-Mohl 2008: 134–135).

Mit dem Minimum an Aufwand Erträge in Medienorganisationen erwirtschaften zu wollen, dürfte nach Russ-Mohl dazu führen, dass über Themen, die einmal auf der Agenda sind, länger berichtet wird, da es von der Informationsbeschaffung her einfacher sei, an Themen anzuknüpfen, statt neue zu recherchieren. Dass andere JournalistInnen dem Thema folgen, anstatt aufwendigen Recherchejournalismus zu betreiben, mündet, wie schon anderweitig angedeutet, in die Beteiligung am sogenannten „Rudeljournalismus“ (Russ-Mohl 2008: 137). Spezifisch in Bezug auf Umwelt- und Risikothemen wird den Medien eine unkritische, alarmistische Berichterstattung vorgeworfen, die gesamtgesellschaftlich die Risikoauflklärung kaum zu befördern helfe noch eine kritische Validierung der Problemdiagnose zulasse. Um etwa auf seriöse Weise Frühwarnfunktionen wahrnehmen zu können, wäre aufwendiger Recherchejournalismus gefragt. Gerade Pressemeldungen, die als Gratis-Meldungen geliefert werden, kommen gemäss Russ-Mohl (2008: 134, 137) schrumpfenden Redaktionen ent-

---

<sup>224</sup> Eine ausführliche Erklärung dieses Wandels wird in Kapitel 11 erfolgen.

gegen, die mit wenig Ressourcen und unter hohem Zeitdruck ein Produkt auf den Markt werfen müssen<sup>225</sup>.

Allerdings gibt es viele solche kritischen Ansätze und Debatten, die sich mit aktuellen, dysfunktionalen Erscheinungsformen der Massenkommunikation befassen. Einige Übereinstimmungen zeigen sich darin, dass bei Katastrophen- und Risikothemen und der damit verbundenen Medienkritik bereits häufig mit dem Begriff "Hype" bzw. "Medienhype" operiert wird. Bei Medienhypes handelt es sich oft um temporäre, flächendeckende mediale Thematisierungswellen, die im Verhältnis zur Relevanz der Problematik quantitativ als auch qualitativ in einem Missverhältnis zu stehen scheinen (vgl. Linards 2007)<sup>226</sup>. Die theoretischen Ansätze beziehen sich vor allem auf die von den Medien selbst initiierten und entsprechend absatzwirksamen Kommunikationsereignisse, denen dann im hohen Masse öffentliche Aufmerksamkeit zukommt. Vorwürfe an die Medien bezüglich ihrer Sensations- und Angstmake bleiben hierbei nicht aus. Insbesondere dann, wenn die Brisanz und Bedrohlichkeit eines neuen oder seltenen Umweltrisikos – fassbar am entsprechend hohen Medienecho – im Nachhinein in Abrede gestellt werden müssen.<sup>227</sup> Dabei kreist die Debatte um Hypes, wo die Karriere von Themen und einzelnen Kommunikationsereignissen eine wichtige Rolle spielt, letztlich um die Frage der Qualität des Journalismus (vgl. Vasterman 2005; Linards 2007; Imhof 2007; Jauch 2007; Wyss 2007; Russ-Mohl 2008).

Generell betrachtet stehen vorwiegend Strukturprobleme zur Diskussion, die den gesamten Journalismus betreffen und demnach die Existenz von Hypes begünstigen. Bei aller Vielfalt in der Ursachenforschung wird in der Regel die Kommerzialisierung der Medien für diese Entwicklung verantwortlich gesehen. Dabei wird festgestellt, dass Medienhypes seit den 1990er Jahren de facto viel intensiver auftreten als zuvor. Doch müssen wir uns auch bewusst sein, dass Definitionsversuche bislang unklar sind und strittig bleibt, was einerseits mit dem Begriff "Hype" bezeichnet wird und ob andererseits einzelne angeblich gehypte Themen (z. B. Klimawandel, BSE, SARS, der Streit ums Rütli und den 1. August etc.) tatsächlich unter diesen Begriff fallen<sup>228</sup>. Aus der gewonnenen Einsicht in den sprunghaften Wandel von Selektions- und Interpretationslogiken im Lichte von Schlüsselereignissen ist in Abgrenzung dazu wenig klar, was einen Medienhype davon unterscheidet oder woran der Hype-Charakter grundsätzlich in der journalistischen Produktionskultur zu erkennen ist. Insofern ist nur eine spekulative, jedoch nicht scharfe Trennung von anderen Ereignistypen möglich, auch weil empirische Belege für solche Unterstellungen, die derzeit gemacht werden, selten mitgeliefert werden. Angesichts dessen soll in dieser Arbeit der Blick auch nicht weiter auf diese Debatte gelenkt werden.

<sup>225</sup> Im Lichte neuerer Studien relativiert sich der dominierende Einfluss von PR-Strategien auf die Medienagenda und die hohe Übernahme von Pressemitteilungen in dieser pauschalen Form. Es ist davon auszugehen, dass der Einfluss von PR-Aktivitäten auf die Medien sehr unterschiedlich sein kann, je nach Medium, Ressort oder Position des Medienschaffenden (Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 130). Auch hinsichtlich des thematisierten Risikobereiches, dessen Deutungen, des verfügbaren Informationsangebotes etc. kann diese Einflusschance höchst unterschiedlich ausfallen. Zudem zeigen aktuelle Studien, dass auch das System Journalismus durchaus Resistenzen gegen eine Umweltsteuerung aufbringt (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 121–139).

<sup>226</sup> Das Waldsterben gilt in der Debatte um Hypes als frühes prominentes Beispiel für das Aufkommen von gehypten Themen. Hier besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die damalige Problempersonal zusammen mit den angenommenen Ursachen-Folge-Ketten auf irtümlichen Annahmen der Wissenschaft beruhte (vgl. ausführlich zur Verarbeitung des Waldsterbens: Zierhofer (1999)). Die Vogelgrippe, die Kampfhunddebatte, der Swissair-Prozess oder der Klimawandel sind weitere Stichworte, die in der Schweiz für das stehen, was in der Mediensprache als "Hype" bezeichnet und kritisiert wird.

<sup>227</sup> Die Frage ist, ob in diesem Fall Kritik am Massenkommunikationssystem gerechtfertigt ist. Hierbei wird leicht vergessen, dass bei der damals aktuellen öffentlichen Problematisierung Grund zur Sorge bestand und Handlungsbedarf herrschte. Im Moment, wo ursprüngliche Annahmen über Höhe oder Art und Weise der vermuteten Bedrohung relativiert werden, tritt ein Phänomen auf, das man in der Psychologie als Rückschaufehler bezeichnet. Der Rückschaufehler wurde erstmals von Fischhoff (1975) systematisch untersucht. Es handelt sich um eine kognitive Verzerrung, die man mit "das war ja zu erwarten" oder "das wusste ich ja", (z. B. dass es sich um einen Medienhype handelt) umschreiben kann. Demnach überschätzen Menschen in der Rückschau ständig, was vorhersehbar war. In der Rückschau meinen Menschen auch, dass andere den Ausgang eines Ereignisses viel besser hätten vorhersehen müssen, als dies tatsächlich der Fall war. Selbst an ihre eigenen Vorhersagen erinnern sie sich falsch, sodass sie ihren damaligen Kenntnisstand überbewerten. Wenn die Problematik sich legt und Entwarnung gegeben wird, liest sich mit dem entsprechenden Wissen um den Ausgang eines Szenarios das Medienecho umgekehrt proportional zur Bedeutung der wirklichen Problem- oder Gefahrenlage. Prinzipiell müsste zur Präzisierung solcher Kritik an die Adresse der Medien die Situation, wie sie sich damals im Moment zeigte, ebenso in Erinnerung gerufen werden.

<sup>228</sup> Angesichts der fehlenden definitiven Klarheit, was ein Hype ist, zeigt sich, dass das publizistische Sensorium der Praxis und was die Wissenschaft als Oberflächenphänomen „Hype“ kritisiert, höchst unterschiedliche Standpunkte hervorbringt (vgl. Linards (2007)). Möglicherweise können Medienschaffende und Experten in der Auseinandersetzung und durch die gegenseitige Entzauberung der vorgebrachten Voten zu einem verlässlicheren Zugang sowie zu verbindlicheren Indikatoren und Explikationen für dieses Phänomen beitragen.

Es geht vielmehr darum zu verdeutlichen, dass eine intensive Risiko- und Katastrophenberichterstattung durch verschiedene Einflussfaktoren zustande kommen kann, ohne dass die Ursachen dafür für ein Laienpublikum leicht zu erkennen sind. Abgesehen davon müssen für eine umfassende Explikation aussergewöhnlicher Medienwirkungen innermediale, intermediale als auch externe Bedingungen stets im Auge behalten werden.

Insgesamt bedeuten diese Erkenntnisse für die Analyse historischer Katastrophen, dass ihr Medien-echo wie auch ihre Wahrnehmung stets vor dem Hintergrund bestehender Diskursstrukturen zu betrachten sind. Ob Katastrophenereignissen im Einzelnen eine intensive Karriere beschieden ist, wird nicht autonom durch das Mediensystem gesteuert. Es ist davon auszugehen, dass diese in virulente Frames, die bei Journalisten wie beim Publikum im Bewusstsein verankert sind, eingepasst werden können.

## 9 Gesellschaftlicher Wandel – zur Phänomenologie von Krisen, Katastrophen, Risiko und Sicherheit

Die moderne Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich in vielen Bereichen von den Zwängen einer feindlichen und widerspenstigen Natur zu emanzipieren vermochte. Im Schatten dieser Erfolge machen sich jedoch zusehends neue Verunsicherungen und Gefährdungserfahrungen breit. Gegenwärtig leben wir in einer Situation, in der die Minimierung folgenreicher Risiken im Kontext des menschlichen Tuns äusserst wichtig geworden ist und sowohl den Bereich der Gesellschaft als auch jenen der vergesellschafteten Natur umfasst. Diesem Sachverhalt ist mit der Einführung der neuen Begriffe "Risiko-" und "Katastrophengesellschaft" – wie wir sie bereits kennengelernt haben (vgl. Kap. 4.7) – allein nicht beizukommen.

Trotz der Prominenz der Verwendung dieser Begriffe muss eine theoretische Sichtweise berücksichtigen, dass das unmittelbare Faktum eines Katastrophenereignisses nur einen Aspekt in einer Kette von komplexen sozialen Konstruktions- und Wahrnehmungsprozessen darstellt.

Die plötzliche Unterbrechung der Normalität durch ein Katastrophenereignis betrifft immer auch Sinn-Fragen in einer doppelten Wortbedeutung: Sinn als Orientierung und damit als Sinnstiftung, sowie Fragen der Sinne, d. h. der Wahrnehmung der Welt. So sind auch die Entstehung der Umweltkrise im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts und damit einhergehende "Schockeffekte" über die Folgen der Zerstörung der natürlichen Umwelt als gesamtgesellschaftliche Erfahrung keineswegs ein zufälliges, ausschliesslich exogenes Phänomen. Vielmehr lässt sich der Verlauf solcher krisenhaften Prozesse und Konfliktsituationen aus unterschiedlichen zeitgeschichtlichen Voraussetzungen ableiten. Um diese Phänomene in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu bringen, soll hier näher darauf eingegangen werden, wie überhaupt Naturkatastrophen und Umweltrisiken als neue Problem- und Bedrohungslagen der Gesellschaft im Verlauf der Geschichte ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rücken können.

Die hier dargelegte sozialtheoretische Erklärung des Wesens der modernen Gesellschaft geht zunächst von einem säkularisierungstheoretischen Ansatz aus: Aufgrund von Rationalisierungsprozessen nimmt der moderne Mensch Krisen und Naturkatastrophen nicht mehr als ausserweltliche Phänomene wahr, was Max Weber (1973: 426) treffend als "Entzauberung der Welt" umschreibt. Indem bestimmende Faktoren des Wahrnehmens und Denkens im Weltbild des Mythos und der Moderne gegenübergestellt werden (Kap. 9.1), lassen sich spezifischen Konstitutionsbedingungen herauschälen, unter denen die Gesellschaften Sinn und Orientierung herstellen. Von besonderem Interesse ist dabei die Problematik eines von Fortschrittsvertrauen geprägten Handelns unter Modernitätsbedingungen und dessen nicht-intendierten Folgen (Kap. 9.2). Dieser Teil bildet eine Ausgangsbasis, um die diskontinuierliche Dynamik des gesellschaftlichen Wandels zu verstehen. Des weiteren werden Befunde zur erhöhten Thematisierungschance von Natur- und Umweltproblemen und den damit verbundenen Politisierungsschüben vor dem Hintergrund der Modernekritik erläutert (Kap. 9.2.3) sowie die Art der Deutungsmuster, welche die öffentliche Auseinandersetzung um die Ursachen von Katastrophen prägen (Kap. 9.2.4–9.2.5).

Das anschliessende Kapitel 10 befasst sich mit der Öffentlichkeit bzw. "Veröffentlichkeit" als der Raum in modernen Gesellschaften, in dem Realitätserfahrungen vorwiegend über die Medien intersubjektiviert und kommuniziert werden. In Bezug auf die Frage, in welcher Weise ein autonomes, stark kommerzialisiertes Mediensystem die öffentliche Bedeutung von Katastrophen prägt und verändert, ist auf den Niedergang der Parteipresse, einer gewichtigen Komponente des gesellschaftlichen Strukturwandels, einzugehen (Kap. 10.6–10.7). Dazu sollen insbesondere Aspekte der Bildkultur und ihre Auswirkungen auf öffentliche Kommunikationsprozesse ausführlich diskutiert werden (Kap. 11).

## 9.1 Vom Mythos zur Welt- und Naturdeutung moderner Gesellschaften

Zunächst geht es darum, das moderne Weltbild dem mythischen gegenüberzustellen. Anhand dieser Gegensätze lassen sich die Komplexitätssteigerungen modernen Denkens über soziale Probleme, das die Reflexion über gesellschaftliche Praktiken im Umgang mit der Natur einschliesst, deutlich erkennen.

### 9.1.1 Der Sinnkosmos von Mythos und magischer Praxis

Bei der Konfrontation mit Leid und Zerstörung dienen in archaischen Gesellschaften Mythen als Sinngabungsnetz (Imhof 2006: 26), in dem Mensch und Natur, Soziales und Dinghaftes, Vergangenheit und Zukunft über Kontrastbeziehungen und Analogiebildungen holistisch miteinander verknüpft sind. Alles, was für die Mitglieder eines Stammes oder Klans existiert, findet seinen Platz und seine Bestimmung in einer selbstperpetuierenden Naturwelt, ist zugleich heilig und profan. Damit entfällt auch die Dichotomie von Subjekt und Objekt und mithin das menschliche Vermögen, die Innenwelt als eine individuelle, von der sozialen und naturhaften Aussenwelt gesonderte Sphäre zu begreifen. Entsprechend vermengt sich im mythischen Denken Sprache und Welt – das Bezeichnende und das Bezeichnete sind unmittelbar miteinander verschränkt. Der Sprache liegt denn auch das Vermögen inne, die physische Welt zu verändern. In der rituellen Verschmelzung von Welt und Lebenswelt, wo Ding und Menschen auf natürliche Weise miteinander harmonisieren und sich verstehen, fehlen die Grundlagen, um zwischen Bereichen wie Wahrheit, Wahrhaftigkeit oder normativer Richtigkeit zu unterscheiden. Ein für unser modernes Denken charakteristisches reflexives Bewusstsein, mit dem sich zeitliche und räumliche Bedingtheiten von Ereignissen fassen und als geschichtliche Kontinuität verstehen lassen, kann sich allein schon aufgrund der fehlenden Interpretationsperspektive nicht herausbilden (vgl. Imhof 1996: 22–23; Imhof 2006: 26–30).

In der „wilden Moral“ archaischer Gesellschaften, vermögen mythische Kräfte in Gestalt von Geistern und Dämonen direkt in das Leben eingreifen. Mithilfe von Ritualen und Tabus werden Ängste, Hoffnungen, Werte und Affekte auf magische Wesen projiziert. Im magischen Handeln kann letztlich die verletzte natürliche Harmonie der Welt als Ganzes wiederhergestellt werden (vgl. Eder 1988: 149–156, 213–222, 344–352; Zemp 2005: 42).<sup>229</sup>

Solange willkürliche Ansammlungen von Momenten ein konsistentes Bild ergeben und die systematische Analyse einzelner Ereignisse ausbleibt, fehlt die erforderliche Distanz, mit der "objektive" Geschehenszusammenhänge reflektiert werden könnten. Eine tragfähige Basis zu wissenschaftlichem Wissenserwerb ist erst dann gegeben, wenn sich Menschen gedanklicher Werkzeuge bedienen, die mit Funktionsbegriffen anstelle von Aktionsbegriffen operieren (vgl. Elias 1993: 58–59).

In einem phantasiegeprägten Zaubergarten, wo Sinn auf mythische Mächte projiziert wird, entfällt die menschliche Fähigkeit, etwas als problematisch zu diagnostizieren und durch aktives Eingreifen propektives Handeln anzustossen. Schon weil der Mythos dem Denken keinen Widerstand verschafft, erweisen sich das mythische Weltbild und die magische Praxis der Welteinwirkung als Hindernis für radikale Innovationen, mit denen Bedrohungen und den Gefahren, die aus einer unbeherrschten Natur kommen, begegnet werden könnten (vgl. Imhof 2006: 30–31). Aus moderner Perspektive lässt sich diese Haltung als fatalistisch beschreiben.

---

<sup>229</sup> Eder (1988: 165–169) zeichnet die Evolution von Gesellschaftsordnungen anhand verschiedener Stufen der Ausdifferenzierung von Gesellschaft und Natur nach. Ihm zufolge lassen sich drei Typen der moralischen Ordnung unterscheiden: Die wilde, die holistische und die individualistische Moral. In letzterer distanziert sich das Individuum von der vorgegebenen sozialen Ordnung.

### 9.1.2 Das religiöse Universum und beginnende Rationalisierungsprozesse

Historisch betrachtet leitet der Mythos in ein religiöses Universum über. Mit der Schaffung einer transzendentalen Sphäre des Götterkosmos wird ein wirkungsvoller Prozess in Gang gesetzt, bei dem sich der Mensch von magischen Vorstellungen zugunsten einer Rationalisierung der Lebensführung löst und der letztlich das dezentrierte Weltbild der Moderne hervorbringt. Max Weber (1924) verwendet in seinen religionssoziologischen Studien hierfür den Begriff der „Entzauberung der Welt“. Entzauberung beinhaltet gemäss Weber zwei Aspekte: die Wirkung des Charismas und der durch Weltinterpretation aufkommende Rationalitätsdruck. Zur Wirkungsweise des Charismas schreibt Weber (1924: 308–309):

*„Die Magie zu brechen und Rationalisierung der Lebensführung durchzusetzen, hat es zu allen Zeiten nur ein Mittel gegeben: grosse rationale Prophetien [...]. Prophetien haben die Entzauberung der Welt herbeigeführt und damit die Grundlage für unsere moderne Wissenschaft, die Technik und den Kapitalismus geschaffen.“*

Die Prozesse, die zur „Entzauberung der Welt“ führten, gründen gemäss Weber im Faktum des leidenden Subjekts, das sich kontingenten Lebensumständen mit ungleich verteilten materiellen und ideellen Gütern ausgesetzt sieht. Für die Individualität des Lebensschicksals gibt es im Mythos und in der kultischen Praxis der Magie keinen Platz. Aus der Erfahrung wiederkehrender Not erwächst das kollektive Bedürfnis nach der Kraft einer religiösen Gemeinschaft, in der Schöpfer- und Erlösergottheiten dem menschlichen Sinnbedarf Genüge tun. Darin kommen drei wesentlichen Grundlagen eines modernen, reflexiven Bewusstseins – der kognitive, der normative und der subjektive Weltbezug – zum Vorschein. Sie sind unabdingbar für die Einsicht in die geschichtliche Beschaffenheit der Lebenswelt, in der sich Gefühle, Eindrücke und Erlebnisse sinnstiftend einordnen lassen. In dieser religiösen Vorstellung figuriert der Mensch als Werkzeug und Mittler eines göttlichen Heilsplans, dessen Erfüllung radikal in die Zukunft verlegt ist. Katastrophen erhalten in dieser Vorstellung den Beiklang untrüglicher Prophetien, welche die überhistorische Wahrheit eines Schöpfergottes untermauern (vgl. Imhof/Romano 1996: 28–34, 146).

Während in mythischen Gesellschaften die Menschen mittels symbolischer Praktiken mit den Göttern in Kontakt traten, vollzieht sich beim Gott-Welt-Dualismus entwicklungsgeschichtlich ein Rationalisierungsprozess, bei dem das Wort zum Medium der Kommunikation mit einem überweltlichen Gott wird. Um etwa die irdische Geschichte als Offenbarung eines göttlichen Willens mit absolutem Anfang und Ende im Jenseits denken zu können, bedarf es einer Vorstellung von Zeit und Zukunft. Mit diesen transzendenten Begrifflichkeiten werden offensichtlich zunehmend abstraktere Formen der Kommunikation in das gesellschaftliche System eingebaut, die wiederum Denk- und Sprachmuster langfristig verändern und entscheidend zur Objektivierung der Welt beitragen (vgl. Elias 1993: 73–82; Imhof 2006: 36–42; Zemp 2005: 43).

Wichtig ist dabei, dass es mit Hilfe religiöser Überzeugungen und Praktiken im Regelfall gelingt, Ereignisse und Situationen des persönlichen und sozialen Lebens als auch der natürlichen Umwelt zuverlässig zu erklären und auf sie zu reagieren. In dieser Hinsicht schaffen religiöse Kosmologien, auch wenn sie nicht in gleichem Masse monotheistisch sind wie der christliche Glaube,<sup>230</sup> einen Vertrauenskontext, der für den Gläubigen eine Umwelt der Sicherheit darstellt<sup>231</sup>.

<sup>230</sup> Siehe zur Typologie religiöser Weltbilder nach Gotteskonzeption und Weltbewertung die Übersicht von Imhof (2006: 37), basierend auf der Einteilung von Weber (1973).

<sup>231</sup> Allerdings ist diese religiöse Zuflucht vor den Widerwärtigkeiten des Lebens auch der Ort, wo der Alltag durch Ängste beherrscht wird – insbesondere hervorgerufen durch die Risiken der Sünde und der verheissenen Erlösung nach dem Tod. Vgl. Giddens (1995: 135–136).

Das vormoderne Leben war bekanntlich beherrscht von den Gefahren der physischen Umwelt, und die Gesellschaftsordnung wurde in oft krasser Weise von Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Stürmen oder Dürreperioden betroffen (vgl. Giddens 1995: 131–134). Solcherlei Erscheinungen einer bereits entgötterten Natur vermochten den Glauben an das sicherheitsverbürgende Handeln Gottes per se nicht zu erschüttern. Vielmehr liessen sie sich als Zeichen einer Disharmonie deuten, da der Mensch offenbar den von Gott zugewiesenen Platz verlassen und seinen Auftrag vernachlässigt hatte. Die Rede von Gottes Strafe und göttlicher Fügung rekurriert auf diesbezügliche Ursache-Wirkungs-Konzepte (vgl. Imhof/Romano 1996: 28–34, 146). Dem gläubigen Subjekt obliegt es, das Leben bis in die innersten Sphären der Kontrolle und Nüchternheit eines rationalen Systems zu unterwerfen. Die Gefährdung des Heilsziels manifestiert sich im Begriff der Sünde, verbunden mit dem Appell der Umkehr und des Umdenkens. Für ein selbst zu verantwortendes Leben stehen zwei Wege offen: die Weltflucht hinter die Mauern eines Klosters, wo man sich der Kontemplation hingibt und alles daran setzt, die göttliche Ordnung nicht zu stören, oder aber die innerweltliche Askese, die den Menschen in der äusseren Welt geradezu zum Handeln drängt als Gottes Werkzeug in einem gottgegebenen Beruf. In Webers (1924) Perspektive bildet die protestantische Gesinnungsethik die bewusstseinsstrukturelle Voraussetzung des Kapitalismus. In ihrer radikalsten Form verzichtet diese selbst auf die im Katholizismus praktizierte magische Form der Sündenvergebung. Ohne Magie ist die Welt entzaubert. Diese rationale, ethisch-moralische Orientierung wirkt bis in die Gegenwart als Legitimationsfunktion von Wirtschaft und Staat.

Dieses neue Denksystem verlangt vom Einzelnen, die Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen. Verantwortung bedeutet auch, sich rechtfertigen zu müssen, Begründungen beizubringen. In der Alltagspraxis verengt sich jedoch die Möglichkeit, die Verschiedenheit der Welt auf das Gottesprinzip hin zu denken. Die Totalität des Sinnzusammenhangs bleibt im religiös-metaphysischen Weltbild der Vormoderne insofern noch gegeben, als für den gläubigen Menschen die drei Weltbezüge der objektiven, sozialen und subjektiven Welt im Rekurs auf einen handelnden Gott, der die soziale Ordnung vor nicht-intendierten Handlungen bewahren kann, vereint sind (Weber, 1924:308–309; Imhof, 1996a:28–34; Zemp 2005: 44).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich das Weltbild mit der Entwicklung der Religion als ethisches, auf Normen basierendes System grundlegend entmystifiziert und rationalisiert hat. Mit letzterem Aspekt befassen wir uns im folgenden Kapitel.

### **9.1.3 Entzauberung der Welt – Spannungspotenziale kognitiven Erkenntnisstrebens**

Andere Autoren fokussieren sich in ihrer Theoriebildung – weit mehr als etwa Weber (1924) – auf das latent vorhandene Spannungspotenzial innerhalb einer traditionellen Gesellschaftsordnung, in der sich der empirisch-experimentell begründete Wissenszuwachs über die ursächliche Funktionszusammenhänge der Natur nicht mehr im Einklang mit religiös begründeten Weltdeutungen befindet (z. B. Elias 1993; Imhof 2006: 40–42). Das auf Kognition basierende Welterkennen erzeugt ein universelles Wissen, das Relativierungen durch alternative Deutungen augenscheinlich nicht zulässt. Dadurch geraten die Vorstellung eines göttlichen Absolutheitsanspruchs und andere religiöse Selbstgewissheiten ins Wanken. Transzendente Interpretationsmuster für das Wahre, Gute und Schöne sind im Säkularisierungsprozess somit einem erheblichen Veränderungsdruck ausgesetzt (vgl. Imhof 2006: 40–42, Zemp 2005: 44–45).

Aufgrund dieser sich verflechtenden Prozesse spalten sich die einst der religiösen Hoheit unterstellten Sphären Wissenschaft und Kunst zusehends von der Religion ab (Imhof/Romano, 1996: 236). Die strikte Trennung von wissenschaftlichen und ethisch-moralischen Begründungszusammenhängen



geht mit einer schonungslosen Desillusionierung in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen einher. Einen ersten Höhepunkt erfährt sie in der Aufklärung im 18. Jahrhundert.<sup>232</sup>

Ein wissenschaftlich-technisches Weltverständnis hat hier einen machtvollen Anfang genommen. Gemäss der Säkularisierungsthese bedeutet dies gleichzeitig, dass Interpretationsmuster wie "Schicksal" und "Fügung" für den gesellschaftsrelevanten Lauf der Dinge ihre Begründungskraft vor allem in der öffentlichen Kommunikation verlieren. Für die private und intime Handlungssphäre gilt dies hingegen weniger<sup>233</sup>. Hier sind das Transzendente und die Bewahrung religiöser Sinnstiftung im Rahmen trostbedürftiger Situationen in der modernen Gesellschaft weiterhin gegeben (vgl. Imhof 2006: 72–73, 81–84).

Im vormodernen Verständnis wurde wissenschaftlichem Erkenntnisstreben zwar die Befähigung zugestanden, die Zusammenhänge der Welt angemessen zu beschreiben, dies aber stets mit der Erwartung, die zugrunde liegende göttliche Ordnung zu bestätigen. In der Moderne hingegen kann die Wissenschaft frei von moralisch-ethischen Massstäben betrieben werden; sie sieht sich ausschliesslich dem normativen Geltungsanspruch einer kognitiv erschliessbaren Wahrheit verpflichtet. Diese Wahrheit ist offen, reflexiv und formbar. Sie soll sich ihrer Wesensbestimmung nach mittels theoretischer und empirischer Erkenntnisse korrigieren lassen können. Allein schon, weil sie einem fortwährenden Diskurs ausgesetzt ist, kann sie für die Erklärung der Welt und der letzten Dinge keinen Absolutheitsanspruch mehr erfüllen (vgl. Elias 1993: 51–65; Imhof/Romano 1996: 236–242; Weingart 2001: 9; Imhof 2004).

Ohne die einigende Ordnung des Gottesprinzips zerfallen traditionale Gewissheiten eines konsistenten Weltbildes. Subjektives Empfinden, objektive Faktizitäten und normative Verbindlichkeiten vermögen sich nicht mehr wechselseitig zu stabilisieren. Folgerichtig wird die Religion an der Schwelle zur Moderne schrittweise aus den Sphären des Politischen und der Wirtschaft ausgegrenzt. Der emanzipierte Mensch löst Gott als Herrscher der Natur ab. Diese ist nicht mehr Ausdruck eines zielgerichteten göttlichen Wirkens, sondern wird selbst ein Instrument zur Verwirklichung menschlicher Ziele. Freilich hat die Entzauberung naturaler Prozesse zur Folge, dass Naturbedrohungen und Katastrophenereignissen jegliche Sinnhaftigkeit abhandenkommt (Dux 1982: 293). Die Begründung dieser Erscheinungen verlagert sich im Modus öffentlicher Kommunikation auf kognitivistische Ursachen-Folgen-Erklärungen unter Rekurs auf allgemeine Gesetzmässigkeiten im Zuge der systematischen wissenschaftlichen Arbeit (Imhof 2006: 84).

In modernen Gesellschaften werden Werthaltungen nicht mehr durch transzendente, religiöse Sanktionspotenziale verfestigt. Vielmehr etabliert ein kodifiziertes Rechtssystem Vorstellungen von Recht und Unrecht bzw. Moral und Unmoral. Das dezentrierte Weltbild mit seinen teils eigengesetzlichen Sphären der Religion, der Wissenschaft und der Kunst wird sozusagen unter den Kategorien des normativen, kognitiven und expressiven Weltbezugs in die modernen Gesellschaftsstrukturen eingeschrieben. Dagegen sorgen konfrontative Denk- und Sehweisen, die sich inner- und ausserhalb dieser Sphären eröffnen, für Spannungen, die Assimilierungsleistungen erfordern. Durch sie werden reflexive Potenziale der modernen Gesellschaft institutionalisiert (vgl. Imhof 2006: 68, 70–72).

Wissenschaft, Religion und Kunst mit ihrer Eigenlogik des Weltbezugs sind je nach ihrem gesellschaftlich zugeschriebenen Stellenwert bedeutungslos, nutzbringend oder gar "gefährlich". Mitunter spiegeln entsprechende Relevanzverschiebungen fundamentale gesellschaftliche Entwicklungen. Lange fiel es Menschen beispielsweise schwer, die von der Wissenschaft konstatierte Sinn- und Zwecklosigkeit der auf naturgesetzliche Funktionszusammenhänge reduzierten Naturbedrohungen hinzuneh-

<sup>232</sup> Dort, wo die Vernunft im Sinne der Aneignung von unumstösslichen, wissenschaftlichen Fakten mit Gewissheit gleichgesetzt wurde, schienen diese Gewissheiten ein grösseres Gefühl der Sicherheit zu bieten als die vorher geltenden Dogmen.

<sup>233</sup> Aufgrund dieser unvollständigen Entzauberung spricht Imhof (2006: 78–84) von einer asymmetrischen Säkularisierung.

men. Der Kampf unterschiedlicher Überzeugungen musste über Jahrhunderte andauern, bis sich Konsens bezüglich eines gelassenen, "sachlichen" Wirklichkeitsbildes einstellte. (vgl. Elias 1993: 18, 62–64; Dürr 1986: 9).

Infolge des Bedeutungsverlusts transzendenter Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge in der Moderne liegt die Interpretationsmacht für das Kommunikationsereignis "Naturkatastrophe" in Händen der Wissenschaft – vor allem die Naturwissenschaften bringen einen neuen Typus der gesellschaftlichen Orientierung hervor. Die Schlüsselstellung dieser normativen Kraft des Faktischen rührt auch aus den technischen Entwicklungen, die sich unter Modernitätsbedingungen aus naturwissenschaftlichen Entdeckungen ergeben haben (vgl. Giddens 1995: 56–57). Gleichwohl kann kein Wissen mehr in dem Maße "gewiss" sein, wie das im Lichte religiöser Absolutheitsansprüche gewährt war. Wissenschaftliche Theorien verwandeln sich innerhalb und ausserhalb von Expertenzirkeln selbst häufig genug in sich widersprechende Glaubenssysteme (vgl. Giddens 1995: 141–143)<sup>234</sup>.

Wissenschaftliche Erkenntnisse stehen gewöhnlich in einem dynamischen Wechselspiel mit anderen sozialen Gewissheiten. Letztere bringen möglicherweise auf eine gewahr gewordene Naturbedrohung allenfalls eine befriedigendere Antwort moralisch-normativer Art mit sich. Der Preis der Erosion letzter Prinzipien bedingt somit die Relativierung aller Weltinterpretationen. Die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit lässt sich jederzeit in Frage stellen. Wie zu zeigen sein wird, werden dadurch auch Situationen fundamentaler Unsicherheit erst möglich. Die Wirklichkeit muss da, wo die Interpretationen an der "Realität" zerfallen, neu konstruiert werden (vgl. Imhof 2006: 68, 88). An diesem Punkt ist klar, dass die Enttranszendierung des Weltbildes potenziell die Verflüssigung der Bewusstseinsstrukturen bedeutet. Die uneingeschränkte Relativität und Komplexität modernen Denkens, wo das Bestehende als kontingent und veränderbar erfahren wird, begründet den fundamentalen irdischen Orientierungsbedarf moderner Gesellschaften. Insofern überrascht der Umstand nicht, dass in der Moderne die Religion nicht gestorben ist<sup>235</sup>. Auch bei ethisch begründeter Kritik am rein kognitiven Erkenntnisstreben oder an der wissenschaftlich-technischen Vereinnahmung der Natur nimmt die Kirche eine gewissenssensibilisierende Funktion ein.

Mit diesen sozialtheoretischen Annahmen zur Entwicklungsgeschichte der Moderne sind die Grundlagen gesetzt, um den gesellschaftsstrukturell zweiseitigen Charakter der Moderne in Gänze zu erkennen. Diesen versucht die folgende Darstellung zu präzisieren.

## 9.2 Gesellschaftlicher Wandel – Kontinuitäten und Krisen

Nachdem erläutert wurde, welche zentralen Faktoren den Übergang zur Moderne eingeleitet haben, soll die Charakteristik des säkularisierten Weltbildes sowie in weiteren Schritten die Diskontinuität des sozialen Wandels eingehender betrachtet werden. Imhof/Romano (1996) wie auch andere Autoren beschreiben in ihrem Erklärungsmodell des sozialen Wandels das Projekt der Moderne nicht als geradlinige Entwicklung, sondern durch Umbrüche und Zäsuren gekennzeichnet, die sich überwiegend an Orientierungskrisen angesichts nichtbeabsichtigter Folgen gesellschaftlichen Agierens festmachen lassen. Infolgedessen erwächst eine erhöhte Empfänglichkeit für alternative Weltdeutungen innerhalb

<sup>234</sup> Die Gleichsetzung von Wissen und Gewissheit hat sich als Missverständnis erwiesen, da für die Reflexivität der Moderne gerade konstitutiv ist, dass bestehende Elemente des Wissens stets auch revidiert werden können. Ausführlich zur Reflexivität siehe Giddens (1995: 52–62). Dieses Wesensmerkmal der Moderne, dass kein Wissen unumstösslich ist, hat sich im Rahmen von Katastrophen- und Risikoerfahrungen im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert umso mehr ins Bewusstsein eingeschrieben. Vor allem im Kontext der Risikodebatten müssen Individuen und Gesellschaft registrieren, dass "zuverlässige" Informationen aus der Wissenschaft eben nicht jene Versorgung mit Sicherheiten bieten, nach denen die Menschen wirklich trachten.

<sup>235</sup> Das neue Interesse am Religiösen ist in unserer Gesellschaft unübersehbar. Wenn säkulare Erklärungen bei Krisen und Verunsicherungen unbefriedigend ausfallen, bieten sich religiöse Gewissheiten als Alternativen zur kühlen Rationalität der Moderne an. Dieses Phänomen lässt sich sowohl in der Vereinnahmung der Religion für politische Zwecke ausmachen wie auch in Kommerzialisierungstendenzen, bei denen das Religiöse in ein neues, modisches Gewand gesteckt wird.

der Gesellschaft. Das bedarf einiger Ausführungen über Gleichzeitigkeiten im Sinne einer Verbindung der gesellschaftlichen Relevanz einer singulären Ausnahmesituation "Katastrophe" einerseits und der allgemeinen Stabilität bzw. Fragilität von Weltdeutungen andererseits, vor deren Hintergrund die Problempertzeption des Naturereignisses letztlich stattfindet.

### 9.2.1 Sicherheit in der Moderne – eine ideologische Konstruktion

Die eigentlichen Grundlagen der Moderne, die schliesslich das religiöse Weltbild ins Wanken brachten, wurden in der Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts geschaffen. Kant appellierte 1784 in seinem Wahlspruch, sich „ohne Leitung eines anderen“ des eigenen Verstandes zu bedienen, an den Mut eines jeden Individuums, sich der Sinne zu bedienen und aus deren Zeugnissen Schlüsse zu ziehen (vgl. Elias 1993: 67). Die persönlichen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen seien nicht mehr unausweichlich, sondern zum eigenen Gewinn veränderbar. Demgegenüber stand die traditionale Auffassung, dass Veränderungen mit einem Abfall von einem heilen Ursprung – der "Vertreibung aus dem Paradies" – oder mit der Wiederkehr des bereits Bekannten einhergehe (Urban 1986: 14–15). Die Welt wird mit der Aufklärung als Produkt einer Weltdeutung, einer kritikfähigen und falsifizierbaren Interpretation, durchschaubar. Mit der Genese der modernen Bewusstseinsstrukturen vollzieht sich gewissermassen eine Enttranszendierung der Gesellschaftsstrukturen bzw. des unerschütterlichen Glaubens an die Sinnhaftigkeit des sozialen Status Quo (vgl. Passoth 2007: 82–85). Die Versprechungen der Modernisierung als einzige Garantin für eine bessere Zukunft vermögen die Menschen in weit stärkerem Masse als zuvor für die Mitgestaltung des gesellschaftlichen und politischen Lebens zu mobilisieren (vgl. Imhof/Romano 1996: 122–127, 146). Ganz im Sinne einer freien individuellen Reflexions- und Handlungsfähigkeit soll der Mensch befreit werden sowohl von den Fesseln der Natur als auch von der Willkürlichkeit der bestehenden und transzendent gerechtfertigten Hegemonialansprüche des Feudalismus und der Monarchie. Politisches Handeln jeglicher Couleur muss fortan begründet und vor der Öffentlichkeit legitimiert werden. Über das Wesen der Öffentlichkeit, die ihre Existenz den Modernisierungsbewegungen der Aufklärung verdankt, werden wir im Kapitel 10 mehr erfahren.

Der Abschied von transzenten Erklärungsmustern für alle sozialen und naturhaften Phänomene beraubt die Menschen eines höchst nützlichen lebensweltversichernden Konzeptes. Die Konsequenz dieses Verlusts ist ein Vakuum an Orientierungsangeboten und eine erhöhte Verletzbarkeit der gesellschaftlich konstruierten Gewissheiten. Der sich selbst überlassene Mensch findet im Alltagshandeln eine im Prinzip offene Zukunft vor, die sich jedoch wegen der „Verzeitlichung“ des Denkens als jederzeit bestreit- und revidierbar und letztendlich als überkomplex erweist. All diese Risikopotenziale liessen sich ohne verbindende Sinngebungsangebote kaum ertragen. Nicht von ungefähr finden sich deshalb auch im modernen Bewusstsein Verdinglichungseffekte<sup>236</sup> bzw. weltimmanente „Ersatz-Transzendenzen“ (vgl. Imhof 2006: 69).

An die Stelle religiöser Gewissheiten sind moderne Sinngebungsangebote in Form von Weltanschauungen getreten. Auf diese Weise ergeben sich trotz eines offenen Zukunftshorizontes Erwartungssicherheiten. Über gemeinsame Zielvorstellungen lässt sich – zumindest in demokratisch verfassten Gesellschaften – ein Konsens zwischen verschiedenen Interessengruppen erzielen. Die gemeinsam geteilte Wirklichkeitsvorstellung erscheint im Alltagsbewusstsein nicht bloss als eine willkürliche, intersubjektiv geteilte Deutungskonfiguration, sondern als lebensweltlicher, quasi naturhaft vorgegebener Horizont ex post. In gewissem Sinne stellt sich Intersubjektivität genau deshalb ein, weil die Mitglieder einer Gesellschaft untereinander Intersubjektivität voraussetzen (vgl. Imhof/Romano 1996:

---

<sup>236</sup> Über die Ausgestaltung von kollektiven Deutungskonfigurationen bilden sich im dezentrierten gesellschaftlichen Bewusstsein Verdinglichungseffekte (vgl. dazu: Imhof/Romano (1996: 157)).

134, 159–162). Zugleich wird die unbegrenzte Komplexität der Welt durch Leitbilder bzw. Ideologien auf einen erwartbaren Variationsspielraum relevanter Aufmerksamkeitsstrukturen in der Lebenswelt eingegrenzt. Wodurch gleichermassen das Meinungs- und Argumentationsspektrum bezüglich einer Vielfalt von Problemstellungen und deren Lösung gesellschaftlich reduziert wird (vgl. Imhof 2006: 86–87; Imhof 2011: 270–271). Die gesellschaftliche Praxis, die sich durch die Routinisierung von Weltbildern und im Rahmen institutioneller Arrangements etabliert, schafft Erwartungs- und Handlungssicherheiten. Denn dadurch, dass Wahlbereiche des Einzelnen limitiert werden, vermindern Institutionen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen Unsicherheiten und stellen Erwartungssicherheiten her (Bornschiefer 2005: 3).

### 9.2.2 Erwartungsstrukturen, nicht-intendierte Handlungsfolgen und Krisen

Im vormodernen Weltbild liessen sich Bedrängnisse durch eine übermächtige Natur mittels magischer Praktiken oder religiöser Heilsversprechungen verarbeiten. Moderne Gesellschaften hingegen verfügen nicht mehr – oder nur noch bedingt – über adäquate Mittel, mit denen vergleichbare Erfahrungen sinnhaft abgefedert werden könnten (vgl. Eder 1988: 226; Imhof 2006: 187–190).

Damit handelt sich die moderne Gesellschaft einige Folgeprobleme ein. Orientierungssicherheit im Sinne eines Bewusstseins, das eine wünschenswerte Zukunft für alle Gesellschaftsmitglieder entlang von allgemeingültigen Leitlinien, Glaubenssätzen und Erwartungen vorausdenkt, setzt das Vertrauen in das Eintreten des Erwarteten voraus.<sup>237</sup>

Im Normalfall bauen wir darauf auf, dass die eigenen Erwartungen nicht enttäuscht werden, dass die Politiker einen Krieg oder eine Katastrophe verhindern, dass der Arbeitsplatz erhalten bleibt etc. Vertrauen in abstrakte Systeme ist die Grundlage, dass Kontinuität von Dingen, Ereignissen und die umfassenden Sicherheitsbereiche Bestand haben (vgl. Giddens 1995: 141–143). Solche Erwartungssicherheiten sind deshalb so bedeutsam, weil von ihnen die Stabilität gesellschaftlicher Leitideen abhängt. Die Legitimation der politischen Eliten beruht weitgehend darin, dass sich die in ihren Programmen erstellten Versprechungen und Prognosen auch tatsächlich erfüllen. Dieses Vertrauen wird nun im Modernisierungsprozess mit all seinen nicht-intendierten Folgen zusehends desavouiert.

Nicht-intendierte Handlungsfolgen, die sich aus der Synthese der einzelnen Handlungen ergeben, wozu auch die Auswirkungen der Technik auf die materielle und natürliche Umwelt zu rechnen sind, stellen Fortschrittserwartungen wiederkehrend auf den Prüfstand der Glaubwürdigkeit (vgl. Giddens 1995: 12–15; Imhof/Romano 1996: 157–158).

Dass bisherige langfristigen Entwicklungsschübe immer auch in gesellschaftliche Krisen münden, ist von erheblichem Belang, wenn beispielsweise in den 1970er Jahren von einer ökologischen Krise die Rede ist und als Folge der Modernisierung eine heftige Debatte um die „Grenzen des Wachstums“ einsetzt (vgl. Bornschiefer 2005: 430). Solche tiefgreifende Krisenerfahrungen erinnern daran, dass der soziale Wandel nie als rational planbare oder konfliktfreie Entwicklung verlaufen kann. Realistisch betrachtet können in modernen Gesellschaften folglich nur jene politischen Institutionen den Respekt ihrer Bürgerinnen und Bürger beanspruchen, die ihre deklarierten Absichten in eine vorskizzierte offene Zukunft hinein erfüllen. Dass sich diese projizierten Erwartungen und die versprochene "Versorgung mit Glück" in naher Zukunft tatsächlich bewahrheiten, ist einerseits nicht in jedem Fall sicher. Andererseits lassen sich diese Erwartungen des Wünschenswerten nur in der gegenwärtigen konkreten Situation kritisch prüfen. Aufgrund dieser Grenzen der Gewissheit der Zukunft und nicht

---

<sup>237</sup> Erwartungen basieren auf Komplexitätsreduktionen bzw. Einschränkungen von Möglichkeiten. Sie fassen auf gemeinsamen Werten handelnder und kommunizierender Individuen – etwa in Verweisen auf Begriffe wie Normalität, Üblichkeit, Gewohnheit etc. – und gewinnen dadurch soziale Relevanz (vgl. Imhof 2006: 84–88).

eindeutig erwartbarer Lebens- und Umweltsituationen wird Vertrauen zum Mechanismus, um diese soziale Komplexität zu reduzieren und diese Unsicherheit subjektiv zu ertragen (Luhmann 1989).

Gerade moderne funktional differenzierte Gesellschaften, die mit dem Schwund traditioneller Leitbilder die Herstellung von Gewissheit und Sicherheit sowohl in sozialen Prozessen als auch hinsichtlich naturhafter Abläufe durch Institutionalisierung und Rationalisierung des Handelns bewusst und aktiv herstellen müssen, reagieren entsprechend sensibel auf eine Vielzahl von Ereignissen und politischen Themen. Damit wird zugleich eine zentrale Begleiterscheinung moderner Vergesellschaftungsvorgänge in den Blick gerückt: Die Bewusstseins- und Gesellschaftsstrukturen der säkularisierten Moderne sind äusserst fragil (Imhof/Romano: 1996:165). Es gehört folglich zum Wesen der Moderne, dass dieses fraglose Vertrauen in die Welt an die Stabilität der vertrauten sozialen Lebenswelt gebunden ist und daher nicht umstandslos erfolgt. Zur Eigenlogik speziell auch moderner Gesellschaften gehört das Infragestellen des Vertrauten, der wahrgenommenen Lebensqualität und der realen gesellschaftlichen Entwicklung. Denn denkbar bleiben stets auch Alternativen zum etablierten Gesellschaftssystem und gesellschaftlich hochbewerteter Ziele.

Bedeutsam ist, dass sich Normalität bzw. stabile Orientierung in Abhängigkeit von der Art und Weise einstellt, wie sich die individuellen Erwartungen der Gesellschaftsmitglieder an das System (vermittelte Präsenz von autorisierten Personen, Organisationen und Institutionen eines Gesellschaftsmodells) bewahrheiten (vgl. Giddens 1995: 107–113). Während im Bewusstsein der Beteiligten in strukturzentrierten Phasen gesellschaftlicher Entwicklung das Leben weitgehend sicher und in geordneten Bahnen verläuft, verliert diese eingelebte gesellschaftliche Wirklichkeit in der sozialen Krise ihre handlungsanleitende Selbstverständlichkeit. Was den Antrieb für Vertrauen in die einst bewährten Deutungsmuster und Handlungsroutrinen grundlegend zu unterlaufen vermag, steht in modernen Gesellschaften mit groben Erwartungsenttäuschungen im Zusammenhang. Grundlegend hierfür sind Modernisierungsprozesse und rascher wirtschaftlicher Aufschwung. Dadurch werden auch die Rahmenbedingungen für modernes Vertrauen einem massiven Wandel ausgesetzt und stets von hintergründig wirksamen Entwicklungen begleitet. Unvermeidlich bringen jedwelche Innovationen in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft in den sich verflechtenden Handlungsvollzügen multiplizierende Folgewirkungen mit sich. Diese Wirkungszusammenhänge werden von Akteuren innerhalb verschiedener Bereiche jedoch nur marginal wahrgenommen. Dysfunktionale Folgen bleiben zunächst unerfasst. Über weite Strecken muss beispielsweise ein Mehr an wirtschaftlicher Tätigkeit und die Absicherung individueller Vorteile mit einer auf lange Sicht zerstörten Umwelt bezahlt werden (vgl. Imhof/Romano 1996).

Durch die Konsequenzen solcher nicht-intendierten Prozesse verändert sich die Lebenswelt, und die Kontrollierbarkeit des gesellschaftlichen Wandels wird wiederkehrend zum Problem.

Ein Gesellschaftsmodell und eine sozialstrukturelle Ordnung verlieren in dem Masse an Legitimität, wie durch dysfunktionale Konsequenzen Enttäuschungen individueller Zukunftsaussichten eintreten. Sobald die persönliche Erfahrung des täglichen Lebens, anstatt Erfüllung zu bringen, von Unsicherheit, Angst oder Ausgeschlossenheitsgefühlen bestimmt ist, dann geraten auch die Konformität und der selbstwirksame Sinn einer gemeinsam geteilten Lebenswelt ins Wanken. Je mehr der fraglose Lauf der Dinge sowie individuelle wie kollektive Lebenschancen fragwürdig erscheinen, entstehen Orientierungsdefizite und anomische Spannungen. In dieser Situation wachsender Ungleichheit, in welcher bestehende Werte in Frage gestellt werden und Orientierungen an Verbindlichkeiten verlieren, bereiten auch die soziale Integration, kulturelle Reproduktion und Sozialisation zunehmend Schwierigkeiten. Indem sich das Fundament des Zusammenlebens zersetzt, leitet diese Entwicklung gewissermassen den Übergang der Gesellschaft zu einer neuer Ordnung ein. Entsprechend sind Krisenphasen geprägt durch die Erosion konsensuell geteilter Deutungskonfigurationen. Mit dem Verlust des Regelvertrauens innerhalb der unmittelbaren Lebenswelt verbreitet sich auf breiter Front eine Krisen-

stimmung. Fundamentale Verunsicherungserscheinungen sowie Konflikte rücken in den Vordergrund. Diese konfliktinduzierende Kommunikation und zutage tretenden soziale Probleme entfalten sich über die Institutionen der Massenmedien. Medienaufmerksamkeit ist Voraussetzung dafür, dass die Krise und ein kritisches Zeit- und Problembewusstsein gesamtgesellschaftliche Bedeutung erreichen. Mit dieser Wende schwindet die Legitimität der staatlichen Institutionen und deren Trägerschaft unausweichlich. Somit begründet die Endtranszendierung des sozialen Status quo die Diskontinuität des sozialen Wandels, die sich in krisenhaften Umbruchphasen des gesellschaftlichen Zusammenlebens moderner Gesellschaften manifestiert. Ein Gesellschaftsmodell mitsamt seiner Machtstruktur zerfällt im Zuge der Entwicklung (vgl. Imhof 2006a: 69; Imhof 2011: 198–213; Zemp 2005: 49).

Theoretisch wie praktisch schaffen Zeiten des Umbruchs nicht nur subjektive Betroffenheit und damit verbunden Spannungen zur offiziellen Politik oder bestimmten gesellschaftlichen Positionsgruppen. Dadurch, dass auftretende Probleme Handlungsbedarf schaffen, können durch die Bündelung kollektiver Kräfte bestimmten ausserparlamentarischen, zivilgesellschaftlichen Menschengruppen grössere Machtchancen zufallen als zuvor. Diese Mobilisierung peripherer Gruppen und Protestparteien ist leicht zu beobachten an sozialen Bewegungen wie der Ökologiebewegung, der Friedensbewegung, der Frauenbewegung etc. Während deren Themen und ideologische Gewissheiten im Rahmen stabiler Entwicklungsphasen als Gegenpart zu den erstrebenswerten Zielen des herrschenden Gesellschaftsmodells gewissermassen ausgeblendet blieben, ändert sich diese in Krisenphasen. Hier gilt es von neuem eine geteilte Vorstellung von Wirklichkeiten in kommunikationsintensiven Prozessen zu konstruieren und institutionell durch "neue Politik" zu organisieren. Alternative Sinnwelten und der unentschiedene Wettbewerb der Perspektiven bilden das Kernstück von Krisen. Demgegenüber dominiert in strukturzentrierten Phasen eine spezifische Sinnwelt – nämlich die des Sinnzirkels. Sie trägt zu stabilen Erwartungsstrukturen bei und vermag dissentierende Sinnwelten zu peripherisieren (vgl. Imhof/Romano 1996: 64, 162–171, 288; Imhof 2006a: 89–92). Zu den Eigentümlichkeiten solcher offenen Phasen des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses gehört es, dass sich im Sinne der kreativen Suche nach Neuorientierung recht radikal innerhalb kurzer Zeit vieles ändern kann (vgl. Imhof/Romano 1996, Imhof/Schulz, 1998; Zemp 2005: 47–48).

### **9.2.3 Naturinterpretationen und deren modernisierungskritisches Potenzial**

Aus den oben genannten theoretischen Überlegungen zum sozialen Wandel der Gesellschaft, die durch stabile Phasen als auch Phasen der radikalen Umorientierung und Krisen gekennzeichnet ist, gewinnt man ein umfassenderes Verständnis für die Problematisierung der Mensch-Umweltbeziehung als ein diskontinuierliches Phänomen moderner Gesellschaften. Im Detail wird in späteren Kapiteln noch rekonstruiert, wie in historischen Auseinandersetzungen der Schweiz oder in heute globaler Dimension im Rahmen der Klimadiskussion die selbstzerstörerischen Folgen menschlicher Eingriffe in den Naturhaushalt problematisiert wurden.

Die Einsicht in solche Prozesse ist insofern auch bedeutend für diese Studie, wenn gesellschaftliche Reaktionen auf Naturkatastrophen über einen langen Zeitraum analysiert werden sollen. Vor allem die Auswirkungen auf die öffentliche Kommunikation im Rahmen bestimmter Gesellschaftszustände dürfen wir nicht aus den Augen verlieren.

Denn wenn ein jeweils historisch gegebener Gesellschaftszustand bereits hintergründig substanziell die Frames der Weltwahrnehmung und des jeweiligen Lebensgefühls einfärben, ergeben sich nicht deckungsgleiche Voraussetzungen im Umgang mit Widrigkeiten der Natur. Es ist leicht einsehbar, dass beispielsweise die ökologische Krise in den 1970er und 1980er Jahren durch eine pessimistische Wahrnehmung des Mensch-Umwelt-Verhältnisses geprägt war. Diese Wahrnehmung der selbstzerstörerischen Folgen hat im Rahmen von Modernisierungskonflikten und dem bemerkenswerten Um-

denken in Richtung ökologischer Ziele das Umweltbewusstsein in Gesellschaft, Wirtschaft und Staat einerseits erhöht. Andererseits hat sich eine neue Basisfunktion des Staates für Umweltbelange herausgebildet. Gesetzgeberische Schritte und innovative Instrumente und Strategien erhöhen wiederum die Wirkung der politischen Massnahmen. Schliesslich kann das zunehmende Fachwissen neue Problematisierungsimpulse auslösen (vgl. Eisner/Moser 2003; Jacob/Biermann 2007).

Wenngleich die Natur von sich aus keine Signale in Form einer neuartigen Gefährdung durch Umweltschäden senden kann, so begegnet man Infragestellungen des Umganges mit der Natur nicht erst in der jüngeren Gegenwart. Aus historischer Sicht erlangt die Problematisierung der Mensch-Natur-Beziehung nur in gesellschaftlichen Krisenphasen als politisches Phänomen Bedeutung. Solche strukturellen Parallelitäten der Entwicklungen entgehen dem Blick sehr leicht, wenn man diese Probleme nicht in einer historischen Sicht, sondern als Einzelaspekte der gesellschaftlichen Transformation betrachtet.

Seit die Aufklärungsbewegung den Anspruch erhob, durch die wissenschaftliche Beschreibung von Naturvorgängen die traditionelle Gottesvorstellung aus dem Weltbild zu verdrängen, begleitet den daraus hervorgegangenen Fortschrittsoptimismus, der besonders im 18. und 19. Jahrhundert unter dem Bürgertum grossen Zuspruch fand, auch dessen Gegenteil – also die reaktionäre Kritik an der Moderne. Bereits die Protagonisten der Romantik assoziierten mit dem Naturbegriff einen ursprünglichen Weltzustand, den es gegen das Prinzip der kalten Rationalität wiederherzustellen gilt. Dem Ideal entsprechend werden der Natur Eigenschaften aufgeprägt. Diese wiederum bilden die Hintergrundfolie, in der Entwürfe reaktionärer Ansichten ihren Ausgangspunkt haben. In diesem Fall handelt es sich um eine ideologische, normative Besetzung des Naturbegriffs. Dieser ist damit auf elementare Weise mit den polemisch-kritischen bis utopischen Konzepten aus sozial-philosophischen und weltanschaulichen Diskursen verbunden. Dabei werden Verhaltensregeln aus einer vermeintlich vorherrschenden Harmonie in der Natur hergeleitet (vgl. Imhof/Romano 1988; vgl. Elias, 1993: 52–53).

In dieser Gegenbewegung ist das modernisierungskritische Potenzial einer ökologisch orientierten Kritik an der Gesellschaft entstanden. In einem reflexiven Blick auf die Gesellschaft wird die Natur zum Leitmotiv eines gegenkulturellen Deutungsmusters der Welt. Hierzu arbeiten Imhof/Romano (1988) mit Blick auf die ökologische Bewegung beispielhaft heraus, wie sich die Argumentationsmuster früherer Umweltbewegungen auf verblüffende Weise jenen von heute ähneln.

Überdies finden diese naturalisierenden Motive in vielgestaltiger Form in der ideologischen Besetzung der eigenen Nation durch Geschichtsmythen ihren Niederschlag<sup>238</sup>. In dieser Tradition wiederkehrend spiegelt auch das aktuelle ökologische Gedankengut als Widerschein eines alten Unbehagens die Ablehnung gegen das Projekt der Moderne. So dient die Verherrlichung der Natur als Projektionsfläche für das Gute, das mit der Entzauberungsfunktion des modernen wissenschaftlichen Denkens in der modernen Welt unterzugehen droht (vgl. Eder 1988: 23–38; Imhof/Romano 1988: 247–355; Zemp 2005: 49).

Die daraus erwachsenden Spannungen verweisen auf das vielschichtige Verhältnis von Natur und Gesellschaft hin. Im Hinblick auf die gesellschaftliche Bedingtheit solcher Vorstellungsbilder von Natur handelt es sich nicht um einen Objektbereich, der von der Gesellschaft (Kultur) abzugrenzen ist. Natur als ideologische Ressource, die wiederum kulturspezifisch geprägt ist, begleitet den fort-

---

<sup>238</sup> Im Inneren der Nation sind solche Geschichtsmythen, deren Wurzeln weit zurückreichen, auch in den Reaktionen auf Naturkatastrophen auszumachen. So zeichnet sich in der vergleichenden internationalen Forschung ab, dass unter dem Einfluss von Nationalmythologien die Art und Weise der Problemwahrnehmung und -bearbeitung von Naturkatastrophen schon daher durch deutlich national geprägte Deutungen bestimmt bleibt (vgl. Escobar/Demeritt/van Buren (2012)).

schreitenden Rationalisierungsprozess der Moderne. Rückblickend kann man feststellen, dass die natürliche Umwelt dabei nicht nur einen randständig-anthropozentrischen Platz zugewiesen erhält. Weit diffizilere Verflechtungszusammenhänge von Mensch und Natur beeinflussen in hohem Masse auch in unseren Tagen das Denken innerhalb einer Gesellschaft erheblich. Dies relativiert die heute immer noch mitklingende Vorstellung, dass sich zu Beginn der Moderne die Natur als ein vom Menschen auszubeutendes Objekt einbürgerte (vgl. Elias 1993: 9–31). Aus der Perspektive der Umweltgeschichte lassen sich solche Folgeerscheinungen anhand historischer Konstellationen und gegenmoderndistischer Strömungen noch etwas klarer sehen (vgl. Kap. 12).

Die bisherige Einsicht in die immanente Dynamik des gesellschaftlichen Wandels verweist darauf, dass das Betroffensein von einer "Naturkatastrophe" sprachlich und kulturell eng an eine seltene Erscheinungsform destruktiver Kräfte der physischen Umwelt geknüpft ist. Versucht man hingegen, Naturkatastrophen in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang der Moderne zu verorten, haben wir es hierbei nur mit einer Form des Zerbrechens von Routine neben anderen zu tun. Um punktuelle Naturkatastrophen und deren Wahrnehmung im zeitlichen Kontext des sozialen Wandels – insbesondere in gesellschaftlichen Krisenlagen – zu betrachten, ist kurz zu präzisieren, wie sich unter dem Einfluss von problematischen Entwicklungen in der Gesellschaft über das "Normalmass" hinaus langfristig Erwartungsenttäuschungen abzeichnen (vgl. Zemp 2005: 49–50). Dazu müssen wir uns mit den Bedingungen beschäftigen, unter denen Erwartungssicherheiten kommunikativ auf- oder abgebaut werden.

#### **9.2.4 Erwartungsstrukturen und Erwartungsenttäuschungen**

An dieser Stelle beschäftigt uns die Frage, in welchem Moment in einer Gesellschaft eine strukturzentrierte Phase der Entwicklung und damit die relative Stabilität von Erwartungsstrukturen durch destabilisierende Effekte in eine Krisenphase mündet. Nicht zuletzt ist bei Naturkatastrophen schnell die Rede von Krise. Doch weiss im Vorfeld einer Vielzahl von einschneidenden Vorkommnissen kaum jemand, ob sich diese Enttäuschungsfälle letztlich für die betroffenen Menschen als Krisenphänomene erweisen. Bei unterschiedlichen Erscheinungen im gesellschaftlichen Zusammenleben entscheidet sich aufgrund der Interpretationsmuster der Menschen, ob diese als Bedrohung der Normalität bewusst – bzw. dramatisiert oder ignoriert – werden. Genauer gesagt handelt es sich um Wahrnehmungs- und Deutungsprozesse, die in enger Korrespondenz mit dem jeweiligen Zeitempfinden in Gang kommen. Reaktionen auf Naturkatastrophen samt deren Erklärungen sind gemäss dieser phänomenologischen Sicht Ausdruck der gesellschaftlichen Annahmen über die Naturzusammenhänge (vgl. Kap. 1).

Die einsetzende Kommunikation kann im Verhältnis zur eigentlichen Bedrohungslage eine krisenhafte Eigendynamik entwickeln. Aber trotz der Aussergewöhnlichkeit von Katastrophen oder Unfällen ist mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass es sich nicht vornehmlich um Krisenereignisse handelt. Entsprechend der implizierten negativen Bewertung und der Kontingenz, mit der wir es in solchen Situationen zu tun haben, tendieren theoretische Ansätze zur Überhöhung des Krisenanlasses. Eine nicht unwesentliche Erfahrung unter Modernitätsbedingungen ist die Konfrontation mit Risiken in der Lebenswelt. Meistens sind sie menschlich verursacht. Auch kennt man die Risiken und akzeptiert, dass Probleme und Defekte auftreten und dass es zu zerstörerischen Folgen in Form von Katastrophen oder Unglücken kommen kann. Deshalb schliesst Kontinuität im Sinn einer verlässlichen, auch materiell gesicherten Lebenswelt die gesellschaftliche Aussicht auf Enttäuschungsfälle wie eine Katastrophe nicht aus. Und selbst wenn öfters Enttäuschungsfälle vorkommen, muss dies nicht per se unmittelbar zum Abbau der zugrunde liegenden Erwartungen führen (vgl. Giddens 1995: 139–140, Imhof/Romano 1996: 188; Zemp 2005: 50).



Dass wir eine abweichende Sachlage überhaupt als "Katastrophe" registrieren, resultiert aus Erwartungsbildungen. Aufgrund durchaus erwartbarer Erwartungsenttäuschungen sind solche Störfälle paradoxerweise selbst Bestandteile der gebildeten Erwartungen. So gewährleisten erwartbare Reaktionen auf einen Katastrophenfall wieder Orientierung. Das geschieht bereits dadurch, dass sie als bekannte Tatsachen bezeichnet werden und zu den Grundhaltungen der Menschen modernen Gesellschaften gehören. Auch die institutionellen Rahmenbedingungen moderne Gesellschaften sind auf solche Eventualitäten ausgerichtet. Wenn in der wachsenden Masse Unsicherheiten weder unabänderlich noch schicksalhaft oder gottgegeben erscheinen, werden in Form von Erwartungsleistungen an Staat und Politik in verschiedener Hinsicht Aspekte der Risikoabwehr und der Steigerung von Sicherheit gesellschaftlich ausgestaltet (Luhmann 1984: 412).

Es handelt sich um eine moderne Erkenntnis, dass Sicherheit nur in Verbindung mit bestimmten institutionellen Regelungen, die gleichsam die sozialen Strategien von Handlungen in einer Gesellschaft anleiten, herzustellen ist. Wobei Sicherheit als zentraler Grundwert moderner Gesellschaften per se nur in begrenztem Grade zu erreichen ist und nicht gleichbleibend zu erhalten ist. So ist es in einem Gesellschaftssystem unentbehrlich, in ständiger Rückkoppelung mit auftretenden Problemlagen mithilfe wissenschaftlicher Erkenntniserweiterungen Schlüsse zu ziehen, um durch allfällige Anpassungen diesen Zusammenhängen gerecht zu werden. Beispielsweise können von öffentlich problematisierten Störfällen, wie sie durch Katastrophen eintreten, wichtige Impulse für kollektive Lernprozesse ausgehen, um sich zukünftig vor den zerstörerischen Folgen schützen zu können. Die Befunde zahlreicher Studien erbringen diesen Nachweis in Reaktion auf Naturkatastrophen (vgl. Poliwoda 2007; Pfister 2009). Die Umsetzung von Massnahmen, die auf Verbesserungen abzielen, erfolgt in vielen Fällen nicht konfliktfrei. In einer strukturzentrierten Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, d. h. in Zeiten, in denen das Gesellschaftsmodell durch Konsens charakterisiert ist, ergeben sich widersprüchliche Meinungen in der Regel bezüglich der politisch favorisierten, für die Problembearbeitung als notwendig erachteten Mittel. Zu jenem Zeitpunkt steht nicht die Infragestellung der gesellschaftlichen Entwicklungsziele im Vordergrund, wie das charakteristischerweise für Fundamentalkonflikte in sogenannten Krisenphasen gilt. Im Rahmen der Phase des Wertekonsenses lässt sich im Bemühen um langfristige Entwicklungsziele Krisenentfaltungen entgegenwirken. Auftretende Spannungen zwischen verschiedenen Akteursgruppen können typischerweise einvernehmlich und auf konsensfähige Weise gelöst werden. Aufgrund sich verändernder Problemstellungen und damit einhergehender Erwartungshaltungen an verschiedene politische Regelsysteme sind richtungsweisende Modifikationen der herrschenden Amtsinhaber nicht unwesentlich. Denn eine flexible Anpassung an sich im Zeitverlauf verändernde Umstände hat den Vorteil, dass identitätsverbürgende Grundwerte nicht vor schnell preisgegeben werden müssen. Dies ist letztlich wichtig für die Legitimität und das Vertrauen in jene, welche diese repräsentieren, was damit der gesellschaftlichen Stabilität förderlich ist und strukturschützend wirkt (vgl. Imhof/Romano 1996: 190; Zemp 2005: 51–52).

Gemäss diesem theoretischen Ansatz können Katastrophensituationen in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen und politischen Verfasstheit einer Gesellschaft ebenso Chancen eröffnen, Stabilität und Legitimität zu erreichen. Dies geschieht beispielsweise dadurch, dass die Regierenden der betroffenen Bevölkerung zugewandte Aktivitäten kultivieren oder sich namentlich profilieren, wenn sie ihr Mitempfinden durch einen Besuch im Katastrophengebiet symbolisch und zeremoniell bekunden. Allerdings gelingt dieses Management von Irritationen in Form der Neutralisierung und Ausblendung im raschen gesellschaftlichen Wandel nur bedingt. Über kurz oder lang erweist es sich als Gefahr der verspäteten Anpassung an neue Umstände und als Stabilitätsfalle für die gesellschaftliche Entwicklung (vgl. Wehner 1999: 94–95).

Die Unterscheidung in strukturzentrierte und krisenhaften Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung lässt annehmen, dass erstere bei vorübergehenden Unsicherheiten optimalere Voraussetzungen bietet, um diese im dafür vorgesehenen Institutionengefüge zu absorbieren. Das Betroffensein von Kata-

strophen und schweren Unglücken betrifft generell menschliche Schlüsselthemen wie die eigene Existenz oder die Existenzgrundlagen. Unstabile Bedingungen der Lebenswelten, wo selbst vielfältige individuelle und kollektive Verunsicherungen und Ängste vor der Zukunft um sich greifen, können auch unterschiedliche Sensibilitäten für Katastrophenereignisse hervorrufen. Wie bereits dargelegt, sind soziale Krisenphasen in der gesellschaftlichen Entwicklung durch vielfältige Erwartungsenttäuschungen charakterisiert. Diese ziehen neue Enttäuschungserwartungen in die zukünftige Entwicklung nach sich. Die Ursachen bezüglich der Unsicherheit über das, was kommen mag und die aufkommende Infragestellung des gesellschaftlichen Entwicklungspfad es wurden bereits am Begriff der nicht-intendierten Handlungsfolgen festgemacht. Unter tristen Bedingungen des Daseins in weiten Kreisen der Bevölkerung können sich gesellschaftliche Ängste über diverse gesellschaftliche Bezugssysteme hinweg entwickeln: Angst vor der Wirtschaftskrise, der Zerstörung der Natur, vor den Auswirkungen von Terrorismus, Gewalt oder vor neuen Medien<sup>239</sup>. Angst lässt sich dementsprechend als Gefühlszustand oder -affekt erklären, der gemäss Meyer/Slembeck (1998: 223) in Bezug auf die Erwartung einer möglichen Bedrohung oder Gefährdung im Licht der Bewältigungschancen im Sinne der Denk- und Verhaltensmöglichkeiten einstellt. Eine triste Gegenwart erzeugt viel Unsicherheit und Ängste bereits im Vorfeld in Bezug auf das, was kommen mag. Diesbezüglich konstituiert sich ein Kommunikationssystem, das für eine Vielzahl von Ereignissen und Themen erhöhte Reorientierung beansprucht (vgl. Imhof/Romano 1996: 192). Vor der erwähnten Einsicht, dass in der Forschung gerade bei unvorhersehbaren Einzelereignissen die Diagnose einer "Krise" oft vorschnell gestellt wird, ist es lohnenswert, sich hier mit den gesellschaftlichen Gesetzmässigkeiten der Kommunikation und diesbezüglichen Nuancierungen in der Reaktion auf eine Vielzahl von Enttäuschungsfällen näher zu befassen. Um diese Phänomene angemessen zu erforschen, können wir anhand der gesellschaftlich konstitutiven Sinnkonstruktionen erkennen, in welcher Weise Problemdeutungen Hinweise auf soziale Krisenentfaltungen liefern.

### **9.2.5 Enttäuschungserklärung im Spektrum gesellschaftlicher Sinnkonstruktionen**

Bezogen auf sich entfaltende Orientierungskrisen in der Gesellschaft finden wir diesbezügliche Hinweise in den in Sprache gefassten Erklärungsmustern bzw. "Semantiken" der Enttäuschungsabwicklung.

Dazu leisten Imhof/Romano (1996) mit ihren Darlegungen einen entscheidenden Beitrag. Indem sie für die Nuancierungen gesellschaftlicher Sinnkonstruktionen in Reaktion auf eine Vielzahl von disillusionierenden Vorkommnissen sensibilisieren, werden die in diesen Dissonanzbearbeitungsmustern enthaltenen Annahmen über den Gang der Dinge miteinander vergleichbar. Mit diesem Vorverständnis lassen sich einerseits theoriegeleitet die Übergänge in krisenhafte Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung näher bestimmen. Andererseits erklärt dieser Blick auf semantische Dissonanzbearbeitungsmuster, wie ein singuläres Ereignis wie eine Natur- oder Technikkatastrophe im Lichte bereits bewusstseinsbildender gesellschaftlicher Dispositionen in Krisen- und Umbruchperioden (z. B. bei latent vorhandenen Katastrophenerwartungen) allenfalls zum Schlüsselereignis einschneidender Infragestellungen der Welt führen kann. Wohlverstanden: Katastrophen sind nicht deren Voraussetzung!

Zunächst lassen sich in der gegebenen Gesellschaft Varianten von gängigen Semantiken erkennen, die für verschiedene Enttäuschungsfälle dabei klar strukturschützende Motive in Erwägung ziehen. Zu dieser Art gehören punktualisierende, individualisierende als auch kollektivierende Ursache-Wirkungs-Verständnisse. Auf dieser Basis lassen sich schwerwiegende Lernzumutungen abfedern. In der Be-

---

<sup>239</sup> Gemäss Schulz (2001: 64–65) lassen sich als Quelle der Angst folgende Unterscheidungen vornehmen: die natürliche Umwelt, die Wirtschaft, die soziale Umwelt und die wissenschaftlich-technische Umwelt.

zeichnung der Ursachen beruft man sich beispielsweise auf mangelndes Wissen, oder es ist von einem Einzelfall die Rede. Auch wenn sich der Problempunkt auf die Zufallssemantik konzentriert, ist punktualisierend eine gewisse Überzeugung dafür gegeben, dass es sich um ein seltenes Unglück oder einen schicksalsbedingten Zwischenfall handelt etc. Auch jene Sichtweisen, welche die Ursachen individualisierend an Defizite einer Einzelperson knüpfen, gehorchen einer Logik, die sich gegen Fundamentalkritik des gesellschaftlichen Entwicklungsganges sperrt.

Von diesem Sog verschonen auch davon unterscheidbare kollektivierende Semantiken. Diesbezügliche Erklärungsansätze schreiben die implizierte Präsenz einer Bedrohung dem Nichtzugehörigen, dem "Fremden" zu. Diese Konstruktion von Differenzsemantiken erlaubt es, das, was das Eigene handfest bedroht, negativ zu konnotieren. Im Zuge solcher grenzziehenden Standards der Enttäuschungsabwicklung als auch der Symbolisierung dieser Mächte in den "Aussenraum" der Gesellschaft repräsentieren Erklärungsformen wie die "Laune der Natur" bis über ethnische, politische oder religiöse Vorstellungen zur Urheberschaft der menschlichen Nöte und Ängste das Bedrohungsbild. In Bezug auf die Gesellschaft wirken solche Grenzziehungen der Problemwahrnehmung bipolarer Art gemeinschaftsfördernd. Sie liefern Orientierung in Zeiten erhöhter Unsicherheit. Indem mit dem entsprechenden Masse an gesellschaftlich geteilten Überzeugungen die Präsenz des Anderen und Fremden für die Bedrohungen, denen man sich ausgesetzt fühlt, verantwortlich gemacht werden, kommt diesem Typ von Problembewältigung eine stabilisierende und krisenentschärfende Funktion zu. In Katastrophensituationen lässt sich etwa beobachten, wie eine geteilte Bedrohungswahrnehmung das "Wir-Gefühl" stärken kann und dadurch die Bewältigung von Kontingenz leichter fällt<sup>240</sup> (vgl. Zemp 2005: 52).

Wobei hier unterschiedliche Erscheinungen und soziale Dynamiken dieser Differenzsemantiken in öffentlichen Debatten, die in der Gesellschaftsforschung als klare Frühindikatoren für Krisenentwicklungen gelten, nicht weiter Thema sein können (vgl. Imhof/Romano 1996: 170).

Wenn nicht beabsichtigte Folgen des Handelns immer wieder von neuem zu Enttäuschungserfahrungen führen und die Begründungen für diese Dynamik in verallgemeinerbaren Problemen des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses liegen, ist das der deutlichste Ausdruck von gesellschaftlichen Krisenphasen. Zwangsläufig gehen in einer vorherrschenden Stimmungslage, in der ausserplanmässig ständig mit verschiedenen Enttäuschungsfällen zu rechnen ist, für all jene, die dies ihrerseits beobachten, durch die Einsicht in die latente eigene Bedrohtheit handlungssteuernde Orientierungspunkte und Sicherheiten verloren. Erst recht verliert mit der Verallgemeinerbarkeit einzelner Irritationen die Evidenz von individualisierenden und punktualisierenden Erklärungsmustern schnell an Plausibilität (vgl. Imhof/Romano 1996: 190–193).

Die Grundlogik solcher Prozesse ist am Beispiel der ökologischen Krise der 1970er und 1980er Jahre einfach nachvollziehbar. Die Problematisierung der Umweltverschmutzung, der Zersiedelung der Landschaft, der schadreichen Hochwasserkatastrophen oder der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen sind allesamt mit den Folgen der moralisch wie ökonomisch schadreichen Auswüchsen des Modernisierungsprozesses etikettiert worden. Mit Hilfe dieser monothematischen Erklärung verringert sich die Komplexität einer unberechenbar und unstrukturiert gewordenen sozialen Realität einschneidend (vgl. dazu ausführlich Kap. 12.6).

Solche Diskontinuitäten im sozialen Wandel lassen vermuten, dass wegen bereits bestehender Katastrophenerwartungen die Irritationskraft von gleichzeitig eintreffenden Unwetterkatastrophen intensiviert werden kann. Vieles weist darauf hin, dass gesellschaftliche Krisen- und Umbruchphasen oft in Folgen von Katastrophengeschehen ihre Dynamik entwickeln (z. B. Tschernobyl, "9/11") und in Re-

---

<sup>240</sup> Ausländerinnen und Ausländer, die beispielsweise als Gefahr für die nationale Identität und Integrität präsentiert werden, sind ein weiteres Beispiel dafür, wie solche Stereotypen durchaus in der Lage sind, das Bild der eigenen Nation zu festigen (vgl. Elias, 1993).

aktion darauf rapide Änderungen von routinisierten Wahrnehmungs- und Deutungsmechanismen einsetzen. Im Kern ist weniger das Ereignis an sich der zentrale Faktor dafür, sondern die zugewiesene Bedeutung und Perspektivierung innerhalb der Gesellschaft, die sich dort mit der öffentlichen Kommunikation darüber und kraft der Medienvermittlung entwickeln kann (vgl. Schulz 2001: 15; Eisner/Graf/Moser 2003; Zemp 2005: 52–53). Diese komplexen kommunikativen Prozesse, die in Verbindung mit der Medienberichterstattung zur Verbreitung von Deutungsangeboten als auch zur intersubjektivierung dieser Sachverhalte beitragen, rückt die vorliegende Arbeit ins Zentrum des Interesses. Von diesen Vorgängen wird nach einem Fazit in den anschliessenden Kapiteln ausführlich die Rede sein.

## Fazit

Ein augenfälliges Merkmal der Entwicklungsrichtung moderner, aufgeklärter Gesellschaften ist in vielerlei Hinsicht der hohe Orientierungsbedarf. In anderem Sinne als zuvor verwirft die Art der wissenschaftlichen Denk- und Erkenntnistypen ehemals umfassende Orientierungssicherheiten auf der Grundlage von Religion und eine durch überlieferte Rechte und Privilegien gestützte Gesellschaftsordnung. Ausserdem sind auch wissenschaftliche Gewissheiten als Orientierungssystem irrtumsfähig. Die Unsicherheitsbewältigung in modernen komplexen Gesellschaften erfordert die Herstellung von Orientierungssicherheit nunmehr auf der Grundlage von unpersönlichen Prinzipien und Idealen, die in grossen ideologischen Glaubenssätzen vertreten sind. Wann immer die Regierenden im Gesellschaftssystem jeweils kollektive Erwartungshaltungen für die Verbesserung der gesellschaftlichen Lebensbedingungen integrieren und durch bewusste Regulierung und Kontrolle diesen vorskizzierten Entwicklungspfad umzusetzen haben, können wir uns nicht sicher sein, ob das geschenkte Vertrauen in die Machttträger gerechtfertigt ist. Hinzu kommt, dass die Stabilität des Entwicklungsprozesses davon abhängt, ob die Menschen den gesellschaftlichen Verhältnissen Legitimität zuschreiben. Deshalb ändert sich im Rahmen dieser Abhängigkeitsbeziehung die gegenseitige Beobachtung der Regierenden und der jeweilig regierten Gesellschaftsmitgliedern.

Die Legitimität von zukunftsweisenden, auf sozialen Glaubenssystemen beruhenden Orientierungen ist zeitlich befristet und gewöhnlich davon abhängig, wie sich die in Aussicht gestellten Zukunftsaussichten tatsächlich erfüllen. Aufgrund von ausseralltäglichen Kontingenzen und Unsicherheiten ergeben sich in modernen Gesellschaften für die Regierenden folglich neue Herausforderungen: Katastrophen, Krisen oder Unglücke lassen sich im gesellschaftlichen Gefüge nicht mehr als gottgegebene, nicht beeinflussbare Ereignisse deuten. Mit der Ausbreitung von wissenschaftlichen Erklärungsformen und der Möglichkeit, zielgerichtete Schutzmassnahmen zu ergreifen, werden Analysen, was und warum etwas geschehen ist, drängender. Mit dieser Rückbindung von Katastrophenrealitäten an die gesellschaftlichen Verhältnisse werden Katastrophen zu einem öffentlichen und grundlegend politischen Geschehen mit hohem Erklärungsbedarf. Durch die Unsicherheit und Kontingenz, die eine Katastrophenlage nach sich zieht, wird die Legitimität und damit auch das Vertrauen gegenüber den involvierten Akteuren und ihren Aussagen zu einer äusserst knappen Ressource. Da in diesem Prozess die Massenmedien als Vermittler von Informationen eine Kommunikationsarena zur öffentlichen Meinungsbildung herstellen, tragen sie massgebend dazu bei, wie Naturkatastrophen zu gemeinsam geteilten Gegebenheiten werden. Nicht von ungefähr eröffnet sich mit der Analyse der öffentlichen Katastrophenkommunikation ein Zugang zur modernen Gesellschaft in ihrem langfristigen Wandel. Wobei die Details zu dieser Annahme im folgenden Kapitel umrissen werden.

## 10 Die Bedeutung von Öffentlichkeit im gesellschaftlichen Wandel

Anhand der bisherigen Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Umwelt ist deutlich geworden, dass sich in der Öffentlichkeit entscheidet, ob eine Katastrophe ihren Status als manifestes Problem erhält oder auch verliert. Wobei sich massenmediale Öffentlichkeit in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften als die wichtigste Arena der Kommunikation erweist, in der sich auf der Basis von Meinungs- und Informationsaustausch der Verständigungsprozess der Gesellschaft über sich selbst konstituiert (Gerhards/Neidhardt 1993: 78).<sup>241</sup> Diesen Gedanken aufgreifend, haben die folgenden Ausführungen zuerst einmal das Ziel, den Gegenstandsbereich "Öffentlichkeit"<sup>242</sup> bzw. "Medienöffentlichkeit" einzuführen und die besondere Bedeutung des Mediensystems für das Zustandekommen der gesellschaftlichen Kommunikation zu erhellen.

Da der öffentliche Raum als Forum der Kommunikation massgeblich durch die jeweiligen Kontextbedingungen der Gesellschaft bestimmt ist, ist es für das Erkenntnisinteresse dieser Studie wichtig, die sich verändernden Rahmenbedingungen dieser massenmedial vermittelten Katastrophenkommunikation explizit zu machen. Konkret beinhalten diese Transformationen – hier über die Zeitungen im Untersuchungszeitraum von Anfang des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart beobachtet – gesellschaftliche oder politische Wandlungsprozesse als auch Medieninnovationen.

Die Tragweite der Wechselwirkungen der kommunikativen Prozesse, die in den Massenmedien demokratischer Staaten ablaufen, ist ohne Skizzierung der historischen Entstehungszusammenhänge nur bedingt verständlich. Das bedeutet: Die Emergenz des heutigen Mediensystems und die Funktionsbestimmung der Tageszeitungen im Besonderen ist mit der Herausbildung der Öffentlichkeit im Rahmen der Aufklärungsbewegung zu denken. Die Forderungen der Öffentlichkeit und die normativen Grundlagen, die sich im Rahmen der Verfassungsgebung in Demokratien herausbilden, sind in einem ersten Schritt darzulegen (Kap. 10.1–10.3). Sie verweisen u. a. auf die Notwendigkeit einer unabhängigen Beobachterinstanz bzw. die Bedeutung des Mediensystems für eine funktionierende Demokratie. Vor dem Hintergrund des praktizierten Journalismus der einstigen Ära der Gesinnungs- bzw. parteinahen Presse bis in die 1960er Jahre (Kap. 10.4–10.5) erfolgt in einem zweiten Schritt die Annäherung an die Herausbildung eines kommerzialisierten Mediensystems (Kap. 10.6). Dazu richtet sich das Augenmerk zunächst auf die zentralen Kontextbedingungen des soziokulturellen Wandels entlang von Stichworten wie Bildungsexpansion, Individualisierung, Wertewandel und den wechselseitigen Verschränkungen mit dem Niedergang der Parteipresse. In einem dritten Schritt werden Befunde zu den Auswirkungen der Kommerzialisierung der Medienlandschaft in der Schweiz und auf die Zeitungslandschaft im Besonderen diskutiert (Kap. 10.7). Die damit verbundenen Folgen für die Formen und Inhalte der medienöffentlichen Kommunikation führen an aktuelle Medienentwicklungen heran, wo ökonomische Bedingungen und hohe Marktkonkurrenz im Ergebnis die Katastrophenberichterstattung erheblich berühren. Dazu gilt es, Aspekte wie die Preisgabe von Privatheit, Personalisierung, Visualisierung, Emotionalisierung, Dramatisierung, Betroffenheitskommunikation, Boulevardisierung etc. theoretisch zu reflektieren.

### 10.1 Das Abstraktum Öffentlichkeit als ein Forum

Wollen wir die moderne Gesellschaft als (komplexes) Gebilde begreifen, innerhalb dessen die Massenmedien die kommunikativen Prozesse betreiben, Gespräche der Gesellschaft mit sich selbst oder

<sup>241</sup> Demnach kann über die Analyse des öffentlich Kommunizierten in den Medien ein wichtiger Zugang zur modernen Gesellschaft erschlossen werden.

<sup>242</sup> Im engeren Bereiche definiert Habermas Öffentlichkeit als „ein immaterielles Phänomen, das die Summe der öffentlich erfolgten Handlungen, Kommunikationen und Interaktionen der Gesellschaftsmitglieder beschreibt, sofern sie für diese in ihrer Funktion als Träger eines gesellschaftlichen Ganzen (z. B. des Staates) bedeutend sind“ (Habermas 1962: 12).

über die Fragen der Zeit organisieren und öffentlich vermitteln, so soll hier zuerst der Begriff "Öffentlichkeit" erläutert werden. Weiterhin wird die besondere Bedeutung des Mediensystems für das Zustandekommen der gesellschaftlichen Kommunikation erhellt.

Das bedingt eine Einsicht in die Grundausrüstung von Öffentlichkeit, ihre Unterscheidung in verschiedene Foren inklusive ihrer zentraler Akteurs- und Strukturdimensionen. Entscheidende Anknüpfungspunkte ergeben sich daraus im Hinblick auf die historische Entwicklung und die Ausdifferenzierung einer Medienöffentlichkeit. Auf ihr alleine basiert die empirische Untersuchung der Katastrophenkommunikation.

Gerhards und Neidhart (1991), die ein für empirische Analysen hilfreiches Modell von Öffentlichkeit entwickelt haben, charakterisieren Öffentlichkeit als ein Kommunikationssystem, in welchem prinzipiell alle Mitglieder der Gesellschaft – jedenfalls als Zuhörer oder Publikum – teilnahmeberechtigt sind. Zumindest fehlen formelle Zutrittsschranken. Sie fusst vor allem auf sprachlicher Kommunikation, was andere Kommunikationsformen jedoch nicht generell ausschliesst, da auch Bilder als Informationsträger eingesetzt werden können. Aus dieser allgemeinen Zugänglichkeit ist Öffentlichkeit auf Laienorientierung festgelegt, sodass ihre Themen auf allgemeinverständlicher Basis diskutiert werden müssen (vgl. Gerhards/Neidhardt 1991: 44–48; Gerhards/Lindgens 1995: 15; Imhof/Romano 1996: 202–203).

Als unbegrenztes, offenes Kommunikationssystem stellt Öffentlichkeit eine „weitgespannte und diffuse Grösse dar“, die vielfältig strukturiert und geschichtet ist (Gerhards/Neidhardt 1991: 49). Folglich umfasst Öffentlichkeit eine Vielzahl von kleinen und grossen Foren, wo Ideen, Meinungen, Gefühle etc. übermittelt und ausgetauscht werden. Diese Foren sind nur teilweise miteinander vernetzt. Um dies an einem Beispiel zu konkretisieren: Über Katastrophen wird nicht nur über die Medien kommuniziert, sondern zugleich in Krisenstäben, Expertenkreisen, am Stammtisch oder spontan im Bus. Diese unterschiedlichen Foren bringen es mit sich, dass sich die Beteiligten in spezifischen Rollen an der Thematisierung betätigen können.

Nützlich ist es, sich Öffentlichkeit als ein in mehrere Ebenen differenziertes System vorzustellen mit unterscheidbaren Erfahrungs- und Kommunikationsräumen. Diese Teilsegmente von Öffentlichkeit unterscheiden sich einerseits hinsichtlich der Menge der Kommunikationsteilnehmenden, andererseits nach dem Grad der strukturellen Verankerung der Ebenen. In welcher Weise und in welchem Masse die Teilnehmenden mit ihren Themen und Meinungen in verschiedenen öffentlichen Foren überhaupt involviert sind, ist durch die Differenzierung von Sprechern und Zuschauern bzw. Zuhörern, Kommunikatoren und Publikum gekennzeichnet. Auszugehen ist davon, dass Öffentlichkeit in modernen Massengesellschaften als soziale Grösse vor allem "Publikum" ist. Das trifft für die weitreichendste Ebene von Öffentlichkeit, also für die Ebene der Massenmedien, mehr zu als für die "kleinen" und "mittleren" Öffentlichkeiten vom Typus einer basalen alltäglichen Begegnung oder Veranstaltung. Bei Letzteren sind Sprecherrollen diffuser und allgemeiner verteilt, wobei sich auf der Ebene der Veranstaltungsöffentlichkeit durch die Vorgabe eines Themas und durch die organisierte Form der Teilnehmenden bereits eine Ausdifferenzierung der Interaktionssysteme in Publikums- und Sprecherrolle abzeichnet. Diese strukturelle Verfestigung der Öffentlichkeit fällt hingegen bei fluiden menschlichen Begegnungen, z. B. in direkten Gesprächen auf der Strasse oder im Bus, gering aus. Auch ist hier Öffentlichkeit unmittelbar physisch erfahrbar. Hingegen erhält Öffentlichkeit auf der massenmedialen Ebene eine hochkomplexe und stabile Struktur.

Mit dem gesellschaftlich-historischen Prozess der Industrialisierung differenzierte sich die Gesellschaft, wie bereits dargestellt, in verschiedene Teilsysteme. Damit war eine kommunikative Steuerung vonnöten, die durch Face-to-Face-Kommunikation nicht mehr erbracht werden konnte. Zur Entlastung des gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses entstand das Funktionssystem Journalismus.

Auf der Ebene der massenmedialen Öffentlichkeit ist die Zahl der relevanten Akteure, die mit ihren Themen und Meinungen zum Zuge kommen, umso geringer. Mit der wachsenden Professionalisierung im Berufsfeld von Publizisten, Journalisten, Public-Relations-Spezialisten, Veranstaltungsrednern etc. verknüpft sich der Laienzugang zu öffentlich wirksamen Sprecherrollen. Massenmediale Öffentlichkeit für sich zu gewinnen ist augenscheinlich ein zentrales Anliegen vieler Akteure, insbesondere der Politik. Auch die auf den anderen Ebenen der Öffentlichkeit ("Begegnung" und "Veranstaltung") artikulierten Themen und Meinungen erreichen erst eine allgemeine Wahrnehmung, wenn sie von den Massenmedien aufgegriffen, berichtet und verstärkt werden (vgl. Gerhards/Neidhardt 1993; Neidhardt 1994: 16).

Durch die technischen Möglichkeiten der Institutionen der Massenkommunikation können Meinungen schnell und grossflächig verbreitet werden. Medial kommuniziert, werden Ereignisse wie Katastrophen zu Produkten gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktion, zu gemeinsamen Dingen, die medial diskutiert, verhandelt, ent- oder verworfen werden (vgl. Imhof/Romano 1996: 289). Bezüglich der Beteiligung an der Kommunikation sind die Rollen zwischen Sprecher und Zuhörer fast vollständig getrennt. Massenmedien können demnach als ein soziales System mit immer noch wachsender Bedeutung aufgefasst werden. Allein die Tatsache, dass Medien bei der Konstruktion von Katastrophen diese für unterschiedliche Gruppen der Bevölkerung sichtbar machen und Aufmerksamkeit der (allgemeinen) Öffentlichkeit auf diese Problemlage lenken können, weist auf die Bedeutung der Medien hin. Dabei wird mit der Katastrophenthematisierung durch die Medien oder dem Ausbleiben der Übermittlung von Nachrichten die Zahl der involvierten Bürger beeinflusst, was unmittelbar Reaktionen bewirken als auch verhindern kann.

Öffentlichkeit als Netzwerk von Kommunikationsflüssen ist und funktioniert damit wie ein intermediäres System: In einer funktional differenzierten Gesellschaft vermittelt die Öffentlichkeit zwischen der Gesellschaft und dem politischen System, das der Legitimität durch die Wähler bedarf, wie auch zwischen den Ansprüchen anderer Teilsysteme und ihren Handlungsträgern. Es entsteht auf diese Weise ein zirkulärer Kommunikationsprozess, der in ausdifferenzierten Gesellschaften der wachsenden Verständigungs- und Erklärungsbedürftigkeit der diversen kommunikativen Teil- und Subsysteme, der Teil- und Suböffentlichkeiten Rechnung trägt (vgl. Gerhards/Neidhardt 1993: 58–61). Öffentliche Kommunikation soll hier in Anlehnung an Peters (2002) nicht nur voraussetzungsreiche "politische Diskussionen" im engen Sinne bezeichnen, in denen argumentative Auseinandersetzungen mit Bezug zu aktuellen oder antizipierten Problemen stattfinden. Kaum noch abzugrenzen von politischen Debatten – und in diesem Sinne wichtige Bestandteile öffentlicher Kommunikation – sind Analysen von Problem- und Krisenlagen, allgemeine soziale und kulturelle Themen, Zeitdiagnosen sowie relativ begründungsfreie Verlautbarungen (vgl. Peters 2002: 22–25).

Eine notwendige Bedingung, dass sich eine moderne, demokratische Gesellschaft als solche ihrer selbst bewusst wird, ist die Öffentlichkeit<sup>243</sup>. Sie bildet ein konsistentes Terrain, auf dem kollektive Aufmerksamkeiten, Bilder, Symbole oder Ideologien aufgebaut werden oder zerfallen, auf dem die politische Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Interessengruppen um die gesellschaftlich gültigen Interpretationen und verbindlichen Deutungskonfigurationen stattfindet.

In modernen, komplexen Gesellschaften wird Öffentlichkeit, in der verschiedene gesellschaftliche Kräfte über die Konstitution von Ereignissen wie Katastrophen mitwirken, nicht nur, aber vor allem über die Massenmedien hergestellt. Insofern ist die moderne Gesellschaft mit den Massenmedien als

---

<sup>243</sup> Als Substantiv kommt "Öffentlichkeit" erst im 18. Jahrhundert auf. Das Wort wird rasch mit einer Vielzahl positiver Konnotationen aufgeladen und hat verschiedene Bedeutungen. Jedenfalls unterstellt die logische Kehrseite des Öffentlichen (bzw. die Veröfentlichkeit) einen Arkanbereich des Privaten. Hier spielt sich im allgemeinen Einverständnis das ab, was niemanden etwas angeht. Der Inhalt einer möglichen Mitteilung bleibt laufenden Kommunikationsprozessen in der Öffentlichkeit verborgen. Ein Verständnis dafür kann allein aus der historischen Entwicklung von Gegenstand und Begriff gewonnen werden. Wobei in der vorliegenden Arbeit der Tatbestand des Öffentlichen seit dem Beginn der Moderne vom Bedeutungsfeld der Aufklärungsbewegung her noch genauer zu charakterisieren sein wird (vgl. dazu Kap. 10.2).

Diffusoren und Reflektoren des Geschehens verschränkt. Im Hinblick auf die empirische Analyse der Katastrophenkommunikation sind daher die Konturen dieser Medienöffentlichkeit vor dem Hintergrund ihrer Genese zu vertiefen.

## 10.2 Das Öffentlichkeitsideal der Aufklärung

Auf die Entstehungsphase, den Aufbau und Nutzen von Öffentlichkeit als gesellschaftliche Sphäre sowie auf strukturelle Veränderungen der Öffentlichkeit im Zeitverlauf wird im Folgenden eingegangen. In einen ersten Schritt soll an den normativen Gehalt des Terminus Öffentlichkeit herangeführt werden, wie er im Rahmen der europäischen Aufklärungsbewegung und der neu aufkommenden bürgerlichen Öffentlichkeit zustande kam.

Die Aufklärungsbewegung mit ihrer zentralen Leitidee, der Mensch solle „aus der Finsternis der 'selbstverschuldeten Unmündigkeit' in das Licht der Mündigkeit“ treten, erhofft sich mit der Verwirklichung des Öffentlichkeitsprinzips, dass die Vernunftgesetze obsiegen und daraus Sachlichkeit in politischen und gesellschaftlichen Angelegenheiten hervorgehe (vgl. Imhof/Romano 1996: 11). Mit Hilfe des öffentlichen Debattierens, wo Meinungsbildung durch direkte Rede und Gegenrede geschieht, gilt es die Vernunft, welche als Mechanismus in allen Menschen wirksam ist, zunutze zu machen. Um gemeinsam die Prinzipien tugendhaften, d. h. menschlichen und staatsbürgerlichen Verhaltens zu entwickeln, wird Öffentlichkeit zur Voraussetzung (vgl. Imhof/Romano 1996: 114–116). Diese ursprüngliche rationale oder ideologisch begründbare Entfaltung eines sozialen Raumes "Öffentlichkeit" richtete sich in erster Linie gegen die Strukturen der alten Feudalstaaten und die despotische Zensur des unanfechtbaren „Wahrheitsmonopols“ weniger Mächtiger (Peduzzi 2004: 6). Getragen von der Vorstellung, dass das souveräne Volk die Legitimationsbasis des Staates ist (Jean-Jacques Rousseau) und die Staatsgewalt begrenzt werden müsse (John Locke), wird staatliche Herrschaft als eine öffentliche Angelegenheit gesehen (vgl. Haller/Kölz 1999: 4–5). Begrifflich äussert sich die Wirkmächtigkeit dieses Öffentlichkeitsverständnisses Mitte des 18. Jahrhunderts, indem bildungsbeflissenen Aufklärer "Öffentlichkeit" an die Stelle der für verwerflich empfundenen einsam und geheim praktizierten Staatsgewalt im Ancien Régime fordern<sup>244</sup>. Auf dieser Basis wird Öffentlichkeit zum zentralen „politischen Begriff der Aufklärung“, um im Endeffekt der Moral sowie der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen (Imhof/Romano 1996: 113).

Bei diesen Vorgängen im 18. Jahrhundert, wo Öffentlichkeit zum Kampfbegriff der Liberalen avanciert, wird der Begriff stark auf den Bereich des politischen Handelns festgelegt. Die Auffassung war, dass nur das als vernünftig und gleichzeitig als moralisch bezeichnet werden kann, was öffentlich in Form eines herrschaftsemanzipierten Raisonnements (Meinungsaustausches) der Bürger – die hierzu aus ihrer Privatheit treten – diskutiert wird. Diese Forderung nach einer strikten Trennung von Privatangelegenheit und Öffentlichkeit, auf der unser Verständnis von Politik beruht, verweist in ihrem Ursprung nach auf die klassische Antike<sup>245</sup> zurück. Sie wird neu als Idealvorstellung im Öffentlichkeitsprinzip der Aufklärung wirkmächtig (vgl. Habermas 1990; Imhof/Romano 1996: 119). Zur Privatheit zählen die Sphäre des "Häuslichen", die Bereiche der Familie, des Gesindes sowie Wirtschaft und Arbeit. Innerhalb des Privaten Rahmens sollen sich die menschlichen Bedürfnisse und Empfindungen abgeschirmt von der Öffentlichkeit entfalten können (vgl. Imhof/Schulz 1998: 9–14; Habermas 1990: 86–90). Allerdings sind nur jene Menschen, die ihr eigener Herr sind, bei öffentlichen Angelegenheiten zur Teil- und somit Einflussnahme berechtigt. Aufgrund ihrer Unmündigkeit bleiben

<sup>244</sup> Ancien Régime – (franz. für „Alte Regierungsform“) bezeichnet im engeren Sinne die Regierungsform der vor der Französischen Revolution absolutistisch herrschenden Bourbonen in Frankreich. Die alte Ordnung wurde mit der Französischen Revolution 1789 beseitigt.

<sup>245</sup> Streng genommen hat das Konstrukt Öffentlichkeit bereits viel früher – wenn auch unter anderem Namen – in der griechischen Polis ihr Vorbild. Die Sphäre der Polis ist den freien Bürgern gemeinsam. Das öffentliche Leben spielt sich vor allem auf dem Marktplatz ab. Doch Öffentlichkeit konstituiert sich im Gespräch, hier kommen die Dinge zur Sprache. Ausführlich dazu siehe: Habermas (1990: 56–58).



Frauen, Kinder, das Gesinde sowie alle Lohnabhängigen vom Staatsbürgerstatus ausgeschlossen (vgl. Imhof/Schulz 1998: 9–14, Zemp, 2005: 65)<sup>246</sup>.

In dieser Vorstellung sollen folglich nur Fragen, welche die Belange der Allgemeinheit betreffen und deshalb ausserhalb individueller und subjektiver Interessen liegen, öffentlich zur Diskussion kommen, wie z. B. Politik, Recht, Ethik, Kunst und Wissenschaft (vgl. Roos 1998: 149–164). Mit dem Ausschluss privater Lebensbereiche, der familiären Intimsphäre oder der wirtschaftlichen Konkurrenz komme die Öffentlichkeit der Aufklärung thematisch „mit Kommunikationstabus in die Welt“, wie Imhof (1996c: 119) in diesem Zusammenhang feststellt. Diese Grenzziehung ist insoweit als eine grosse kulturelle Leistung zu werten. Nämlich in dem Masse, wie die Teilnahme an dieser entstehenden Öffentlichkeit durch erwerbbarere Merkmale der Bildung ermöglicht und beispielsweise Religionszugehörigkeit zur Privatangelegenheit wird, verliert die Exklusivität nicht erwerbbarer Vorteile der Geburt und Herkunft für die gesellschaftliche Position an Bedeutung (vgl. Imhof/Romano 1996: 119–120).

In dieser Konzeption des Öffentlichkeitsverständnisses der Aufklärungssozietäten manifestiert sich demnach Öffentlichkeit als eine Sphäre, die dem privaten Bereich gegenübersteht. Diese Dichotomie entwickelt einen stark normativen Charakter. Wie noch zu zeigen ist, begleitet diese Wertebasis bis heute die kritische Auseinandersetzung mit der real existierenden Öffentlichkeit bzw. politischen Kommunikation moderner Gesellschaften (vgl. Imhof/Schulz 1998; Sennett 2004). Die öffentliche Sphäre vermittelt nach diesem liberalen Verständnis zwischen der Gesellschaft und dem Staat (vgl. Habermas 1998: 136–137). Sie schiebt sich quasi dazwischen. Die Aufgabe des Staates wird vor allem darin gesehen, für die Durchsetzung der im gesellschaftlichen Diskurs ermittelten Wahrheit der Beherrschten zu sorgen (vgl. Schiewe 2004: 272).

### 10.3    **Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit und Institutionalisierung der Presse**

Eine öffentliche Sphäre, in der die Verständigung und Willensbildung über politisch-gesellschaftliche Angelegenheiten möglich wurde, musste erst geschaffen werden. Als bedeutend für die Entstehung einer politisch fungierenden Öffentlichkeit erweisen sich im 18. Jahrhundert die literarischen Zirkel, in denen sich zur Öffentlichkeit versammelte bürgerliche Privatleute treffen. Jenseits von Stand und Klasse beginnen diese Milieus in öffentlichen Foren wie Salons, Kaffeehäusern oder Aristokraten-treffs neben dem gebildeten Diskurs über Literatur und Kunst auch Prinzipien und Organisation von Herrschaft zu erörtern und hieraus Vernunftsansprüche für die Legitimierung staatlicher Herrschaft einzufordern (vgl. Imhof/Schulz 1998: 9–10).

Anfänglich über den Umweg des literarischen Feuilletons erlangt in der Presse die persönliche öffentliche Meinung von Nichtmachtträgern Gewicht. Daraus entwickelte sich allmählich auch unter den Lesenden ein Bewusstsein für die aktive Mitgestaltung der Ordnung des Staates (vgl. Saxer 1994). Im Übrigen hat die damalige Verbreitung der Presse zwischen den Menschen Verbindungen hergestellt, die früher nicht denkbar waren. In literarisch-kritischem Stil verbreitete sich das Gedankengut der Aufklärung. Insbesondere hat das Ideal einer auf Publizität beruhenden Öffentlichkeit zur Mobilisierung der Massen für die Verwirklichung der ideologischen Ziele in der Französischen Revolution beigetragen (vgl. Schiewe 2004: 272). Auf diese Weise werden die Kontrolle von Herrschaft sowie die bislang geheim praktizierten Staatsgeschäfte im herrschaftsemanzipierten Diskursraum der neuen Öffentlichkeit bürgerlicher Privatleute wiederum zur öffentlichen Angelegenheit erklärt. Von Vernunft

---

<sup>246</sup> Das Öffentlichkeitsprinzip schafft in seiner Beziehung zur Privatsphäre eine bestimmte „öffentliche Geografie“, was sich auf die visuellen und verbalen Konventionen innerhalb der Gesellschaft niedergeschlagen hat. Für eine umfassende historische Beschreibungen der Verhaltensmuster und Veränderungen des öffentlichen Lebens – vor allem im aufstrebenden Bürgertum – siehe Sennett (2004).

und Tugend geleitet, sollen mündige Bürger über die gemeinsamen Dinge des Lebens wieder beraten und entscheiden (vgl. Imhof/Schulz 1998: 10).

Mit der Öffentlichkeit, die sich als Produkt der Aufklärung, als vermittelnde Sphäre zwischen dem Staat und der Gesellschaft herausbildet, gewinnt die öffentliche Meinung für die Rechtfertigung von Politik einen Eigenwert. Dies geht einher mit der Schaffung von Rahmenbedingungen, die eine differenzierte Meinungs- und Willensbildung gewährleisten sollen. Die politische Willensbildung, aus der schliesslich der "Gemeinwille" hervorgehen soll, wird als ein Prozess der Überzeugung der Mehrheit durch Anführung guter Gründe gedacht. Derart soll sich idealerweise die objektive, von Sonderinteressen gereinigte vernünftige Position durchsetzen (vgl. Habermas 1998: 466–467).

Als unentbehrliche Voraussetzung von Vernunft werden die Meinungs- und Redefreiheit gesehen. In der Folge wird eine rasch wachsende Publizität untrennbar zum Prozess, in dem sich Öffentlichkeit gesellschaftsweit für die Verwirklichung von Vernunft und Tugend herstellen lässt. Die Forderung nach Pressefreiheit, damit Meinungen individuell wie kollektiv weitergegeben und weiterverbreitet werden können, erweist sich als unabdingbare Voraussetzung im Kampf gegen die absolutistischen Staatswesen und für die Herausbildung freiheitlicher demokratischer Zivilgesellschaften (vgl. Haller/Kölz 1999: 64–73; Peduzzi 2004: 6–13). Ob es um einen wissenschaftlichen Diskurs, eine parlamentarische Debatte oder um eine Gerichtsverhandlung geht – die potenziell allen zugängliche öffentliche Erörterung sollte zur objektiven Wahrheitsfindung verhelfen (vgl. Roos: 1998: 149). Diese entwicklungsgeschichtliche Zweckbestimmung der Medien kommt bei der ausdrücklichen Betonung der Wahrheitsverpflichtung der Medien gegenüber der Öffentlichkeit zum Ausdruck. Dazu gehört, vorgefallene Gegebenheiten öffentlich darzustellen, wie sie sind (Tatsachenwahrheit). Diese Anforderung unterscheidet sich von jener an die Vernunftwahrheit, die der wissenschaftlichen, mathematischen und philosophischen Wahrheit verpflichtet ist (vgl. Iten 1996: 16–17). Mit der Verwirklichung des Prinzips einer freien Öffentlichkeit im weiten gesellschaftlichen Raum versprach sich die Aufklärung nicht bloss Diskursivität und damit Rationalität in der politischen Kommunikation, sondern auch die effektive Möglichkeit der geistigen Emanzipation aller. Was demnach rationalen Fortschritt des einzelnen Menschen als auch der ganzen „res publica“ sicherstellen würde (Roos 1998: 149).

Vor dem Hintergrund dieser idealtypischen Vorstellungen von "Öffentlichkeit" als Produkt der Aufklärung (rational, kommunikationsorientiert, humanistisch) ist das Prinzip nie in dieser Weise verwirklicht worden – in den Worten Schiewes (2004: 278) folglich „ein rein virtuelles Konstrukt“ geblieben. Dennoch bleibt der kritische Gehalt dieser klassischen Diskurs- und Tugendvorstellungen bis heute für die normativen Ansprüche an die politische Praxis moderner Gesellschaften wirkmächtig. Sie dienen als Mass und Richtschnur, mit deren Hilfe Gefährungsdiagnosen der real existierenden Öffentlichkeit der ganzen Moderne geprüft werden und Kritik erfolgt (vgl. Imhof/Jarren/Blum 1999a).

Jedes normative Verständnis impliziert folglich Anforderungen an Öffentlichkeit. Allerdings besitzt der Öffentlichkeitsbegriff in theoretischen Auffassungen sehr unterschiedliche Konnotationen. Diese variieren auch zwischen den Fachbereichen,<sup>247</sup> wobei die zentrale normative Vorstellung von Öffentlichkeit als Kommunikation, die grundsätzlich ohne Einschränkung von allen und durch alle zugänglich ist, zwei basale Aspekte der Vorstellung von Öffentlichkeit umschreibt.

Was uns an dieser historischen Entwicklung interessieren muss, ist, dass solche naturrechtlichen Forderungen aufständischer Bewegungen der Bürger ihre rechtliche Anerkennung in den Staatsverfassungen gefunden haben. Das in der Verfassung von Frankreich (1789) und den USA (1776) verbrieft revolutionäre Gedankengut strahlte entscheidend auf andere europäische Länder aus, so auch auf die

<sup>247</sup> Einen Überblick über einschlägige aktuelle Lehrbücher, die sich mit Öffentlichkeitskonzepten allein in den deutschsprachigen Kommunikationswissenschaften befassen sowie eine Darstellung der verwendeten Öffentlichkeitskonzepte gibt Wimmer (2007).

schweizerische Eidgenossenschaft. Im Sinne der Französischen Revolution wurde mit der Schaffung der "Helvetischen Republik" die Pressefreiheit 1798 erstmals gewährleistet. In Reaktion darauf wurde eine grosse Anzahl neuer, meist politischer Zeitungen und Zeitschriften gegründet. Doch wenige Monate später wurde wieder die Zensur eingeführt<sup>248</sup>. Als Reaktion auf die gravierenden Einschränkungen der Pressefreiheit bis in diese Phase der Regeneration (ab 1830) sind die schweizerische Bundesverfassung von 1848 und 1874 in mannigfacher Weise Elemente eingeflossen, die dem Schutz von Kommunikationsprozessen als unentbehrliche Bestandteile der Demokratie eine grundlegende Bedeutung einräumten. Die Garantie der Pressefreiheit geht auf diese historische Periode zurück (vgl. Peduzzi 2004: 6–13). Erst durch die Freiheit der Presse bzw. der Massenmedien können in grossen Flächenstaaten Leistungen und Gegenleistungen der gewählten Regierung, der Parlamentarier, Richter oder der Verwaltung gegenüber dem Volk dargelegt werden (vgl. Haller/Kölz 1999: 348–349).

Somit hat sich das Modell der gesellschaftsfähigen "politischen Öffentlichkeit" quasi über das älteste neuzeitliche Massenmedium Zeitung konstituiert. Das heisst auch: Seit jeher stellt "Medienöffentlichkeit" in modernen Demokratien eine einzukalkulierende Grösse dar. Unterschiedliche Akteure können beispielsweise bei einem Katastrophenereignis Konflikte um die Deutungs- und Definitionsmacht austragen: Indem sich der medienöffentliche Druck auf das politische System erhöht, werden zuständige Instanzen wie Behörden und Parteien gezwungen, zur Verhinderung weiterer Katastrophen entsprechende Massnahmen zu ergreifen und Lösungen zu erarbeiten. Bereits seit dem 18. Jahrhundert findet Öffentlichkeit folglich in enger Verknüpfung der Dimensionen der politischen Kommunikation, der Demokratie und der Wirkungsweise der Massenmedien ihren Ausdruck<sup>249</sup>.

Das bedeutet überdies, dass das, was Individuen der Gesellschaft einst und heute an "Wissen" bzw. "Wirklichkeit" aneignen, zu einem grossen Teil von den Medien aufbereitet und mitgeprägt wird. Dieser Einfluss wird auch dann spürbar, wenn die Kommunikation unter Anwesenden durch massmediale Kommunikation unter Abwesenden strukturiert und organisiert wird.

Es hängt wesentlich von den Leistungen der medialen Informationsversorgung ab, „mit welchen Problemwahrnehmungs-, Problemverarbeitungs- und Problemlösungskapazitäten“ eine Gesellschaft ausgestattet ist (Donges 2004: 43). Der neuere medien- und informationswissenschaftliche Begriff der Wissensinfrastruktur trägt dem Umstand Rechnung, dass Medien die Gesellschaft nicht nur mit Informationen versorgen, sondern gleichermassen auch durch gesellschaftliche Regeln determiniert werden (vgl. Evers 2003). Die Tatsache solcher entscheidender Wechselwirkungen zwischen Medien, Politik und der Bevölkerung wird uns vor dem Hintergrund des Medienwandels – insbesondere der Kommerzialisierung des Mediensystems – später noch beschäftigen.

Für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit sind zunächst die veränderten Rahmenbedingungen der Kommunikation explizit zu machen, unter denen Medienöffentlichkeit in einer Katastrophensituation zustande kommt.

## 10.4 Das Öffentlichkeitsideal und seine Entgrenzung – erster Strukturwandel

Die utopischen Gedanken der Aufklärungsöffentlichkeit, deren einigende Klammer die Annahme war, mit der vernunftbestimmten Vergesellschaftung könne die willkürliche Interessens- Machtbestimmtheit politischen Handelns erkannt und überwunden werden, realisieren sich in Wirklichkeit al-

<sup>248</sup> Während der Mediation (1803–1813) sowie Restauration (1814–1830) kann von Pressefreiheit noch nicht die Rede sein. In der Zeit der Regeneration (1830–1848) begannen die Kantone die Pressefreiheit in ihren Verfassungen zu verankern (vgl. Peduzzi (2004: 13)).

<sup>249</sup> Zu Öffentlichkeitsvorstellungen im Kontext ausgewählter Demokratietheorien vgl. ausführlich: Wimmer (2007: 63–71).

lerdings nicht wie erhofft. Insbesondere die Erwartungen an die auf die Freiheit des Individuums rekurrierende Freiheit des Marktes erweisen sich als Illusion<sup>250</sup>.

Stattdessen ziehen Kultur- und Nationalkämpfe sowie problematische Grundbedingungen der menschlichen Existenz – sogenannte "soziale Fragen" – in diese Agora der Öffentlichkeit ein. Infolge der sich herauskristallisierenden Klassengesellschaft werden das Privateigentum und die wirtschaftliche Macht in den Händen einer Minorität zu einem politischen Thema, und schliesslich entstehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts politische Parteien und Verbände. Verbunden durch die Ideale des Klassenkampfes und weitere gemeinsame politische Ziele treten sie mit ihren Interessen in die Öffentlichkeit. Mit der gezielten Suche nach potenziellen Mitstreitern veröffentlicht sich zwangsläufig das Private (vgl. Imhof 1998: 15–23). Zur Organisation der politischen Kampfkraft stützt sich die politische Elite Gleichgesinnter schon früh auf Zeitungen ab. Daraus resultiert die überragende Rolle der Zeitungen für die demokratische Öffentlichkeit. Diese zeigt sich darin, dass sich ein gesinnungsethischer Journalismus herausbildet, der sich dem politischen Meinungsstreit verpflichtet fühlt. Aus dem anfänglichen Zeitungsverleger als „Verkäufer neuer Nachrichten“ wurde in den Worten Habermas' (1990: 276) „ein Händler mit öffentlicher Meinung“.

Die folgende Ära der Gesinnungspresse und Verbandszeitungen ist offensichtlicher Ausdruck dieser damaligen gesellschaftlichen Veränderungen, die eine gesellschaftsfähige, neue "politische Öffentlichkeit" konstituieren. Aus den Medien des rasonierenden Bürgertums von Honoratioren entwickelt sich eine von der Arbeiterschaft und vom Bürgertum getragene Presse. Die Gesinnungspresse, die explizit eine Partei vertrat oder bewusst Partei für eine politische oder konfessionelle Richtung ergriff, versuchte in die öffentliche Meinung einzugreifen. In der Literatur ist daher auch von Meinungspresse, Parteipresse oder parteinaher Presse die Rede (Künzler 2012: 198). Dieser Presstypus war in der Schweiz noch bis in die 1960er Jahre vorherrschend (vgl. Jarren/Donges 2011: 21). Hierzu merkt Wilke (2000: 155) an, dass sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts aufgrund von Neuerungen in der Nachrichtenübermittlung dank Morse und Telegraph die Bedingungen für das Pressewesen grundlegend verändert haben. „Mit der Entfesselung der Massenkommunikation im 19. Jahrhundert“, von der Wilke (2000: 155) spricht, differenziert sich das Mediensystem aus. Einerseits indem neue Leserkreise erschlossen werden, andererseits, indem sich eine Vielzahl neuer Inhalte etablieren konnten. Für die öffentliche politische Diskussion sichert die Presse seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die interaktionsfreie Bekanntmachung sinnspezifischer Deutungen der Realität. Die „öffentliche Meinung“ entspricht demgemäss der in den Medien veröffentlichten Meinung. Erst die Ausbreitung der Massenmedien, die Informationen und Meinungen an ein disperses Publikum übermitteln können, hat schliesslich politische Öffentlichkeit als funktionstüchtiges System in demokratischen Gesellschaften institutionalisiert (vgl. z. B. Gerhards/Neidhardt 1993: 66–67). Neben der Publikation eindeutiger politischer Positionen bestand eine weitere Funktion dieses Zeitungstyps darin, neue Leser und folglich Parteigänger zu gewinnen. Nahezu ausschliesslich über politische Affinität ist die Leser-Blatt-Bindung zustande gekommen (vgl. Schiewe 2004: 151; 276).

Die grossen parteipolitischen Strömungen, die in der Schweiz im 19. Jahrhundert entstanden sind, können folglich den einzelnen Titeln der Partei- bzw. Gesinnungspresse zugeteilt werden (vgl. Künzler 2012: 198):

- Presse der radikalen, freisinnigen und liberalen Strömungen (heute: FDP, Die Liberale, SVP)
- Presse der katholisch-konservativen Strömungen (heute: CVP, CSP)
- Presse der Arbeiterbewegung (heute: SP)

<sup>250</sup> Die Wirtschaftsfreiheit legitimierte die Unternehmen, Arbeiterinnen und Arbeiter wie auch Kinder rücksichtslos auszubeuten. An solchen Missständen zeigte sich alsbald, dass das Leitbild einer staatsfreien Gesellschaftssphäre nicht immer funktioniert. Folglich braucht es Korrekturen durch staatliche Regulierung (z. B. Arbeitszeit- und Ferienregulierung, Sozialversicherung, Umweltschutz). Vor allem politische Parteien, Vereine und Massenmedien versuchen auf die Führung des Staates und auf alle wichtigen Sachfragen Einfluss zu nehmen (vgl. Haller/Kölz (1999: 19–20; 332)). Entsprechend sind in modernen Demokratien Staat und Gesellschaft eng miteinander verflochten.

Neben der Gesinnungspresse, teilweise in bewusster Abgrenzung gegen diesen stark politisch-ideologischen Zeitungstyp, entsteht die Gattung der Geschäfts- und Generalanzeigerpresse<sup>251</sup>. Meist verstehen sich diese Zeitungen als politisch neutral und dem Informationsjournalismus verpflichtet (vgl. Hallin 2003: 49). Mit der Absicht, ein Forum für verschiedene Meinungen und Ansichten zu bieten, sollte ein möglichst grosses heterogenes Publikum angesprochen werden. Mit dem Verkauf von Zeitungsraum für Anzeigen konnte die Zeitung erheblich billiger angeboten werden. Als Prototyp der neuen Massenpresse ist damit die Basis für die Entwicklung einer stärker an ökonomischen Prinzipien und Gewinn orientierten Zeitungs-Gattung gelegt worden (vgl. Habermas 1990: 278–280; Schiewe 2004: 151). Als schweizerische Beispiele für die ersten "neutralen" Zeitungstypen gelten Tribune de Genève (1879), der Tages-Anzeiger (1894) und der Luzerner Tages-Anzeiger (1917). Sehr schnell nach ihrer Lancierung konnten diese Presseerzeugnisse enorme Erfolge verbuchen<sup>252</sup>. Aus den damals „farblos-neutralen“ Generalanzeigern haben sich durch etliche Neuerungen die uns heute allseits umgebenden Forumszeitungen entwickelt<sup>253</sup> (vgl. Künzler 2012: 206–207). Den Wandel in Richtung Forumszeitung haben allerdings Jahrzehnte später auch die vormaligen Gesinnungszeitungen angetreten. In der Schweiz lässt sich der Beginn dieser Transformation am Übergang von den 1960er Jahren zu den 1970er Jahren datieren (Künzler 2012: 11).

Als Zwischenfazit zeigt sich Folgendes: Mit der Aufklärung und der dabei zu politischer Autonomie gelangten bürgerlichen Öffentlichkeit entfalten sich fragile Ideensysteme. Im Endeffekt löst die von widerstreitenden Interessen und Ansprüchen herrührende Polarisierung innerhalb der Gesellschaft im mittleren und frühen 19. Jahrhundert einen "ersten" Strukturwandel der Öffentlichkeit aus. Wie sich rückblickend die vorhandenen aufklärerischen und liberalen Idealprinzipien der Öffentlichkeit höchstens teil- bzw. zeitweise umsetzen liessen, zeigt sich auch in Bezug auf die "Veröffentlichung des Privaten" in einer wachsenden, im politischen System wurzelnden Publizistik.

Eine neue Phase der Privatisierung der Öffentlichkeit setzt mit dem "zweiten" Strukturwandel in den 1960er Jahren ein. Dieser lässt sich auch aus pressehistorischer Sicht nachzeichnen. Hier entledigt sich das Mediensystem seines ursprünglichen politischen Mandats und richtet sich nunmehr nach ökonomischen Grundsätzen aus. Damit ist der Niedergang der Parteipresse besiegelt. Eine entscheidende Differenz ergibt sich daraus auch für unseren langfristigen Untersuchungszeitraum der Katastrophenberichterstattung (vgl. Zemp 2005: 66–67).

## 10.5 Parteipresse und traditionelle Institutionen – Vermittlungslogik von öffentlicher Kommunikation

Im folgenden Abschnitt wird der langfristigen Entwicklung des Pressesystems nachgegangen sowie dem Medien- und Meinungspluralismus, der sich in Europa wie in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anbahnte.

Konsequenzen des "zweiten" Strukturwandels der Öffentlichkeit lassen sich vor allem an den Veränderungen der medialen Selektionskriterien und Darstellungslogiken erkennen. Dieser Übergang in eine neue historische Phase der Berichterstattungspraxis der Medien interessiert hier vor allem in Bezug auf ihre Konsequenzen für die Zeitungslandschaft, deren Berichterstattung in dieser Studie untersucht wird.

<sup>251</sup> Diese Entwicklung der Presse zu einem privatwirtschaftlichen Unternehmen bahnte sich in Frankreich, England und den USA während der 1930er Jahre des 19. Jahrhunderts an. Ausführlich dazu: Habermas (1990: 278).

<sup>252</sup> Weiterführende Angaben zu Auflageentwicklung und redaktioneller Konzeption siehe: Künzler (2012).

<sup>253</sup> Auch einstige Gesinnungszeitungen haben sich bekanntlich zu Forumszeitungen gewandelt.

Die im obigen Kapitel angesprochenen innenpolitische Konflikte, wie sie entwicklungsgeschichtlich aus den widerstreitenden klassen- und schichtspezifischen Interessen aufkeimen, führen im Gefolge der Umgestaltung des politischen Systems zur Gründung von Partei- sowie Verbandszeitungen. Dabei beeinflussen die ineinandergreifenden Rahmenbedingungen der Prozesse zwischen Presse und Partei die Verfasstheit der öffentlichen politischen Kommunikation. Zur Zeit der Parteipresse im 19. Jahrhundert und bis in die 1960er Jahre des 20. Jahrhunderts prägte diese symbiotische Beziehung einerseits und der Aussenpluralismus andererseits die Verfasstheit der politischen Kommunikation: Der öffentliche Diskurs in der Schweiz formte sich aus den sich konkurrenzierenden politischen und konfessionellen Positionen innerhalb der Gesellschaft. Vermittelt durch die Presse sind liberale, radikale, katholisch-konservative, demokratische und sozialistische Weltanschauungen in diese medienöffentlichen Debatten eingebunden. Der gesinnungsethische Journalismus basiert auf dem Selbstverständnis, Gruppenpositionen zu vertreten. Die Verlautbarung der individuellen Meinung zum Zeitgeschehen oder die Offenbarung des Privaten sind in dieser Kommunikationskultur tabuisiert (vgl. Imhof 1999: 41; Zemp, 2005: 67).

Sofern überhaupt private Lebensumstände ein öffentliches Thema sind, dann in Form von Sozialreportagen mit dem Anspruch, Gesellschaftskritik zu üben. Der journalistische Blick richtet sich hierbei nicht auf den jeweils individuellen Einzelfall oder den subjektiven Kern des Schicksals, sondern zielt primär auf Generalisierung der so erschlossenen Lebenswirklichkeit ab. Dazu dient der ausgewählte, repräsentative Einzelfall allein der wirklichkeitsnahen journalistischen Darlegung und dem Fremdverstehen, um auf dieser Hintergrundfolie normativ und kognitiv Sozialkritik zu üben (vgl. Imhof 1999: 41–43, Anm. 5).

Die Ära der Gesinnungspresse kennt nur streng eingegrenzte Formen des privaten und emotionalen Ausdrucks. Erscheint Privates überhaupt "öffentlich", dann begrenzt auf ein verbindliches Inventar von nur vier Textsorten: als Roman im Feuilleton, als Todesanzeige, als Nachruf sowie als Gerichtsberichterstattung. Das Offenbaren des Privaten gründet dabei auf standardisierten Vorgehensweisen. Im Unterschied zu heute lässt die Gesinnungspresse beispielsweise in Todesanzeigen Gefühle der Trauer und innigen Verbundenheit mit den Verstorbenen zumeist nur in Form von Bibelziten zu. Und wenn auch der Nekrolog als Textsorte die Würdigung des Lebens öffentlicher Personen gestattete, also inklusive privater Lebensbereiche (persönliche Vorlieben, Familie, private Beziehungsnetze etc.), geschieht dies mit rhetorischer Vorsicht. Der Fokus soll auf das öffentliche Wirken der Person gerichtet sein. Diese pragmatische Tabuisierung der Privatsphäre aus der Berichterstattung befolgen in der Schweiz auch die Forumszeitungen bzw. Generalanzeiger. Zumindest gilt dies noch bis in die 1950er Jahre, als dieses Selbstverständnis zuerst im Rahmen der Gerichtsberichterstattung brüchiger wird. In der Darstellung von Mord und Totschlag fließt mit der Empörung über das Geschehene und der Empathie für die Opferseite unüberschbar Subjektives in die Medienöffentlichkeit vor. Erst als im Jahr 1959 die schweizerische Boulevardzeitung "Blick" lanciert wird, drängen alsbald hoch-emotionale Darstellungen von Verbrechen, losgelöst von der klassischen Gerichtsberichterstattung, in die Medienöffentlichkeit ein. Der emotionale Modus des Prominentenklangs und der Lebenshilfe, der sich zusätzlich mit der Illustrierten- und Regenbogenpresse ausbreitet, fördert die Enttabuisierung des Privaten aus der Öffentlichkeit (vgl. Imhof 1999: 41–43).

In der Parteipresse, die in der Schweiz noch 1965 rund zwei Drittel der Zeitungstitel ausmacht<sup>254</sup> und deren Herausgabe meist in den Händen von Parteisprechern liegt, besitzen politische Akteure Verfügungsgewalt über die Medien. In dieser historischen Phase tritt das Herausgebergremium als wichtiges Hilfswerkzeug bei der Verbreitung politischer und zugleich parteiadäquater Informationen in Erscheinung. Diese enge Kooperation äussert sich in der "dienenden Aufgabe" gegenüber denmittlungswünschen traditioneller gesellschaftlicher Institutionen wie Parteien, Gewerkschaften und

<sup>254</sup> Gemäss den diesbezüglichen Zahlen waren im Jahr 1965 in der Schweiz 188 Zeitungstitel dem Presstypus "Gesinnungspresse" zuzuordnen, während 117 Titel zur "Neutralen" Presse zählten (vgl. Künzler (2005a: 25)).

Kirche. Denn mit diesen sind die Redakteure einerseits eng verflochten. Andererseits sichert diese Nähe zum Mediensystem den Institutionen einen gemeinsamen öffentlichen Artikulationsraum und ebenso privilegierten Medienzugang bei der Veröffentlichung ihrer Themen. Diese geltende mediale Input-Orientierung steuert dadurch auch den Wirklichkeitsbezug im Medienangebot, während die politische Linie die Prinzipien bezüglich der journalistischen Auswahl und Darstellung von Ereignissen, Themen und Akteuren in den Nachrichten regelt (vgl. Jarren 1996: 90, Imhof/Romano 1996: 231).

Die Parteizeitung als Kampfmittel der Politik und polarisierende Meinungsstreiterin integriert aufgrund ihrer ideologischen Bindungskraft ihre Leser- bzw. Wählerschaft in eine stark ideologisch geprägte demokratische Kultur. Durch kollektiv geteilte Deutungsmuster wird der Rückhalt für die politischen Institutionen unterstützt (vgl. Saxer 1994). Bei den Kommunikatoren handelt es sich vor allem um Elitepersonen, die Gruppenpositionen in der Medienöffentlichkeit vertreten. Dementsprechend sind die Individuen damals stark in traditionellen Institutionen wie Parteien, der Kirche oder Gewerkschaften eingebunden, mit deren Werten und ideologischen Ausrichtungen sie sich identifizieren können. Diese engen Bindungen sind sowohl für deren Sozialisation, Identität als auch für das materielle Wohlergehen zentral. Aus diesen resultiert auch die Strukturierung der Öffentlichkeit und der Massenmedien in der Gesellschaft (vgl. Hallin 2003: 39).

Entsprechend den parteipolitischen Strömungen gibt es in der Zeit der Parteipresse in vielen schweizerischen Regionen mehrere Zeitungen<sup>255</sup>. In diesem Wettstreit um die öffentliche Meinung werden auch die parlamentarischen Debatten dem Staatsbürgerpublikum kommunikativ vermittelt. Das mit der Parteilinie verbundene Pressesystem, das sich selbst konstitutiv für die Öffentlichkeit begreift, wird in der Zwischenkriegszeit in der Schweiz durch den Integrationsrundfunk (1931) mit öffentlich-rechtlichem Auftrag ergänzt (vgl. Meier 1999b: 64–65; Jarren/Donges 2011: 21; Künzler 2012: 229–230).<sup>256</sup> Um in dieser Situation von knappen elektronischen Übertragungswegen und hohem Kapitalbedarf eine geordnete Repräsentation relevanter Kräfte abzusichern, entstehen in der Schweiz wie überall in Europa staatliche Rundfunkmonopole. Mit der Fähigkeit der damals neuen elektronischen Medien, Nachrichten über alle sozialen und politischen Grenzen hinweg und gleichzeitig an die gesamte Nation zu vermitteln, geht die Annahme einer starken Wirkung auf die Rezipienten einher. Insofern bildet sich ein Konsens heraus, das neue Medium Radio und später auch die Ausgestaltung des beginnenden Fernsehbetriebes in der Schweiz (1958)<sup>257</sup> dürfe nicht in die Hände von wirtschaftlichen und politischen Interessen geraten<sup>258</sup>. Die nationale Kontrolle des Nachrichtenflusses im Radio entspricht durchaus den Ansprüchen der Zeitungsbranche, die eine Beeinträchtigung ihrer Interessen und ihres Gewerbes befürchtet hatte (vgl. Schade 2000: 185–188)<sup>259</sup>. Unmissverständlich verweist diese Sicherung von gezielten Informationsleistungen durch Regulierungsmassnahmen des Staates auf die tragende Bedeutung der Massenkommunikation hin.

Anders als für den Rundfunk, wo der Betrieb und die Ausgestaltung der Nachrichtenproduktion in der Schweiz wie in anderen westeuropäischen Ländern bis in die 1980er Jahre vornehmlich staatlich monopolisiert ist, ist demgegenüber die Presse nicht an inhaltliche Programmanforderungen gebunden<sup>260</sup>. Wie bereits angedeutet, ist die Pressefreiheit historisch zum Zwecke entstanden, die Verleger

<sup>255</sup> Für eine Übersicht zur Titelvielfalt der Gesinnungspresse nach Regionen der Schweiz siehe: Künzler (2012: 201).

<sup>256</sup> Insbesondere forderte die Entwicklung der Rundfunksender andere Kriterien des Schutzes, als dies bei der Presse galt und bis heute noch gilt. Ausführlich zur damaligen Ausgestaltung der Radiopolitik in der Schweiz siehe: Schade (2000).

<sup>257</sup> Ab 1953 flimmerten bereits die ersten Programme über den Bildschirm. Definitiv erhielt die SRG die Konzession im Jahre 1957. Weiterführende Hinweise zur Einführung des Fernsehens und seiner Entwicklung siehe: Künzler (2012: 227–243).

<sup>258</sup> Über die historische Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der schweizerischen Medienpolitik im Bereich der Rundfunkanstalten siehe: Künzler (2009)). Für eine kritische Analyse der kommunikationsgrundrechtlichen Problemstellungen des Medienwandels in der Schweiz: siehe: Peduzzi (2004).

<sup>259</sup> Während in anderen europäischen Ländern wie Deutschland oder Österreich der öffentliche Rundfunk durch die Rückbindung an gesellschaftliche Gruppen zum konstitutiven Prinzip wurde, gestaltet sich der Rundfunk in der Schweiz als staatsnaher Sektor (vgl. Jarren/Donges (2011: 22)).

<sup>260</sup> Tageszeitungen gehören sozusagen zur gesellschaftlichen Infrastruktur, zusammen mit den klassischen Intermediären wie politische Parteien, Verbände, kirchliche Institutionen oder Arbeitnehmende. Die gesellschaftlichen Akteure haben sich historisch lange weitgehend auf die mediale Informationsverbreitung und –vermittlung durch traditionelle Zeitungen konzentriert. Mit ihnen sind sie gross geworden und historisch entsprechend eng verknüpft. Der klassische Kernteil der Zeitung – insbesondere der Politikteil – wird weitgehend von klassischen Intermediären bestimmt (Bütler 2005: 43), Jarren (2005: 51–52)).

vor staatlichen und kirchlichen Zensuren zu schützen. Bis heute ist der Pressebereich wesentlich von diesem bürgerlich-liberalen Geist getragen<sup>261</sup> <sup>262</sup>. In der Schweiz gilt für das Pressesystem der freie publizistische und ökonomische Wettbewerb mit wenig regulierenden Elementen und Abhängigkeit vom Staat. Dennoch wird speziell der Tagespresse, die sozusagen zur gesellschaftlichen Infrastruktur zählt, einst wie heute unbestritten eine wichtige Informationsfunktion zugeschrieben (vgl. Künzler 2005a: 15; Peduzzi 2004: 59–60). Die in den Medien ablaufenden Kommunikationsflüsse sind für die Realisierung der allgemeinen gesellschaftlichen Auseinandersetzung und für die öffentliche und individuelle Meinungsbildung in demokratisch verfassten Gesellschaften von öffentlichem Wert. Allerdings erfüllen Medien nicht nur politische Funktionen, die aus der institutionellen Verknüpfung mit der demokratischen Staatsform resultieren, sondern auch kulturell-soziale. Durch die Einbettung der Medien in die Gesellschaft dienen sie beispielsweise der kulturellen Identität, der Integration, Sozialisation, Unterhaltung oder Entspannung. Auch das sind gestellte Forderungen an den Medienbereich und wichtige Basisleistungen für die Ausgestaltung der Gesellschaft und Aktivitäten in ihr (vgl. Künzler 2009: 42–44).

Gelegentlich ist in diesem Zusammenhang auch vom "Service Public" oder "öffentlichen Aufgaben" der Medien die Rede (vgl. Blindenbacher/Letsch 2000; Trappel 2005). Diese beinhalten, dass Medien die relevanten Bereiche und Themen der Gesellschaft beobachten, publizistische Vielfalt oder Qualität gewährleisten und sich am Gemeinwohl orientieren (vgl. Donges 2004). In diesem Sinne kann das Mediensystem einer Gesellschaft in Analogie zu Einrichtungen wie beispielsweise bei Telekommunikations- oder Postdiensten oder im öffentlichen Verkehr als gesellschaftliche Infrastruktur verstanden werden. Das Mediensystem erbringt ebenso Leistungen der Grundversorgung. Es handelt sich um Formen von technischen Systemen, die untrennbar mit einer Reihe von Organisationen sowie informations- und kommunikationsverarbeitenden Einrichtungen der Gesellschaft verbunden sind (vgl. Künzler 2005a).

Allerdings wird dieser "Service Public" aufgrund verändernder gesellschaftlicher und medialer Wirklichkeiten immer wieder mit neuen Herausforderungen konfrontiert. (vgl. Donges 2004).<sup>263</sup>

## 10.6 Niedergang der Parteipresse und Kommerzialisierung des Mediensystems – zweiter Strukturwandel

Unbestritten ist, dass der sozio-ökonomische und technische Fortschritt einen Säkularisierungs- und Modernisierungsprozess in Gang gesetzt hat. Dieser multidimensionale Wandlungsprozess in der Gesellschaft, den Medien, der Politik oder in anderen Subsystemen betrifft in besonderem Masse die traditionelle Strukturierung der medienöffentlichen Kommunikationsbeziehungen und Kommunikationssysteme. Dieser Strukturwandel der Öffentlichkeit lässt sich als Prozess ansehen, der offenkundig mit der Ausdifferenzierung des Mediensystems vom politischen System einhergeht und die Medien weit stärker der Marktlogik unterwirft (vgl. z. B. Habermas 1962; Imhof 1993: 11–60, Donges/Imhof 2001: 101–133; Hallin 2003; Jarren 2004).

Vor dem Hintergrund der bislang beschriebenen entwicklungsrelevanten Strukturierung von Öffentlichkeit sind bereits seit den 1960er Jahren – noch deutlicher seit den 1980er Jahren – tiefgreifende

<sup>261</sup> Im Lichte der historischen Entwicklung wurde im Vergleich mit Zeitungen dem Rundfunkbereich eine besondere „Beeinflussungs- und Suggestivkraft“ zugesprochen. Allerdings wurde die Vorstellung eines erheblichen Einflusses und Manipulationspotenzials im Zusammenhang mit Befunden aus der Medienwirkungsforschung relativiert. Auch aufgrund der Entstehung völlig neuer Kommunikationsformen wie Teletext, Video-on-Demand oder Programmverbreitung im Internet, wo sich für die Menschen eine durch Selbstbestimmung geprägte Nutzung der Medien abzeichnet, verliert das Argument der Manipulation durch das Fernsehen deutlich an Argumentationskraft (ausführlich dazu: Peduzzi (2004: 118–130)).

<sup>262</sup> Jedenfalls ist die staatliche Förderungspflicht der Presse in der Schweiz bislang äusserst umstritten geblieben (vgl. Peduzzi (2004: 119–120); Trappel (2005)).

<sup>263</sup> Das gilt auch für die Leistungserbringung der Grundversorgung in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Davon zeugen Diskussionen um den Abbau von Serviceleistungen öffentlicher Dienste, beispielsweise bezüglich Tarifgestaltung oder Sauberkeit bei der Bahn, Abbau des Poststellennetzes oder Auslagerung der Dienste an Dritte.



Veränderungen der medienvermittelten Kommunikation auszumachen. Erkennbar andere Rahmenbedingungen ergeben sich daraus für die Katastrophenkommunikation am Beginn des 21. Jahrhunderts, wenn sich aus dem einstigen parteien- und printorientierten Kommunikationssystem eine multiple Medienlandschaft mit „Öffentlichkeit unter Vielkanalbedingungen“ (vgl. Jarren/Krotz/Adelt 1998) entwickelt hat. Es liegt auf der Hand anzunehmen, dass dieser Strukturwandel des Mediensystems allein schon aufgrund der gewachsenen Konkurrenz durch eine enorme Differenzierung der Medienangebote oder durch neue Informations- und Kommunikationstechnologien als folgenreich für die zu untersuchende medien-öffentliche Katastrophenkommunikation anzusehen ist. Eine interessante Frage ist sodann, wie diese weitreichenden Veränderungen zu erklären sind.

Und welche wesentlichen intra- und extramedialen Kräfte und Wandlungsprozesse haben nun langfristig einen Einfluss auf diese Foren der Massenkommunikation? Inwiefern beeinflussen sie in Relation dazu, wie Medieninhalte in der Tagespresse selektiert, formuliert und vermittelt werden?

Zur Beantwortung dieser Fragen und um die bereits angedeuteten Wandlungsprozesse und ihre Konsequenzen von den Ursachen her zu verstehen, sind unterschiedliche Kräfte einzubeziehen. Als wichtige Dimensionen dieser Transformationsprozesse lassen sich sowohl kulturelle, politische, technologische und ökonomische Faktoren identifizieren, welche letztlich in verschiedener Hinsicht auf die Verfasstheit der Öffentlichkeit und medienöffentlichen Kommunikation einwirken. Mit Blick auf unterschiedliche Einflusskomponenten ist gemäss modernisierungstheoretischen Erklärungsansätzen zu bedenken, dass sich multidimensionale innergesellschaftliche Wandlungsprozesse reziprok verhalten. Das bedeutet, dass sich im Zuge von sozialen Wandlungsprozessen, z. B. in der Politik, in den Medien oder in der Gesellschaft, gleichzeitig Akteure und deren Entwicklungen beeinflussen, da sie letztlich in der Realität miteinander verwoben sind (vgl. Hallin 2003: 39; Lengauer 2007: 33). Das Gesagte weist vor allem auf die Vielschichtigkeit der Veränderungen hin, die überdies parallel ablaufen. Auch wenn hier keine umfassende Analyse vorgelegt werden kann, sind im nächsten Schritt zumindest zentrale Aspekte zu präzisieren.

### 10.6.1 Ursachen und Folgen des zweiten Strukturwandels

Diskutiert werden die verschiedenen Erklärungsfaktoren, die letztlich den allmählichen Niedergang der Parteipresse und das Gedeihen explizit kommerzieller Blätter auf dem Tageszeitungsmarkt des 20. Jahrhunderts nachvollziehbar machen. Zu bemerken ist, dass die im Folgenden beschriebenen Vorgänge Phänomene sind, die sich in vielen modernen Demokratien weltweit in ähnlicher Weise abzeichnen. Trotz Konvergenz-Trends sind allerdings auch länderspezifische Eigenheiten auszumachen, etwa bezüglich Zeitpunkt, Niveau oder Stufe der jeweiligen Transformationsprozesse sowie deren Konsequenzen (vgl. Hallin 2003: 39; Lengauer 2007: 27–42).

Eine wichtige Komponente des sozialen Wandels betrifft die Bildungsexpansion mit der sozialen Innovation der allgemeinen Schulpflicht<sup>264</sup>. Insgesamt verringert sich im anbrechenden 20. Jahrhundert mit dem Anstieg des Bildungsniveaus und Veränderungen der Werte die zeitstabile und traditionsbedingte Identifikation mit zentralen politischen Institutionen – das betrifft insbesondere die Bindung an traditionelle Parteien und deren Ideologien. Dieser Prozess der Entideologisierung steht im Zusammenhang mit der Bedeutungsabnahme althergebrachter sozialer und kultureller Differenzierungsmaximen in der Bevölkerung, wie sie vormals beispielsweise aufgrund der Klassen- oder Konfessionszugehörigkeit zur Geltung kamen. Die darauf folgende Entwicklungsphase der modernen Gesellschaft ist durch einen mehrdimensionalen Wandel gekennzeichnet, der von einer vormals relativ statischen, durch Geburt vorgespurten Lebensführung und Zugehörigkeit in eine hochmobile wie individualisierte Lebensform mündet (vgl. Hallin 2003: 39). Im sozialwissenschaftlichen Kontext wird

---

<sup>264</sup> Ausführlich zur Evolution, Dynamik und Rolle des Bildungsgeschehens in modernen Gesellschaften siehe: Bomschier (2005: 417–498).

die Auflösung tradierter Sinnbezüge und vorgegebener integrativer Sozialgefüge unter dem Stichwort der Individualisierung diskutiert<sup>265</sup>. Neue Handlungsspielräume in der Lebensweise befördern Selbstentfaltungswerte bei gleichzeitigem Rückgang von Pflicht- und Akzeptanzwerten. Der ansteigende Wohlstand sowie die Entwicklung der Konsumgesellschaft dürften dem Streben nach individuellen und ökonomischen Zielen Vorschub leisten, während das politische Engagement für die Verteidigung von Gruppeninteressen an Stellenwert einbüsst (vgl. Hallin 2003: 41–42). Aufgrund dieses grösseren Individualismus widersetzen sich Menschen zunehmend der Führung traditioneller Organisationen. Menschen lassen sich von Werten und Normen jenseits des Glaubens und traditioneller Institutionen (Parteien, Gewerkschaften, Vereine) leiten, die früher etwa für die Sozialisation sorgten, dem sozialen oder politischen Leben als auch den Massenmedien Struktur gaben (vgl. Hallin 2003: 39).

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung konstatiert Inglehart (1981: 880) einen Aufschwung von „postmaterialistischen“ Werten in der westlichen Gesellschaft: „[...] from giving top priority to physical sustenance and safety, toward heavier emphasis on belonging, self-expression and the quality of life“ (1981: 880). Seinem Erklärungsmodell folgend resultiert diese Prioritätenverschiebung von materialistischen zu postmaterialistischen Werten aus dem Zusammenspiel von Wirtschaftswachstum und Wohlstand, was vor allem bei den Nachkriegsgeborenen ein gesichertes Leben mit sich bringt<sup>266</sup>. Wie der Wertewandel nun auch die politische Kultur mit den herkömmlichen Parteigrenzen untergräbt, lässt sich seit den 1960er Jahren am Aufkommen Neuer Sozialer Bewegungen (NSB), beispielsweise der Umwelt-, Antiatom-, Frauen- oder Friedensbewegung, beobachten<sup>267</sup>. Freilich stammen aus dem Umfeld dieser Alternativkulturen oder Gegenöffentlichkeiten<sup>268</sup> in der Schweiz wie in anderen europäischen Ländern damals auch Forderungen nach stärkerer Partizipation an politischen Entscheidungen, nach mehr Basisdemokratie, beispielsweise in Umwelt- und Risikofragen. Ihre Interessen und Themen sehen sie in den etablierten Massenmedien und durch politische Autoritäten nicht repräsentiert. Vor allem mittels aufmerksamkeitsregender Aktionen wird versucht, in Form von Medienresonanz auf die vorherrschende bürgerliche Öffentlichkeit Einfluss zu nehmen (vgl. Neidhardt/Rucht 1993; Röttger 1997; Wimmer 2007; Roth 2008). Mit Blick auf die Schweiz betraf die damalige Kultur- und Gesellschaftskritik in den 1970er Jahren auch die Ausgestaltung der Programmangebote der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und deren Monopolstellung. Die Einsicht auf Änderungsbedarf und der in den 1980er Jahren vollzogene Wechsel zu einem dualen Rundfunksystem in der Schweiz hängen eng damit zusammen. Die Zulassung von privaten Veranstaltern kommt der Forderung nach neuen Themen (z. B. Regionales, Unterhaltung, Freizeit, Kultur) der individualisierten Gesellschaft entgegen (vgl. Bonfadelli 2005; Künzler 2009)<sup>269</sup>.

Eine weitere Grundannahme lautet, dass auch der Journalismus ein neues Selbstverständnis entwickelt, das Hallin und Mancini (2003: 48) am Aufstieg des „kritischen Expertentums im Journalismus“ illustrieren. Seit den 1960er und 1970er Jahren bildet sich im Nachrichtenjournalismus die kritische Recherche und Analyse als neue Leitmaxime heraus – weg vom stark politikorientierten Diskurs der Parteien und Politiker. Journalisten sehen sich nun vorrangig als Repräsentanten einer allgemeinen öffentlichen Meinung und des Gemeinwohls. Aus dieser aktiveren und unabhängigeren Haltung entwickelt sich beispielsweise der Ehrgeiz, die Tätigkeiten der Politiker genauer zu erforschen, Fehler auf-

<sup>265</sup> Vgl. insbesondere Beck (1986) zur Problematik der Individualisierung. Der Soziologe beschreibt in seinem Buch „Risikogesellschaft“ die Individuation in der Moderne, die auf Kosten von tradierten Sicherheiten geht bzw. durch Unsicherheitserfahrungen herausfordert, als eine wichtige Determinante sogenannter „Risikogesellschaften“.

<sup>266</sup> Die These von Inglehart (1981: 882) geht davon aus, dass die beispiellose Prosperität von den späten 1940er Jahren bis in die frühen 1970er Jahren zu einem umfangreichen Anwachsen der Postmaterialisten in fortgeschrittenen Industrienationen geführt hat.

<sup>267</sup> Für Inglehart (1981: 892) sind die Studentenaufstände der späten 1960er Jahre Ausdruck der Generation von Postmaterialisten. Da Werte einen Einfluss auf politische Einstellungen haben, hat der Wertewandel auch politische Effekte.

<sup>268</sup> Der Begriff Gegenöffentlichkeit im Sinne von Gegenthematisierung prägt als Kontrastbegriff und Kampfbegriff die Sprache der Studentenbewegung der 68er Jahre. In diesem Entstehungskontext richtet er sich vorerst gegen eine durch Massenmedien und politische Autoritäten manipulierte öffentliche Kommunikation (ausführlich dazu: vgl. Wimmer: 2007: 154). Der auch in der Theoriebildung aufgenommene Begriff Gegenöffentlichkeit zeichnet sich durch vielfältige Definitionen und Bedeutungsdimensionen aus. Zu Gegenöffentlichkeitskonzepten aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht siehe: Wimmer (2007: 164).

<sup>269</sup> Diese soziokulturellen Veränderungen in den 1970er Jahren hatten in der Schweiz auch medienpolitische Diskussionen und Entwicklungen beeinflusst wie z. B. die Einführung von Privatrundfunk. Für eine umfassende Darlegung solcher Einflüsse siehe u. a.: Künzler (2009).

zudecken und dadurch öffentliche Debatten um soziale wie politische Streitfragen wie auch politische Entscheidungen zu beeinflussen. Damit einher geht ein kritischerer und weniger respektvoller Umgang mit etablierten Elitepersonen und Institutionen. Dieser Wandel der politischen Rolle im Nachrichtenjournalismus lässt sich in erheblichem Masse als Folge des bereits angesprochenen tiefgreifenden Gesellschafts- und Wertewandels erklären. Somit gewinnt etwa Teilhabe und Meinungsfreiheit an Wert, wobei Hallin/Mancini (2003) annehmen, dass ebenso interne Faktoren des Mediensystems zur Herausbildung einer kritischen Professionalität beigetragen haben können. Hier handelt es sich um Aspekte wie das bessere Ausbildungsniveau im Journalismus, die Professionalisierung des Berufsstandes, verbesserte materielle Ressourcen der Nachrichtensammlung oder neue Technologien der Informationsverarbeitung (vgl. Hallin 2003: 48–49).

Ein Konglomerat von sehr verschiedenen Entwicklungen hat letztlich unmittelbare Auswirkungen auf den Status von traditionell verankerten Institutionen in der Gesellschaft und somit auf die politik- und parteienzentrierte öffentliche Kommunikationskultur. Parteien sehen sich einer zunehmend wechselhaften Wählerschaft ausgesetzt. Mit der Erosion der Identifikation, Mitgliederbindung und Mobilisierungsfähigkeit traditioneller Parteiensysteme geht der Zusammenbruch der alten politischen Ordnung einher. Somit werden im Zuge dieser Transformationsdynamik die Weichen für den Niedergang der klassischen Parteipresse gelegt. Schliesslich gelingt es Parteizeitungen immer weniger, zeitstabile Leserkreise analog zu einer festen, durch Loyalitätsverhältnisse verankerten Wählerschaft innerhalb der Bevölkerung an sich zu binden (vgl. Jarren 1996; Imhof/Schulz 1996: 10–11; Wehner 1999: 86–88; Hallin 2003: 42–43). Indem sich im zweiten Strukturwandel der Öffentlichkeit die Parteizeitungen von ihren einstigen Wurzeln im politischen System ablösen und sich in Richtung parteiunabhängige Forumszeitungen entwickeln oder ganz vom Markt verschwinden, verändert sich die Presselandschaft und auch die Struktur der Medienlandschaft in der Schweiz wie in Europa grundlegend (vgl. Hallin 2003: 42–43; Künzler 2012).

Die unbequeme Einsicht, dass diese Neupositionierung der Zeitungen in der Gesellschaft auf vielfältige Weise die mediale Kommunikation im demokratischen Gemeinwesen berührt, ist im folgenden Abschnitt illustriert.

### 10.6.2 Transformations- und Kommerzialisierungsprozesse

Die aktuelle Zeitungslandschaft der Schweiz ist das Ergebnis eines Konzentrationsprozesses im Zeitungsmarkt, der in den 1970er Jahren eine erste Verschärfung durch die Einstellung der Gesinnungspresse erfuhr (Trappel 2005: 87).

Ausser den oben erwähnten gesellschaftlichen Faktoren haben unternehmerische Herausforderungen im Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise zu Beginn der 1970er Jahre sowie kapitalintensive technische Neuerungen dem Strukturwandel der Presselandschaft Vorschub geleistet<sup>270</sup>. Insbesondere steigende Produktionskosten, etwa aufgrund der Notwendigkeit zu Investitionen in moderne Drucktechnologien, und höhere Papierkosten befördern in dieser Zeit einen ersten Konzentrationsprozess im Zeitungsgewerbe (vgl. Künzler 2012: 213). Um folglich im Medienmarkt die Existenz der verbliebenen Zeitungen zu sichern, werden Änderungen der Geschäftsstrategien notwendig<sup>271</sup>.

Neben Betriebseinstellungen bilden sich Fusionsprodukte, oder die verbliebenen Titel der Parteipresse wandeln sich zu Forumszeitungen. Als überparteiliche Zeitung sieht sich dieser Zeitungstyp dem Binnenpluralismus verpflichtet, also dem Anspruch auf inhaltliche Vielfalt (vgl. Künzler 2005a:

<sup>270</sup> Neben der publizistischen Leistung spielen aufgrund der technischen und organisatorischen Erfordernisse des Zeitungsgewerbes die Betriebsökonomie in der Unternehmenspolitik und die Regulative des Marktes im Zeitverlauf eine immer wichtigere Rolle (vgl. Habermas (1990: 281–283)).

<sup>271</sup> Inwiefern die Verlagerung von der einstigen Parteipresse zur kommerziellen Presse zustande gekommen ist, weil die Leserschaft der parteilichen Presse politisch ungebundener geworden ist oder weil sie sich dem Konkurrenzkampf der erfolgreichen kommerziellen Zeitungen beugen musste, ist nicht einfach zu beantworten. Eher ist von einer Überlagerung beider Prozesse auszugehen (vgl. Hallin (2003: 50)).

25). Forumszeitungen, die sich dem politisch neutralen, professionellen Informationsjournalismus verpflichtet fühlen, sind keineswegs neu<sup>272</sup>. Darauf wurde bereits einleitend mit dem Aufkommen der Massenpresse eingegangen (vgl. Kap. 10.4). Wenige, vor allem bürgerliche Gesinnungszeitungen überlebten in der Schweiz noch bis in die 1990er Jahre. Die mehrjährige Rezession Anfang der 1990er Jahre hat diesen Presstyp endgültig zum Verschwinden gebracht (vgl. Künzler 2012: 212–214, 255). Diese Neuorientierung wird vor allem im Zusammenhang mit ökonomischen Entwicklungen und der Zunahme kommerzieller Aspekte im gesamten Mediensystem vorangetrieben (vgl. McQuail 1998). So signalisieren die Bezeichnungen "Ökonomisierung" oder auch "Kommerzialisierung" der jüngsten Medienentwicklung, „dass ökonomische Prinzipien und Handlungsrationitäten einen wachsenden Einfluss bei der Institutionalisierung, Diversifizierung, Produktion und Konsumption von Medien bzw. deren Inhalten haben“ (Jarren 2001: 146)<sup>273</sup>. Zwar war Ökonomisierung schon immer eine wesentliche Voraussetzung der Nachrichtenproduktion gewesen. Allerdings hat sich in jüngster Zeit dieser Prozess wesentlich beschleunigt (Schulz 2011: 86).

Inzwischen durchdringen mediale Angebote und diverse Medienformate alle gesellschaftlichen Bereiche. Dadurch nimmt insgesamt die Medienabhängigkeit der BürgerInnen, der verschiedenen wirtschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen Organisationen und nicht zuletzt der Politik zu (Schulz 2011: 86). Insbesondere verschärft sich seitens der Medien der Wettbewerb um Aufmerksamkeit beim Publikum, da die Reichweite der Leserkontakte bzw. das Auflagenniveau umso voraussetzungsvoller wird im Wettbewerb um Anzeigenkunden (z. B. Inserate, Immobilien, Produkte). In wachsender Abhängigkeit von den Ansprüchen des Werbemarktes finanziert sich die Zuführung von Nachrichten und bestimmt sich der Unternehmenserfolg. Folglich wird die Frage der Nachrichtenselektion stärker mit Blick auf die Publikumsinteressen und weniger hinsichtlich der Absenderwünsche relevant. In unterschiedlicher Weise verändern die Transformationsprozesse in der Medienlandschaft die Kontextbedingungen und die Rolle der traditionellen Tageszeitung massgeblich (vgl. Bartelt-Kircher et al. 2010; Jarren 2010: 22).

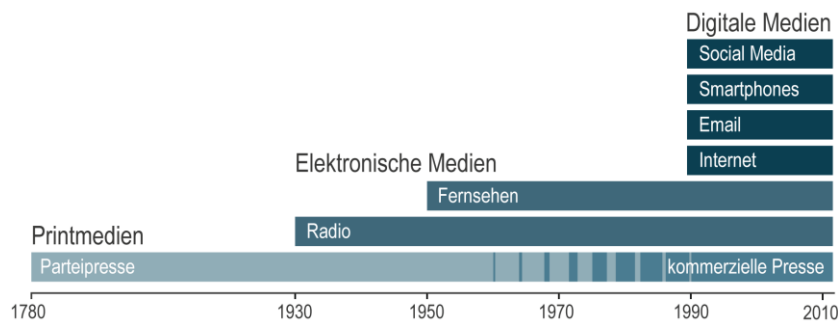
So lässt sich bilanzierend für die Schweiz sagen, dass sich Medieninstitutionen seit Ende der 1960er Jahre – im internationalen Vergleich insofern spät – aus der politischen und ideologischen Bindung abgelöst haben<sup>274</sup>. Das Ausmass dieses Wandels der Medienlandschaft und der Zeitungslandschaft im Besonderen wird erkennbar, wenn man auf der Ebene der Ausdifferenzierung der Erscheinungsformen und der Technikentwicklung beobachtet, wie alte und neue Medien allein das Produkt Tageszeitung massgeblich zu Neuorientierungen herausfordern. Der Lauf der Entwicklung des schweizerischen Mediensystems lässt sich mittels einer modellhaften Grafik (Abbildung 8) besser vor Augen halten. Zudem zeigt sich, dass die Etablierung jeweils neuer Medientechnologien in immer kürzeren Zeitabständen erfolgt.

<sup>272</sup> In den Nachrichtenmedien der USA – in geringerem Masse in Grossbritannien – war der politisch neutrale Informationsjournalismus schon immer charakteristisch gewesen. Er setzt sich zunehmend weltweit durch. Weiterführend dazu: Hallin (2003).

<sup>273</sup> In der kommunikationswissenschaftlichen Debatte wird der Begriff der Ökonomisierung bzw. Kommerzialisierung auf eine Reihe von medialen Strukturen und Phänomenen angewandt. Weiterführende Auseinandersetzungen zu Theorieansätzen und Versionen des Phänomens z. B.: McQuail (1986); Meier/Jarren (2001: 145–150).

<sup>274</sup> Dazu ist anzumerken, dass die Bedeutung der Parteipresse in vielen Ländern bereits in den Nachkriegsjahren deutlich nachgelassen hat (vgl. Lengauer (2007: 39)).

Abbildung 8: Medienwandel: Diversifizierung, Digitalisierung, Kommerzialisierung, Globalisierung



In der Zeit bis Mitte der 1960er Jahre lässt sich in der Schweiz ein parteien- und printdominiertes Kommunikationssystem verorten. Das Medienangebot sowie die Mediennutzung begrenzen sich dabei vor allem auf Printerzeugnisse sowie das öffentlich-rechtliche Radio seit den 1930er Jahren.

Das audiovisuelle Medium Fernsehen nimmt 1953 in der Schweiz seine Tätigkeit auf und hält ab Mitte der 1960er Jahre in der Medienarena eine zentrale Stellung inne, die sich bis in die 1990er Jahre noch deutlich verstärkt. Auch das Radio kommt in diesem Zeitraum mit der wachsenden audiovisuellen Konkurrenz ins Hintertreffen und muss sich in der Schweiz als Begleitmedium neu positionieren (vgl. Bonfadelli 2005).

Ebenso hat der Entscheid in den 1980er Jahren, den Rundfunk zu liberalisieren und ein duales Rundfunksystem einzuführen, die Entwicklung hin zu einem parteiunabhängigen Mediensystem beschleunigt. Mit der Ausdifferenzierung zwischen öffentlich-rechtlichen gebührenfinanzierten Radio- und Fernsehveranstaltern und privaten werbefinanzierten Organisationen sind allein im Rundfunkbereich völlig neue Märkte entstanden (Peduzzi 2004: 122)<sup>275</sup>. Die monopolistische Stellung der einstigen Informations- und Nachrichtensender gegenüber privaten und unterhaltungsorientierten Sendern geht dadurch verloren. Somit sind extreme Veränderungen allein schon durch die expansive Erweiterung der verfügbaren Kanäle und durch Kabel- und Satellitenfernsehen auszumachen. Bis heute sind es nur die von staatlicher Seite her mitfinanzierten Sender, deren Inhalte von einer vollumfänglichen Primärorientierung an marktökonomischen Zielsetzungen verschont geblieben sind (vgl. Imhof/Schulz 1996: 9; Jarren 1996: 85, Künzler 2009). Mit den kommunikations- und medientechnologischen Innovationen – man denke an kabel- und internetgestützte Informationskanäle – verändern sich der Informationstransfer und die Produktionsmöglichkeiten von Medienerzeugnissen seit den 1990er Jahren erheblich. Davon betroffen ist auch das Marktumfeld in der Zeitungsbranche.

Die Auswirkungen für die Redaktionen sind weitreichend, da vor allem führende Tageszeitungen sowohl durch konjunkturelle wie strukturelle Veränderungen und Bedingungen herausgefordert werden (vgl. Mast/Spachmann 2003: 13; Meier 2011: 11–12; Künzler 2012).

Gleichzeitig ist das Angebot an Medieninhalten um ein Vielfaches gestiegen. Allein Fernsehen und Radio haben ihre Angebote massiv ausgebaut (Mast 2003: 26). Mittlerweile haben alle hier untersuchten traditionellen Verlage der Zeitungen Tages-Anzeiger, Neue Luzerner Zeitung, Neue Zürcher Zeitung sowie Blick ihre Geschäftstätigkeit auf Online-Medien ausgebaut. Wurden zu Beginn des Internets Inhalte von Printprodukten mehr oder weniger unverändert ins Netz gestellt, so haben sich Online-Zeitungen bis spätestens 2005 nach mehreren Überarbeitungen und Relaunches zu eigenständigen

<sup>275</sup> Betreffend des Informations- und Nachrichtenangebotes in der Schweiz bleiben die öffentlich-rechtlichen Radio- und Fernsehsender der SRG der Erfüllung des Service-Public-Auftrages verpflichtet. Die Bündelung der Ressourcen auf die SRG geht mit der Feststellung einher, dass sich die Wettbewerbssituation vor allem im Fernsehen verschärft hat. Damit ein qualitativ besseres und umfassendes Programm garantiert werden kann, zudem den Besonderheiten der Schweiz mit ihrer Zersplitterung in mehrere Sprachregionen Rechnung getragen wird, erfordert dies die staatliche Unterstützung. Für eine eingehende kommunikationswissenschaftliche Analyse der Gründe und Zielsetzungen zur Zulassung von Privatrado und -fernsehen vgl. Künzler (2009).

digen Informationsportalen entwickelt (vgl. Mögerle 2009: 43–49). Mit der Ausdifferenzierung der Medien verschärft sich gleichzeitig der Wettlauf um das marktrelevante Gut "Aufmerksamkeit" des Medienpublikums, da sich nicht zuletzt die Mediennutzungsgewohnheiten ändern. Nicht zu unterschätzen ist die gegenwärtige starke Konditionierung auf den Gebrauch, die Annehmlichkeiten sowie Allgegenwart von audiovisuellen Medien, die bezüglich Aktualitätsmodus oder orts- und zeitunabhängigen Zugangs Bedürfnisse abdecken, wie dies gedruckte Zeitungen nur bedingt können.

Ein wesentliches Moment der Entwicklung zeigt sich folglich darin, dass im Mediensystem die Konkurrenzbeziehungen neu bestimmt werden<sup>276</sup>. Zu den wichtigsten Faktoren, die diesen Transformationsprozess derzeit weiter antreiben, zählen technische Innovationen, Deregulierung, Internationalisierung und Globalisierung (Blumer 1997: 16–17, Hallin 2003: 50, Künzler 2012).

### 10.6.3 Neue Konkurrenzbeziehungen und Umgestaltungsprozesse

Wie aktuelle Studien zur Entwicklung der Medienlandschaft in der Schweiz bestätigen, ist seit dem Verschwinden der Parteipresse die Presselandschaft bis heute durch massive Umgestaltungsprozesse gekennzeichnet. Auffällig ist in diesem Zusammenhang die Medien- und Pressekonzentration. Ungeachtet der Tatsache, dass die Presselandschaft in der Schweiz nach wie vor eine der vielfältigsten in Europa ist, hat sich die Anzahl der Zeitungstitel massiv vermindert, wie ein Blick in die Statistik zeigt. War im Jahr 1955 ein Höchststand von 361 Titeln zu beobachten, sind für 1974 nur noch 276 Titel ausgewiesen. Nach einer temporären Zunahme der Titelvielezahl Anfang der 1980er Jahre kam es zu Beginn der 1990er Jahre wieder zu einem Einbruch. Seither fällt die Titelvielezahl stetig. 2010 wurden noch 196 Titel gezählt (inkl. Pendlerzeitungen) (vgl. Künzler 2012: 222)<sup>277</sup>.

Das Gesetz, das Künzler (2012: 255) bei seinen Recherchen zu langfristigen Auflage-, Titelentwicklungen und Werbemarktanteilen der Presse "entdeckt", zeigt, dass die Presse als konjunktursensitive Branche von Wirtschaftskrisen stets hart getroffen wird. Nicht nur die mehrjährige Rezession der 1990er Jahre, ebenso das Platzen des Internet- und Börsenbooms Ende 2001 und die weltweite Finanzkrise, die 2008 ihren Anfang nahm, haben deutliche Spuren in der Presselandschaft der Schweiz hinterlassen. Während kleinere Zeitungen sich den Handlungsimperativen des Marktes folgend immer weniger behaupten können, verlagert sich die Verlegermacht auf einige wenige Medienhäuser (z. B. NZZ-Mediengruppe, Tamedia, Ringier). Das Handlungsmuster, das zur Herausbildung von eigentlichen Regionalmonopolen bei Tageszeitungen führt, beschreibt Trappel (2005: 77) als Tendenz:

*„[...]wonach grössere Zeitungsverlage danach streben, die unternehmerische Kontrolle kleinerer Zeitungen in ihren Verbreitungsgebieten zu erlangen. Zwar bleiben diese kleinen Zeitungen redaktionell bis auf weiteres unabhängig, auf der Ebene der Logistik (Druck, Vertrieb und Anzeigenakquisition) hingegen streben die beteiligten Verlage Synergiegewinne an.“*

Viele Tageszeitungen erscheinen als Kopf- oder Mantelblätter. Den Hauptbund (in der Regel Inland, Ausland, Wirtschaft, Kultur) übernehmen sie von anderen Zeitungstiteln aus dem eigenen oder einem anderen Verlagshaus. Lediglich den Lokal- bzw. Regionalteil produzieren sie selber. Da vor allem ökonomische Imperative in den Vordergrund treten und weniger die Orientierung an Qualitätskriterien der Nachrichten, werden dieser massive Umbau und Abbau der Redaktionen der einzelnen Zeitungstitel und journalistische Kooperationen auch im Hinblick auf die Konsequenzen für die publizistische Vielfalt jedenfalls kritisch bewertet. Die Bildung von Regionalmonopolen oder nationalen

<sup>276</sup> Nebenbei bemerkt: Wie das komplexere Konzept der Globalisierung impliziert, lassen sich die eingetretenen Veränderungen mit der weiträumigen Vernetzung moderner Kommunikationsmedien erklären. Dadurch wird die Diffusion von Werten und Normen erleichtert. Indem sich Akteure in einem Land an Praktiken von anderen Ländern zu orientieren beginnen – wie z. B. in den Medien, Politik oder Kultur – können Angleichungs- und Konvergenzprozesse entstehen. Vielfach sind es Trends aus den USA, die sich in der europäischen Kultur durchsetzen (vgl. Hallin (2003)).

<sup>277</sup> Wobei im internationalen Vergleich die Schweiz weiterhin auf eine vielfältige Presselandschaft blicken kann (vgl. Künzler (2012)) etwa im Vergleich mit Österreich (vgl. Trappel (2005)).

Medienoligopolen sind ernst zu nehmen – insbesondere weil die Presse unter den Medien durch die höchste thematische Vielfalt charakterisiert ist<sup>278</sup>. Auch aufgrund des gegebenen Raumes für Debatten, für die Darstellung und Abwägung von Meinungen und Argumenten bleibt die Presselandschaft in vielerlei Hinsicht wichtig für das Funktionieren einer demokratisch inkludierenden öffentlichen Sphäre (vgl. Bonfadelli/Meier/Trappel 2006: 171–172). Verschärft wird die Eigentumskonzentration noch dadurch, dass neben Zeitungen auch andere Mediengattungen hinzukommen, die von diesen Verlagshäusern produziert und vertrieben werden (Radio, TV, Online) (vgl. Trappel 2005: 77). Wenn einzelne Medienunternehmen ihr Geschäftsfeld um Mediengattungen erweitern, so wird diese Dynamik als crossmediale Konzentration bezeichnet (Trappel/Perrin 2006: 115).<sup>279</sup>

Mit zunehmender Medienkonzentration, so lautet ein zentrales Argument, wächst die Medienmacht der beteiligten Akteure (Trappel 2005: 83). Wenn immer einzelne Zeitungsredaktionen im Rahmen dieser branchenweiten Entwicklung von einer eigenständigen Weltbeobachtung absehen, geht dies auf Kosten der Aussen- und Binnenpluralität und wirkt sich darauf aus, wie sich öffentlich Kommunikation als Zugang zur Wirklichkeit konstruiert (vgl. Kamber 2012; Trappel 2005). Da Monopolisten einen exklusiven Zugang zur Werbewirtschaft erreichen und somit zur Medienöffentlichkeit und zur Meinungsbildung, werden sie für die Art und Weise bestimmend „wie sich die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen in einer Demokratie informieren und verständigen können“ (Meier 2011: 8). Es kommt folglich eine Spirale in Gang. Je dominanter die journalistische Arbeit an Marktwünschen ausgerichtet und dem Kostenwettbewerb unterworfen wird und erst an zweiter Stelle publizistische Zielsetzungen anvisiert werden, desto mehr muss von einem entscheidenden Abbau bedeutender publizistischer Qualitäten für das demokratische Gemeinwesen ausgegangen werden (vgl. Jarren/Meier 2001).

Mit anderen Worten: Eine unabhängige und unkontrollierte Presse sowie die Qualität der vermittelten Informationen sind enorm wichtig, um eine demokratische Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Insbesondere gilt das für die heimische Variante der Demokratie, wo die Bevölkerung der Schweiz nicht nur wählt, sondern mehrmals im Jahr über Gesetze und Sachfragen abstimmen kann, und dies auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene. Das heisst: Langfristige Strukturveränderungen in der Zeitungsbranche sind für die Qualität des Journalismus und daher auch für Ziele einer demokratischen Öffentlichkeit wegweisend.

Insbesondere neue Medien setzen die Zeitungen als gedruckte, tagesaktuelle Medienangebote enorm unter Druck. Zur massiven Umwälzung des Tageszeitungsmarkts kommt es mit dem Aufkommen des Internets in den 1990er Jahren und seiner publizistischen Konkurrenz. Immer wichtiger werden Online-Aktivitäten im Ringen um Publikumsaufmerksamkeit. Das beinhaltet z. B. redaktionelle Umstellungen auf eine crossmediale Strategie in der Zeitungsproduktion. Im Internet-Zeitalter kann journalistische Arbeit mehrmalig verwendet und gewinnbringend verwendet werden. Im Sinne der Vernetzung von Inhalten und Produktionsprozessen unterschiedlicher Medien (Cross-Media) rückt der Wertschöpfungsprozess (z. B. Zeitung, Online-Dienste, Radio) bei der Vermittlung von Inhalten zum Medienrezipienten ins Visier der Medienmanager (vgl. Mast 2003: 31–33). Als problematisch erweist sich dieser Trend zur Mehrfachverwertung und Vermarktung von Inhalten mit Blick auf gesell-

<sup>278</sup> In diesem Zusammenhang weist Trappel (2005: 81) darauf hin, dass Medienvielfalt auf Seite der Vermittler von öffentlicher Kommunikation dem demokratischen Aushandlungsprozess jene Öffentlichkeit sichere, die der Meinungsbildung und einer informierten politischen Entscheidungsfindung zuträglich sei.

<sup>279</sup> Die Zeitungen, die in dieser Studie untersucht werden, betreiben auch private Radio- und Fernsehstationen in ihren Verbreitungsregionen. Das Verlagshaus Tamedia betreibt in Zürich Radio 24 und hat auch in die privaten Fernsehsender TV3 und Tele Züri investiert. Das Privatfernsehen TV3 wurde nach dem Start im Herbst 1999 bereits zwei Jahre später wieder eingestellt, weil das Engagement zu kostspielig wurde. Demgegenüber hat die NZZ-Mediengruppe auf kostenintensive Aktivitäten bei Fernsehen und Radio verzichtet. Eine Ausnahme ist die Minderheitsbeteiligung an der 1995 gegründeten Aktiengesellschaft Presse TV (PTV), wo im Umfeld des nationalen Fernsehens SRF das "NZZ Format" gesendet wird. Die LZ Medien Holding, eine Tochterfirma der NZZ-Mediengruppe, die bereits am Regionalradio Radio Pilatus und bei Radio Sunshine beteiligt ist, hat mit der Annahme des Konzessionsgesuches für Tele1 im Jahr 2008 ihre Monopolstellung in der Zentralschweiz ausgebaut (vgl. Trappel/Perrin (2006: 115–116)).

schaftlich und politisch erwünschte Qualitäten der Medien wie Information, Aufklärung und Pluralität von Medienrealitäten.

Hinzu kommt, dass unter den neuen digitalen Bedingungen der Informationsverarbeitung das Anzeigengeschäft und Teile des Stellenmarktes ins Internet abwandern, Lesegewohnheiten sich ändern und die Bindung an ein Zeitungsprodukt im Unterschied zu früher lockerer werden (vgl. Mast 2003: 31–33; Künzler/Kradolfer 2012: 26–27). Vor allem die jüngere Generation weist ein anderes Mediennutzungsverhalten auf. Der Trend zu Gratismedien (auch Online-Portale traditioneller Kaufzeitungen) zeichnet sich bei jüngeren Mediennutzenden deutlich ab. Die jüngeren Alterssegmente lesen immer weniger kostenpflichtige Tageszeitungen (vgl. Haas 2006: 520; Künzler/Kradolfer 2012: 27). Da bereits ihre Sozialisation durch Online-Medien und durch Gratiszeitungen stattfindet, überrascht es nicht, dass die Bedeutung der traditionellen Kaufzeitung als Form des Nachrichtenzugangs nachlässt. Offensichtlich stagnieren auch die Finanzierungsbedingungen bzw. Werbeeinnahmen für kostenpflichtige Inhalte von wichtigen Tageszeitungen<sup>280</sup>. Diese sind für die Leistungsfähigkeit der öffentlichen politischen Kommunikation weiterhin bedeutend. Immerhin zeigt die Mediennutzungsforschung, dass in der Schweiz Tageszeitungen weiterhin rund zwei Drittel der Bevölkerung erreichen (vgl. Künzler/Kradolfer 2012: 40–43).

#### 10.6.4 Gratiszeitungen als Herausforderung für den Tageszeitungsmarkt

Mit der Entwicklung zu Gratismedien ist eine weitere Herausforderung im Pressebereich angesprochen: die Etablierung eines neuen Typs der täglichen Gratiszeitung für Pendler bzw. der besondere Siegeszug solcher "Schnellese-Kompaktzeitungen" im ausgehenden Jahrtausend<sup>281</sup>. Diese neue Zeitungsgattung wird bekanntlich über Boxen oder Kolporteurere an zentralen Stellen des öffentlichen Verkehrs oder gut frequentierten Standorten verteilt (vgl. Haas 2006). Gratiszeitungen und ihre Macher setzen etablierte Tageszeitungen zusätzlich unter Druck. Zuvor in Westeuropa und erstmals im Dezember 1999 in der Schweiz lancierten zwei schwedische Konkurrenzkonzerne die Gratiszeitung "20 Minuten" bzw. kurz danach "METROPOL". Als Reaktion darauf versuchten einige einheimische Zeitungsverleger ebenso kostenlose Konkurrenz-Gratisblätter zu lancieren (z. B. Zürich Express, .ch, Cash daily).

In der Schweiz gelang es 2003 "Tamedia" die ausländische Pendlerzeitung "20 Minuten" zu übernehmen. Diese vermochte durchschlagend erfolgreich eine werbeattraktive junge Leserschaft an sich zu binden, während METROPOL und ebenso weitere schweizerische Gratisblätter ihre Ausgaben aus wirtschaftlichen Gründen wieder eingestellt haben. Somit hat sich im schnelllebigen Gratiszeitungsmarkt das Angebot in der Deutschschweiz auf noch zwei Titel – "20 Minuten" und "Blick am Abend" – reduziert. Sie gehören inzwischen zu den auflagestärksten Zeitungen der Schweiz<sup>282</sup>. "Blick am Abend" ist das Nachfolgeblatt der von Ringier 2006 lancierten ersten Gratisabendzeitung "heute". Erkennbar setzte der reichweitenstarken Boulevardzeitung "Blick" aus dem Hause Ringier die Marktkonkurrenz der neuen Gratisblätter zu. Als Strategie gegen die Abwanderung der Leserschaft erschien auch das Stammblatt Blick ab 2004 bis 2008 zwischenzeitlich im Tabloidformat. Danach ist mit inhaltlichen als auch layouterischen Anpassungen die Kaufzeitung Blick zusammen mit der Gratiszeitung "Blick am Abend" als Teil einer neuen Blick-Medienplattform konzipiert worden. Inzwischen hat sich eine allgemeine Beruhigung im Markt der Pendlerzeitungen eingestellt (vgl. Haas 2006; Künz-

<sup>280</sup> Mit einem Rückgang an Werbeeinnahmen in der Schweizer Presse von einem Drittel (600 Mio. CHF) im Zeitraum von 2001 bis 2010 gehört die Presse als wichtiges Leitmedium allerdings zu den deutlichen Verlierern unter den Mediengattungen (Künzler/Kradolfer (2012: 34). Ausführlich zur Definition eines Leitmediums: Jarren/Vogel (2009).

<sup>281</sup> Eine Gründungswelle von Gratiszeitungen ist in der Pressegeschichte kein neues Phänomen. Im Unterschied zum neuen Zeitungstyp handelt es sich bei früheren Lancierungen von Gratiszeitungen um lokal-regionale Wochenzeitungen (vgl. Künzler (2012: 216)).

<sup>282</sup> Die grösste Tageszeitung in der Schweiz ist die Gratiszeitung "20 Minuten" mit einer Auflage von 494'368 bzw. 1'379'000 Lesenden im Jahr 2011, gefolgt von "Blick am Abend" und der Kaufzeitung "Blick". Immerhin greifen zwei Drittel der Bevölkerung in der Schweiz täglich zu einer kostenpflichtigen Zeitung. Pendlerzeitungen erreichen rund ein Drittel der Bevölkerung in der Schweiz. Dazu ausführlich: Künzler (2012: 25–30).



ler 2012: 216–220). Allerdings sind die strukturellen Veränderungen im Pressemarkt mit der quantitativen Publizitätssteigerung dieses Zeitungstyps nicht zu übersehen.

Unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung der medienvermittelten Informationen für die moderne Gesellschaft – auch hinsichtlich der zweifellos realisierten Nutzung und Nützlichkeit in einer Katastrophenlage – sind Informationen in immer grösserem Umfang vorhanden. Doch die Differenzierung der Zeitungsprodukte und die expansive Differenzierung des Mediensystems insgesamt können nicht unbedingt mit der Optimierung der Gestaltung der Informationsangebote und einer Vielfalt der Inhalte gleichgesetzt werden. Damit zeigt sich die Notwendigkeit an, im nächsten Schritt auf die qualitativen Veränderungen der medialen Konstruktion von Wirklichkeit einzugehen.

## **10.7 Folgen der Entkopplung und Entdifferenzierung des Mediensystems**

Die soeben ausgeführten Erörterungen haben uns an die massiven Umwälzungen im Mediensystem der vergangenen vier Jahrzehnte herangeführt. Vorangetrieben durch den technisch-infrastrukturellen Wandel und durch die enorme Ausweitung kommerzieller Medienangebote steigt unter dem Druck der Werbewirtschaft und im Wettbewerb um die Aufmerksamkeitsmaximierung der ökonomische Einfluss auf die Strukturen und Funktion von Mediensystemen. (vgl. z. B. Imhof/Jarren/Blum 1999a: 12–13; Meier 1999b: 61–62; Jarren/Meier 2001). Nicht nur in der Schweiz, sondern in fast allen Ländern ist eine wettbewerbsintensive Medienlandschaft entstanden. Aus diesem Grund ist das, was das Mediensystem in aussergewöhnlichen Katastrophenlagen früher in der Bereitstellung medialer Bot-schaften als publizistisch relevant erachtet hatte, zweifellos anderen medieninternen und aussermedialen Einfluss-sphären ausgesetzt. Diese Tendenz der Kommerzialisierung der Medien – so eine zentrale These dieser Arbeit – dürfte die Katastrophenberichterstattung nachhaltig verändert haben und weiter verändern.

Was bedeutet dieser Wandel des Mediensystems nun im Hinblick auf die medienöffentlichen Kommunikationsaktivitäten?

Im Zuge der anhaltenden Strukturveränderungen zwischen Medien und Gesellschaft wird ein Wandel der medialen Selektions- und Interpretationsmechanismen öffentlicher Kommunikation beobachtbar. Allgemein äussert sich dieser in der stärkeren Orientierung an den Aufmerksamkeits- und Unterhaltungsbedürfnissen des Medienpublikums (vgl. Jarren 1998). Diese ökonomisch-kommerzielle Komponente zieht plausiblerweise klare Konsequenzen für die Nachrichtenlogik der Medien und somit für die Inhalte und Formen der medienöffentlichen Kommunikation nach sich. Einhergehend mit einer Situation, wo die mediale Adressierung spezifischer Interessen und Bedürfnisse in erster Linie auf Marktanteile (Absatzzahlen, Einschaltquoten, Klicks) ausgerichtet ist, zeichnen sich kommunikative Trends in der Medienöffentlichkeit ab. Diese als auch ihre Rückwirkungen sind zur Klärung zeitspezifischer Konstruktionskriterien der Medienschaffenden weiter zu verfolgen – auch mit Blick auf den Umgang mit Katastrophen und Risikoproblemen und den Ergebnissen ihrer Informationsverarbeitung.

Als eine Folge der Kommerzialisierung und Ökonomisierung der Medienlandschaft verstärken sich der finanzielle Erfolgsdruck und die Konkurrenz um Werbeeinnahmen. Weil Markterfolg in höherem Masse als zuvor von der Aufmerksamkeit des Publikums abhängt, richten sich die Medienorganisationen vermehrt auf dessen vermeintliche Interessen aus – sie handeln eigensinniger. Sie zeigen sich als „sozial flexibel“ (Jarren 1996: 89), und es kommt verstärkt zu temporären Beziehungen, die sie mit unterschiedlichen Institutionen oder Teilgruppen eingehen. In Bezug auf die inhaltliche Ausrichtung geben sie ihre einstige politik-orientierte Berichterstattung auf (vgl. Imhof 1996a: 166; Jarren 1996:

89). Dies wirkt sich massgeblich auf die Auswahl der Themen und Akteure, auf die Formulierung und Organisation durch die Sprache sowie den Einsatz von Bildern, technischen Hilfsmitteln etc. aus. Letztlich schlägt sich der veränderte Produktionsprozess ebenso auf die soziale Konstruktion von Wirklichkeit nieder (vgl. Pöferl 1999: 25–43).

Als eine der wichtigsten Wirkungen dieses Prozesses wird die Verlagerung sozialer und politischer Macht hin zu den Massenmedien gesehen. Das bedeutet, dass diese neue "Medienlogik" auf eine Weise auf die Öffentlichkeit Einfluss nimmt, die sich von der früheren "politischen Logik" unterscheidet (vgl. Hallin 2003: 52–53; Bentele/Fährnrich 2010: 57).

In dieser neuen Situation sind die gesellschaftlichen Akteure und Institutionen in stärkerem Masse auf die Aufmerksamkeit der eigenständigen Medien angewiesen, wenn sie nun ihre eigene Klientel erreichen wollen. Für das Erlangen von Zustimmung und Interesse, bei den Belangen der Meinungsbildung und der Aufklärung oder bei Warnungen etc. werden die Medien zur eigentlichen Bezugsgrösse.

Sei dies zur Erlangung von Zustimmung, Interesse, Meinungsänderung oder gar zur Aufklärung oder für Warnungen etc. werden die Medien zur eigentlichen Bezugsgrösse. Im Hinblick auf die politischen Akteure genauso wie für alle anderen auch, gewinnt daher der stetige Kampf um Medienaufmerksamkeit an Bedeutung. Der eigensinnig geführte politisch-moralische Diskurs bezieht sich weniger auf die Gemeinschaft der BürgerInnen, sondern wird strategisch auf das zahlende Publikum ausgerichtet (vgl. Jarren 1996: 88–92). Je mehr das Mediensystem seine einst hochgehaltene Service Public-Orientierung aufgibt, gehen strukturelle Steuerungsmöglichkeiten und öffentliche Sprachrohre für die politischen Bereiche verloren. Massenmediale Öffentlichkeit zu erreichen, wird zu einem Faktor der Ungewissheit (vgl. Wiesendahl 1998: 442–448). Daher müssen sich politische Akteure und Organisationen den Gesetzmässigkeiten wie dem Aktualitätstempus und den Modezyklen der Medienproduktion anpassen, um überhaupt von ihnen auf die Themenagenda gesetzt zu werden. Die Art der öffentlichen Inszenierung wird zunehmend zum Erfolgskriterium (vgl. Münch 1991: 95; Imhof/Jarren/Blum 1999a: 12–13; Bentele/Fährnrich 2010). Kennzeichnend für diese Entwicklung ist der ansteigende Stellenwert professioneller Öffentlichkeitsarbeit bzw. Public Relation (PR) von Organisationen. Insbesondere zählt dazu ein Kommunikationsmanagement, das u. a. strategisch auf die Massenmedien als potenzielle Multiplikatoren öffentlicher Informationsverbreitung abzielt. Darauf wurde spezifisch im Rahmen der Zugangsroutine zu Medien und der wechselseitigen Beeinflussungsprozesse von Medien und PR (Intereffikation) eingegangen (vgl. Kap. 6.6.3).

Als Identifikationsmerkmale dieses Wandels sind in der Theoriebildung und Empirie bislang unterschiedliche Elemente, Effekte und Trends erkennbar. Zentral manifestiert sich diese Entwicklung in Schlagworten zur Charakterisierung der journalistischen Berichterstattung wie Infotainment, Boulevardisierung, Sensationalisierung, Skandalisierung, Personalisierung oder Privatisierung des Öffentlichen etc. (vgl. z. B. Imhof/Schulz 1998; Weischenberg/Malik/Scholl 2006). Wobei in der Medien- und Kommunikationswissenschaft neben der Unterhaltungsorientierung (z. B. Infotainment) und dem Rückgang von politischen Nachrichten die Personalisierung der Kommunikation wohl zu den am häufigsten diskutierten Veränderungen der Berichterstattung gehören. Die allgemeine Abkehr sowie Verkürzung von sachpolitischen Inhaltsangeboten und die feststellbare Bevorzugung personalisierter Nachrichten werden als Faktoren einer allgemeinen Entpolitisierungstendenz der medienöffentlichen Kommunikation identifiziert (vgl. Lengauer 2007: 174).<sup>283</sup>

---

<sup>283</sup> Wobei vor allem Ergebnisse aus Analysen der politischen Kommunikation und politischen Berichterstattung Befunde zu diesen Trendaussagen liefern.

### 10.7.1 Personalisierung und Privatisierung der medienöffentlichen Kommunikation

Mediale Personalisierung meint, dass bei der Verarbeitung von Wirklichkeit im Mediensystem Informationen bei der Nachrichtenselektion bevorzugt werden, die personalisiert oder personalisierbar sind. Umgekehrt hat die Betonung von Gruppenpositionen auf der Seite der Medien deutlich abgenommen. „Die Personalisierung soll“ – in den Worten von Robling (1983: 3) – „Unterhaltsamkeit statt Langeweile und Konkretion anstelle von Abstraktheit in der Berichterstattung verbürgen.“ Personalisierung muss nicht prinzipiell ein Problem sein.

Weil Personalisierung das Interesse, die Aufmerksamkeit und die Anteilnahme steigert und RezipientInnen an komplexe Sachverhalte heranführen kann, wird der Sinn und Nutzen von verschiedenen Autoren hervorgehoben. Um diesen Mehrwert zu erzeugen, sind im konkreten Fall der Berichterstattung weiterführende Informationen und tiefergehende Analysen unabdingbar, was in den Medien dann aber eher als Ausnahme beobachtet wird (vgl. Bennett 2009; Bentele/Fährnrich 2010).

Wobei Personalisierung nicht nur – wie im Rahmen der Nachrichtenwert-Theorie bereits diskutiert – als Selektionskriterium eine Rolle spielt. Zunehmend Bedeutung gewinnt Personalisierung auch in der Präsentationsform von Sachverhalten. Der Trend zur medialen Personalisierung, wo Menschen persönlich zu Wort kommen, spiegelt sich in entsprechenden Aufbereitungsformen wie Interviews, Kurzzitaten, Portraits und Reportagen. Auch neue Medienformate, die im Fernsehen z. B. als Talk-Runden, Promi- oder People-Berichterstattung einen festen Platz haben und in den vielen Printmedien in entsprechenden Rubriken zu finden sind, deuten in dieselbe Richtung (vgl. Bentele/Fährnrich 2010: 53–55). Ebenso treten in der überparteilichen Forumspresse zunehmend personalisierte Akteure aus Politik und anderen Gesellschaftssystemen sowie privaten Sphären in Erscheinung. Die Identifizierung mit der Zeitungslinie ist dabei nicht zwingend vonnöten, weil anstelle sachpolitischer Positionierung persönliche und private Ansichten in den medialen Vordergrund treten. In Analogie zu Radio und Fernsehen als "Live"-Medien nehmen im Zeitungsjournalismus konfrontative Berichterstattungselemente zu. So geschieht es, dass in einer Kommentarspalte gleich mehrere Personen mit unterschiedlichen Standpunkten zu Wort kommen. Dialogische Textformen wie etwa Presseinterviews erweitern monologische Formen der Kommentierung. Damit einhergehend kommt es zu einer verstärkten Relativierung der geäußerten Meinung sowohl durch kritisches Intervenieren der JournalistInnen als auch aufgrund konfrontativer Gesprächsteilnehmender (vgl. Häusermann 1996, Lengauer: 2007: 24–26).<sup>284</sup>

Wie Studien mit Erkenntnissen zu langfristigen, internationalen Entwicklungen der Politikvermittlung nachweisen können, zeichnen sich zwei wesentliche Phänomene im Spektrum der Personalisierung ab: einerseits eine hohe und zunehmende Zentrierung auf Eliten, andererseits die Fokussierung auf rollenfremde und unpolitische Persönlichkeitsmerkmale in den Medien (vgl. Lengauer 2007: 312–313).

Insgesamt kommen folglich im Zusammenhang mit dem Individualisierungsniveau der personenbezogenen Darstellung auch Phänomene zum Tragen, die als Privatisierung der medienöffentlichen Kommunikation zu interpretieren sind. Während das Privatleben von Politikern noch vor wenigen Jahren in der Berichterstattung in der Regel tabu war, wird es immer aktiver medial bewirtschaftet. „Die Tyrannei der Intimität“ (Sennett 2004) manifestiert sich mittlerweile in unterschiedlichen Human-Interest-Details. Das von den Medien geförderte Interesse an der gesamten Persönlichkeit – in-

<sup>284</sup> Warum sich besonders das Bildmedium Fernsehen, aber auch Presse und Internet gerne der Personalisierung bedienen – und dabei insbesondere prominente Gesichter in sozial herausragenden Positionen bevorzugen – wird in der Literatur anhand verschiedener Ursachen hergeleitet. Aus Sicht der Publikumsorientierung der Medien erleichtern "vermenschlichende" Darstellungskomponenten den Umgang und inhaltlichen Zugang zu den Informationsangeboten. Doch sprechen rein praktische Gründe der Medienproduktion und -technik für Personalisierung. Gerade komplexe Sachverhalte in einer bestimmten Zeitspanne darzustellen wird in dieser Form erleichtert. Ausführlich dazu: Bentele (2010: 54–55).

klusive das private Sein des Politikers, des Experten oder Ökonomen in der Berichterstattung etc. –, wie das bei politikfernen Protagonisten im Bereiche des "Star-Systems" (z. B. Musikern, Schauspielern) zu beobachten ist, verdeutlicht die Entgrenzung zur Privatsphäre. Diese Verlagerung auf die Privatsphäre sowie auf auf Emotionen beruhende Botschaften in der medienöffentlichen Kommunikation steht in deutlichem Widerspruch zu den Grundvoraussetzungen von Öffentlichkeit und den darin normativ bestimmten Aufgaben von Journalismus. Dadurch wird – so Sennett (2004) – der Raum für die Inhalte von Politik und der Blick für die eigentlichen Probleme in der Gesellschaft verstellt. Nicht zu verkennen ist, dass das Radio und mehr noch das Fernsehen als intime Medien diese Konzentration auf die private Sphäre vorantreiben (vgl. Imhof 1999; Schicha 2003: 37; Sennett 2004: 357–370). Allerdings erreicht durch neue Medienplattformen (z. B. Facebook, Videoblogs, Webpages) hemmungsloses Zurschaustellen von Befindlichkeiten neue Dimensionen der Selbstdarstellung. So betrachtet, ist die medienöffentliche Hinwendung zur Person und zur Privatheit für die journalistische Arbeit verführerisch einfach geworden.

Die Logik solcher Aufmerksamkeit gehört längst nicht mehr exklusive zum Standard von Boulevardzeitungen und "Klatsch- und Tratschmagazinen" (z. B. Schweizer Illustrierte, Glückspost). „Wir bleiben für Sie näher dran! Täglich!“ ist ein Werbeslogan der Schweizer Illustrierten, der mittlerweile auch in der seriöseren Presse "Farbe" in die Blätter bringt. Bei unfassbaren Ereignissen und bei Opfern von Katastrophen wird es oftmals offensichtlicher, wo die Informationsvermittlung aufhört und wo reine Sensationsgier herrscht, als wenn bei Politikern private Ereignisse, Tragödien oder nur schon die Kleidung thematisiert werden.

Sobald in diesem medialen Transformationsprozess anstelle von politischen Akteuren vermehrt gesellschaftliche Elitepersonen oder Individuen aus dem privaten Lebensbereich als Agitatoren in den Mittelpunkt der Medienkommunikation rücken, nehmen die Medien nachhaltig Einfluss auf den politischen Prozessverlauf. Dergestalt gewinnen kommunikative Strategien für das Auftreten von gesellschaftlichen Institutionen, die allein der Herstellung grösserer Publizität in den Medien dienen, an Stellenwert.

Diese bewusste Anpassung anderer Funktionssystemen an die Medienlogik, d. h. an die medialen Gesetzmässigkeiten, Routinen und Normen, wird auch als Mediatisierung oder Medialisierung bezeichnet. Indem gezielt Kommunikationsstrategien in gesellschaftlichen Bereichen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, im Sport genauso wie im Katastrophenmanagement gewählt werden (z. B. organisatorische Personalisierung, spektakuläre Aktionen), die mit der "Arbeitslogik" der Medien kompatibel sind, ergeben sich für Organisationen und ihre Kommunikationsziele Vorteile. Unter anderem kann sich die Chance für Medienaufmerksamkeit erhöhen (vgl. Bentele/Fährnich 2010: 58–59). Letzteres – Publizität z. B. für spezifische Themen, die Verbreitung von Warnungen, Einstellungs- oder Verhaltensänderungen etc. in Massenmedien zu erlangen – ist eines der entscheidenden Kriterien, um öffentliche Beachtung zu finden. Nur wenn die Aufmerksamkeit des Medienpublikums erreichbar ist, lassen sich Kommunikationsziele erreichen und Interessen in der Öffentlichkeit durchsetzen.

Was die erkennbar veränderte Nachrichtenlogik der Medien betrifft, diagnostiziert Imhof (2006c: 201–202) in diesem Zusammenhang sprunghaft erhöhte Resonanzchancen, die sozialen Bewegungen und Protestakteuren gegen Ende der 1960er Jahre bis in die 1990er Jahre in der medienöffentlichen Kommunikation zukommen. Im Unterschied zu der in den 1950er und frühen 1960er Jahren unter den (partei-)politischen Selektions- und Interpretationslogiken gesteuerten öffentlichen Kommunikation gelingt es ihnen, mit strategisch gewählten Aktionsformen – und damit medienwirksam – zeitweise ganze politische Themenbereiche zu besetzen und zu beeinflussen. Somit ist es sozialen Bewegungen in der Risiko- und Katastrophenkommunikation gelungen, in normativer als auch moralischer Hinsicht eine grundlegend neue Mensch-Umwelt-Beziehung in der Gesellschaft anzustossen. Möglich geworden ist diese Resonanz für ihre Anliegen auch, weil in den Aufmerksamkeitsstrukturen des Me-

diensystems u. a. herkömmliche, weltanschauungsbedingte und fortschrittsoptimistische Realitätsinterpretationen im Sinne etablierter Parteien an Stellenwert eingebüsst haben. Allerdings haben inzwischen auch die etablierten Akteure nachrichtenwertorientierte Anpassungen an die Selektions-, Interpretations- und Inszenierungslogiken der Medien adaptiert, bzw. sie operieren mit variantenreichen Techniken des medienwirksamen Aufmerksamkeitsmanagements (vgl. Imhof 2006c).

### 10.7.2 Entpolitisierungstendenzen und Medienschetle

Wie erwähnt, geht die Kommerzialisierung der Medien Hand in Hand mit einem Bedeutungsgewinn von unpolitischen Inhalten – vor allem Human-Interest-Angeboten (z. B. Kriminelles, Unfälle, Gesundheitsthemen, Service- und Ratgeberberichte, Lifestyle etc.), wobei argumentativ eng verschränkt mit den Folgen des Medienwandels das Thema Katastrophe hierbei nicht unerwähnt bleiben darf. Zumindest aus der Perspektive der Kommunikations- und Medienwissenschaften gilt Katastrophenberichterstattung im Allgemeinen als einer der wichtigsten inhaltlichen Indikatoren der Entpolitisierungstendenzen der Massenmedien. Wie bereits an anderer Stelle dargelegt, wird im Rahmen dieser Arbeit ein differenzierterer Standpunkt eingenommen. Die vermittelten inhaltlichen Debatten sowie sachpolitischen Standpunkte in einer Katastrophenlage können nicht per se als unpolitische Kommunikation abgetan werden, schon gar nicht, wenn das eigene Land betroffen ist. Katastrophen sind nicht surrealer als ihr Fehlen oder andere gesellschaftliche Themen. Was daran als Human Interest erscheinen kann, ergibt sich weniger daraus, dass in einer Katastrophe Zerstörung und Leid abrupt real werden, sondern wie diese Realität medial erschlossen wird.

Eine der vordringlichen Fragen ist dann, ob und in welchem Ausmass die Berichterstattung heutzutage mehr "unpolitische" Elemente enthält. Hinweise darauf gibt es. So wird im Rahmen der Politikvermittlung konstatiert, dass Medien komplexe gesellschaftliche Problemlagen entlang von plakativ aufbereiteten Einzelschicksalen Betroffener zu vermitteln beginnen. Mit dem Fokus auf das individuelle Schicksal Betroffener werden darüber hinaus realitätswirksame Identifikationspotenziale geboten, sodass Betroffene meist gleichzeitig Betroffenheit bei den RezipientInnen auslösen. Aus dieser Perspektive individueller Schicksalslagen vermittelt sich die soziale und politische Problemlage zumeist personalisiert, individualisiert, emotionalisiert und ausserdem dramatisiert. Zugleich resultiert aus einer solch isolierten Vermittlung eine deutlich weniger thematische und kontextorientierte Erschliessung der Problemlage. Bezüglich dieser de-kontextualisierten Darstellung stellt Lengauer (2007: 178) fest, dass „so genannte Sozio-Dramen“ nun den politischen Hintergrundbericht ersetzen. Letzterer zeichnet sich durch eine thematische Rahmung aus und beinhaltet die Aufbereitung wissenschaftlicher Fakten, ebenso die Berücksichtigung vielschichtiger gesellschaftspolitischer Zusammenhänge oder die historische Einbettung der Berichterstattung. Wie sich die Folgen bzw. Mankos einer stark individualisierten und de-kontextualisierten Berichterstattung manifestieren, beschreibt Bennett (2001: 38 zit. in. Lengauer 2007: 178): „Thus the news comes to us in sketchy dramatic capsules, that make it difficult to see the causes of problems, their historical significance, or the connection across issues“. Wie in Kapitel 2.3.1 bereits dargestellt, sind in Bezug auf die Informationsvermittlung der Medien in einer Katastrophen- und Krisenlage ähnlich kritische Beurteilungen wie Vorurteile zu erkennen.<sup>285</sup> Kritikpunkte betreffen beispielsweise den Hang zur Sensationsmache, zu dramatisierenden, personalisierten und emotionalisierten Nachrichten oder billige Effekthascherei in akuten Katastrophenphasen (vgl. Zemp 2005: 70).

In der Aufbereitung von Nachrichten wird Visualisierung gerne zur Charakterisierung von Tendenzen im Journalismus angeführt bzw. als Indikator für die wachsende Ökonomisierung der Medien postuliert. Gleichwohl bleibt in vielen Studien der Bedeutungsgewinn dieses Nachrichtenwertes völlig ungeprüft. Da Pressebilder von Katastrophen eingefangene Momente des vermeintlich Realen reprä-

<sup>285</sup> Gemäss Meier (1996) konnten im Fall von Tschernobyl viele gängige Vorurteile dem Journalismus gegenüber letztlich nicht bestätigt werden.

sentieren und sehr vielfältige Botschaften der Bedrohung transportieren können, haben der Umgang mit Bildern in einer Katastrophe und diesbezügliche Modifikationen im Wandel der Nachrichtenmedien klare Konsequenzen für die Art des gesellschaftlichen Zugangs zur Katastrophenwirklichkeit. Um das Thema Katastrophen im Forschungsprozess aus der Perspektive der Bildkommunikation zu betrachten, setzt sich das folgende Kapitel mit dem Stellenwert und den unterschiedlichen Dimensionen der Funktionsbestimmungen der visuellen Kommunikation in der Medienentwicklung auseinander. Der offensichtliche Trend zur bildvermittelten Kommunikation sowie Mutmassungen zu den Auswirkungen der Bildkultur (Stichwort: Visualisierungseffekte) werden in der gebotenen theoretischen Komplexität analysiert. Auf dieser Basis lassen sich Differenzierungen in Bezug auf die Presse als auch Spezifika der Visualisierung von Katastrophenereignissen im Zeit- als auch Zeitungsvergleich untersuchen.

## 11 Strukturierungsprozesse im Medienwandel – von der Wort- zur Bilddominanz

Bilder von Katastrophen sind heutzutage so präsent wie nie zuvor. Auch in traditionellen Zeitungen ist die Bildsprache mittlerweile ein bewusst und gezielt eingesetztes journalistisches Mittel. Was es allgemein bedeutet, wenn die Gesellschaft Informationen zu relevanten Ereignissen und Themen in einem bis dato unbekannten Ausmass bildbewegt bezieht, soll uns hier weiter beschäftigen.

Eigentlich sollten wir es besser wissen, und trotzdem gilt im Alltag für die meisten von uns: Fotografien und Fernsehbilder liefern fortwährend ein originalgetreues Abbild der Wirklichkeit. Ausgehend vom Glauben an die Authentizität und den Belegcharakter dieser Bildtechnologie prägt die vermeintliche Realpräsenz des Faktischen unser Bild von der Welt und ebenso unsere Wahrnehmungsweise von Katastrophen in der jüngeren Gegenwart mit. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Katastrophen noch nicht in Form von Fotografien in den Massenmedien zugänglich. Vor diesem Hintergrund sind die Umstände des Medienwandels (Kap. 11.1) und weitreichende Folgen der Bildkultur (11.2–11.4) sowie bildspezifische Gesetze der Wahrnehmung (Kap. 11.5) und Varianten der Katastrophen- und Risikodarstellung zur Sprache zu bringen (Kap. 11.6)

### 11.1 Visualisierbarkeit als Nachrichtenfaktor

Wie bereits verschiedentlich angesprochen, zählt zu den wohl wichtigsten Veränderungen in der Medienkommunikation im Laufe des 20. Jahrhundert der Stellenwert der visuellen Kommunikation. Dies hängt sowohl mit bildtechnischen Errungenschaften im Modernisierungsprozess zusammen als auch mit dem vorangehend beschriebenen Strukturwandel des Mediensystems. Folgt man den stark veränderten Kommunikationsbedingungen, die das konkurrenzierende Medienangebot aus Sicht der Medienunternehmen seit Mitte der 1980er Jahre mit sich bringt, hat "Visualisierbarkeit" als Nachrichtenfaktor im Rahmen der journalistischen Selektions- und Darstellungslogik offensichtlich an Bedeutung gewonnen – insbesondere nach der Milleniumswende (vgl. Kap. 5.4). Damit wird evident, dass im Modus medienöffentlicher Kommunikationsprozesse die Art und Weise, wie auf Seite der Medien Bilder zur Verfügung gestellt werden, eine ungleich bedeutendere Rolle zu spielen beginnt (vgl. Zemp 2005: 71).

Trotz dieser wachsenden Bedeutung der Medienbilder bleibt die Bildkommunikation in der Kommunikationsforschung nicht oder nur am Rande erwähnt<sup>286</sup>. Im Rahmen dieser Studie richtet sich das Forschungsinteresse auch auf Fragen zu bildbasierten Entwicklungen und Eigentümlichkeiten der visuellen Publizität von Katastrophen in der Presse. Da eine Beschäftigung mit Bildern in der Tagespresse ein weit gefächertes Feld beinhaltet, beschränken wir uns darauf, spezifische Phänomene zur Bedeutung, zur Wirkung bzw. zu den Funktionen der visuellen Kommunikation zu reflektieren – fokussiert auf die Katastrophen- und Risikoberichterstattung im Strukturwandel der Medien.

Auch wenn sich Visualisierungen den Medien vordergründig dann anbieten, wenn es darum geht, den Kern eines Ereignisses festzuhalten oder abstrakte Sachverhalte für die Öffentlichkeit zu veranschaulichen, so ist das nur ein Aspekt ihrer Funktionsbestimmung. Wie Blickverlaufsanalysen zur Wahrnehmung von Zeitungsseiten bestätigen, sind Bilder die Aufmerksamkeitsgarantie Nummer eins: So betrachten 90% der Lesenden die Bilder, die Überschriften werden von 40%–70% gelesen, die Leadtexte von 20%–60%. Den Text zu lesen beginnen 15%–60%, doch höchstens 50% lesen ihn zu Ende (vgl. Meckel 2001: 26–27). Solche Laborstudien belegen, wie prioritär unsere Aufmerksamkeit in der Zeitungsnutzung durch Bildreize wie Fotografien, Grafiken, Illustrationen etc. beherrscht ist. Ange-

<sup>286</sup> Die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft werde – wie Knieper/Müller (2001a: 7) bemerken – immer noch von dem textlichen Paradigma dominiert. Selbst bei Inhaltsanalysen von Fernsehprogrammen seien Abbildungen nahezu nicht berücksichtigt.

sichts der Marktkonkurrenz der Medien um die zentrale, aber begrenzte Aufmerksamkeit des Publikums bietet es sich an, die Vorteile der visuellen Kommunikation im Journalismus strategisch zu nutzen. Bezüglich solcher Zielsetzungen wird dem medialen Bildausstoss (Stichwort Visualisierung) quasi automatisch grosser ökonomischer Nutzen unterstellbar. Aus diesem Grund erhält Visualisierbarkeit als Nachrichtenkriterium unbestritten einen zunehmend wichtigen Stellenwert. Für die Betrachterinnen und Betrachter von bildvermittelten Informationen ist allerdings weit weniger fassbar, welche Intentionen seitens der Medien mit der visuellen Kommunikation bewusst verfolgt werden. Sie müssen sich mit dem begnügen, was ihnen gezeigt wird.

Daneben geht aus vielen schlüssigen Fallbeispielen die Diagnose einher, dass die "Story" Katastrophe sowie Risiko das Publikum prinzipiell fasziniere und somit auf besonderes Interesse in einem ökonomisch orientierten Mediensystem stosse (vgl. Schulz 2001: 70). Schon aufgrund solcher erkennbarer Interdependenzen wird es umso wichtiger, den Fokus genauer auf die omnipräsente Verfügbarkeit von Bildern zu richten und zu untersuchen, was die Bevölkerung inhaltlich zu Katastrophenrealitäten zu sehen bekommt (vgl. Vesting 1999: 278). Vor allem weil Medien zur Risikowahrnehmung beitragen, sind bildspezifische Aspekte und ihre langfristigen Veränderungen in der Katastrophen- und Risikoberichterstattung einzubeziehen. Letzteres ist trotz vielfältiger Medienkritik in der bisherigen Forschung allerdings nicht der Fall.

Überdies bleibt die Annahme, dass visuelle Kommunikation und Katastrophenbilder im Speziellen dienlich scheinen, dem Medienpublikum entscheidende Aufmerksamkeit abzurufen, als De-facto-Prozess gewöhnlich nicht weiter begründet. Auch weil Katastrophen „aus der üblichen Variabilität 'bildstarker' Ereignisse herausfallen und in der Nachrichtenhierarchie auch bei breiten Publikumskreisen auf grosses Interesse stossen, sind so offenkundige Selbstverständlichkeiten“ nicht unhinterfragt hinzunehmen, sondern theoretisch zu klären (Zemp 2005: 70). Gerade die gesellschaftliche Bedeutung, die Funktionsbestimmung und die Effekte der visuellen Kommunikation sind vielschichtig und daher differenzierungsbedürftig.

Will man angesichts solcher Defizite pauschalen Aussagen widerstehen, ist für eine Langzeitanalyse der Bildkommunikation ein möglichst erkenntnisträchtiger historischer und theoretischer Bezugsrahmen zu schaffen. Dieser beinhaltet ein Verständnis der historischen Entwicklung, der Probleme und Spannungen, die Bildbotschaften in modernen Mediengesellschaften in sich bergen (Kap. 11.2–11.4). Im Weiteren ist dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Bilddokumente in den hier interessierenden Zeitungen in der Regel mit Worten in Verbindung stehen. Hierzu folgen Überlegungen zur Wahrnehmung und Bedeutung von Bildinformationen im Unterschied zum Wort in den Medien (Kap. 11.4). Inwiefern sich in Zeiten knapper werdender Aufmerksamkeit gewisse Bilder besser positionieren als andere, wird anhand der Gesetze der prioritären Wahrnehmung spezifischer Bildreize beim System Mensch präzisiert (Kap. 11.5). Überdies folgen Ausführungen zu einem erweiterten Textbegriff, wie ihn Doelker (1999) entwickelt hat, sowie zu unterschiedlichen Funktionen und Leistungsmöglichkeiten der visuellen Kommunikation in der Nachrichtengestaltung (Kap. 11.6). Auf dieser Basis lässt sich für die Forschungspraxis ein hilfreiches Instrumentarium zur Analyse der formalen sowie inhaltlichen Struktur der visuellen Katastrophenkommunikation gewinnen.

## **11.2 Von der Wort- zur Bilddominanz in der Katastrophenberichterstattung**

Ohne Frage sind fotografische Bilder in der aktuellen Medienkultur allgegenwärtig. Sie prägen die Beziehung der modernen Gesellschaft zur sichtbaren Welt. In der geschichtlichen Entwicklung der Visualität bietet erst das fotografische Bild die Möglichkeit, Ausschnitte der vorgefundenen Wirklichkeit direkt durch technische Verfahren (fotografisch, filmisch oder elektronisch) aufzuzeichnen und an die



Gesellschaft zu vermitteln. Das findet in unserer Zeit nahezu synchron in einem weltumspannenden Netzwerk statt (Zemp 2005: 78).

Zu Zeiten der handgefertigten Bilddarstellungen in der Berichterstattung erreichte der bildpublizistische Ausdruck lediglich eine graduelle Authentizität des darzustellenden Sachverhaltes. Wobei damals das Gezeigte nicht auf einen Beleg-Charakter im heutigen Sinn abzielte, sondern eher zur Verdeutlichung und Illustration von Ereignissen verwendet wurde. In der vorausgeklärten Epoche konnte zur Visualisierung eines Erdbebens und einer Überschwemmung ohne weiteres derselbe Holzschnitt verwendet werden. Dass eine Naturkatastrophe wie die andere ist, prägte die Vorstellung der damaligen Illustratoren (vgl. Schierl 2003: 152–153). Mit dem Einsatz von Pressebildern, der durch technische Möglichkeiten im Wandel der Massenmedialität ständig perfektioniert wird, modifiziert sich die mediale Beobachtung von Umwelt. Wie schon festgestellt, tragen zudem veränderte Selektions- und Darstellungslogiken im Journalismus dazu bei. Unbestritten können fotografische Bilder von Katastrophen uns etwas von der Wirklichkeit von Katastrophen vor Augen führen, das weder die gesprochene noch die geschriebene Sprache kann. Unsere Vorstellung von Katastrophen, Kriegen oder Umweltbedrohungen – auch wenn wir keine diesbezüglichen Erfahrungen haben – erwachsen uns heute aus den Bildern, die wir dazu abrufen können. Real ist, was uns entsprechend fotografisch als Wirklichkeit dieser Welt präsentiert wird.

Diese Wirkung des Realistischen bildlicher Kommunikation und damit zusammenhängender möglicher Objektivität führt letztlich zur (naiven) Auffassung, dadurch im Zustand eines unmittelbaren Informiertseins zu sein. Da das Gezeigte überdies Gefühle generieren kann, sei dies in Form von Mitleid, Freude oder Angstlust, vermochte diese weitere Gratifikation der Fotografie sehr schnell die bisherigen bildlichen Ausdrucksformen in der Presse abzulösen (vgl. Schierl 2003: 152–154)<sup>287</sup>.

Historisch gesehen sind die omnipräsenten Bildwelten, denen die Menschen bei der Mediennutzung ausgesetzt sind, ein Phänomen jüngerer Datums. Seit der Erfindung des Buchdrucks – und solange nur die Presse als publizistisches Medium Nachrichten verfügbar machte – dominierte die Schriftkultur die massenmediale Kommunikation. Anfang des 20. Jahrhunderts war die Drucktechnik so weit entwickelt, dass Fotografien für Zeitungen reproduziert werden konnten, wobei deren Präsenz vorerst noch bescheiden ausfiel (vgl. Doelker 1999: 16–19). Der eigentliche Siegeszug der visuellen Kommunikation setzte erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein, vorangetrieben durch technische Fortschritte in der Reproduktion von Fotografien in den gedruckten Medien sowie durch die Verbreitung der elektronischen Bildmedien. Wiederum neue Gestaltungsprofile auf der Bildebene resultieren aus der Entwicklung digitaler Techniken und deren Einzug in die Redaktionsräume seit den 1980er Jahren<sup>288</sup>. Der Vorteil der Digitalisierung zeigt sich allein schon in der einfachen und raschen Datenübermittlung in einem globalen Netz. Das verweist auf völlig neue Dimensionen, welche die Digitalisierung der journalistischen Arbeit eröffnet. Schlagartig bietet sich die Möglichkeit, kurz vor Redaktionsschluss einen Zeitungsbericht mit aktuellsten Bildern aus einem Katastrophengebiet zu publizieren<sup>289</sup>. Aufgrund des gegenwärtigen Stellenwerts der Aktualität agieren Berichterstattende in einem unübersehbaren konkurrenzierenden Medienumfeld, in der die Dominanz von Bildern im vorherrschenden Real-Time-Kontext des Fernseh- und Internetangebotes besondere Herausforderungen an die Presse stellt.

<sup>287</sup> Sontag (2003) weist den Fotografien im Vergleich mit Fernsehbildern eine höhere Bedeutung zu. Sie erklärt dies mit der Verarbeitungslogik des Gehirns von Standbildern, sodass es als Grundinformation immer nur das einzelne Bild behalte.

<sup>288</sup> Gleichzeitig ist mit dem digitalen Zeitalter die alte Ideologie, die Fotografie als dokumentarisches oder realistisches Zeugnis zu sehen, obsolet geworden. Die Möglichkeit digitaler Bildbearbeitungssysteme, Bilder ohne Originale zu produzieren, hat zur Kontroverse um den der "Wirklichkeit" verpflichteten Fotojournalismus geführt. Inzwischen zeigt sich, dass die Selbstbeobachtung konkurrierender Medien – zumindest bei groben Verstößen gegen die Authentizitätsnorm – im Informationsjournalismus zu funktionieren scheint (vgl. ausführlich dazu: Grittmann (2003: 131–132)).

<sup>289</sup> Im aktuellen Kommunikationssystem reduziert sich beispielsweise die Übermittlungszeit spektakulärer Bilder von Katastrophenereignissen via Public Wireless LAN in die Zeitungsredaktion auf noch wenige Sekunden.

Dieser Trend zum Visualismus, der sich im Rahmen der Umorientierung innerhalb der bereits erläuterten Verschärfung der marktwirtschaftlichen Konkurrenz der verschiedenen traditionellen und neuen Medien vollzieht, erzwingt Bildstärke, um nicht an den Sehgewohnheiten (Farbfotos, Farbfernsehen) der anvisierten RezipientInnen vorbeizuproduzieren<sup>290</sup>. Visualismus scheint der Autorin hier ein angemessener Begriff zu sein. Die visualistische Fotografie definiert sich durch ihre Abweichung von der allgemeinen Wahrnehmung. Sie strebt nicht nach Abbildern wie die Dokumentarfotografie, sondern nach Gegenbildern. Es wird nach ungewöhnlichen, sehr ausgesuchten Wirklichkeitsausschnitten gesucht, und das Objekt ist nicht Zweck der Abbildung, sondern Mittel zum Bilde (vgl. Freier 1992: 365). Da die sichtbare Welt als Bildreiz für Publikumsaufmerksamkeit erhalten muss, müssen Medienbilder besonders "stark" sein und sich vom Allgemeinen abheben. Hinweise eines Trends zum Visualismus und insbesondere zu emotionalisierenden Gewalt- und Katastrophendarstellungen in Informationsprogrammen liefert eine Längsschnittanalyse von Bruns (1998) für Deutschland. Hierbei zeichnen sich im Zeitraum von 1986 bis 1994 deutliche Entgrenzungsprozesse zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Sendern in den Nachrichten ab.

Da Katastrophenereignisse aufgrund ihres hohen Nachrichtenwertes in der Lage sind, Aufmerksamkeit zu wecken und zu binden, ist gemäss bereits ausgeführten Gründen von erheblichen Medieneffekten auf die Katastrophenthematisierung und die übermittelten Bildinformationen auch in der Zeitungslandschaft auszugehen. Jedenfalls bedeutet die bereits besprochene Ökonomisierung und Ausdifferenzierung des Mediensystems seit den 1960er Jahren, dass Medienschaffende den Bildern eine grössere Bedeutung zubilligen bzw. deren Wirkkraft erst für die Berichterstattung zu entdecken beginnen. Im gleichen Mass sind mit eben dieser visuellen Entwicklung der Medienkommunikation Tendenzen verwoben, die in der Literatur unter Stichworten wie Sensationalisierung, Dramatisierung, Emotionalisierung, Simplifizierung oder Boulevardisierung der Medienangebote diskutiert werden und zum Ausgangspunkt für vielfältige Medienkritik werden (vgl. Imhof/Jarren/Blum, 1999b).

### 11.3 Pressefotografie und Bildmedien – ein richtungsweisender Wandel der öffentlichen Kommunikationskultur

Bevor die Fotografie erfunden wurde, gab es nur begrenzt Möglichkeiten, die bestehende "Wirklichkeit" in Form eines optischen Beleges zu dokumentieren. Eine umfassende Beschreibung mittels der Verbalsprache musste ausreichen, um die Öffentlichkeit über bedeutende Sachverhalte wie eine Katastrophe und deren Folgen ins Bild zu setzen. Bereits mit der Fototechnik und vor allem ab den 1950er Jahren mit dem Fernsehen ist eine ausserordentliche Dynamik im Mediensystem in Gang gebracht worden. Durch das Zusammentreffen von Bild, Sprache und Schrift verändern sich augenscheinlich Inhalt, Stil sowie Aufmachung der medienvermittelten Kommunikation. Durch neue bilderschlossene Realitätszugänge und Techniken zu deren Distribution ist die traditionell kleine Welt zumindest noch kleiner geworden<sup>291</sup>. So hat die Fotografie zu einer vermeintlichen Auflösung einst gegebener Grenzen von Raum und Zeit sowie der Spannung aufgrund von Distanz und Nähe miteinander kommunizierender Menschen geführt (vgl. Sontag 1995: 146–172; Zemp 2005: 72). Wie nicht zuletzt Katastrophengeschehnisse (z. B. 9/11 2001, der Tsunami in Indonesien 2004, Fukushima 2011) in einer global bebilderten und bildgeprägten Mediengesellschaft zeigen, hängt deren öffentliche Wahrnehmung von der Zirkulation und der Kontextualisierung ihrer bildhaften Repräsentation ab. Auch lässt sich in diesem Zusammenhang klar beobachten, wie die visuelle Repräsentation von Ereignissen über die Existenz (oder Nichtexistenz, wenn entsprechende Bilder nicht vorliegen) richtet. So bleiben Ereignisse trotz grosser Opferzahlen, aber mit fehlender Bildprägung vergessen und

<sup>290</sup> „Bilder seien – habe der Magnum-Fotograf René Burri einmal gesagt – wie Taxis zur Hauptverkehrszeit. Wenn man nicht schnell genug ist, bekommt sie immer ein anderer“ (TA, 30.6.2004:53).

<sup>291</sup> Mit Internet/ISN (Internet Solutions Network) oder per Mobilfunkanschluss können Fotos vor Ort weltweit über Agenturen oder die Homepage verkauft werden.

dem öffentlichen Bewusstsein fern.<sup>292</sup> Selbst wenn der Bildwelt in der aktuellen Medienlandschaft durchaus kritischer begegnet wird als früher, übermitteln Fotografien "originalgetreue" Abbilder von Geschehenem und somit immer auch Glaubwürdigkeitswerte. Die Aussage, „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen“, („seeing is believing“) gilt (weiterhin) als Wahrheitsbeweis (vgl. Schultz 2003: 10–13). Was die öffentliche Teilhabe an optischen Eindrücken zu Katastrophen im Gegensatz zur Schriftlichkeit anbelangt, kennen Bildcodes durchwegs andere Regeln im Auslösen von Lernprozessen und emotionaler Anteilnahme. Bedeutsam an Bildern sind deren Eigenschaften: Sie ziehen unsere Aufmerksamkeit magisch an, vermögen Emotionen anzusprechen als auch Wirklichkeit zu suggerieren – dies in weit höherem Masse als verbale Beschreibungen.

Auch das Bewusstsein für die aktive Mitgestaltung der Welt hat sich dadurch massstäblich erweitert. Gerade der offensive Fokus auf plakatives Leid, das Katastrophen oder Kriege anrichten und der Dankbarkeitsappell angesichts des eigenen Verschontseins vermögen beim Sensibilisieren der Öffentlichkeit zu helfen. Was infolge des "Schockeffektes" mit Höhepunkten des Spendenaufkommens und sonstigen humanitären und karitativen Aktivitäten goutiert wird, verweist auf die subtileren Effekte eingesetzter Bildmittel (vgl. Sontag 1995: 160; Doelker 1999; Krzeminski 2001). Bilder lösen bei ihrem Anblick immer emotionale Reaktionen aus, was auch Empathie mit den Menschen, deren Blicke und Gesten festgehalten sind, beinhalten kann. Umso mehr sind möglichen Effekten Rechnung zu tragen, wenn Bilder von Katastrophen oder Kriegen in demokratischen Gesellschaften gezielt zur Meinungsbildung beitragen sollen<sup>293</sup>. Darüber hinaus lässt mit Bildern neben dem Emotionalitätswert in gleicher Weise der Unterhaltungswert steigern.

Nicht zuletzt verleiht der immerfort mitlaufende Informationsfluss auf der Bildebene der Medienöffentlichkeit eine neue Komplexität. Und zugleich begleitet eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher Visualisierungsstile diese Entwicklung. Bekanntlich gehört es zum Selbstverständnis des Fernsehjournalismus, dass Nachrichten im Allgemeinen mit Bildern unterlegt sein müssen, um den Kontakt zum Publikum aufrechtzuerhalten. Insofern besteht hier ein Zwang<sup>294</sup> zum Bilde. Alles was sich herzeigen, direkt abbilden oder zumindest symbolisch illustrieren lässt, hat bessere Chancen, die Selektionsfilter der Fernsehpublizistik erfolgreich zu durchlaufen als schwer visualisierbare Berichterstattungsgegenstände. Auf Seite der Medien bezeichnet Visualisierbarkeit als Nachrichtenwert eine Selektionsunterscheidung, die offensichtlich die journalistischen Kriterien der Entscheidungsprogramme spezifiziert in Bezug auf das, was zur aktuellen Information an die Öffentlichkeit weitergeleitet wird (vgl. Marcinkowski 1993: 105, Zemp 2005: 73). Deswegen prägen Medien wie Zeitungen, Fernsehen oder Magazine mit visuell dargestellten Begebenheiten dieses Geschehens stets auf ihre eigene Weise. Ein spezifischer Vorzug des fotografischen Bildes zeigt sich in der Möglichkeit, die sinnlich erfahrbare Realität authentisch wiederzugeben. Diese detailgetreue Abbildung des Motivs ist eine Qualität der Fotografie, die ihr Wahrheitsgehalt sichert und wissenschaftliche Glaubwürdigkeit verleiht. Dadurch zählt sie längst zu einem bedeutenden Bestandteil der Vermittlung von Wissen. Hand in Hand mit dieser multimedialen Herstellung von Wirklichkeit im Sinne von "Bild = Ereignis = Wirklichkeit" in Massenmedien gehen Veränderungen in der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Aufmerksamkeitsgenerierung einher (Sontag 1995: 160; Doelker 1999).

<sup>292</sup> Siehe in diesem Zusammenhang auch lange ignorierte Kriegsgeschehnisse wie z. B. in Bosnien und Ruanda, wo wegen der verwehrt medialen Sichtbarkeit Kriegsregionen ihrem eigenen Schicksal überlassen blieben (vgl. Knieper/Müller (2005)).

<sup>293</sup> Zu den besonderen Herausforderungen des Bilderzeigens im Journalismus, wo die schockierenden Aspekte in demokratischen Gesellschaften nicht unterdrückt werden dürfen, siehe: Renner (2005: 115–117).

<sup>294</sup> Dieser Zwang zum Bilde kann gemäss Befunden der Wirkungsforschung leicht inhaltliche Defizite mit sich bringen oder vom Inhalt und der Substanz weiterer Informationen ablenken. Wobei die Wirkung von Visualisierung von verschiedenen Randbedingungen (z. B. Medium, Präsentationsweise, vermittelte Inhalte, Interessen und Kompetenzen der Mediennutzenden) abzuhängen scheint. Es gibt Hinweise darauf, dass beispielsweise die Behaltensleistung unterstützt wird, wenn in Nachrichten Text und Bild zusammenpassen und demnach Bilder textillustrierend verwendet werden. Als eher abträglich bei der Informationsvermittlung, etwa in Bezug auf die Behaltensleistung, erweisen sich Bilder im Rezeptionsprozess, die nicht mit dem Text korrespondieren (= Text-Bild-Schere). Für eine Übersicht zu rezeptionsorientierten Befunden zur visuellen Kommunikation und visuellen Medien siehe: Bonfadelli (2004: 54–59).

Die Menschen moderner Gesellschaften scheinen Bildveröffentlichungen und im Besonderen den fotografischen Bildern verfallen zu sein. In den Augen der amerikanischen Philosophin Susan Sontag (1995: 29) hat die Allgegenwart der Fotografie in unserer Umwelt die Bürgerinnen und Bürger in „Bilder-Süchtige“ verwandelt. Dieses begründet sie damit, dass Fotografie Realität impliziere und Realität – in einer ohnehin unübersichtlich gewordenen Welt – verfügbarer erscheinen lasse, als sie in Wirklichkeit sei. Was mit der Produktion von Bildern der Wirklichkeit letztendlich erreichbar ist, bleibt immer eine bereits durch Selektion und Perspektivierung interpretierte Erscheinung der sichtbaren Welt. Und schliesslich hat uns die eingangs diskutierte konstruktivistische Theorie bereits dafür sensibilisiert, dass Bilder immer nur eine beobachterabhängige Wirklichkeit vermitteln können. Im Hinblick auf die Möglichkeit, überhaupt einen Sachverhalt zu fotografieren und in Bildmaterial zu überführen, schiebt sich immer eine notwendige Technik dazwischen. Allein schon eine andere Kamera, unterschiedliche Perspektiven, Blenden und Verschlusszeiten oder das Unterlegen von Sprache und Text etc. können zu unterschiedlichen Eindrücken der Wirklichkeit führen. Es handelt sich notwendigerweise um ein durch Beobachtende gestaltetes Bild. Im Rahmen dieser Konstruktion spielen im Journalismus professionelle Bearbeitungsroutinen durch die Redaktion für die Art der Aufnahmen und die Präsentation in einem Massenmedium eine Rolle (vgl. Grittmann 2003: 134–135; Schierl 2003: 158–159). Bereits die Frage nach der Auswahl des Motivs ist ein Relevanzkriterium, was auf den Urheber des Bildes und die redaktionelle Linie eines Mediums zurückweist. So kann auch den RezipientInnen immer nur ein spezieller Blick auf die komplexe Wirklichkeit eines Ereignisses gewährt werden. Am meisten wird der selektive Charakter fotografischen Sichtbarmachens eines erlebten Momentes und seine fotografische Konstruktion dann erfahrbar, wenn der Versuch unternommen wird, eine Fotografie exakt zu rekonstruieren, also den gewählten Ausschnitt der Bildwirklichkeit so zu wählen, dass Perspektive, Lichtgebung, Kontrast, Ausschnitt, Bildgrösse etc. in Übereinstimmung sind.

Trotz dieser erkenntnistheoretisch begründbaren Einschränkungen des Bildes als Referenzpunkt für Authentizität<sup>295</sup> erlangt für uns eine Katastrophe zweifellos mehr Realität und Präsenz, sobald wir dazu Visualisierungen abrufen können<sup>296</sup>. Zudem verfestigen sich diesbezügliche Vorstellungen eher mit vertrauten Bildern als mit Begriffen oder Schlagworten. Oder wie Susan Sontag bemerkt: Fotografien „suchen uns heim und lassen uns nicht mehr los“ (2003: 104). So spielen Wandlungsprozesse z. B. in der Informations- und Kommunikationstechnik, in den Produktionsbedingungen oder in den Funktionsbestimmungen einer Pressefotografie mit hinein, wie und welche Eindrücke von Katastrophen in der jeweiligen Zeit vermittelt werden und die Bedrohung als auch die Reaktionen darauf prägen.

Im Hinblick auf den Wert der Fotografie ist nicht daran zu zweifeln, dass die Fotografie das Reich des Sichtbaren beträchtlich ausgedehnt hat – insbesondere durch Nah- und Teleaufnahmen führt die Fotografie in den Worten von Sontag (1995: 111) „zu einer ungeheuren Steigerung der kognitiven Ansprüche des Sehens“. Nicht zuletzt infolge der Digitalisierung, Virtualisierung und globalen Verfügbarkeit bildtechnisch erzeugter "Wirklichkeiten" hat sich in jüngerer Zeit ein unerwarteter qualitativer und quantitativer Sprung vollzogen. Die globale Datenübermittlung schafft somit – wie bereits thematisiert – völlig neue Ausgangsbedingungen für Medienschaffende in der Anwendung von Bildern<sup>297</sup>. Die zeitnahe Veröffentlichung von Bildern, beispielsweise von Katastrophenschauplätzen, wird zudem durch die Omnipräsenz von Kameras, sei dies in Form von Video-, Handy- oder Überwachungskameras oder satellitenbasierten Einrichtungen zum Austausch von Bildmaterial über Län-

<sup>295</sup> D. h.: Authentizität in Bezug auf die Produktion von Bildern ist letztlich eine subjekt- bzw. autorenbezogen interpretierte Erfahrung von Wirklichkeit, was Schierl (2003: 159) als „situative Adäquanz“ bezeichnet.

<sup>296</sup> Man denke an den Tsunami im indischen Ozean 2004, das Erdbeben in Haiti 2010 oder die Erdbeben- und Nuklearkatastrophen (Fukushima) in Japan 2011. Als Gegenbeispiele mögen das Erdbeben in China 2008 mit rund 70'000 Toten oder der Zyklon Nargis in Myanmar mit 84'500 Toten dienen (vgl. Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft (2008), von denen wir so gut wie keine Bilder haben. Fehlen Bilder, vermögen sich auch die Ereignisse kaum in unseren Köpfen festzusetzen.

<sup>297</sup> Im Prozess der Digitalisierung vollzieht neben der Visualisierung der Informationsvermittlung auch in der Virtualisierung des Bildeinsatzes ein sich gegenseitig verstärkender Wandel in der sozialen und medialen Entwicklung. Ausführlich zu Visualität und Virtualität: Meckel (2001).

dergrenzen hinweg begünstigt. Dadurch beschleunigt sich im aktuellen Kommunikationssystem abermals die Verfügbarkeit von Bildern und Nachrichtenfилмmaterial mit durchaus neuen Signaturen bezüglich vermeintlicher Augenzeugenschaft und Authentizitätsnachweisen im Journalismus. Dabei bemühen sich die Zeitungen in den Worten von Meckel (2001: 27), „die Aufmerksamkeitsspirale in der Informationsgesellschaft zu ihren Gunsten zu drehen, und zwar durch den verstärkten Einsatz von Bildern und sonstigen Layoutelementen.“<sup>298</sup>

## 11.4 Wort und Bild – Hochkultur versus Trivialkultur und Boulevard

Der Umstand, dass infolge des erörterten Strukturwandels der Medien öffentliche politische Problemstellungen in der Medienthematisierung umso stärker den ökonomischen Zielsetzungen des Medienmarktes unterworfen sind, führt unter dem Eindruck der zunehmenden Medialisierung und Visualisierung der Medienkommunikation zu medienkritischen Debatten über die Frage zum Nutzen von Bildern. Wobei im Vergleich zur Schriftkultur das Bilderzeigen und dessen aufklärerischer Nutzen unter KritikerInnen nicht allzu hoch eingeschätzt werden. Dafür mag es gute Gründe geben. Die diesbezügliche Argumentationsführung gibt einen Eindruck vom kulturellen Spannungsfeld und Wandel im Umgang mit Bildern.<sup>299</sup>

Die Entwicklung unserer bildgeprägten Medienkultur, wie sie aus der historischen Betrachtung seit den Anfängen der Presse ersichtlich ist, beeinflusste das Aufkommen von Boulevardzeitungen merklich. Das Konzept des Boulevards, die Nachrichten optisch exquisit, ansprechend sowie leicht konsumierbar zu verpacken, hat eine deutliche Einwirkungskraft auf die dominante Schriftkultur. Der Boulevard stösst in ein Bilderdefizit vor und macht sich die bislang vernachlässigte Bedeutung des Sehens, des Gesichtssinns und der Bilder zunutze, um mit bebilderten Strassenverkaufszeitungen gewinnbringend breite Massen anzusprechen. Allein das mag gemäss Doelker (1999: 20) auch begründen, warum die Elitekultur erneut stigmatisierend reagiert und das Bild als minderwertiges Wissensobjekt titulierte. Für dieses Unbehagen gegenüber den Bildmedien und der entsprechenden Positionierung von Schrift bzw. der Lateralität von hochkultureller und anspruchsloser Bildkultur lassen sich vor allem in der kulturgeschichtlichen Entwicklung Ursachen finden. Wie Doelker (1999) oder Meckel (2001) zeigen, lässt sich – angefangen beim Bildverbot im Alten Testament („Du sollst dir kein Bildnis machen“; Exodus 20, 4) und zuletzt während der Reformation mit dem Bildverbot und der Verbannung des Bildes aus der Kirche – eine allgemeine kulturelle Bildverachtung beobachten (ausführlich dazu: Doelker 1999: 16–21; Meckel 2001: 27–30).

Wie auch Meckel (2001: 29) feststellt, leidet unsere Kultur „unter einer historischen Bildstörung“, so dass Bildlichkeit noch heute in der Medienkultur eher negativ konnotiert ist. Ebenso bestanden beim Aufkommen des Fernsehens grosse politische Vorbehalte gegenüber dem massenhaften und verführerischen Konsum sogenannt „abstumpfender“ Bildmedien (Meier 1999b: 64). Entsprechend haben Qualitätszeitungen eine z. T. abschätzige, „verbalsnobistische“ Haltung gegenüber dem Einsatz von Pressebildern eingenommen (Doelker 1999: 20). Nicht von der Hand zu weisen ist allerdings, dass aufgrund der gegebenen Marktkonkurrenz „Bildstärke“ in allen Zeitungs-Typen wichtiger geworden ist. Hohe Anforderungen an den Bildeinsatz verfolgen am ehesten noch Elitezeitungen, wo die Bedeutung von langen und komplexen Texten weiterhin betont wird. So hat beispielsweise die Neue

<sup>298</sup> Unerlässliche Anpassungen betreffen auch die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten, was sich in den Nachrichten in einer deutlich höheren Visualisierung bzw. einer grösseren Zahl von Filmberichten für alle Themen – nicht nur für Katastrophen und Gewaltthemen – beobachten lässt (vgl. Bruns (1998: 155–158)).

<sup>299</sup> Man darf dazu nicht übersehen, dass in der Geschichte seit Platon die Methode der bildfreien Erfassung von Wirklichkeit beschworen wurde. So schien es mit dem Durchbruch der Moderne möglich zu werden, durch rationale Überlegungen die negativ konnotierten Täuschungen eines in Form von Bildern begriffenen religiösen Weltbildes zu entheiligen. Mit der Begeisterung für aufklärerische Ideen und den damit einhergehenden Ansprüchen an Rationalität erfährt all das, was nicht deutlich sichtbar oder hörbar ist, eine Abwertung. So betrachtet lässt sich die erneute Hinwendung zu einer durch Bilder vermittelten Wirklichkeit erklären. Da in modernen Gesellschaften die fotografische Besitzergreifung als solche praktisch unbegrenzten Einfluss gewonnen hat, bedeutet diese Macht, welche die unhinterfragte Natürlichkeit der Bilder ausübt, nichts weniger, als dass die magische Komponente in einer profanen Weise wiederhergestellt ist (vgl. Sontag (1995: 146–149)).

Zürcher Zeitung (NZZ) bis ins Jahr 2005 konsequent nur Schwarz-Weiss-Fotografie eingesetzt. Selbst wenn diese gegenüber der Farbfotografie weiterhin als die seriösere und dem Dokumentarischen verpflichtete Variante der Fotografie gilt (vgl. Grittmann 2003: 145), hat die Redaktion der NZZ charakteristische Dogmen ihrer Zeitungsgestaltung zugunsten der Farbfotografie im neuen Jahrtausend hinter sich gelassen.<sup>300</sup>

Bezeichnenderweise tauchen aktuell mit der zunehmenden Verlagerung von einer text- zu einer eher bildorientierten Medienkultur analoge kulturpessimistische Diskurse auf. Insofern setzt sich die moderne Version der Bildverachtung fort. Was die Argumentationen in zeitgenössischen kulturkritischen Tendenzen betrifft, sind diese im Einzelnen komplexer und differenzierter, als hier aufgeführt werden kann. Doch sind die Perspektiven angesiedelt zwischen der Faszination für die – vermeintlich – gegenständliche Repräsentation von Wirklichkeit und gleichzeitiger Problematisierung dessen, was sich hinter dieser angeblichen Evidenz des Realen verschanzt (vgl. Meckel 2001: 28–30). Das alles provoziert im Hinblick auf spezifische visuelle Kommunikationstendenzen in einer medialisierten Lebenswelt kritische Fragen wie beispielsweise, ob durch die Logik optischer Stimulanzien der Mensch und seine sinnlichen kognitiven Vorgänge verformt werden<sup>301</sup>.

In diesem Zusammenhang manifestiert sich am Erfolg neu aufgekommener Medienmenüs wie Reality TV, Daily Soaps oder Casting Shows die „kommerzielle Tragweite eines auf Zuschauerinteressen optimal abgestimmten visuellen und verbalen Medienvoyeurismus“ (Zemp 2005: 75). In derartigen reinszenierten Darlegungen der privaten und intimen Lebensbereiche ist die Bildsprache auf den Transport von Impulsen, auf Emotionen, Stimmungen und Triebregungen ausgerichtet. Umso weniger kann es sich diesbezüglich um die aufklärende Vermittlung vielschichtiger Zusammenhänge und "geistiger" Wissensbestände handeln (vgl. Vesting 1999: 278). Dabei kann nicht ausser Betracht gelassen werden, dass so erzeugte Authentizitätsfiktionen, die von der Kraft der Bilder leben, primär auf Unterhaltung ausgerichtet sind und emotionale Gratifikationserwartungen eines grossen Teils der Zuschauenden bedient. Gemäss dem "Uses-and-Gratification-Ansatz" (1974) erklären auf der Ebene der Mediennutzung spezifische Gratifikations-Leistungen, warum Menschen diesem ökonomisch motivierten Medienvoyeurismus frönen<sup>302</sup>. Allgemein bedeutet das bezüglich des Charakters der hier interessierenden Printprodukte, dass sich solche attraktiven Angebote des Fernsehens mit seiner weiten Palette an bedienbaren Gratifikationen im Unterhaltungs- wie Informationsangebot für Zeitungen als Konkurrenz herausstellen<sup>303</sup>. Auch heute noch fungieren gedruckte Zeitungen vor allem als Informationsmedien<sup>304</sup>.

Der erörterte zweite Strukturwandel (vgl. Kap. 10.6) machte uns die logischen Folgen der Medienentwicklung bewusst, seit sich die Entkopplung zwischen Presse und Parteien vollzogen hat. Mit der Ökonomisierung und Kommerzialisierung des Mediensystems bekommt auch eine absatzträchtige Aufbereitung von Ereignissen im Journalismus eine umso wichtigere Bedeutung. Vor allem Bildreize in den Vordergrund zu stellen, die tunlichst viele Menschen ansprechen, resultiert aus dem Zusammenspiel von eigenen ökonomischen Zwängen jedes Medienunternehmens und dem hohen Konkurrenzdruck um Werbekunden. Seitens der Medien wirft jedwede Zuwendung eines Rezipienten oder

<sup>300</sup> Noch Anfang der 1990er Jahre ist einer Bildanalyse von Jungmeister (1991) zu entnehmen, dass bei der NZZ eine "leserfreundliche" Gestaltung im Vergleich mit den übrigen Pressetiteln in der Schweiz besonders gering ausfällt.

<sup>301</sup> Für eine ausführliche Betrachtung kulturkritischer Vorstellungen und Urteilen zu den Folgen für das Individuum vgl. Schultz (2003: 18–22).

<sup>302</sup> Der Uses-and-Gratification-Ansatz (Nutzen- und Belohnungsansatz) orientiert sich am aktiven Publikum und geht von einer meist zielgerichteten Mediennutzung aus. Bedürfnisse sozialen und psychologischen Ursprungs führen zu Erwartungen an die Massenmedien oder andere Quellen. Aus den Erwartungen resultieren wiederum unterschiedliche Muster von Medienkonsum, „um schliesslich in Bedürfnisbefriedigungen und anderen, vielleicht auch unbeabsichtigten, Konsequenzen zu resultieren“ (Blumler/Katz 1974: 20).

<sup>303</sup> Der direkte Einfluss des Fernsehens auf ein anderes Medium wie die hier interessierenden Zeitungen kann allerdings nicht gemessen werden. Derartige Rückschlüsse leiten sich lediglich auf der Basis von veränderten Nutzungsentwicklungen (sinkende Reichweiten und Leserzahlen seit den 1980er Jahren) ab und sind daher nicht unproblematisch. Darauf verweisen u. a. Beiträge aus der Medienkonkurrenzforschung für die Zeitungsbranche (vgl. Mögerle (2009)).

<sup>304</sup> Innerhalb des Uses-and-Gratification-Ansatzes werden die durch die Vermittlung von Informationen erfüllten Gratifikation der Mediennutzung entlang vier zentraler Kategorien unterscheidbar: Information, Unterhaltung/Eskapismus, Soziale Interaktion und Soziale Integration. Umfassende Ausführungen zu Gratifikationen von Zeitungen siehe: Mögerle (2009).

einer Rezipientin einen ökonomischen Nutzen ab. Sobald aber die Funktionsbestimmung eines Bildbeitrages darin besteht, Massen anzusprechen, ist vor seiner Herstellung bereits ein Teil der Bildbedeutung festgesetzt (Doelker 1999: 70). Die Fähigkeit der Kamera, Wirklichkeit zu fassen und für uns zu beschreiben, kann insofern durch andere Funktionsbestimmungen im Journalismus überlagert werden.

Das eigentlich Problematische ist unsere grundlegende Erwartung und Annahme, die deskriptive Funktion des Bildes stehe in den Nachrichten im Vordergrund, auch wenn das Bild vor allem dem Zweck dienen mag, aus ökonomischen Motiven Aufmerksamkeit zu generieren. Das allgemeine Vertrauen in das authentische Informiertsein beim Betrachten von Pressefotos und die Annahme, dass beobachtbare und beobachtete Vorgänge Wirklichkeit treffend beschreiben, werden durch Visualismus bzw. Visualisierungseffekte unterlaufen (vgl. Knieper/Müller 2001b; Schierl 2003).

Bilder von Ereignissen, die hinsichtlich ihres Aufmerksamkeitswerts oder ihres emotionalen oder unterhaltenden Gehalts selektiert und aufbereitet werden, behalten gewöhnlich weiterhin die Aura der "Natürlichkeit" fotografischer Aufnahmen bei. Die Konstruktionskriterien medial beobachtbarer Vorgänge geben sie kaum Preis. Schon bedingt durch die vorhandene Informationsasymmetrie zwischen Nachrichtenanbietenden und Konsumierenden sind Veränderungen von Bildwelten oder damit einhergehende sachlich kontraproduktive Einflüsse auf die medienöffentliche Kommunikation folglich nur sehr bedingt wahrnehm- oder nachvollziehbar.

Ein grosser Teil der Bevölkerung ist sich im Klaren darüber, dass im Boulevard ein Aufmerksamkeits erheischender Fokus die Präferenzordnungen dominiert. Dass sich auch verbürgte Qualitätszeitungen bisweilen ähnlicher Mittel zu bedienen beginnen, um sich über die Attraktivität visueller Botschaften gegen Konkurrenten abzuheben, ist dagegen weit weniger offensichtlich. Jedoch lassen sich durchaus verschiedene Grade von absichtsvollen medialen Eingriffen im Sichtbarmachen von Ereignissen und Themen vermuten, um mit spezifischen Präsentationsmustern einen bestimmten Geschmack zu bedienen.

Insofern prägen nicht nur Fragen zur Auswahl des Bildmotivs, sondern auch Auswahlaspekte zur Grösse, Format, Farbeinsatz, Ausschnitt oder Kontextualisierung mit, welche und in welcher Form beobachtete Vorgänge der Wirklichkeit in den Medien optisch zugänglich werden (vgl. Grittmann 2003: 134). Gemäss Ansicht verschiedener Kritiker äussern sich Boulevardtendenzen etwa darin, wenn "seriöse" Tageszeitungen mehr Fotos abbilden und Überschriften vergrössern (vgl. Hoffmann 2001). Wenn sich Zeitungen dem attraktiveren Bildcode weit mehr verpflichtet fühlen, dann gilt es bei dieser Vermittlungskonstellation stets zu bedenken, dass das, was immer die Kamera an Inhalten einfängt, nach "fotologischen" Grundsätzen ins Reich der Tatsachen gehoben wird (vgl. Grittmann 2003). Ein Bewusstsein für solche vielgestaltige Inszenierungstechniken in der Medienberichterstattung entwickelt sich erst allmählich<sup>305</sup>.

Der Konkurrenzkampf um attraktive Medienprodukte und die selektive Ausrichtung an dem, was sozusagen die Sehmuster des anvisierten Medienpublikums bedient, hat Auswirkungen auf die Sachdimension der Informationsleistungen der Medien: Der „Siegeszug der visuellen Kommunikation“ bzw. die Flut an Bildern macht sich im Zurückdrängen narrativer und argumentativer Formen der politischen Kommunikation bemerkbar (vgl. Imhof/Jarren/Blum 1999b: 12, Vesting 1999: 287). Eine solche Entwicklung seitens der Medienorganisationen kann die Grundlagen für eine gesellschaftlich adäquate Einschätzung der realen Grössenordnung von Ereignissen behindern. Auch wird befürchtet, dass deshalb die bedeutenderen, aber eher unspektakulären Nachrichten aus journalistischen Berichten verdrängt würden (vgl. Vesting 1999: 278). Eine wichtige Rolle für die Verstärkung dieses Trends spielt das kommerzialisierte Fernsehen. Betrachtet man die Nachrichtenaufbereitung öffent-

---

<sup>305</sup> Einen Überblick über die vielschichtigen Kontexte von Inszenierungen und Authentizität in der visuellen Kommunikation vgl. Schultz (2003: 18–22).

lich-rechtlicher Fernsehanstalten, dann treten die Veränderungen in der Schweiz wie in anderen Ländern deutlich zutage. Während in der Schweiz in den frühen 1980er Jahren die Informationsversorgung faktenorientiert sowie durch farblose Nüchternheit charakterisiert war, ändert sich die Programmgestaltung des Genres Fernsehnachrichten mit dem Markteintritt konkurrenzierender Privatsender nachhaltig. Inzwischen leben Nachrichten viel mehr von den Inszenierungen involvierter politischer und gesellschaftlicher Akteure, was den Beteiligten Prominenz verleiht. Deshalb ist die zunehmende Personalisierung der Nachrichten in den audiovisuellen Medien als Nachrichtenwert besonders gut erkennbar (vgl. z. B. Imhof/Schulz 1998: 12–13; Bruns 1998; Lengauer 2007). Durch Personalisierung lässt sich letztlich die Aufmerksamkeit des Laienpublikums stimulieren – vor allem in Form von Überzeugungskommunikation als bedeutende Grösse im Öffentlichkeitssystem (Gerhards/Neidhardt 1993: 32; Zemp 2005: 74). Zumindest zeigen Befunde aus Feldexperimenten, dass Mimik und Gestik präsentierter Personen durchaus Wirkung ausüben und das Urteil der Menschen beeinflussen können (vgl. Petersen 2003).

Mehr als den Printmedien eröffnen sich audiovisuellen Medien Möglichkeiten, mit Stilelementen der Personalisierung, Privatisierung oder Intimisierung der in Bilder eingebetteten Nachrichtenpräsentation Empathie auszulösen. Auch der emotionale Zustand der Betroffenen in Katastrophengebieten lässt sich anhand "schrecklicher" Bilder vor Ort im Detail ergründen. Dadurch veröffentlichen sich mehr und mehr Geschehnisse aus anderen Bereichen – hauptsächlich der privaten Sphäre. Selbst das unpersönliche Wetter wird bei entsprechender Moderation in ein handelndes Subjekt umgewandelt<sup>306</sup>. Die Konsequenz dieser Selektions- und Vermittlungslogik auf die öffentliche Kommunikationskultur zeigt sich u. a. darin, dass es kaum noch Privatbereiche gibt, die nicht in den Strudel des Sichtbaren und Veröffentlichbaren gezerrt werden (vgl. Vesting 1999: 278).

Im Weiteren zeichnet sich aufgrund solcher auf Spektakel und Emotion ausgerichteten Nachrichtenpräsentation eine Verwischung der Genres Nachricht und Unterhaltung ab. Diese moderne Entwicklung macht natürlich auch vor Printprodukten nicht halt (vgl. Bonfadelli 2004: 44–47). Und wenn diese neue Epoche des Bildes und der Bildmedien skeptisch beurteilt wird, dann wird vor allem an deren aufklärerischem Nutzen gezweifelt. Zu Infragestellungen Anlass gibt die visuelle Kommunikation insbesondere in Bezug auf die Vermittlung kognitiver Einsichten, d. h. jener Faktoren, die für die demokratisch-rationale Willens- und Meinungsbildung in der politischen Demokratie vorausgesetzt werden (vgl. Wilke 1996b: 103; Vesting 1999: 278). Seit dem 18. Jahrhundert konnte sich die reflektierende Vernunft mit der Nachrichtentechnik der schriftlichen Kommunikation entfalten. Und deshalb liess sich die öffentliche bzw. veröffentlichte Meinung auch als ein Medium rationaler Aufklärung begreifen. Die Verlagerung von der Schrift zum Bild als Informationsträger erachtet Vesting (1999) insbesondere für die Gleichsetzung von massenmedialer Öffentlichkeit und Vernunft bzw. Wahrheit heute als problematisch.<sup>307</sup>

Gesellschaftliche Sensibilitäten und Bedrohungsperzeptionen, etwa für Katastrophen und Umwelt Risiken, lassen sich von den Medienunternehmungen selbstredend einträglich bewirtschaften lassen<sup>308</sup>. Überdies ist inzwischen bekannt, dass Form und Stil von Informationen und Kommunikation zur Perzeption und Beurteilung von Risiken beitragen (vgl. Schanne 1996: 18–28).

Schliesslich muss in der vorliegenden Arbeit geklärt werden, inwieweit gerade eine auf Effektivität und Involvement abzielende Kommunikation zu massgeblichen Transformationen der visuellen Medienpräsenz von Katastrophen im Laufe geschichtlicher Entwicklungen geführt hat.

<sup>306</sup> Diese Anpassung bei den Wettervorhersagen lässt sich insbesondere bei der Sendung "Meteo" des Schweizer Fernsehens SRF beobachten.

<sup>307</sup> Ausführlich zum Wandel normativer Leitdiffenzen in der "Informationsgesellschaft" siehe: Vesting (1999: 267–281).



Was die zeitgenössische Kritik an Bildmitteln betrifft, gibt es keinerlei Grund zu bestreiten, dass fotografisch erschlossenen Realitätszugänge durchaus einen Mehrwert für eine differenzierte Meinungsbildung bringen könnten. Letzteres trifft gewiss für Visualisierungen zu, die sich auf sachliche und lebenswahre Beteuerungen und Angaben stützen. Solche Fotografien helfen, ein umfassenderes Bild der Wirklichkeit zu vermitteln. Überdies haben sie die Tendenz, komplexe Sachverhalte verständlicher zu machen, treffende Reaktionen hervorzurufen und gesellschaftlich zum Handeln und Intervenieren anzuregen. Hingegen wird auf die Dauer vieles problematisch, wenn infolge der ökonomischen Orientierung der Medien zunehmend Bildinformationen angeboten werden, die den Blick der Gesellschaft auf Sensationen oder Schreckensbilder etwa aus Katastrophen- und Kriegsgebieten erzwingen. Wobei bei solchen gestalterischen Bestrebungen, die allseitige Entfaltung durch audiovisuelle Fokussierungen besonders zu bedenken ist. Ob es unbedingt den Blick auf Zerstörungs- und Gräuelbilder braucht und inwiefern dieser Anblick zu rationaler Einsicht und zur Kultivierung des moralischen Gefühls taugt, darüber streiten sich die MedienanalytikerInnen. Von der aufklärerischen Seite her gilt Wegsehen als Aufklärungsverweigerung. Kritisiert wird am Anblick des Schrecklichen, dass solche Bilder nicht sensibilisieren, sondern abstumpfen würden. Andere begrüßen die Appellwirkung solcher Bilder. Das provoziere gesellschaftliche Gegenantriebe und Handlungen (vgl. dazu: Sontag 2003; 2004).

Wie besonders in Katastrophensituationen deutlich wird, stellt das heutige Mediensystem auch aufgrund seiner ökonomisch motivierten Handlungsrationalität speziell hohe Anforderungen an die öffentliche Kommunikation bzw. die daran beteiligten Akteure. Hierzu zeigen Befunde unter anderem, dass Informationserwartungen der Krisenstäbe an Informationsleistungen der Medienschaffenden – so uneigennützig diese in einer Notlage sein mögen – problematisch auseinanderklaffen können. Auch in Betracht gezogen wird, dass die Katastrophenthematisierung in der Logik des Medienmarktes Panik und Überreaktionen auslösen könnte. Solche Befürchtungen münden letztlich in Forderungen nach einem effizienten Katastrophenmanagement, das dysfunktionale Auswirkungen des Mediensystems ebenso einkalkuliert (vgl. Müller/Zimmermann 1997: 278–282; Dt. Komitee für Katastrophenvorsorge e.V. 2000; Zemp 2010).

Ausgehend von diesem zunächst pauschal gehaltenen Hintergrund ist in theoretischer Perspektive für den bildkritischen Umgang die Frage aufzuwerfen, was dem visuell Dargestellten in der Wahrnehmung von Nachrichten jenen eingangs erwähnten Aufmerksamkeitswert und eine nachweisbare Überlegenheit in der Generierung menschlicher Aufmerksamkeit verleiht. Hinsichtlich der semantischen Wertigkeit und Signalwirkung von Bildbotschaften ist mit Blick auf einen hochdifferenzierten Medienmarkt zu ermitteln, inwieweit Bildkommunikation optimiert werden kann, um in Zeiten knapper werdender Aufmerksamkeit das angepeilte Medienpublikum werbewirksam zu erreichen.

## **11.5 Bilder als Stimuli für Aufmerksamkeit und Affekte – Gesetze selektiver Wahrnehmung**

Die Analyse der visuellen Kommunikation in der Tagespresse setzt ein grundlegendes Verständnis der Funktionsweisen und -bestimmungen bildlicher Kommunikationsformen voraus. Dazu müssen die Unterschiede von Bild- und Wortsprache als Darstellungs- und Vermittlungsform von Informationen präzisiert werden sowie massgebliche Rahmenbedingungen der menschlicher Wahrnehmung der Bildkommunikation. Andererseits gilt zu klären, welche Bilder beim Publikum besonderes Interesse wecken. Aus diesen Präzisierungen ergeben sich Anknüpfungspunkte, um die Richtung und Absicht der vermittelten Bilder durch Nachrichtenmedien mit dem anvisierten Publikum zusammenzubringen.

Vordergründig ist klar: Bei Katastrophen handelt es sich um gut visualisierbare Ereignisse. Früher wie heute gehen Medien bei Katastrophen – vor allem wenn das eigene Land betroffen ist – von einem grossen Nachrichtenwert aus. Allerdings ist trotz einer beinahe unbegrenzten Fülle an einschlägigen Bildern deren Vermögen, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nicht in jedem Fall in gleicher Weise vorhanden. Geht es um die journalistische Praxis, eröffnet allein schon die wenig spezifische Umschreibung "Katastrophe" eine vergleichsweise grosse Variationsspanne, wie das Thema aufgegriffen und dargestellt werden kann.

Seitens der Öffentlichkeit hat gemäss der Agenda-Setting-Theorie eine intensive Informationstätigkeit der Medien, bestimmt durch Umfang und Auffälligkeit der Berichterstattung, eine Signalfunktion (vgl. McCombs/Shaw 1972). Besonders in Katastrophen- und Krisensituationen sind es Bilder, welche die negative Bedeutung "Katastrophe" zu evozieren und unsere Aufmerksamkeit zu lenken vermögen. Interessant scheint folglich die Frage, worin die prioritäre Aufmerksamkeit bei solch spezifischen Mediensignalen begründet liegt.

Aufgrund der Entwicklungsgeschichte des Menschen ist die Wahrnehmung von Bildern älter als die Entschlüsselung von verbalen Konzepten. In vielem sind daher unsere Wahrnehmungsmuster und Erkennungscodes geradezu aufmerksamkeitsbindend auf die Bildwelt ausgerichtet und den darin enthaltenen stammesgeschichtlichen Reizen, die dem Selbstaufbau, der Selbsterhaltung und der Arterhaltung dienen. Bilder werden dementsprechend schneller und leichter wahrgenommen und verarbeitet als verbale oder auditive Signale. Diese leichtere Identifizierbarkeit begründet, warum ikonische Zeichen die Aufmerksamkeit des Menschen besonders zu affizieren vermögen. Deswegen sind audiovisuelle Medien wie Film und Kino oder Bildzeitschriften besonders beliebt. Zugleich vermögen viele Bilder bei den Betrachtenden unmittelbar Gefühle anzusprechen. Emotionen, die im Vermittlungsprozess keiner notwendig rationalen Kontrolle unterliegen, können insbesondere von den Bildinhalten ausgehen, die anziehend oder abstossend wirken. Auch von der ästhetischen Qualität des Bildes können Emotionen ausgelöst werden. Unsere Aufmerksamkeit zu binden vermögen vorzugsweise Themenkategorien wie Lebensbedrohung, Lebenssicherung und Sexualität, wo stammesgeschichtlich bedingt unser biologischer Code (biologischer Imperativ der Selbst- und Arterhaltung) angesprochen wird und schliesslich der archaische Code, den Personen durch Mimik und Gestik in uns wecken. Einen weiteren Einfluss auf die Blickfangqualität haben rasche Bewegungen. Durch die Übernahme dieser Codes in die mediale Wirklichkeit reagieren wir entsprechend mit höherer Aufmerksamkeit auf entsprechende Medienreize (vgl. Doelker 1999: 57–58)<sup>309</sup>. Fernsehtypisch kann der aufmerksamkeitsbindende archaische Code durch den Auftritt von Personen angesprochen werden. Indem man sich für tragende Personen entscheidet, die durch ein Thema führen, lässt sich das Interesse für gesprochene Nachrichten oder selbst für banale Sendungen begleitend unterstützen. Dabei spielen Gesichter eine wichtige Rolle. Je grossformatiger sie uns präsentiert werden, desto direkter werden unsere eigenen Gefühle angesprochen. Diese Gefühlsregungen bleiben zudem für längere Zeit stabil vorhanden. Im Unterschied dazu ist bei kognitiven Medienwirkungen das vermittelte Wissen relativ rasch wieder vergessen (vgl. Doelker 1999: 138–145; Zemp 2005: 81).

Zur Auslösung von affektiven Reaktionen oder Betroffenheit beim Medienpublikum müssen Emotionen angesprochen werden. Bestens geeignet für diesen Emotionstransfer sind die dramaturgischen Mittel des Fernsehens, wo Inhalte wie auch Tonalität mitspielen. Das vorrangig als "Augenkitzel" eingesetzte Bild spricht im Gegensatz zu sachlich-distanziertem Text die Emotionen stets mehr oder weniger an. Beim Hinsehen lösen Bilder je nach Berichterstattungsinhalt angenehme Gefühle oder z. B. Angst, Schrecken, Mitleid oder Fassungslosigkeit aus. Durch emotional aufwühlende Bilddokumente von Katastrophen, Kriegen oder Unglücksfällen, die u. a. das menschliche Grundbedürfnis nach Sicherheit ansprechen, erreicht die Aufmerksamkeit ein hohes Niveau. Gemäss Fallstudien fin-

<sup>309</sup> In Bezug auf die Bildkommunikation in der Spendenwerbung stellt Krzeminski (2001) fest, dass hier der Einsatz verschiedener Werbewirkungsfaktoren wohl dosiert ausfällt, obwohl der Wettbewerb um Spendengelder hart ist.

det diese Besitzergreifung sowohl beim Fernsehen wie bei der Zeitungslektüre statt (vgl. Doelker 1999: 138–139; Bonfadelli 2004: 56–57; Zemp 2005: 81).

Im Wissen um diese universell angelegten Reflexe der Wahrnehmung ist es plausibel, warum mit der wachsenden ökonomischen Orientierung der Medien versucht wird, diese stammesgeschichtlich angelegten Codes als sichtbare Bildreize aufmerksamkeitsbindend zu verwerten. Durch diese Tendenz gewinnt vieles an Eigendynamik. Unter anderem auch, weil sich heutzutage die meisten Medieninstitutionen ähnlicher oder identischer visueller Mittel bedienen. Dies bedeutet, dass deren Gebrauch mit der Quantität neutralisiert wird und einen Bedarf an zusätzlichen Strategien erzeugt (vgl. Doelker 1999: 25–26). Das Mediensystem inspiriert sich folglich gegenseitig beim Management und den Schachzügen um knapp werdende Aufmerksamkeit durch Informationsüberfluss.

Bilder werden auch besser erinnert, weil das Bildgedächtnis eine hohe Leistungsfähigkeit aufweist<sup>310</sup>. Ausgehend von diesen Ausführungen zu wesentlichen Eigengesetzlichkeiten der Bildkommunikation ist klar, warum Katastrophen und ihre Umsetzung ins Bild Blickfangqualitäten besitzen, das heisst: seitens aller möglichen Publikumsschichten einen aufmerksamkeitsbindenden Nenner schaffen. Durch das Ansprechen von ausschliesslich kognitiven Interessen lässt sich für ein Ereignis nicht eine vergleichbare Signalwirkung erzielen.

Es ist davon auszugehen, dass Medienakteure im Streben nach hohen Auflagen bzw. Einschaltquoten ihre Bildkommunikation entlang Kriterien ausrichten, wo sich Bilder inhaltlich und formal dem Wahrnehmungsprozess der Publika angleichen. Aufgrund validierter Einsichten gehören zu weiteren verstärkenden Bildwirkungsparametern u. a. die Grösse, Farbigkeit oder der emotionale Erlebniswert der Darstellung etc. Wird hingegen ein dokumentarisch-informativer Kommunikationsstil angestrebt, lässt sich nur ein sehr dosierter Einsatz solcher Gestaltungseffekte beobachten. Umso mehr liegt hier der Vorrang auf der Textebene (vgl. Krzeminski 2001; Schierl 2001).

In jenem Moment, wo ein gedrucktes Bild zum Presstext stösst, verändert sich die Rezeptionssituation grundlegend. Bei gleichzeitiger Verwendung von Wort und Bild wird laut der Konvergenz-Regel reflexartig ein inhaltlicher Zusammenhang geschaffen (Doelker 1999: 171). Doelker (1999: 64–65) verwendet für die Verbindung von Bild und Text den Begriff Print-Gesamttext. In den Zeitungen steuert das Layout unweigerlich mittels erster Wertigkeit von Text- und Bildinformationen die Wahrnehmung und Informationsaufnahme. Wenn primär das Bild (Bildreportage) dominiert, tritt der Worttext nachgeordnet auf. Dominiert hingegen der Text – wie in informativen Printmedien – dient das Bild im Sinne einer visuellen Unterstützung textillustrierend (Doelker 1999: 175; Zemp 2005: 82).

Daher ist die Frage zentral, wie Medien Bilder nutzen und welche Funktionalitäten mit dem Bildeinsatz verbunden sind.

## **11.6 Visuelle Kommunikation – Eigenheiten, Funktionsbestimmungen und Problemfelder im Kontext der Berichterstattung**

Für das massenmediale Erschliessen von Realitäten für die Gesellschaft stellt die beschriebene neue "Kultur des Bildes" gegenüber der Schriftkultur eine bedeutungsvolle Zäsur dar. Deutlich zeigen sich diese nachhaltigen Veränderungen in Bezug auf bebilderte Nachrichten. Es gehört nämlich zu ihren Eigenschaften, dass sich ein höheres Interesse für sie einstellt als bei Darstellungen ohne Bild. Zumal optisch wahrgenommene Informationen beim Empfänger biologisch sowie technisch anders erfasst werden als dies bei wortsprachlichen der Fall ist, lohnt es sich, die Beschaffenheit der Bildkommunikation, ihre Funktionen sowie Leistungsmöglichkeiten genauer zu verfolgen – vor allem in Bezug auf

---

<sup>310</sup> Zu weiterführenden Erklärungen zu diesem Phänomen vgl. Schierl (2001: 199).

die Medienöffentlichkeit. Ausgangspunkt dafür ist die umfassende Bildtheorie, wie sie Doelker (1999) in direkter Verbindung mit der Phänomenologie des Bildes ableitet und anhand der Gegenüberstellung von visueller und sprachlicher Kommunikation verständlich macht.

Aus seinem theoretischen Ansatz heraus definiert Doelker (1999: 187) das Bild als eine „zum Zwecke der Betrachtung oder Verständigung hergestellte visuelle Konfiguration“. Die Wesensmerkmale der Bildlichkeit liegen in der Begrenzung, in der Transferierbarkeit in ein handhabbares Format sowie in der Reproduzierbarkeit. Die visuelle Sprache entsteht durch die Verfügbarkeit des Bildes innerhalb eines begrenzten Rahmens. Die Bildsprache kann im Gegensatz zur Schrift schon aufgrund ihres Abbildcharakters normalerweise keine handfeste Bedeutung versenden. Die visuelle Kommunikation folgt einer assoziativen Logik. Assoziativ generierte Bedeutungen, die nicht rational erklärbar sind, aber auf Vorbildern beruhen, unterscheiden sich von der Eigenart der Textkommunikation, in der meist eine rational-argumentativen Logik anzutreffen ist (vgl. Müller G. 2001: 21). Gerade die potenzielle Vieldeutigkeit visueller Abbildungen veranlasst Betrachtende zu eigenständigen Wahrnehmungen. Auch wenn die Auslegung eines Bildes durch Konventionalisierung oder mitgelieferte Präzisierungen (Titel und Legende) eingegrenzt werden kann, ändert sich nichts an der generellen Vieldeutigkeit des Bildcodes (vgl. Doelker 1999: 181–189). Hingegen steht die Verbalsprache sowohl mit der inneren Welt und äusseren Wirklichkeit in einer Wechselbeziehung. Auf diese Weise ist die Ausdrucksfähigkeit unbegrenzt. Trotz der Mehr- oder Vieldeutigkeit von Wörtern lassen sie sich auf eine Bedeutung hin festlegen. Somit werden diese verbindlich. Im Unterschied dazu ist die Bedeutung von Bildelementen offen. Im Zeitungswesen werden bekanntlich Pressefotos mit Legenden versehen (Doelker 1999: 62). Letztere liefern in Form von verbalsprachlichen Anweisungen bisweilen wichtige Angaben, damit Bildinhalte intersubjektiv und eindeutig erfasst werden können. Die angemessene Unterschrift kann somit die Aussage von Bildern einschränken und absichern, deren moralischen Appell oder individuelle Gedanken jedoch nicht untergraben (vgl. Sontag 1995: 106–107).

Fotografie bedeutet im Grunde das Sichtbarmachen von Wirklichkeit. Eine fotografische Abbildung – statisch oder in Bewegung – erzeugt ein originäres "Zeichen" bei der Informationsübermittlung (vgl. Doelker 1999: 23–26; 70–74). Genau genommen begrenzt sich dieser genuine Index auf genau den Moment der Aufnahme. Walter Benjamin (1977) spricht dabei vom „winzigen Fünkchen Zufall, Hier und Jetzt“, mit dem die Wirklichkeit den Bildcharakter gleichsam „durchgesengt“ habe (Benjamin 1977: 50). Dieser Augenblick der Aufnahme mittels Kamera ist im Unterschied zu anderen Verfahren der Bilderzeugung demnach konstitutiv für Fotografien. Jedwede Entscheidung, die vor der Aufnahme getroffen wird und ihr folgt, ist hingegen Funktionszusammenhängen unterworfen, in denen die Abbildung entsteht (vgl. dazu Tabelle 5). Allerdings lässt der Status der unhinterfragten Natürlichkeit des Endproduktes leicht all die Komponenten vergessen, welche die Erzeugung der Fotografie ermöglicht haben. Fotografische Aufzeichnungen von einer grenzenlosen Vielfalt an Begebenheiten sind nicht die Geschehnisse selbst. Nach Doelker (1999: 70–72) handelt es sich um registrierte Spuren der Wirklichkeit. Mittels dieser Spurbilder (registrative Funktion) stellt sich bei der Betrachtung die Verbindung zur Wirklichkeit eines lokalisierbaren und datierbaren Geschehens her. Anhand von Aufzeichnungen können wir daran teilhaben und uns „ein Bild der Wirklichkeit“ machen. Allerdings geschieht das in steter Abhängigkeit von den Nachrichtenfiltern der Medienschaffenden. Immerhin darf vor allem in seriösen Zeitungen in normativer Hinsicht die Verifizierbarkeit der Bildnachrichten erwartet werden. Dies geschieht bei Fotografien durch konkrete Angaben von Ort und Zeit, so dass sich jedes aufgezeichnete Bild in der realen Situation als Index verorten lässt. Zugleich können von der erfassten Wirklichkeit falsche Realitätssignale ausgehen. Durch die Inszenierung von Wirklichkeit übermitteln sich Fälschungen des vorhandenen Seins und infolge digitaler Techniken lassen sich Bildprodukte ohne reale Entsprechungen verwirklichen (Zemp 2005: 78).

Auch wenn TV-Bilder, vor allem in Live-Schaltungen, das scheinbare Gefühl der Unmittelbarkeit und hohe Authentizität suggerieren, handelt es sich bloss um Spurbilder. Was sichtbar wird, ist das Auf-

nahmematerial eines selbst hergestellten Ausschnittes einer direkt beobachteten und beschriebenen, durch Medien ausgearbeiteten "Realität". Was für die Sprache gilt, nämlich dass sie die Realität mit Hilfe von Zeichen und Sätzen stets nur beobachten und beschreiben kann, trifft analog auch für die Bildsprache zu (vgl. Doelker 1999: 71–74).

Ein Ereignis kann statt durch ein Spurbild überdies als Abbild (mimetische Funktion) festhalten werden. Dazu werden zeichnerische oder digital generative Nachbildungen der Gegebenheiten geschaffen. Ferner spielen explikative Bildfunktionen für die Presse eine Rolle. Mit dem Einsatz von Schaubildern wie Karten, Grafiken oder Diagrammen können abstrakte Sachverhalte begreifbar gemacht werden. Als neuere Verfahren gestattet die Simulation das Aufzeigen von Wirklichkeit, indem beispielsweise antizipierbare Szenarien der Zukunft vermittelt werden (vgl. Doelker 1999: 73–74). Gegebenenfalls kommen Bilder zum Einsatz, die keine vermittelnde, sondern eine rein dekorative Funktion haben (z. B. Füllbilder oder Zierbilder). Die Aufmerksamkeit, welche die visuelle Kommunikation allgemein generieren kann, unterliegt folglich ihrer zugewiesenen Funktion in der Nachrichtengestaltung. Welche dieser Funktionen überwiegt, hängt unter anderem vom jeweiligen Medium, der Situation sowie der Zielgruppe ab (vgl. Zemp 2005: 76, 79). Hierbei lassen sich analytisch fünf zentrale Funktionsbestimmungen von Bildern unterscheiden:

**Tabelle 5: Funktion von Bildern**

<b>Funktion</b>	
Informationsfunktion:	Bilder liefern zusätzliche oder ergänzende zu dem im Textteil enthaltenen Informationen.
Unterhaltungsfunktion:	Bilder sorgen für Abwechslung in der visuellen Rezeption und Informationsverarbeitung.
Erlebnissfunktion:	Bilder vermitteln in der Regel stärker als Texte das Gefühl, ein Ereignis miterleben zu können und – wenngleich medienvermittelt – doch "wirklichkeitsgetreu" erfahren zu können.
Emotionalisierungsfunktion:	Bilder können Gefühle und Stimmungen von Momenten und Ereignissen für die Rezipienten besser und deutlicher ausdrücken, als dies ein eher informationsorientierter Text vermag.
Interpretationsfunktion:	Bilder vermögen die Rezeption von Sachverhalten in einer bestimmten Art und Weise besser und deutlicher zu beeinflussen, als dies ein eher informationsorientierter Text vermag. Sie gelten daher als zentrales Medium des Wahrnehmungsmanagements.

Eigene Darstellung nach Meckel (2001: 26).

Wie bereits dargelegt, zeichnen sich Bilder im Verständigungsprozess durch eine starke Emotionalität aus. Da Bilder unmittelbar menschliche Gefühle und Motive ansprechen, eignet sich die visuelle Rhetorik für Appellfunktionen. In direktem Zusammenhang mit der aktiv-effektiven Bildwahrnehmung ruft beispielsweise der Anblick von Katastrophengeschädigten, hungernden Kindern oder Flüchtlingen nach Aktivitäten. Diese Technik der Emotionalisierung zur Aufmerksamkeitserzeugung hatte bereits im frühen 20. Jahrhundert den Aufschwung der Fotografie geprägt. Die dokumentarischen Ansprüche der journalistisch orientierten und sozial engagierten Bildbeiträge spiegelten sich in Aufnahmen, welche die damalige Wirklichkeit nicht sag- und beschreibbarer Nöte der Menschen unverhohlen aufzeichneten. Das Bemühen engagierter Dokumentaristen, Probleme des Einzelnen und der Gesellschaft aufzuzeigen und an das Gewissen der Gesellschaft zu appellieren, war nicht vergebens. Ihre Appelle wurden gehört und führten im Idealfall zu Massnahmen auf der politischen Ebene<sup>311</sup>. Die Wirkung solcher Push-Bilder kann auch für gänzlich andersgeartete Zwecke genutzt werden, besonders etwa in der Werbung<sup>312</sup>. Insofern spielt die Verwendung für politisch oder moralisch motivierte Handlungsaufforderungen eine untergeordnete Rolle (vgl. Doelker 1999: 76–77). In diesem Zusammenhang stellen sich zwangsläufig Fragen zu den heutigen Verwendungszusammenhängen dieser Kommunikationsmittel und den Wirkungsarten auf die Betrachtenden.

Diesbezügliche Probleme werden offensichtlich, wenn sich in Push-Bildern die Unterscheidung zwischen der Sachlichkeit der Abbildung und der Inszenierung von gesellschaftlicher Realität vermi-

<sup>311</sup> Ausführlich dazu: Time-Life International (1970).

<sup>312</sup> "Push" ist ein Begriff aus der Werbesprache. Nicht nur in der Werbung als Auslöser für Kaufhandlungen, sondern auch beispielsweise für Propaganda, Kampagnen oder Unterhaltung erweist sich diese appellative Bildfunktion als nützlich (vgl. Doelker (1999: 76–77)).

schen. Die spezifische Wirkungsart perfekter Aufmacherfotos für ein sensationshungriges Publikum – so genannte Eye Catcher – zeigt sich in der Steigerung der emotionalen Erregung der Medienpublika. Wobei die her- und bereitgestellten visuellen Reize und die moralische Entrüstung oder das Mitleid der Menschen aufgrund der medial ausgeweiteten, verdichteten, beschleunigten und zudem globalisierten Problemkonstruktion zeitweilig ein gigantisches Ausmass annehmen können. Ebenso erweisen sich Push-Bilder in Bereichen abseits der journalistischen Berichterstattung erfolgreich, beispielsweise in der Öffentlichkeitsarbeit unterschiedlichster Protagonisten, die statt durch nüchterne, kognitive Bildreize die anvisierten Zielgruppen durch Emotionalität zu erreichen suchen. Hierbei spielt das Medium Fernsehen aufgrund seiner direkten Art, Gefühle anzusprechen, eine wesentliche Rolle. Die feststellbare Kommerzialisierung visueller Beiträge mit vielfach ikonografischen Aufführungen von Schmerz und Bedürftigkeit von Betroffenen oder stereotypische Symbolbilder ökologischer Risiken sind ein wichtiger Ansatzpunkt für eine ambivalente Auslegungen dieser Phänomene (vgl. Barinhorst 1997: 241–252).

Gewiss ist die meinungsbildende Funktion der visuellen Kommunikationsmittel, die mehr oder weniger umfangreich ins öffentliche Bewusstsein dringen, nicht zu unterschätzen. Insbesondere die betonte Besitzergreifung durch das fotografische Bild als Medium bringt auch Vorgänge oder Zustände in unseren Sehbereich, die ausserhalb des persönlichen Erfahrungsbereiches sind (vgl. Sontag 1995: 153–154). Problematisch erscheint an dem, was die Kamerabilder an spezifischen Aspekten der Wirklichkeit erschliessen, dass dadurch Realitätsvorstellungen des Einzelnen wie der Gesellschaft konstituiert werden. Das schliesst unter den Bedingungen der Kommerzialisierung des Mediensystems mit ein, dass Themen optisch mit einer negativen Konnotation ausgestaltet werden wie beispielsweise "Jahrhunderthochwasser", "Umweltskandal", "Artensterben". Dass diese Konstruktion in zunehmendem Masse favorisiert wird, äussert sich in der Dramatisierung der Berichterstattung (vgl. Schulz 2001: 51). Schon aufgrund des Wettbewerbs um bestimmte Marktanteile bekommen aufmerksamkeitszeugende Gesetzmässigkeiten der visuellen Rhetorik einen ökonomischen Selbstzweck. Anhand der Risiko- und Krisenkommunikation kann Schulz (2001) aufzeigen, wie die Glaubwürdigkeit des Berichteten durch bildsprachliche Reize bestimmt werden kann. Haben sich in Reaktion auf zugrundeliegende mediale Dramatisierungsstrategien eingängige "visuelle Klischees" als Tatsachen eingepreßt, auch wenn diese der Wahrheit widersprechen, dann erweisen sich nachträgliche Begründungen und Versuche der öffentlichen Richtigstellung als nahezu chancenlos. Was zusammenhängend mit dem wachsenden Stellenwert von auf Reizoptimierung ausgerichteten Medienbildern zweifellos weitere Probleme aufwirft und auf die massive Vereinfachung bedeutender Informationen in der öffentlichen Kommunikation zurückverweist (vgl. Schulz 2001: 51). Diesbezüglich kann hier vieles lediglich angesprochen, aber nicht im Rahmen dieser Arbeit vertieft werden. Nach wie vor sind in der Forschung dazu viele Fragen offen. Eher marginal beachtet und wenig geklärt sind Bebilderungen als Ursache von Effekten (vgl. Zemp 2005: 80).

Da generell Bilder die Bedeutsamkeit einer Medienbotschaft beim Betrachtenden erhöhen, bestimmt gemäss der Agenda-Setting-Theorie die redaktionelle Aufmachung und nicht nur die Intensität der Berichterstattung, in welchem Ausmass die Bevölkerung bestimmten Problemen und Sachverhalten Dringlichkeit zuschreibt und welche Themen politische Priorität haben (vgl. McCombs/Shaw 1972). Der Agenda-Setting-Ansatz von McCombs und Shaw, der 1972 populär geworden ist, hat inzwischen zu differenzierteren Erkenntnissen zum Einfluss von Massenmedien auf die Gesellschaft verholfen. Heute ist unbestritten, dass das Informationsangebot der Medien Einfluss auf Prozesse der öffentlichen Meinungsbildung, Einstellungen oder Verhaltensweisen zeitigt. Neuere, ebenso medienzentrierte Theorieansätze zu Mechanismen der Medienwirkung betreffen das "Priming" (Fokussierung auf bestimmte Themenaspekte) oder das "Framing" (Perspektive, aus der Begebenheiten dargestellt werden). Somit werden Meinungsdynamiken in der Gesellschaft teilweise beträchtlich mitbestimmt (vgl. Iyengar/Kinder 1987). Wobei es sich um Wirkungsphänomene handelt, die sich massgeblich im Zuge

der Entwicklung von einer eher sachlichen zu einer stark wertenden Medienberichterstattung seit den 1970er Jahren abzeichnen. Darüber hinaus treten im Zusammenhang mit der raschen Etablierung des Fernsehens neue Einflussprozesse dazu, die in Bezug auf die Meinungsdynamik wirksam werden<sup>313</sup>. Wie verschiedene Studien anhand von kontinuierlich angelegten Medieninhaltsanalysen, kombiniert mit repräsentativen Bevölkerungsbefragungen bestätigen, korrelieren der Tenor der Berichterstattung und die Bevölkerungsmeinung im Allgemeinen stark (z. B. Kepplinger 1989b; Bonfadelli/Dahinden 2002; Eisner/Graf/Moser 2003).

Die bisher besprochenen Funktionsbestimmungen der visuellen Kommunikation lassen – trotz vielfacher Kritik gegenüber medialen Bildern – den Schluss zu, dass Dokumentarbilder als Verdeutlichung von Realität und zum Aufzeigen von gesellschaftlichen Problemen ein ausserordentlich gradliniges Medium der Sachlichkeit sein können. Doch bringt diesen Nutzen nicht das Medium selbst mit. Zwangsläufig spielen die Ansprüche der Medien und deren Präsentations- und Deutungsschemata in die Bildaussage mit hinein. Mit Blick auf gegenwärtige Medienentwicklungen wird wohl der klassische bildnerische Anspruch (vermeintlich) objektiver BildjournalistInnen, die sichtbare Wirklichkeit so getreu wie möglich abzubilden, in der Tagespresse an Bedeutung verlieren. Ihnen dürften zukünftig in vermehrter Masse eine subjektive Annäherung an ein Thema oder Ereignis und die Hinwendung zu emotionalen Aspekten bei der Herstellung von Visualisierungen zugestanden werden.

Zusammenfassend muss der neue Status der Bildkultur im Journalismus im Vergleich zur vorangehenden Schriftkultur als eine ernstzunehmende Zäsur im Erschliessen von Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften gesehen werden. Umso mehr, weil die besondere Potenz bildstarker Nachrichten darin besteht, publikumskompatibel zu sein. Summarisch lassen die Wechselwirkungen zwischen Kommerzialisierung und Konkurrenzdruck den Schluss zu, dass in modernen Printmedien und elektronischen Medien „der Wettlauf um möglichst sensationsheischende Bilder zunimmt“ (vgl. Zemp 2005: 76).

Zwar bleibt in konstruktivistischer Lesart das Reale in der visuellen Kommunikation stets in konstanten Grenzen darstellbar. Denn bei Visualisierungen handelt es sich stets um kulturelle Konstrukte, so wie es die technischen Werkzeuge der Bildherstellung auch sind. Doch scheint die konstruierende Dimension der Entwicklung der Bildkultur im Journalismus dem demokratischen Anspruch auf Aufklärung und Erkenntnisgewinn der breiten Öffentlichkeit zusehends weniger zu entsprechen. Auf die Aufmerksamkeitsökonomie der Medienkonsumierenden hin und weniger auf den objektiven öffentlichkeitsrelevanten Informationswert ausgerichtete Inhalte und Bildprodukte können daher höchstens vermeintliche Authentizität liefern.

---

<sup>313</sup> Für ausführliche Erläuterungen zu unterschiedlichen Wirkungsfaktoren und Wirkungsprozessen und darauf bezogene theoretische Perspektiven siehe: Bonfadelli (2004); Schenk (2007).

## 12 Kulturelle Aspekte ökologischer Krisen – der Wandel von Naturbildern in der Schweiz

Im Rahmen dieser Studie werden neun ausgewählte Hochwasserereignisse als Elemente der gesellschaftlichen Realität in der Schweiz über einen längeren Zeitraum hinweg analysiert. Keinesfalls sind sie als isolierte Tatbestände zu betrachten, da die gesellschaftliche Kommunikation über Natur und Naturkatastrophen und darauf bezogene Reaktionen immer im Kontext der sozio-historisch geformten Mensch-Natur-Beziehung stattfinden. In Bezug auf Naturgesetzmäßigkeiten wie Wetter und Klima ist demzufolge auch der Wandel des intellektuellen und emotionalen Verhältnisses der Gesellschaft zur Natur im nationalen Bewusstsein von Bedeutung. Beispielsweise hat sich seit den 1970er das Umweltwissen sowohl von Fachleuten wie von Laien in der Gesellschaft stark verändert. Insbesondere, wie tief menschliches Handeln in Umweltprozesse eingreift, ist in dieser Zeit viel bewusster geworden. So betrachtet muss in den Forschungsergebnissen damit gerechnet werden, dass sich innerhalb des ausgedehnten Untersuchungszeitraumes von 1910 bis 2005 die gesellschaftliche Wahrnehmung der Hochwasser von Ereignis zu Ereignis stark verändern kann. Ob es sich dabei um Momentaufnahmen allmählicher Übergänge handelt und in welchen Fällen von einem eigentlichen Paradigmenwechsel gesprochen werden kann, lässt sich erst unter sorgfältiger historischer Betrachtungsweise klären. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, der langfristigen Entwicklung der Beziehung von Gesellschaft und Natur in der Schweiz genauer nachzuspüren und entscheidende Veränderungen – auch im Verhalten gegenüber Naturkatastrophen – zu charakterisieren (Kap. 12.1–12.6).

Die vorliegende, deskriptiv ansetzende Analyse erhebt den Anspruch, hierfür einen roten Faden zu liefern. Zugleich können wir anhand längst vergangener gesellschaftlicher Konfrontationen mit Umweltproblemen und Wetteranomalien entdecken, was das wirklich Neue ist am ökologischen Denken, das für unsere heutige Weltwahrnehmung bestimmend geworden ist.

In einem groben chronologischen Ablauf der letzten 200 Jahre werden sich wandelnde Formen der Erfahrung von Naturgewalten und deren Bewältigung rekonstruiert und anhand von Beispielen erläutert.

### 12.1 Schutz vor der Natur versus Naturschutz im 19. Jahrhundert – eine frühe Variante der Risikogesellschaft

Durch die aufstrebenden Naturwissenschaften und die damit einhergehende Etablierung des mechanistischen Weltbildes wurde das Verhältnis der Menschen zur Natur entzaubert. Mit der grösseren Sach- und Wirklichkeitsbezogenheit des Wissens über Naturzusammenhänge waren Formen sozialer und materieller Naturbeherrschung auf einmal denkbar. Dabei erachtete man es als legitim, die Natur mithilfe der Technik zum Besten des Gemeinwohls nach konstruktivem Willen zu formen, umzuwandeln und dienstbar zu machen. Dieses Prinzip des Utilitarismus prägte auch die Schweiz in ihrem Naturumgang während der Zeit der Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert: Die Allgemeinheit erwartete von der Natur in erster Linie Existenzsicherung und ökonomischen Profit (vgl. Eder 1988; Elias 1993; Walter 1996). Der vermeintliche Triumph des Rationalismus wurde indes gerade im 19. Jahrhundert infolge einer Häufung von Naturkatastrophen auf die Probe gestellt (dazu: Vischer 1997; Vetscher 1997; Pfister 1999).<sup>314</sup> In einer vormodernen Gesellschaft wurden Naturgewalten noch gemeinhin als Strafe für moralische Verfehlungen des Menschen gedeutet. Fragen bezüglich der Ursache des Unglücks und der Mitverantwortung einzelner konnten im Rahmen religiöser Erklärungen ausgeblendet werden. Stattdessen hatte bei einer Naturkatastrophe die ganze Dorfgemeinschaft kol-

<sup>314</sup> Zeitreihen zeigen, dass es im 16. und vor allem im 19. Jahrhundert eine grössere Häufung von Naturkatastrophen gab als im 20. Jahrhundert (vgl. Pfister (1999, 2002)).



lektiv für ihre Sünder abzubüssen, indem gesellige Anlässe, Fest und Tanz für einen bestimmten Zeitraum verboten wurden (Pfister 2002: 213). Den Menschen gelang es nur in langsamen Schritten, sich von der Vorstellung göttlicher Vergeltungsabsichten zu lösen und Naturereignisse als Folge zweckfreien Wirkens der Naturgesetze aufzufassen. Die neue, quasi moderne Denkart, in der dem Menschen die Rolle des autonomen und selbstverantwortlich agierenden Subjekts zugewiesen wurde, verlangte nun nach entsprechenden Strategien des praktischen Handelns und nach konkreten Lösungen, mit denen das Leid durch Naturgewalten verhindert oder vermindert werden konnte (vgl. Elias 1993: 32–74).

Bereits im aufgeklärten 18. Jahrhundert wurde den Ursachen für Naturereignisse wissenschaftlich auf den Grund gegangen, trotz erheblicher Einwände der Kirche. Im Zuge der zunehmenden gesellschaftlichen Relevanz von Wissen und Wissenschaft begannen im frühen 19. Jahrhundert die bis anhin dominanten religiösen Erklärungsmodelle zu wanken. Dazu beigetragen hatte auch die gezielte Wissensvermittlung, beispielsweise in Form von populären Vorträgen. Mit diesen Bemühungen haben sich in der Öffentlichkeit allmählich wirklichkeitsgerechtere Erklärungen für Abläufe in der Natur durchgesetzt.<sup>315</sup> Während der Schutz vor Hochwasser und ständigen Überflutungen bis dannzumal in den Händen von sachkundigen Laien lag, übertrug man diesen nun naturwissenschaftlich gebildeten Experten. Von den damals eingeleiteten Schutzmassnahmen zeugen die Linthkorrektur (1807–1816) als das erste Schweizer Grossprojekt sowie andere grosse Eingriffe in die Schweizer Gewässerlandschaft (Umleitungen, Entwässerung, Urbarmachung des Umlandes), die viele positive Wirkungen mit sich brachten.<sup>316</sup> Die 1855 vom Bund begründete ETH in Zürich trug einen wesentlichen Teil zu dieser Entwicklung bei (vgl. Walter 1996: 53; Pfister 2002: 238). Die Korrekturen grosser Schweizer Flüsse waren bereits bis 1900 grösstenteils abgeschlossen (vgl. Lachat et al. 2010: 26–27).

## 12.2 Die "vergessene" historische Wende im neuzeitlichen Umweltverhalten

Eine zentrale Frage im Zusammenhang mit auftretenden Wetterextremen wie Starkniederschlägen in der heutigen Zeit lautet, ob diese bereits als Signale des Klimawandels zu deuten sind. Ohne die Aussagekraft historischer Analogien überbewerten zu wollen, lohnt sich ein Blick auf die Risikowahrnehmung im 19. Jahrhundert. Bereits damals lässt sich bei der öffentlichen Diskussion um die Ursachen und Folgen schadreicher Hochwasser eine ähnliche gesellschaftliche Verunsicherung beobachten. Dieser Umstand relativiert zugleich die weit verbreitete Meinung, Katastrophen und Umwelteingriffe als Mahnmale menschlicher Unvernunft zu begreifen, sei Ausdruck eines spezifischen Problembewusstseins unserer Zeit. Hierbei soll nicht die Angemessenheit des damaligen Diskurses beurteilt werden. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie und aufgrund welcher Plausibilitäten es der Gesellschaft entsprechend damaliger Erkenntnismöglichkeiten gelungen ist, „politisch einen aussichtsreicheren Weg im Umgang mit der Natur“ einzuschlagen (Zemp 2005: 24). Aus der damaligen Beunruhigung über den Zustand der Umwelt und der Rolle, die Unwetterkatastrophen dabei gespielt haben, lassen sich womöglich theoretisch interessante Erkenntnisse gewinnen.

Eine ausschliesslich an ökonomischen Interessen orientierte Naturverwertung führte zu unübersehbaren Schwierigkeiten. Während im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts flächendeckend Wälder gerodet wurden, wiesen verschiedene Seiten auf die Gefahren eines solchen Vorgehens hin, das nicht

<sup>315</sup> Ausführlich zur Geschichte populären Wissens bzw. der Populärwissenschaften siehe: Orland/Brecht (1999: 4–12).

<sup>316</sup> Begünstigt durch die vermeintliche Sicherheit solcher technischer Schutzmassnahmen wurde in der Schweiz die Besiedelung von Gebieten mit hoher Hochwassergefährdung im Zeitverlauf vorangetrieben. Aufgrund der Wertekonzentration in Gewässernähe waren die Schadenssummen bei Hochwasser in den 1970er und 1980er Jahren massiv angestiegen. Durch solche Extremhochwasser war klar geworden, dass der technische Hochwasserschutz nicht ausreicht, um der Bevölkerung genügend Schutz vor zukünftigen "Gefahren des Wassers" zu bieten. Zugleich hatte der technische bzw. "harte" Hochwasserschutz auch negativen Auswirkungen auf die Ökosysteme. Seither hat sich ein eigentlicher Paradigmenwechsel im schweizerischen Hochwasserschutz vollzogen. Zur neuen Schutzphilosophie gehört seit den 1990er Jahren ein integrales Hochwasserrisikomanagement mit einer möglichst naturnahen Umsetzung von Hochwasserschutzprojekten (vgl. Zaugg 2006).

nur zu Holzknappheit führen würde, sondern, wie damalige Experten befürchteten, auch die Überschwemmungsgefahr verstärkte. Sie erkannten den grossen Stellenwert des Waldes und der Waldwirkung. In die Öffentlichkeit rückte dieser Aspekt vor allem wegen einer Klimaverschlechterung, einhergehend mit zunehmenden Regenfällen im Zeitraum zwischen 1550 und 1850 und einer unstillen Häufung von Naturkatastrophen. Diese Phänomene liessen – analog der aktuellen Klimaproblematik – die Folgeprobleme des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts sichtbar werden. Daraufhin fand das "Abholzungsparadigma" als Erklärungsmodell für Hochwasserkatastrophen im frühen 19. Jahrhundert Eingang in den Expertendiskurs der Schweiz (vgl. Schmid 2000: 72–84). Der Mensch ist mitverantwortlich für Störungen des Naturhaushalts und beraubt sich daher womöglich seiner Lebensgrundlagen (vgl. Zemp 2005: 24).

Wie konnte sich diese Einsicht in der Gesellschaft durchsetzen? Aufschluss erhalten wir, wenn wir uns der gefühlsmässigen Beziehung der Eidgenossen zur Umwelt im 19. Jahrhundert zuwenden. Diese war durchaus ambivalent. Denn als Gegenbild zu einem rational-instrumentellen Naturverständnis wurde mit der "Wiederentdeckung" und Verherrlichung der Berge der Alpenmythos für das emotionale und politische Selbstverständnis bestimmend. Die Berge als idealtypische, "unberührte" Landschaft bildeten einen geografischen Raum, der mit nationalen Symbolen besetzt und als Ressource für neue patriotische Gefühle genutzt werden konnte. Der tugendhafte, freie und naturverbundene Alpenbewohner als Verkörperung des Nationalcharakters bot wesentliche Anknüpfungspunkte für die nationale Identität. Solche Mythenkomplexe belieferten die kollektive Selbst- und Fremdwahrnehmung der Schweiz als Land der Freiheit und Demokratie bis zur Gründung des Bundesstaates 1848 und darüber hinaus (vgl. Walter 1996: 45–48).

Die Diskrepanz zwischen den idyllischen Stereotypen und der Realität trat indes auf vielfache Weise zutage. Mit der touristischen Entwicklung im Alpenraum trafen Reisende in den krisengeschüttelten Berggebieten auf einen Menschenschlag, der schamlos auf Profit bedacht war und so gar nichts gemein hatte mit dem mythisch verklärten Bild des rechtschaffenen Berglers (vgl. Walter 1996: 54).

Dazu kam, dass die Bergregionen angesichts von Abwanderungsbewegungen oder aber der rücksichtslosen Entwaldung von den Bewohnern des Unterlandes plötzlich als Bedrohung wahrgenommen wurden. Eine Reihe von verheerenden Überschwemmungen wie 1834 und 1839 sowie weitere Ereignisse wie Lawinen, Windschäden und Steinschläge trugen – mit entsprechend ausführlicher Presseberichterstattung – zu dieser Verunsicherung bei. Sie vermochten vorübergehend den Glauben an den Fortschritt zu überschatten.<sup>317</sup> Zwischen 1840 und 1860 standen weite Bevölkerungsteile der Schweiz wiederholt unter dem Schock von ungünstigen Witterungsbedingungen, Missernten und Seuchen. In der Folge verschlechterte sich in zunehmendem Masse der Lebensstandard.<sup>318</sup> Armut breitete sich aus. Experten, die solche Wetteranomalien als neuartige Phänomene einordneten, gelang es schliesslich, das "Abholzungsparadigma" als plausible Erklärung und mithin den Menschen als Verursacher für das häufige Katastrophengebaren in die öffentliche Debatte einzubringen.<sup>319</sup> Auch Ökonomen machten für die Wasserverheerungen die Nachlässigkeit des homo alpinus sowie die „waldvernichtenden“ Ziegen verantwortlich (vgl. Bucher 1974: 150–151; Walter 1996: 58; Zemp 2005: 25). Aber erst auf die verheerende Hochwasserkatastrophe 1868 erfolgte ein kollektives Umdenken. Dieses Schlüsselereignis bot Förstern und Wissenschaftlern ungleich grössere Chancen als vorher, „die unsinnige, barbarische Zerstörung der Wälder“ in der Alpenwelt als Kern des Problems öffentlich zu plausibilisieren und geeignete Massnahmen zu propagieren. Die grundlegende Forderung, „[d]as Übel an der Wurzel angreifen und ohne Säumen alles tun [...], was geeignet ist, zukünf-

<sup>317</sup> Zu den Folgen des Walddraubbaus unter Berücksichtigung der Lebensverhältnisse im Entlebuch im 18. Jahrhunderts siehe Bucher (1974: 150–152).

<sup>318</sup> Die Schweizer Alpen wurden im 19. Jahrhundert mit dem Erdbeben am Rossberg (1806) mit 457 Toten sowie dem Bergsturz von Elm (1881) mit 115 Toten zum Schauplatz grosser Naturkatastrophen. Zu weiteren Naturkatastrophen in der Schweiz von 1500–2000 siehe Pfister (2002).

<sup>319</sup> Die Forstwissenschaft nahm im 18. Jahrhundert an, dass die rücksichtslose Entwaldung neben der Zerstörung wichtiger physikalischer Funktionen des Waldbodens in der Wasserabfluss-Regulierung als auch die klimatischen Verhältnisse beeinflusse. Begründet damit, dass dichte, geschlossene Waldbestände Winde abschwächen, Temperaturschwankungen ausgleichen und der Reinhaltung der Luft förderlich seien (vgl. Bucher 1974: 150–151).

tige Verheerungen bestmöglichst vorzubeugen“ (Landolt 1869: 39 zit. n. Schmid (2000: 79) fanden mit dem Inkrafttreten des Forstgesetzes 1876 sowie des Wasserschutzgesetzes 1877 ihre gesetzliche Präzisierung. Dementsprechend früh wurden auf nationaler Ebene Grundlagen für die Katastrophenabwehr und Umweltpolitik geschaffen. In der Folge wurden grosse Anstrengungen unternommen, um durch Aufforstung Schäden gutzumachen und durch Wildbachverbauungen den Naturgefahren besser Herr zu werden (vgl. Pfister 2002: 238–239, 243; Schmid 2000: 79–82; Zemp 2005: 25). Soweit man sehen kann, blieb der Kontrolloptimismus ungebrochen. Dabei darf nicht verhehlt werden, dass unter den damals vorherrschenden Prämissen vielerorts Massnahmen getroffen wurden, die aus heutiger Sicht als verfehlt gelten (vgl. Zaugg, 2006). Was das damalige Naturverständnis der Wissenschaft anbelangt, so besass allerdings die Natur per se noch keinen Wert. Auch wissenschaftliche Theorien, welche die Folgen menschlichen Handelns und der zerstörerischen Wirtschaft auf die Umwelt ganzheitlich reflektierten, waren kaum von Belang (vgl. Walter 1996: 80–82). Namentlich nach den schadreichen Unwettern von 1987 im Alpenraum setzten sich Reformbestrebungen im Wasserbau durch. Gegenüber der traditionellen baulich-technischen Schutzphilosophie wird neu ein möglichst naturnahes, integrales Hochwasserrisikomanagement verfolgt. Durch die Rückgewinnung naturnaher Gewässerräume soll auch den ökologischen Beeinträchtigungen entgegengewirkt werden, die aufgrund der tiefgreifenden Eingriffe in natürliche Gewässer- und Lebensräume stattgefunden haben (Pfister 2002: 242; Zaugg 2006).

Bei historischer Betrachtungsweise lassen sich – bei allen Unterschieden – dennoch unverkennbar Parallelen mit dem aktuellen Klimadiskurs ausmachen. Erstens wurde bereits im 19. Jahrhundert der rücksichtslose Umgang des Menschen mit der Natur ursächlich mit möglichen Auswirkungen auf klimatische Verhältnisse verknüpft. Zweitens wirkten damals wie heute Bedrohungserfahrungen durch Katastrophenereignisse als Schlüsselimpulse für neue Handlungsstrategien und letztlich für eine entscheidende Wendung in der gesellschaftlichen Entwicklung.

### **12.3 Naturschutz im frühen 20. Jahrhundert – ästhetisch und patriotisch motiviert**

Mit dem zweiten Schub der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts setzte in der Schweiz ein rapider Strukturwandel ein, der auch in die Vor- und Zwischenkriegsphase hineinwirkte. In diese Zeit fallen die Hochwasserereignisse 1910 und 1927 dieser Untersuchung. Die Schweiz entwickelte sich im Zuge der Modernisierung von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft, und die damit einhergehenden Veränderungen trafen die Gesellschaft auf vielfältige Weise: Die Eingriffe in die Landschaft durch Technik, Industrie und Tourismus, die Verstädterung bei gleichzeitiger Abwanderung aus den Berggebieten, die Bevölkerungszunahme, soziale Missstände (welche die Arbeiterbewegung entstehen liessen) sowie die militärische Bedrohung durch die Achsenmächte versetzten das Land in eine Identitätskrise. Deutlich wurde die wachsende Selbstentfremdung von der Natur als auch die Bedrohung innerer Werte durch den Modernisierungsprozess bewusst. Als Reaktion auf diese Verunsicherung erwuchsen verschiedene antimodernistische, patriotische Bewegungen. In ihren Appellen orientierten sie sich an weit verbreiteten Semantiken des schweizerischen Nationalbewusstseins. Als eine Folgeerscheinung dieses Zeitempfindens ist die Zurück-zur-Natur-Bewegung um die Jahrhundertwende zu verstehen. Mit der Sehnsucht nach Geborgenheit und Heimat verband sich das vordringliche Anliegen, der Verschandelung und Zerstörung von Natur und Heimat entgegenzuwirken. Aus diesen Bestrebungen ging die Gründung des Heimatschutzes (1905) und des Naturschutzbundes (1909) hervor. Um die "ursprünglichen Naturräume der Schweiz" zu retten, bediente man sich damals aus Ermangelung an wissenschaftlichen Argumenten überwiegend ästhetischer Kriterien. Wie wir sehen werden, hat sich daran bei allen Initiativen zum Schutz der Umwelt, der Landschaft oder Naturgebieten bis etwa 1970 letztlich nichts geändert.

Die Rückbesinnung auf historische und naturale Wurzeln, die spätestens seit dem 19. Jahrhundert in der helvetischen Gedankenwelt als idyllische Klischees verankert waren, vermochte erstmals vor dem Hintergrund des Ersten Weltkrieges und des Generalstreiks als einigende Kraft eine massgebende politische Wirkung gegen innen zu entfalten. In den 1930er Jahren wurden diese ideologischen Verklärungen erneut aktiviert und zum Fundament der geistigen Landesverteidigung (vgl. Walter 1996: 149–151; Eisner 2003d: 111–112).<sup>320</sup>

Umgekehrt jedoch erlaubten das Primat der Landesverteidigung, soziale Probleme und Wirtschaftskrisen kaum Rücksichtnahme gegenüber der Natur (vgl. Walter 1996: 160–161). Dementsprechend fanden in der Zeit von den 1920er Jahren bis in die 1940er Jahre Naturschutzanliegen bei den Zeitgenossen nur punktuell Gehör – am ehesten dann, wenn Argumentationselemente wie „Ausverkauf der Heimat“ patriotische Empfindungen weckten oder wenn vordringliche Rentabilitätsansprüche der Naturnutzung auf dem Spiel standen.<sup>321</sup> Infolge dieser Verhältnisse entwickelte sich eine technisch-ökonomisch geprägte Beziehung zur Umwelt, sodass präökologische Bewegungen in ihren Bestrebungen zwischenzeitlich stark an Dynamik einbüssten (vgl. Walter 1996: 160–161).

Die Maxime des Schutzes der Natur, so lässt sich zusammenfassend sagen, war für die Zeit vor 1950 in erster Linie von einer ästhetisch-patriotischen Ideologie geprägt. Natur hat „nie ihrer selbst willen“ Schutzwert erhalten (Zemp 2005: 26). Eine auf wissenschaftlichen Erkenntnissen fundierte öffentliche Hinterfragung der Beziehung zwischen Mensch und Natur fand noch kaum statt.

## 12.4 1953–1969: Die Zeit des traditionellen Natur- und Heimatschutzgedankens

Die Jahre zwischen 1917 und den 1970 werden als Periode des Klimafriedens bezeichnet. In diesem Zeitraum sind kaum Wetteranomalien oder sehr schwere Naturereignisse zu verzeichnen.<sup>322</sup> Eine Ausnahme bildet das Unwetterereignis von 1953 dieser Untersuchung. Es fällt in die als goldene Zeit glorifizierten 1950er Jahre (Zemp 2005: 27). Dank enormer Fortschritte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens rückten Katastrophennachrichten selbst aus entfernten Orten und weit über die Landesgrenze hinaus ins Blickfeld der Gesellschaft. Diese Solidaritätsbekundungen standen ganz im Zeichen einer generellen aussenpolitischen Öffnung der neutralen Schweiz (vgl. Dubach 2002: 137).

Wie in grossen Teilen der westlichen Welt war die Nachkriegszeit in der Schweiz geprägt von enormem technischen und industriellen Fortschritt, einhergehend mit ungeahntem Wirtschaftswachstum und einer Mehrung des Wohlstands<sup>323</sup>. Dies führte zu einem beispiellosen strukturellen Wandel, der breiten Bevölkerungsschichten gänzlich neue Perspektiven an Mobilität, Freizeit, Konsum und materieller Lebensqualität eröffnete. Die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik vermochten die Menschen in Staunen zu versetzen und liessen sie an die ewige Verwirklichung eines irdisch-materiellen Paradieses glauben, in dem Gefahren wie Naturkatastrophen oder Krankheiten für immer ge-

<sup>320</sup> Beispielsweise ebnete die öffentlichkeitswirksame Selbstdarstellung einer harmonischen Einheit "Schweiz" innenpolitisch den Weg zur Verständigung zwischen den Arbeitgebern und den Gewerkschaften bzw. zwischen den Bürgerlichen und den Sozialdemokraten. Zwischen dem seinerzeit wichtigsten Arbeitgeberverband der Maschinen- und Elektroindustrie sowie der Metallarbeitergewerkschaft kam es 1937 zum Abschluss eines Friedensabkommens. Die Arbeiter erhielten Gesamtarbeitsverträge (GAV), und im Gegenzug verzichteten sie auf Streiks (vgl. Walter (1996: 149–151); Eisner (2003e: 111–112)).

<sup>321</sup> Die Schweiz überdauerte die Kriegsjahre in einer Art nationaler Ich-Bezogenheit. Mit dem Mythos, dass die bewaffnete Neutralität und der Bauer als König der Anbauschlacht die Schweiz vor dem Krieg bewahrt hätten, lebte die Schweiz in der Mitte des 20. Jahrhunderts im sicheren Selbstbewusstsein eines Igels, der eine Serie von Bedrohungen erfolgreich abgewehrt hat. Auf diesen breit verwurzelten Vorstellungen wählte die Schweiz statt der Öffnung gegenüber der Staatenwelt einen einzigartigen Sonderweg. Ein Abschied aus dem geistigen Reduit, welches das Gewohnte und Bewährte zu schützen vorgibt, wurde ab 1955 nur zögerlich oder gar nicht vollzogen (vgl. Imhof/Kleger/Romano 1999: 216, 232–234).

<sup>322</sup> Als weitere Ereignisse mit Katastrophenstatus in der Zeit von 1950–1970 zählen die Lawinen in den Alpen (1951), der Gletscherabbruch von Mattmark (1965) und die Lawinenkatastrophen in Graubünden (1968) sowie Uri (1968). Zu schweren Naturkatastrophen im Ausland, welche die schweizerische Öffentlichkeit aufgrund von Spendenaufrufen der Glückskette und des Schweizerischen Roten Kreuzes besonders konfrontierten, siehe die Übersicht von Dubach (2002: 139).

<sup>323</sup> Zu erwähnen seine die Umgestaltung der Arbeitsbedingungen durch technische Automation, hohe staatliche Investitionen in den Strassenbau und die Nutzung der Atomenergie, welche die grossen Energiebezüge von den traditionellen Energiequellen als auch in ihrer Standortwahl unabhängiger machte (vgl. Krügle 1977: 10–11).

bannt sein würden. Zwangsläufig wirkten die Veränderungen auch auf das soziale und kulturelle Gefüge der Gesellschaft ein. Chancengleichheit in der Bildung, das Betrauen öffentlicher Einrichtungen mit dem Verwalten von Lebensrisiken und der massvolle Ausbau des Sozialstaates beförderten Individualismus und persönliche Freiheiten (vgl. Kleger 1999: 216, 232–234).

Demgegenüber standen die Bedrohungen des Kalten Krieges<sup>324</sup> sowie alte und neue Gefährdungen durch Natur- oder Technikkatastrophen. Wie in den anderen Industriestaaten entwickelte man auch in der Schweiz effiziente Strategien zu deren Bewältigung. So begann mit der Aufnahme des Zivilschutzartikels 1959 in die Bundesverfassung der zielgerichtete Aufbau einer Organisation, die zu einer tragenden Säule der schweizerischen Sicherheitspolitik werden sollte. Der Zivilschutz übernimmt auch im Katastrophenfall wesentliche Aufgaben in den Gemeinden bezüglich Schutz, Rettung und Betreuung der betroffenen Zivilbevölkerung (vgl. Aeberhard 1978).

Zudem begann man seit den 1950er Jahren unter dem Eindruck der Katastrophen- und Krisenerfahrungen vor und während des Zweiten Weltkrieges im Staatswesen aktuelle Bedrohungslagen zu analysieren und Prognosen für die Zukunft zu erstellen. In der Schweiz wie in anderen Industriestaaten griff man dazu in der Politik auf wissenschaftliche Beratungsapparate zurück, deren zunehmende Bedeutung sich in bemerkenswertem Mass in Institutionalisierungsprozessen niederschlug und für eine wachsende Präsenz der Wissenschaft in gesellschaftlichen Problemlösungsprozessen sorgte (vgl. Weingart 1983; 2001).

Der ungebremsen Technik- und Wachstumseuphorie, die mit einem rücksichtslosen Umgang mit der Natur einherging, erwachsen in den Nachkriegsjahren alsbald Gegenkräfte. Mit dem vordringlichen Anliegen, die moralisch zersetzende Wirkung der Entwicklung zu bekämpfen, machten sich Vertreter aus etablierten Organisationen wie dem Schweizerischen Naturschutzbund, dem Schweizerischen Alpenclub oder dem Schweizerischen Bund für Heimatschutz für Themen stark, die wir heute als Umweltthemen bezeichnen. Wobei zu diesem Zeitpunkt deren Schutzbestrebungen für Landschaft und Natur vor allem von wertkonservativen und teilweise xenophoben Argumenten geprägt waren. So führten die Opponenten im Widerstand etwa gegen Bauwerke in unberührter Natur wie 1953/1954 gegen das Flusskraftwerk Rheinau weiterhin ästhetisch-romantische Motive unter Berufung auf den Heimatbegriff ins Feld (vgl. Eisner 2003a: 64–66, 101; Zemp 2005: 27).

Insgesamt wurde jedoch die Beziehung Mensch-Natur nur am Rande als problematisch wahrgenommen. Selbst gravierende Verunreinigungen der Gewässer wurden von der schweizerischen Öffentlichkeit ignoriert. Und ebenso spärlich fiel in den 1950er und frühen 1960er Jahren das Medienecho dazu aus. Die Auseinandersetzung als solche fand fast ausschliesslich unter Expertenkreisen und wenigen politischen Interessenvertretern statt. Es waren vorwiegend volkswirtschaftliche Argumente, die 1953 die Stimmbürger zur Annahme des Verfassungsartikels zum Gewässerschutz bewogen hatten. Erst im Verlauf der 1960er Jahre erfolgte aufgrund einer Zunahme von Schadensmeldungen in der Massenpresse eine tieferegreifende öffentliche Sensibilisierung für Umweltbelange. Erstmals wurden MediennutzerInnen mit wissenschaftlich begründeten Interpretationen der Ereignisse und ökologischen Argumenten konfrontiert, die sich in ihrer Differenziertheit von den herkömmlichen Mahnrufen und Deutungen der Naturschutzbewegung abhoben. Dadurch bildeten sich kognitive Grundlagen heraus, die für die späteren Umweltdebatten bestimmend wurden (vgl. Eisner 2003d).

---

<sup>324</sup> Der Kalte Krieg mit dem West-Ost Dualismus schuf ein Bedrohungsbild, welches die Welt in Gut und Böse ordnete. Die faktische Zugehörigkeit der Schweiz zum westlichen Lager generierte eine ernstzunehmende äussere Bedrohungslage, die massgeblich einigend und identitätsstiftend gegen innen wirkte und die neutrale Schweiz durch stabile Jahre führte (vgl. Imhof/Kleger/Romano (1999: 41)).

## Fazit

Der vermeintliche Sieg des wissenschaftlich-technischen Rationalismus über die Natur wurde in der Wahrnehmung der Gesellschaft im Verlauf 20. Jahrhunderts allmählich in Frage gestellt. Dieser Prozess ist untrennbar verbunden mit dem Stellenwert, den die Medien den Erkenntnissen der Experten und innerwissenschaftlich vorliegenden Indikatoren zur Bedrohungslage beimessen. Entsprechend erhielten auch ökologische Argumente in der Öffentlichkeit mehr Gewicht. Es lohnt sich deshalb, einen Blick auf die medienintern validierte Dynamik des Umweltdiskurses zu werfen.

Zunächst aber soll ein bislang wenig beachteter Paradigmenwechsel im gesellschaftlichen Stellenwert wissenschaftlicher Differenzierungsprozesse untersucht werden.

## 12.5 Exkurs: Revolution im Weltbild – durch probabilistische Überlegungen zu einem neuen Naturverständnis

Wie bereits dargelegt, waren auch schon frühere Gesellschaften den Auswirkungen einer destruktiv auf sie zurückwirkenden Umwelt ausgesetzt. Der Einfluss und die praktischen Folgen eines mächtigen und ausdifferenzierten Wissenschaftssystems im 20. Jahrhundert jedoch sind in quantitativer Hinsicht ohne Vergleich. Dies tritt deutlich ins Bewusstsein angesichts des immensen Erkenntniszuwachses in den Naturwissenschaften im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Mit der Atomphysik und der Begründung der Quantenmechanik hat sich eine tief greifende Revolution im wissenschaftlichen Weltbild vollzogen. Die neuen probabilistischen Paradigmen der Quantentheorie lassen sich mit unserer alltäglichen Welt- und Naturwahrnehmung kaum mehr in Einklang bringen. Der Naturzustand ist nur mehr als kybernetischer Prozess des Zusammenspiels von Gesetzmässigkeiten und Zufällen mikrophysikalischer Teilchen zu begreifen und mit besonderen mathematischen Hilfsmitteln zu beschreiben. Das theoretische Wissen erhält dadurch ein selbstreflexives Gepräge. Aufgrund dieser Differenzierungsleistungen erhält die Zukunftsforschung eine neue, nüchterne Bestimmung. Sie ist nicht mehr vorrangig Spielfeld für visionäre Entwürfe – man denke an Gesellschaftsutopien und Science Fiction –, sondern sie formuliert mittels funktionalistischen Methoden sehr konkrete Prognosen und Zukunftsszenarien. Aufgrund dieser vermeintlichen Vorhersagbarkeit von Ereignissen ist es auch möglich, auf zukünftige Risiken zu schliessen. So treten, als Folgeerscheinung dieser Komplexitätssteigerung, die sozusagen "übersehenen" Bedrohungen der Gesellschaft mehr und mehr hervor (vgl. Dürr 1986: 9; Eder 1988: 344–352; Zemp 2005: 28–29).

In Verbindung mit Katastrophen- und Krisenlagen ist anzunehmen, dass unsere Gesellschaft im Modernisierungsprozess weit häufiger mit kurz- und langfristig zu erwartenden Entwicklungen konfrontiert wird, auf die sich jeder Einzelne einzustellen hat. Bei Naturkatastrophen umfasst das nicht nur tagesaktuelle Wetterprognosen für morgen oder übermorgen – auf diese können und wollen wir uns im Grossen und Ganzen verlassen – sondern auch langfristige Bedrohungen wie etwas das Waldsterben oder der Klimawandel. Ungeachtet davon, ob die Expertenaussagen korrekt sind oder sich als Fehlprognosen herausstellen sollen,<sup>325</sup> werden dabei Abstraktionsleistungen gefordert, die zentrale gesellschaftliche Denk- und Verhaltenshorizonte verändern und neu strukturieren. Vor dem Hintergrund dieser Einsichten lassen sich Argumente, die für die Umweltkrise ab den 1970er Jahren medienwirksam bestimmend waren, deutlich differenzierter reflektieren (Zemp 2005: 29).

---

<sup>325</sup> Zur Problematik von fundierten Aussagen zu Entwicklungstrends, die sich Jahre später als falsch offenbaren, siehe den Beitrag von Spiegel, René: „Prognosen: Wie wir uns immer wieder täuschen“, BaZ, 26.1.2004:10.

## 12.6 1970–2010: Die Erfindung der Umwelt – Aufstieg, Höhepunkt und Niedergang der Debatte

Wie wir gesehen haben, fristete während des sogenannten Klimafriedens bis zum Ende der 1960er Jahre die Umwelt- und Risikodebatte ein mediales und politisches Schattendasein. Seit den 1970er Jahren hingegen gewinnen Umwelt- und Risikothemen in der Öffentlichkeit merklich an Bedeutung. Die Katastrophen der Jahre 1978, 1987, 1993, 1999, 2000 und 2005 dieser Untersuchung ereigneten sich demnach vor veränderten Hintergrundbedingungen. Um deren Auswirkungen auf die Problemwahrnehmung von Naturkatastrophen im öffentlichen Diskurs zu verstehen, sei ein kurzer Exkurs zum "Aufstieg und Niedergang" der Umweltdebatte, zu deren Grunddynamik und deren sozio-historischen Hintergrund erlaubt.

Die Umweltthematik entwickelte in der Schlüsselperiode von 1970 bis 1973 angesichts der mit wissenschaftlicher Evidenz gestützten These einer drohenden ökologischen Apokalypse grosse kulturelle Sprengkraft. Teils alarmistische Deutungsmuster, unter dem Leitcode "Umwelt – Umweltkatastrophe – Umweltschutz" subsumierbar, fanden mit Berufung auf angesehene wissenschaftliche, politische und administrative Akteure mediale Verbreitung und vermochten ebenso eine grosse Basis der Gesellschaft zu mobilisieren. Ungebremstem Wachstum und technischer Unvernunft müsse der Kampf angesagt werden, war die weit verbreitete Meinung (Eisner 2003a: 70).<sup>326</sup>

Wie war es möglich, dass der "way of live" der Moderne unvermittelt derart radikal in Frage gestellt wurde?

In den Hintergrundbedingungen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre sind auf unterschiedlichsten Gesellschaftsebenen Krisensymptome zu erkennen, die zur Bildung politisch-kultureller Oppositionsbewegungen führten. Dazu gehören Phänomene wie wirtschaftliche Inflation, die Abwanderung aus den Kernstädten, die negativen Folgen der Konsumgesellschaft und der Mobilität wie auch eine irritierende Unzufriedenheit der Jugend. Diese neu zutage tretenden Nebenfolgen der Wachstums- und Fortschrittseuphorie werden von Akteuren unterschiedlicher sozialer und politischer Schichten als Anzeichen dafür gedeutet, dass die bestehenden Kontrollinstrumente der gesellschaftlichen Veränderungen zunehmend versagen.<sup>327</sup> Imhof/Romano (1996) bezeichnen mit ihrer Theorie die Summe dieser Erwartungsenttäuschungen als Krise- und Umbruchphase des sozialen Wandels. Die "offene" Phase dieses sozialen Wandels zwischen Mitte der 1960er Jahre und 1974 beschert der 68er-Generation in ihrer Abwendung von Konventionen und materialistischen Werten eine fortwährende Medienaufmerksamkeit. Es war ihr in dieser Periode gelungen, die Definition der Mensch-Natur-Beziehung öffentlich zur Diskussion zu stellen und der Gesellschaft die Sensibilisierung für ökologische Themen aufzudrängen. Ähnlich dem Empfinden der Zeit um die Jahrhundertwende erwachsen in dieser Zeit oppositionelle und revolutionäre Kräfte, die bis heute nachwirken.

In der Modernekritik spiegelt sich im Grunde der Zerfall des Gesellschaftsmodells der Nachkriegszeit durch subversive virulente Gegenströmungen. Der Ölschock im Herbst 1973 und die darauffolgende Rezession in den Industrieländern führten zu Änderungen der politischen Stimmungslage im Span-

<sup>326</sup> Vorboten der ökologischen Krise, die den Wertewandel und die sich dabei vollziehende Bewusstseinswende ankündigten, sind in der gehäuft öffentlichen Thematisierung des Mensch-Umwelt-Zusammenhangs zu erkennen. Als Eckdaten, durch die sich Umweltprobleme als fester Bestandteil in der öffentlichen Diskussion etablieren konnten, gelten vor allem die Konferenz über die Zerstörung der Biosphäre 1968 in Paris, die auf vermehrt ökologische Erforschung in den Biowissenschaften zurückging. Im "Europäischen Naturschutzjahr" 1970 erfuhr der neue Begriff Umwelt als auch die Forderung "Umweltschutz" Publizität. Studentische Basisgruppen in der USA erklärten den "Earth Day" zum Tag des ökologischen Protests, und aufgebrachte Bürger gründeten die Bewegung "Rettet die Erde". Diese Ereignisse wurden von den Medien weltweit zumindest registriert. Auch die ETH Zürich griff das Thema auf breiter Front auf, z. B. 1970 in einem gross angelegten Symposium "Schutz unseres Lebensraumes". Der 1972 durch den Club of Rome – eine Gruppe von Businessleuten, Politikern und Wissenschaftlern – angeregte Bericht "Über die Grenzen des Wachstums" löste in allen hochindustrialisierten Ländern einen Schock aus. Spätestens jetzt artikulierten weltweit modernismuskritische Bewegungen ihren Protest und entwarfen alternative Gesellschafts- und Lebensformen zu einer Welt, die von ökonomisch-industriell-technischen Interessen bestimmt war (Gross, 2001: 176–179) und einer Gesellschaft, die sich einzig am Bruttosozialprodukt mass.

<sup>327</sup> Krankheitssymptome eines überhitzten gesellschaftlichen Wandels und die individuelle Verarbeitung dieser Orientierungsdefizite werden auch an sozialen Indikatoren wie ansteigende Suizidraten, Alkoholismus, Drogenkonsum, Scheidungs- und Kriminalitätsraten fassbar.

nungsfeld zwischen Wirtschaftswachstum und Umweltschutzbemühungen darnieder. In der Zeit von 1975 bis 1979 häuften sich wieder Proteste und spektakuläre Aktionen von teils gewaltbereiten utopisch-ökologischen Bewegungen mit kapitalismusfeindlicher Ausrichtung, auch als Ausdruck der Unzufriedenheit einer breiten Basis der Gesellschaft – darunter viele Junge.<sup>328</sup> Neben singulären menschengemachten Katastrophen wie Seveso 1976 boten Ereignisse dieses Typus einem marktwirtschaftlich orientierten Mediensystem attraktive Möglichkeiten der Berichterstattung, was eine medialen Dauerpräsenz ökologischer Themen ebenso begünstigte (vgl. Eisner 2003a: 73–74).

Den Höhepunkt erreichte die Umweltthematik im öffentlichen Diskurs im Zusammenhang mit dem Problem "Waldsterben" Mitte der 1980er Jahre. In diesem hochsensiblen Umfeld für Umwelt- und Technikrisiken zwischen 1983 und 1987 lösten der Chemiebrand von Schweizerhalle 1986 und die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1986 ein immenses Medienecho aus. Nach diesen beiden Grossereignissen verlor die Umweltproblematik in der schweizerischen Bevölkerung gegen Ende der 1990er Jahre allmählich an Brisanz. Im gesellschaftlichen und politischen Bewusstsein verschoben sich die Problemprioritäten hin zur Besorgnis um eine lange andauernde wirtschaftliche Stagnation (vgl. Moser 2003: 185–186; Eisner 2003a: 51–52). Dennoch bleiben die wissenschaftlich-technischen Risiken auch in der Gesellschaft des ausgehenden 20. und 21. Jahrhundert präsent. Debatten um Reproduktions- und Gentechnologie, Klimawandel oder Atomenergie lehren uns, dass sich – in unterschiedlichem Mass – harte ideologische Fronten aufbauen können.<sup>329</sup>

Die oben genannten Umweltprobleme und Störfälle offenbaren die Ambivalenz des technologischen Fortschritts. Bezeichnenderweise geraten wissenschaftlich-technische Disziplinen, die als Mitverursachende der Risikoprobleme betrachtet werden, in eine akute Legitimierungskrise, die den veränderten gesellschaftlichen Anforderungen und Bedürfnissen nach Sicherheit geschuldet ist, auch wenn die Wissenschaft als Instanz, die über die Objektivität der Probleme befindet, weitgehend unangefochten bleibt. Als Folge dieser Entwicklung ist im Rückblick auf die lange Welle des ökologischen Diskurses der ausgelöste Innovationsschub auf sehr unterschiedlichen Ebenen nicht zu übersehen. Dazu gehören nicht nur die Bildung der Grünen Partei in den 1980er Jahren, die Herausbildung eines spezialisierten Journalismus und neuer Ressorts in den Medien, sondern vor allem auch, dass Umwelt- und Risikoprozesse zunehmend in Institutionen der Bildung, der Forschung und der Politik eingebunden werden, die bis heute weiterbestehen. Ebenso erlebt problembezogene Forschungsförderung einen nie dagewesenen Aufschwung. Durch die erhöhte Nachfrage der Politik nach gesichertem Wissen steigt gleichfalls der wissenschaftliche Erkenntnisstand. Infolgedessen werden Umweltrisiken in differenzierteren und komplexeren Konstruktionen reflektiert und bringen somit neue Problemaspekte zum Vorschein, die wiederum politischen Regulierungsprozessen unterworfen sind (vgl. Eisner/Moser 2003: 250–251; Weingart 2001: 168; Jacob/Biermann 2007).<sup>330</sup> Wissenschaft und Politik bringen sich daher wechselseitig voran, was zu einem Distanzverlust und zur Entgrenzung beider Sphären führt (Weingart 2001: 16, 159).<sup>331</sup>

## Fazit

Die Geschehnisse der Zivilisation sind untrennbar mit der konfliktreichen Beziehung zwischen Mensch und Natur verknüpft. Wie ein sozio-historischer Blick auf die Schweiz deutlich macht, waren sich dessen schon unsere Vorfahren bewusst. Analog den gegenwärtigen gesellschaftlichen Wirkmecha-

<sup>328</sup> Beispielsweise in Form der Besetzung des Kernkraftgeländes von Kaiseraugst (1975) oder einer Grossdemonstration vor dem Rohbau des Kernkraftwerkes Gösgen (1978).

<sup>329</sup> Besonders kontrovers diskutiert wird in der Schweiz seit längerem die Gentechnologie. Wobei das Thema vor allem im Zusammenhang mit Abstimmungen (z. B. Gen-Schutz-Initiative 1998, Volksinitiative "Für Lebensmittel aus gentechnikfreier Landwirtschaft" bzw. Gentechfrei-Initiative 2005) wiederholt in den Vordergrund des öffentlichen Diskurses und in die Medienaufmerksamkeit rückt (vgl. Hermann-Giovanelli/Leonarz (2010).

<sup>330</sup> Allerdings haben sich vielfach Warnungen vor kommenden Katastrophen, die gestützt auf "harte Fakten" der Wissenschaftler beruhten (z. B. Waldsterben, Ozonloch, Sars), trotz intensiver Forschung in den späteren Jahrzehnten nicht bestätigt.

<sup>331</sup> Ausführlich zu dieser wechselseitigen Koppelung siehe Kap. 4 und 7 in der Studie von Weingart (2001).



nismen trat bereits im 19. Jahrhundert im Gefolge einer Häufung von Extremwetterereignissen die Selbstgefährdung des Menschen durch die rationale Vereinnahmung der Natur jäh ins öffentliche Bewusstsein. Allerdings waren es zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorwiegend ästhetisch-patriotische Argumente, die sich in einem Milieu der Modernisierungskritik entfalten konnten und Schutzansprüche der Natur geltend machten.

Erst Mitte des 20. Jahrhunderts vollzog sich innerhalb kurzer Zeit eine Wende: Neue Forschungsmethoden und eine verstärkte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Umweltthemen brachten einerseits Erkenntnisfortschritte. Andererseits massen die Medien dem Expertenwissen nun mehr Bedeutung zu und bedienten sich zu dessen Vermittlung erfolgreich populärwissenschaftlicher Methoden. Mit neuen Begriffen wie Umwelt und Umweltproblem verbanden sich wissenschaftliche Zusammenhänge, Zahlen, Wertungen und Schlüsselforderungen von Interessengruppen mit ökologischen Anliegen.

Der öffentliche Diskurs erfuhr nun eine merklich kognitive Prägung, untermauert sowohl von Seiten der Wissenschaft wie auch der Medien. Die Medien alleine können einen Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung der Umweltproblematik und eine affirmative Haltung der Menschen zum Erhalt einer intakten Natur nicht herbeiführen. Jedoch besetzen sie eine Schlüsselrolle, wenn es um die Vergabe von Definitionsmacht und um das Bewirtschaften öffentlicher Besorgnis geht. Für die Analyse der Katastrophenberichterstattung stellt sich die Frage, welche Rolle die wissenschaftliche Realitätssicht gegenüber nichtwissenschaftlichen Deutungen in der Arena der Massenmedien generell einnimmt. Ob und in welcher Form sich ein Mediensystem, dass sich nach dem Niedergang der Parteipresse zunehmend am Markt und an den Bedürfnissen der Medienkonsumenten orientiert, den Anliegen der Wissenschaft verpflichtet sieht, ist eine weitere ungeklärte Frage.

## 13 Klimawandel und Naturkatastrophen – eine Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeiten

Aufbauend auf dem Überblick über gesellschaftliche Veränderungen im Umweltbewusstsein wird in diesem Kapitel der Verlauf der Klimadiskussion vertieft.

Bei Naturkatastrophen stellt sich im ausgehenden 20. Jahrhundert und bis heute die Frage, inwieweit sie uns die Folgewirkungen der hausgemachten globalen Klimaveränderung vor Augen führen. Wie bereits erwähnt, stehen im medienöffentlichen Diskurs die Klimaproblematik und diesbezügliche Katastrophenszenarien unübersehbar eng in wechselseitiger Verbindung mit untypischen Wetterlagen und Risiken aus Naturkatastrophen. Letztere sind zu eigentlichen Vorboten der Klimakatastrophe geworden. Daher berührt dies die Aufmerksamkeitskonjunktur für eingetretene Unwetterschäden, die in dieser Studie von Interesse sind.

Einen vertieften Einblick in den Entstehungshintergrund des aktuellen Klimadiskurses eröffnet die folgende Analyse. Dies zu reflektieren geschieht einerseits mit Blick auf die Untersuchung und den Hinweisen, dass der Klimawandel für die medienöffentliche Wahrnehmung von Naturkatastrophen andere Kontextbedingungen schafft, andererseits für ein besseres Begreifen einer Risikoproblematik, der die Gesellschaft nicht einfach "plötzlich" gegenübersteht. In den bisherigen Ausführungen ist schon angeklungen, dass es plausiblerweise keine vor- oder ungesellschaftlichen Kriterien gibt, in welchen Szenarien "Schädigungen" der Natur und Umwelt in der Gesellschaft stattfinden.

Daher werden in die Betrachtung sowohl Gegebenheiten und Diskursverläufe in der Wissenschaft (Kap. 13.1–13.4), in der Politik (Kap. 13.5) und in den Medien bzw. der Gesellschaft einbezogen (Kap. 13.6–13.7). Dies lässt uns die Prozesse beobachten, die zu einer engen Verknüpfung der Diskurse über Klimawandel und Naturereignisse geführt haben – unter anderem mit Blick auf die Schweiz (Kap. 13.8). Zudem können an diesen Vorgängen zahlreiche Muster beobachtet werden, wie ein soziales Problem bzw. ein heute selbstverständliches Risikowissen "Klimawandel" nur in der Form existiert, wie es in der Gesellschaft definiert und kommuniziert wird (vgl. Hilgartner/Bosk 1988).

### 13.1 Historischer Überblick über den Klimadiskurs in Wissenschaft, Medien und Politik

Extreme Wetterereignisse wie Starkniederschläge, Sturm oder Dürren wurden noch vor wenigen Jahren als Gewalten der Natur interpretiert. Inzwischen hat mit der öffentlichen Thematisierung des Klimawandels ein grosser Teil der Öffentlichkeit gelernt, das Wetter nicht mehr unbefangen als etwas hinzunehmen, das Menschen einfach zustösst. Die Problematik des anthropogenen Klimawandels ist in allen westlichen Industrienationen etwa seit Beginn der 1980er Jahre sowohl auf der medialen Agenda wie auch in der innenpolitischen Diskussion präsent (vgl. Post 2008a; Boykoff/Rajan 2007; Weingart/Engels/Pansegrau 2008; Boykoff 2010; Ehrensperger 2008; Boykoff 2010)<sup>332</sup>. Die Berichterstattung darüber hat sich bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert merklich intensiviert und in der Schweiz einen Höhepunkt an Medienaufmerksamkeit im Jahr 2007 erreicht (vgl. Tappeiner 2004: 76; Ehrensperger 2008: 77–78). Unter den politisch am drängendsten zu lösenden Problemen dieser Welt hat der Klimawandel mittlerweile den Status hoher Dringlichkeit längst erreicht.

---

<sup>332</sup> Zu erinnern ist daran, dass die subjektive Beunruhigung durch Umweltprobleme in der Bevölkerung zeitlich um 1986/1987 herum das höchste Niveau erreichte. Hingegen nimmt im Verlauf der 90er Jahre generell die Relevanz von Umweltbelangen in den Massenmedien und in der Politik ab (vgl. Eisner 2003a: 50–56).

Trotz weiterhin bestehender Unsicherheiten über die Bedeutung von anthropogenen Ursachen für die Klimaveränderung, über die Folgen der Temperaturerhöhung für das Klimasystem sowie hinsichtlich des Zusammenhangs von Klimaveränderungen und der Häufigkeit und Stärke von Naturereignissen, hat die Klimaproblematik eine Eigendynamik entwickelt.

Die wiederkehrenden Bilder und Eindrücke von Wetterextremen gelten in der Wahrnehmung vieler Mediennutzerinnen und -nutzer als Belege für die Klimaerwärmung. Unabhängig davon, ob diese Verbindung im Einzelfall gerechtfertigt ist, muss im Kontext der Klimadebatte die Vorstellung, das Wetter entziehe sich dem Einfluss des Menschen, revidiert werden. Umgekehrt weisen verschiedene Studien zum Klimawandel darauf hin, dass die journalistische Aufmerksamkeit für meteorologische Anomalien ein wesentlicher Faktor für die Etablierung des Themas ist (vgl. Trumbo 1996; Peters/Heinrichs 2005: 207; Ehrensperger 2008: 83–84).

Im Laufe öffentlicher Diskussionen hat sich die These vom menschengemachten Klimawandel weitgehend im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert, sodass sich breite Teile der Bevölkerung Sorgen um die Entwicklung des Weltklimas machen. Gemäss der ETH-Studie "Schweizer Umweltsurvey 2007" sehen mehr als Vier Fünftel (82%) der Schweizer Bevölkerung in der Klimaerwärmung eine hohe Bedrohung – bei der ersten Befragung 1994 waren es erst 54 Prozent (Diekmann/Meyer 2007: 4–5)<sup>333</sup>. Die Bevölkerung entnimmt neben politischen und wirtschaftlichen Informationen auch das dazu beanspruchte Wissen vorwiegend den Medienberichten. Allerdings ist der Wissensstand in der Klimaforschung längst nicht so eindeutig, wie es in öffentlichen Diskursen den Anschein macht.

Auch wenn Spuren menschlicher Einwirkungen beim Anstieg der CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre und damit beim Treibhauseffekt nachgewiesen werden können, bleibt zumindest in der Schweiz ein ursächlicher Zusammenhang bezüglich der Intensität von Wetterextremen oder der Veränderungen in der Häufigkeit von Naturkatastrophen zum jetzigen Zeitpunkt nicht nachweisbar (hierzu: Naef et al. 2008).

Als Bezugspunkt und Indikator für den Klimawandel lässt sich anhand nachvollziehbarer Konsequenzen von Naturkatastrophen für ein Laienpublikum die Existenz des Klimawandels plausibilisieren. In dem Sinne bietet ein Extremereignis ein „window of opportunity“ in Bezug auf die Sensibilisierung der Bevölkerung für das Klimaproblem<sup>334</sup>. Die von Signer/Endreny (1993) diagnostizierte Orientierung der Medien an der Schadensdimension eines Risikos legt es nahe, dass sich Medienschaffende inhaltlich an untypischen Wetterbedingungen orientieren.

Wenn sich das anthropogene Risiko des Klimas als neues Deutungsmuster in den Köpfen festsetzen kann und darüber hinaus für die Einordnung von extremen Wettergeschehnissen historisch einen Bruch suggeriert, spielte eine Reihe von Faktoren eine Rolle, die in den 80er Jahren zusammentrafen.

Die Sensibilisierung der Gesellschaft für das anthropogene Risiko des Klimas markiert einen historischen Bruch. Die Faktoren, die dazu führten, lassen sich in den 1980er Jahren verorten. Eine historische Analyse kann darüber Aufschluss bringen. Im ersten Teil wird folgende Ausgangsfrage gestellt: Welche Kontextbedingungen waren dafür verantwortlich, dass die Klimaproblematik ein Gegenstand der gesellschaftlichen Erfahrung wurde? Im zweiten Abschnitt wird untersucht, auf welche Weise die Bedrohungserfahrung durch Katastrophenereignisse in der öffentliche Wahrnehmung zu einem Symbol für komplexe Risikoindizien avancieren konnte. Die Analyse bezieht sich dabei auf nationale und transnationale Prozesse in Politik und Wirtschaft.

<sup>333</sup> Der "Umweltsurvey 2007" basiert auf einer Zufallsstichprobe aus der erwachsenen Wohnbevölkerung mit registrierten Telefonanschlüssen in der ganzen Schweiz. 3369 Haushaltungen wurden zwischen November 2006 und März 2007 befragt, die Ausschöpfungsquote betrug 52 Prozent. Die telefonischen Interviews wurden mit einer schriftlichen Nachbefragung ergänzt.

<sup>334</sup> Allerdings sind nicht nur Wetteranomalien für die Thematisierung des Klimawandels und als journalistischer Bezugsrahmen für die Berichterstattung über das Klimaproblem wichtig. Ebenso spielen andere Anlässe wie internationale Klimakonferenzen, Veröffentlichungen von IPCC-Berichten, Gesetzesentwürfe, neue Erkenntnisse etc. eine wichtige Rolle für die Berichterstattung über das Klimaproblem (dazu: Peters/Heinrichs (2005: 207))

## 13.2 Die Vorgeschichte des Klimadiskurses in der Wissenschaft

Der schwedische Physiker Arrhenius hatte bereits 1886 den Treibhauseffekt beschrieben. Er warnte schon damals vor einer Erwärmung der Erdatmosphäre durch eine erhöhte Konzentration an Kohlendioxid, verursacht durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe. Jahrzehntlang schenkte man selbst im engeren Kreis der Wissenschaft Arrhenius' Ausführungen kaum Beachtung (vgl. Ott 1997: 201–202). Ähnlich erging es dem Schweizer Geografen Eduard Brückner. Seine Thesen einer langfristigen Klimaveränderung gingen im beginnenden 20. Jahrhundert, einer Zeit, die rar an Wetteranomalien und Naturkatastrophen war, schnell vergessen (Pfister 1999: 14). Im Grunde wurde schon damals das naturwissenschaftliche Fundament bereitgestellt, mit dem sich die menschengemachte Klimaerwärmung erklären liess. Auch der implizite moralische Appell bleibt in seinem Grundgedanken bis heute aktuell: Das Ökosystem Erde als Lebensgrundlage für die menschliche Zivilisation bedarf des Schutzes vor Raubbau und Übernutzung.

Dass die frühen Warnungen einzelner Wissenschaftler lange ungehört blieben, hat mehrere Gründe: Wissenschaft, Medien und Politik waren damals in Umweltbelangen unzulänglich vernetzt. Ökologische Problemdiskurse endeten alsbald an den Grenzen der Nationalstaaten und wurden infolgedessen nur lokal und regional geführt (vgl. Gehring/Oberthür 1997: 45). Ausserdem fehlte den neuen Thesen in der Wahrnehmung der Wissenschaft die Überzeugungskraft. Wetter- und Klima-Anomalien wurden bis weit ins 20. Jahrhundert auf natürliche Ursachen zurückgeführt wie etwa Vulkanausbrüche oder Schwankungen der Sonnenaktivität (vgl. Climat-Press 2001).<sup>335</sup> Die Meteorologie verstand sich damals in erster Linie als zuständig für die Verbesserung von Wettervorhersagen.

Der britische Ingenieur Guy Stewart Callendar griff die Theorie der Erderwärmung wieder auf und zeigte 1940, dass die atmosphärische CO<sub>2</sub>-Konzentration seit dem 19. Jahrhundert um 10% angestiegen sein könnte. Anfang der 1950er Jahre veränderten sich die Voraussetzungen innerhalb der Wissenschaft für den Aufstieg der Klimatologie als Forschungsbereich.

1957 rief der International Council of Scientific Unions (ICSU) zum Internationalen Geophysikalischen Jahr auf. Die Forschung begann sich international zu vernetzen und verschrieb sich der systematischen globalen Erfassung von klimarelevanten Daten mittels neuer Umweltbeobachtungssysteme. Dazu gehörte auch, dass man beschloss, den CO<sub>2</sub>-Gehalt in die Beobachtungen einzuziehen und kontinuierlich zu messen. Damit wurde ein Grundstein für das heutige Verständnis über den Einfluss der CO<sub>2</sub>-Konzentration auf das globale Klima gelegt (vgl. Clark et al. 2001: 1–55).

Wichtige Impulse für das Problem des Klimawandels durch menschliche Einflüsse gingen von der amerikanischen Klimaforschung aus, weil hier für Modellrechnungen die Entwicklung von Computern am meisten fortgeschritten war (vgl. z. B. Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 41–44). Der US-amerikanische Klimaforscher Keeling nahm 1957 die erste permanente Messung des CO<sub>2</sub>-Gehalts auf. 1970 hatte Keeling brauchbare Messergebnisse, mit denen er den Anstieg des CO<sub>2</sub>-Gehaltes der Atmosphäre nachweisen konnte (vgl. Clark et al. 2001: 1–55; Baladini et al. 2004, Weingart/Engels/Pansegrau 2008).

Verbesserte Computerkapazitäten ermöglichten es schliesslich ab Mitte der 1960er Jahre, anhand der gesammelten Daten Klimamodelle zu simulieren. Dies führte zu zunehmend differenzierteren und exakteren Beschreibungen klimatologischer Zusammenhänge und des Anstiegs des Kohlendioxidgehaltes (vgl. Ott 1997: 203–204). Durch die Analyse von Eisbohrkernen gewannen Forscher exakte Informationen über das Klima der Vergangenheit und Einblicke in frühere atmosphärische CO<sub>2</sub>-Kon-

<sup>335</sup> In der Zeit des Ersten Weltkriegs galt das Geschützfeuer an der Kriegsfront als Verursacher für auffallend feuchte Wetterlagen. Um 1930 wurden transatlantische Kurzwellenfunkverbindungen für Wetteranomalien verantwortlich gemacht, Ende der 1960er Jahre zeigte man sich wegen der Überschallgeschwindigkeit im Luftverkehr besorgt um die Ozonschicht. Siehe ausführlich Kap. 4.5 in Stehr/von Storch (1999).

zentrationen. Mit den Daten liess sich ein Zusammenhang zwischen CO<sub>2</sub> und globaler Temperatur nachweisen. In den 1980er Jahren hat der anthropogene Einfluss auf das Klima genügend Glaubwürdigkeit erreicht, um für die Thematik das Interesse der internationalen Politik zu wecken. Gemäss Weingart und Mitautorinnen (2008: 41–61) ist die "Anthropogenisierung" für den Prozess der Politisierung eines Umweltproblems unabdingbar. Erst indem der Mensch systematisch als Verursacher für die globale Selbstgefährdung identifiziert wird, kann das Problem zur Regulierung in die politischen Handlungsräume überführt werden.

Als Resultat der Wissensakkumulation hat die Forschung seither wesentliche Fortschritte beim Verständnis der aktuellen Klimaveränderung erzielt.

### 13.3 Präzisierungs- und Relativierungsprozesse in der Wissenschaft

In der Wissenschaft stellt sich das Klimaproblem als ein Forschungsgebiet mit unendlich vielen isolierten Einzelproblemen dar. Das Ziel der Klimaforschung besteht darin, die einzelnen Wirkungszusammenhänge im Klimasystem immer genauer zu bestimmen. Mit zunehmender Tiefe der Analyse erhöht sich gleichzeitig das Mass an Unsicherheit. Es handelt sich um einen sehr komplexen Forschungsbereich, in dem mit dem erreichten Stand der Erkenntnisse gleichzeitig wieder viele unbeantwortete Forschungsfragen entstehen, welche die Klimaforschung vorantreiben. Indikatoren für die Auswirkungen der Klimaänderungen beruhen aufgrund der komplizierten Auswirkungen und Abhängigkeiten „auf zwar wissenschaftlich fundierten und plausiblen, oft aber nicht streng beweisbaren Ursache-Wirkungsbeziehungen“ (North et al. 2007: 14–15). Da es keine einfachen Ursachen-Wirkungsprozesse gibt, sondern Rückkopplungsprozesse die Auswirkungen beeinflussen, erschwert sich dadurch die Auswirkungsanalyse. Mangels stichfester Beweise und Kausalketten muss die Beweisführung als „Indizienprozess“ geführt werden (Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 53).

Über die Zeit hat sich die wissenschaftliche Evidenz der Aussagen zum menschlichen Anteil an den beobachteten Klimaänderungen erhöht. Davon zeugt etwa der jüngste IPCC Sachstandsbericht aus dem Jahr 2007 (AR4, 2007).<sup>336</sup> Darin werden der gegenwärtige Forschungsstand zu Kernfragen der Klimaänderung aufgezeichnet (Teil I), die Gefährdungen für Öko- und Gesellschaftssysteme (Teil II) sowie die politischen Handlungsoptionen zusammengetragen.<sup>337</sup> Im aktuellsten IPCC-Bericht (ARA, 2007) beurteilt das Expertengremium des Weltklimarates es als „sehr wahrscheinlich“<sup>338</sup>, dass die Erwärmung der letzten 50 Jahre wesentlich durch anthropogene Treibhausgase (hauptsächlich CO<sub>2</sub>) verursacht worden ist. Im dritten Sachstandsbericht von 2001 lautete die diesbezügliche Einschätzung noch „wahrscheinlich“ (IPCC 2007a: 39).<sup>339, 340</sup>

In diesem Zusammenhang sind auch vermehrte Korrekturen in Form von Abschwächungen von vormals düsteren Prognosen und bevorstehenden Katastrophen zu beobachten, die besorgte Wissenschaftler in den 1980er Jahren an die Öffentlichkeit getragen haben. Das zeigt sich beispielsweise bezüglich der Prognosen zum massiven Ansteigen des Meeresspiegels. Fünf bis zehn Meter wurden in den anfänglichen Warnungen für möglich gehalten (vgl. Weingart 2002). Inzwischen sind derartige

<sup>336</sup> Die bisherigen Berichte des IPCC sind in den Jahren 1991, 1996, 2001, 2007 und 2014 erschienen (vgl. <http://www.ipcc.ch/> (20.04.2015)).

<sup>337</sup> Das eigentliche Schlüsseldokument des Weltklimaberichtes sind die für politische Entscheidungsträger geschriebenen Zusammenfassungen. Da diese Weltklimaberichte unter den Sachverständigen in einem Konsensverfahren verabschiedet werden, wird in der Öffentlichkeit der Eindruck eines wissenschaftlichen Konsenses vermittelt. Unter den Klimaforschern gibt es allerdings auch erhebliche Kritiker dieser IPCC-Berichte, da im Klimarat nur ein Teil der Klimaforscher repräsentiert ist (vgl. Post (2008a)).

<sup>338</sup> Gemäss wissenschaftlichem Sprachgebrauch des vierten IPCC-Berichts bedeutet „sehr wahrscheinlich“ eine mindestens 90-prozentige Wahrscheinlichkeit.

<sup>339</sup> Zu weiterführenden Befunden siehe: IPCC, 2007: Climate Change 2007: Synthesis Report oder online: [http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4\\_syr\\_cover.pdf](http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4_syr_cover.pdf) (20.04.2015).

<sup>340</sup> Siehe dazu online: IPCC Fourth Assessment Report: Climate Change 2007 (ARA4): ([http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4\\_syr.pdf](http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4_syr.pdf) (20.04.2015))

Einschätzungen sehr viel differenzierter geworden. Im IPCC-Report 2007 wurde das geschätzte Niveau bis zum Jahr 2100 von ca. 92 cm auf ca. 44 cm korrigiert.

Angesichts paläoklimatischer Befunde, die in den letzten Jahren wichtige Informationen über stärkere Klimavariabilitäten in der Vergangenheit lieferten, muss zumindest in Betracht gezogen werden, dass der menschliche Einfluss auf das Klima geringer ist als bislang angenommen wurde (vgl. Post 2008b: 72).

Unter den Klimaforschern sind Zweifel, die sich auf verschiedene Aspekte des Klimawandels beziehen können, durchaus vorhanden. Diese unsichere Wissenslage hat nicht mit der Unfähigkeit der Wissenschaft zu tun, sondern mit unvollständigen Datengrundlagen. Diese umfassen für die Plausibilitätsbetrachtungen zukünftiger Entwicklungen sehr oft einen zu kurzen Zeitraum. Aufgrund vermehrter Relativierungen früherer Warnungen, die bislang recht anstandslos geglaubt wurden, gibt es verschiedene Kritiker der IPCC-Studien, welche die Richtigkeit mancher Forschungsergebnisse vehement und auf hoher wissenschaftlicher Ebene anzweifeln. Hierzu hat u. a. auch die sogenannte „Hockeyschlägerkurve“ im IPCC-Bericht des US-Meteorologen Michael Mann und Kollegen (1998) beigetragen<sup>341</sup>. Sie stellt den dramatischen und einzigartigen Temperaturanstieg der letzten Jahrzehnte grafisch dar. Als Kernstück der Klimaforschung bildete sie eine wichtige Grundlage für die Plausibilisierung der menschengemachten Klimaerwärmung im 20. Jahrhundert. Mit dieser Grafik und der oft zitierten Studie ist viel öffentliches Aufsehen erregt worden. Allerdings habe sich bei der Überprüfung durch unabhängige Wissenschaftler eine Reihe von Fehlern im Modell herausgestellt. Das regte eine heftige Debatte um die „Mann-Kurve“ an, die einerseits die gesamte Hypothese des anthropogenen Klimawandels in ein zweifelhaftes Licht stellt und andererseits das Vertrauen in wissenschaftliche Bekanntmachungen mindert (vgl. Crok 2005)<sup>342</sup>.

In der Wissenschaft sind solche Kritik und Zweifel an bestehenden Ergebnissen richtungsweisend für das weitere Erschliessen eines Forschungsbereiches und für den wissenschaftlichen Fortschritt. Allerdings fehlt der Darstellung von skeptischen Stimmen unter den Klimaforschern bzw. ihren Ergebnisdarstellungen im Unterschied zu Mainstream-Positionen die Publizität. Verschiedene Studien zum Klimadiskurs bestätigen, dass Gegenpositionen in der Öffentlichkeit bislang kaum zum Tragen kamen, obwohl sie wissenschaftlich gesehen durchaus ihre Berechtigung haben (vgl. Peters/Heinrichs 2005: 192–194; Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 111; Post 2008a: 34).

### **13.4 Der Klimawandel an der Schnittstelle von Wissenschaft und Journalismus**

Einen einhelligen Konsens, dass die Temperaturerhöhung im 20. Jahrhundert wesentlich durch den Menschen verursacht ist, gibt es in der Forschungsgemeinschaft nicht. Aus einer Befragung im Sommer 2006 unter deutschen Klimaforschern sahen damals nur 38% die These für „bewiesen“ an (Post 2008a: 77–79). Mit der vorrangigen Darstellung von wissenschaftlichen Positionen in den Medien, die konform zum öffentlichen Risikokonstrukt der menschengemachten Verursachung liegen, resultiert eine einseitige Fokussierung auf bestätigende Aussagen der Wissenschaft zur Frage der anthropogenen Ursachen (vgl. Peters/Heinrichs 2005: 192–194).

Nach Heinrich/Peters (2005), die im Feld der öffentlichen Kommunikation über Klima- und Sturmflutrisiken in Deutschland die Schnittstelle von Wissenschaft und Journalismus untersucht haben, ist die angesprochene Form der Berichterstattung vor allem auf die herrschende symbiotische Beziehung

<sup>341</sup> Zur Studie des Klimatologen Mann und Mitautoren, in der die Hockeyschlägerkurve berechnet wird, siehe: Mann/Bradly/Hughes (1998).

<sup>342</sup> Die gut dokumentierten und bekannten Klima-Schwankungen der letzten 1000 Jahre (Klimaoptimum im Hochmittelalter, „kleine Eiszeit“ in der beginnenden Neuzeit) sind in der Hockeyschlägerkurve nicht zu erkennen. Daher vermittelt sie jedem Betrachter ohne Zusatzkenntnisse den Eindruck, dass das Klima sich früher nie, in den letzten Jahren aber dramatisch geändert habe. Im 4. IPCC-Sachstandsbericht (AR4) ist die Grafik nicht mehr vorhanden.

bzw. starke Co-Orientierung von Wissenschaft und Medien in der Klimathematik zurückzuführen. Sie stellen bei ihrer Inhaltsanalyse zur Klimaberichterstattung in Deutschland fest, dass die Medien den Klimawandel unhinterfragt voraussetzen. Dabei sind Interessensübereinstimmungen auszumachen, die sich inhaltlich auf Mainstream-Positionen beziehen als auch WissenschaftlerInnen voraussetzen, die sich dazu in den Medien äussern (vgl. Peters/Heinrichs 2005: 192–194). Auch in der aktuellen wissenschaftlichen Literatur wird aufgrund der engen Koppelung von Medien und Wissenschaft, Wirtschaft und Wissenschaft, Politik und Wissenschaft etc. ein relativer Distanzverlust der akademischen Wissensproduktion zu anderen gesellschaftlichen Systemen festgestellt.<sup>343</sup>

Etwas anders präsentiert sich das Bild der Klimaberichterstattung in der Schweiz. Gemäss einer Studie, welche die Berichterstattung zum Ozonloch mit jener zum Klimawandel im Zeitraum von 1987 bis 2001 verglichen hat, wurde vor allem in den frühen 1990er Jahren eine neutrale Haltung bezüglich der Existenz eines Klimawandels eingenommen. Eine einseitige Fokussierung auf die menschlichen Ursachen bestätigt sich für die Schweiz sehr ausgeprägt für die Ozondebatte. Hingegen werden gemäss Tappeiner (2004: 84–87) in der Klimaberichterstattung Ursachen menschlicher Aktivitäten oder Quellen des CO<sub>2</sub>-Anstieges weit weniger angesprochen. Auch auf die Frage zur Existenz eines Klimawandels wird in der Presse vor allem in den frühen 1990er Jahren mit Zurückhaltung reagiert.<sup>344</sup> Zu einem vergleichbaren Befund kommt Ehrensperger (2008: 83–84). Als dominierendes Thema in der Klimaberichterstattung der Deutschschweiz (2000–2007) erweist sich "Klimaschutz". Der Wissenschaft wird zwar nach wie vor ein hoher Stellenwert als Informationsquelle im Vorantreiben der Debatte attestiert, allerdings wird das Thema in den Zeitungen eher aus politischer Sicht betrachtet und in der seriösen Presse nicht unbedingt auf hohem Niveau dramatisiert oder personalisiert (vgl. Ehrensperger 2008: 100–106). Es handelt sich um eine Berichterstattung, die sich folglich eher neutral gibt, indem vieles offen bleibt gegenüber den wissenschaftlichen Konzepten zum Klimawandel und dessen Konsequenzen. Auf diese Art der Ausbalancierung kann medienstrategisch die Berichterstattung möglicherweise auch spannend gehalten werden (vgl. Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 151). Zur Aufklärung über die Folgen des Klimawandels ist die Bevölkerung auf das Funktionieren der Medien angewiesen und zugleich der Art und Weise ausgeliefert, wie sie funktionieren.

### **13.4.1 Inkompatibilitäten und Risiken medialisierter Wissenschaftskommunikation**

Darüber hinaus erweist sich bekanntlich die Vermittlung wissenschaftlicher Informationen durch die Medien an die Öffentlichkeit als schwierig. In einer Situation, in der einerseits die Aussagen der Wissenschaft und ihre vorgetragene Risikoeinschätzung von erheblichem Einfluss auf die Formulierung von Entscheidungen und Politik geworden sind, andererseits Publizität in der Wissenschaft vielfältig honoriert werden kann, sind Klimaforscher sogleich mit der Logik der Verarbeitungs- und Wahrnehmungsmuster der Massenmedien konfrontiert. Diese unterscheiden sich grundsätzlich von jenen in der Wissenschaft, was auf Inkompatibilitäten medialer und wissenschaftlicher Kommunikation verweist. So besteht im Journalismus wenig Raum für Differenzierungen der wissenschaftlichen Aussagen oder bestehender Unsicherheiten. Vereinfachung der Aussagen (Popularisierung) und das Interesse an eindeutigen Situationen und Prozessen (Monokausalität) sind vorherrschend (vgl. Diggelmann 1996: 171).

Eher werden Unsicherheiten ausgeblendet oder dann hervorgehoben. Dass Katastrophenszenarien als wahr angenommen werden und dann durch Angstkommunikation verstärkt werden oder die wissenschaftlichen Begründungen dazu als abwegig eingestuft werden, sind Probleme, die aus diesen unterschiedlichen Funktionslogiken resultieren. In ihrer Analyse der Mediendiskurse zum Klimawandel

<sup>343</sup> ausführlich dazu siehe: Weingart (2001); (2005).

<sup>344</sup> Allerdings beruhen diese Befunde auf der Analyse der Klimaberichterstattung bis ins Jahr 2001.

in Deutschland stellen Weingart/Engels/Passergau (2008: 108, 151) fest, dass nur Anfang der 1980er Jahre im Mediendiskurs zum anthropogenen Klimawandel von „Indizien“ die Rede war. Das heisst, aus Sicht der Medien werden hypothetische Annahmen in der Wissenschaft zum Klimawandel in Gewissheiten transformiert.

Die Medien setzten den anthropogenen Klimawandel weitestgehend unhinterfragt voraus, wie Peters und Heinrichs (2005: 47) bei einer Inhaltsanalyse der Klimaberichterstattung von 2001 bis 2004 in deutschen Medien feststellen. Kritische Stimmen, die den Klimawandel bezweifeln, bleiben Ausnahmen. Auch in der Schweiz bleiben gemäss einer Medienanalyse, welche die Ozon- mit der Klimaberichterstattung vergleicht, Aussagen, die den Klimawandel explizit in Frage stellen, eine Randerscheinung. Dabei tritt beim Klimaproblem im Unterschied zur Ozonproblematik die Erwähnung der anthropogenen Ursachen weit weniger häufig auf (44% versus 76%). Zudem wird das Klimaproblem in rund einem Fünftel der Aussagen ohne Bezug zu den Ursachen genannt – weit häufiger als dies bei der Ozonproblematik festzustellen ist (vgl. Baldinini et al. 2004: 1).

Zudem ist wenig Interesse für die Sicht von WissenschaftlerInnen mit abweichenden Meinungen in den Massenmedien vorhanden. Marginal bleibt eine skeptische Medienkommunikation. In dieser Lage suchen sich gesellschaftliche Interessenvertreter und schliesslich die Politik, die gezwungen ist, darauf zu reagieren, jene wissenschaftlichen Argumente heraus, die ins Gesamtbild der eigenen Position passen. In diesem Sinne bedient sich die Politik der Wissenschaft. Insbesondere in der politischen Problematisierung des Klimawandels reduzierte sich die Folgeproblematik auf zwei wesentliche Punkte: einerseits auf den Anstieg der globalen Durchschnittstemperaturen um 1.5°C–4°C sowie die Zunahme extremer Wettervorkommnisse (vgl. Post 2008a: 29–30). Wie Post (2008a) zur Klimaberichterstattung festhält, war der Beginn der politischen Klimadebatte unter Berufung auf sich widersprechende Ergebnisse noch geprägt von Skepsis gegenüber der prognostizierten Erderwärmung.

All dies verweist auf vielfältige Interaktionsstrukturen und -muster im Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Das heisst, dieser Prozess wird massgeblich von anderen Beteiligten mit beeinflusst – insbesondere von politischen Akteuren, aber auch z. B. von umweltpolitischen Ambitionen in der Unterhaltungsindustrie. Hierbei kristallisieren sich neue Wissensansprüche heraus, die durch Fiktion und im Rückgriff auf angeblich wissenschaftliche Fakten die Risiken der Klimaerwärmung behandeln. Man denke beispielsweise an den Kinofilm "The day after tomorrow" (2004) von Roland Emmerich. Den vielen Millionen Menschen, die den Film gesehen haben, wird das Szenario einer Klimakatastrophe präsentiert, das so in der Wissenschaft nicht existiert. Gleichwohl wird in der filmischen bewusst mit Mitteln gearbeitet, die der Sicht, den Theorien und Befunden der Wissenschaft entnommen sind. Besonderes Aufsehen erregte 2006 der Dokumentarfilm "An Inconvenient Truth" (2006)<sup>345</sup> von Davis Guggenheim mit dem ehemaligen US-Vizepräsidenten und Präsidentschaftskandidaten Al Gore. Al Gore hat sich bekanntlich das Ziel gesetzt, die Welt und insbesondere die amerikanische Bevölkerung über Treibhausgase und die damit verbundene Erderwärmung zu informieren. Mit seiner alarmistischen Tonlage und Sicht auf die politischen und wissenschaftlichen Dimensionen kann Al Gore für den gesellschaftlichen Zugang zum Klimawandel als bewusstseinsfördernd gelobt werden. In Bezug auf eine anstrebenswerte Darstellung der Komplexität des Klimaproblems, die gesellschaftlich dazu beiträgt, eine rationale Problemlösung im Umgang mit dem selbst verursachten Klimawandel zu finden, dient eine solche Fokussierung kaum<sup>346</sup>.

<sup>345</sup> Deutsch: Eine unliebsame Wahrheit.

<sup>346</sup> Auffällig sind diesbezüglich die Differenzen zur US-amerikanischen Thematisierung von Klimawandel. Die wissenschaftlichen Unsicherheiten des Wissens, verbunden auch mit Skepsis gegenüber anthropogenen Einflüssen, lieferten für die Regierung des Ex-US-Präsidenten George W. Bush legitime Argumente, um ein aktives Vorgehen des Staates gegen die Erderwärmung zu torpedieren (dazu: Boykoff/Boykoff (2007)). Demgegenüber sieht US-Präsident Barack Obama die Notwendigkeit von politischen Massnahmen und den Eintritt der USA in ein verbindliches internationales Abkommen zum Klimaschutz als erstrebenswert an - trotz massiver innenpolitischer Widerstände.



### 13.4.2 Katastrophenkommunikation und das negative Kassandrasyndrom

Allerdings ist öffentlich geäußerte Skepsis zum menschengemachten Klimawandel im Interesse der Klimaforschung wenig erwünscht. Diesbezügliche Publizität kann, wie eine Befragung von Post (2008a) zeigt, der wissenschaftlichen Karriere abträglich werden. Einzelne Klimaforscher nehmen durchaus eine gewisse Selbstzensur innerhalb der Forschungsgemeinschaft wahr. Das Bewusstsein um die Gefahr der Instrumentalisierung von Ergebnissen, um Verluste von Forschungsgeldern bis zu moralischen Komponenten oder fehlenden Sprachrohren führen dazu, dass Argumente der Experten unterschiedlich öffentlich präsent sind.

Die Warnkommunikation im Fall des Klimawandels und der anthropogenen Ursachen bleibt trotz teils heftiger werdender Kritik weiterhin erfolgreich. Dass die Wissenschaft vermehrt im Zentrum der Kritik stehen wird, wenn sie ihre Katastrophenszenarien immer wieder korrigieren muss, ist eine bestehende Gefahr. Aufgrund der Zuständigkeit für Erkenntnisse sowie der Prognosen für die Folgen können sich WissenschaftlerInnen Stellungnahmen in der Öffentlichkeit nicht entziehen.

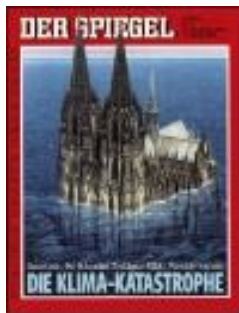
Das stark wissenschaftlich geprägte Klimawandelkonstrukt wirkt auch auf die Wissenschaft zurück – mit möglicherweise negativen Konsequenzen bei erwartungswidersprechenden Entwicklungen. Dafür ist der Begriff des negativen Kassandrasyndroms von Wissenschaftlern geprägt worden. Damit wird die besondere kommunikative Dynamik zwischen Wissenschaftlern, Medien und Politik gekennzeichnet, wenn Experten mit Warnungen vor kommenden Katastrophen an die Öffentlichkeit treten, die ihnen häufig geglaubt werden und zu gewichtigen Massnahmen führen, obgleich sich ihre Prognosen manchmal als falsch erweisen (vgl. Weingart 2005: 161; Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 149–153). Revisionen durch neue Erkenntnisse zur globalen Erwärmung, die im Wissenschaftssystem zum Erkenntnisprozess gehören, unterminieren in der Öffentlichkeit allerdings die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. „Was in der Wissenschaft ein normaler Vorgang ist, wird in den Medien zum Anlass von Misstrauen“, wie Weingart/Engels/Pansegrau (2002: 141) dazu feststellten. Begünstigt wird dies aus dem verstärkten wissenschaftlichen Engagement in der Medienöffentlichkeit, um überhaupt Aufmerksamkeit für ein drängendes Problem zu erzeugen. Obwohl WissenschaftlerInnen die Schlagzeilen nur mittelbar beeinflussen können, besteht die Gefahr, dass sie sich im Wettbewerb um Forschungsgelder und Medienpublizität gegenseitig an unlauteren Untergangsszenarien zu überbieten versuchen. In der Organisation der Wissenschaft sieht der Soziologe Weingart (2001) einen Hauptgrund für die Häufung von negativen Kassandrasyndromen, wie es bei der Waldsterbensdebatte exemplarisch der Fall war. Zudem ist es schwierig, die exakten Auswirkungen der möglichen Klimastörungen vorherzusehen.

Wie sich die medienöffentliche Thematisierung des Klimawandels und das wissenschaftliche Wissen dazu weiter entwickeln, ist schwer einzuschätzen. Im Gegensatz etwa zu JournalistInnen, PolitikerInnen und UmweltaktivistInnen sind die Forschenden bis heute mit ihren politisch hochbrisanten Aussagen über den menschlichen Beitrag zur Klimaveränderung und den damit verbundenen Folgewirkungen auf die Schwere und Häufigkeit von Naturkatastrophen sehr vorsichtig geblieben. Die Problemstellung bleibt für die Forschung komplex, und es gibt eine anhaltende wissenschaftliche Kontroverse dazu. Aufgrund von verschiedenen Indizien und Aussagen ein Urteil über die Folgen zu fällen, gleicht der Arbeit „eines Richters“, wie es in einem Report der Climate Press (2001) heisst.

Vieles spricht dafür, dass das Medieninteresse am Klimadiskurs bröckelt. Zunehmende Skepsis – gerade auch der Medien selbst – gegenüber dramatisierenden Katastrophenszenarien seitens der Wissenschaft macht sich breit. Dadurch öffnet sich im Klimadiskurs nach Jahrzehnten des sogenannten Katastrophismus die mediale Aufmerksamkeit für Gegenpositionen.

Exemplarisch lässt sich diese Entwicklung an Titelbildern der SPIEGEL-Ausgaben von 1986, 2006 und 2007 ablesen.<sup>347</sup>

Abbildung 9: Selektive Auswahl von SPIEGEL-Titelgeschichten zur Klimakatastrophe



Nr. 33/1986  
Die Warnung



Nr. 45/2006  
Die Infragestellung der Gefahr



Nr. 19/2007  
Die grosse Klima-Hysterie

### 13.5 Der Klimawandel als Bestandteil der politischen Agenda

In den In den 1970er Jahren wurde der globale Charakter der Umweltproblematik kaum mehr in Abrede gestellt. Die Umweltdiskussion gewann nun allmählich an Resonanz. Den Vereinten Nationen (UN) angegliederte Institutionen wie die World Meteorological Organization (WMO) und das United Nations Environment Programme (UNEP) initiierten 1979 angesichts des beunruhigenden Anstiegs der CO<sub>2</sub>-Konzentration gemeinsam mit der ICSU die erste Weltklimakonferenz in Genf sowie weitere Workshops 1985 und 1987. Diese Veranstaltungen verhalfen der Umweltthematik zu entsprechender medialen Publizität.

Die allmähliche Sensibilisierung der Öffentlichkeit gegenüber Umweltthemen zeigte sich auch in ihrer Empfänglichkeit für sensationsgetriebene Berichterstattung, die von den Medien wiederum gerne be- dient wurde. Hervorzuheben sei die SPIEGEL-Ausgabe vom August 1986 mit der Schlagzeile „Die Klima-Katastrophe“. Der in den Fluten versinkende Kölner Dom auf dem Titelbild verbildlicht die Angst vor den Klimafolgen exemplarisch (vgl. Der SPIEGEL: 11.8.1986, Heft Nr. 33/1986).

Die Warnung vor einer drohenden „Klimakatastrophe“ stammt allerdings aus dem Arbeitskreis Energie (AKE) der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DPG) und ist nicht auf Initiative von Klimaforschern initiiert worden. Spätere Versuche von Klimaforschern, den Begriff der Klimakata- strophe durch Klimaänderung zu ersetzen blieben erfolglos.<sup>348,349</sup> Zudem stellt das Aufkommen des Begriffs „Klimakatastrophe“ einen Schlüsselmoment bzw. Wendepunkt in der Kommunikation über den Klimawandel zwischen der Wissenschaft, den Medien und der Politik dar. Diese Beobachtung gilt auch für andere Länder wie die USA, wo sich unter anderem durch Hitzewellen und Trockenpe- rioden sowie im Zuge der Wahlkampfkampagne von George Bush die Aufmerksamkeit auf das Klimaproblem verstärkte (ausführlich dazu: Boykoff/Boykoff 2007: 1195).

1987 veröffentlichte die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen den sogenannten "Brundtland-Bericht". Dieser bildete die Grundlage für die 1988 folgende Weltklima- konferenz über Veränderungen der Atmosphäre in Toronto, wo sich Wissenschaftler, internationale

<sup>347</sup> Für eine Übersicht über die Überschriften von 1979–1996 zur Klima-Katastrophe siehe: Weingart/Engels/Pansegrau (2008: 91.)

<sup>348</sup> An einer von der Deutschen Physikalischen Gesellschaft zusammen mit der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft anberaumten Pressekonferenz wurde explizit der Begriff Klimakatastrophe bzw. die Tonlage abgeschwächt: „It's no longer spoken of a climate catastrophe but of climate change“ (Wein- gart (1989a: 877); vgl. Post (2008a: 30)).

<sup>349</sup> Die Autoren Weingart/Engels/Pansegrau (2008), die den Klimadiskurs in Deutschland analysiert haben, stellen fest, dass der Terminus Klimakatastro- phe bzw. das metaphorische Konzept der Katastrophe den Mediendiskurs in Deutschland massgeblich geprägt hat.

Politiker und Vertreter von Umweltgruppierungen (NGOs) trafen, um Möglichkeiten zur Verlangsamung des Klimawandels zu diskutieren – mit dem Ergebnis, dass eine Rahmenkonvention zum Schutz der Atmosphäre angeregt wurde. Diese Konferenz trug das Thema in die Arena der internationalen Politik. Den Politikern liess sich jetzt mit dem erreichten Wissenstand zur globalen Erwärmung anhand von Zukunftsszenarien illustrieren, mit welchem Klima in 50 oder 100 Jahren zu rechnen ist (vgl. Zemp 2005: 33–35).

### 13.6 Klimapolitik und die Frage der Evidenz von Wetteranomalien

Eine Reihe von mehreren extremen Wetterereignissen, die 1987 und 1988 die USA heimsuchten, veranlassten NASA-Wissenschaftler James Hansen bei einer Anhörung im amerikanischen Kongress, mit Nachdruck auf die Gefahren des Treibhauseffektes hinzuweisen (vgl. Ott 1997: 204–205; Boykoff/Boykoff 2007: 1195–1996)<sup>350</sup>.

Dieses Interpretationsmuster hat bis heute Bestand: Es verknüpft singuläre Ereignisse wie Unwetterkatastrophen mit der über weite Zeiträume andauernden Veränderung des globalen Klimas. Wetterkapriolen werden somit zu Manifestationen einer weitgehend vom Menschen selbstverschuldeten Bedrohung. In der Tat ist der Treibhauseffekt das Produkt komplexer Prozesse, die sich dem Laien nur schwer vermitteln lassen. Umso durchschlagender verleihen Medienbilder über Naturkatastrophen einem abstrakten wissenschaftlichen Modell ein verständliches "Gesicht". Es bilden sich – im Sinne des Framings – Interpretationsrahmen und Deutungsmuster heraus, welche die Öffentlichkeit auf neue Bedrohungsszenarien konditionieren. Diese Dynamik befördert divergente Denk- und Handlungsweisen und wirkt schliesslich wieder auf die Politik zurück. Der Stellenwert und die Ausstrahlungseffekte der Medien dürfen hierbei nicht unterschätzt werden (vgl. Bonfadelli/Dahinden 2002: 7, 68). Dabei müssen verschiedenste kommunikative Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen wie Politik, Wissenschaft und Medien zusammenspielen, damit ein Problem in der Medienöffentlichkeit genügend Resonanz erreicht.

Gemäss der Studie zur US-Klimaberichterstattung von Boykoff/Boykoff (2007: 1196) bleibt ausser der Neuigkeit der aussergewöhnlichen Wetterlage für den bemerkenswerten Anstieg der Klimaberichterstattung nach 1988 wichtig, dass 1988 ein Wahljahr war. Für Letzteres spricht die Beobachtung, dass sowohl George Bush als auch Margaret Thatcher den Klimawandel als ernstzunehmendes Problem in ihren Wahlkampagnen aufgriffen. Die Story erreichte dadurch jene Konformität mit journalistischen Nachrichtenwerten wie Dramatisierung und Personalisierung, die das Thema berichtenswert machte. Wie Boykoff/Boykoff (2007: 1195) argumentieren: „Real-world issues, events, and dynamics must interact with journalistic norms in order to successfully translate into media coverage“.

Diese Chronologie zeigt, dass mit Hilfe der medialen Aufmerksamkeit und Repräsentation eines nicht wahrnehmbaren Phänomens „Bedrohung durch Klimawandel“ in einfache Kausalzusammenhänge umgewandelt wurde. Andererseits wurden durch die spezifische mediale Verarbeitungslogik von Umweltproblemen auch nachvollziehbare Indizien und Evidenzen bereitgestellt. Innerhalb kürzester Zeit war es gelungen, dass die Gefahr eines drohenden Klimawandels in der Politik ernst genommen wurde, während einzelne Wissenschaftler schon Jahre zuvor immer wieder vergebens versucht hatten, diesen Durchbruch des Themas durch persönliche Kontakte oder Konferenzen zu initiieren (vgl. dazu: Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 30, 65–74).

<sup>350</sup> 1988 erlebte die USA eine Jahrhundertdürre. Riesige Waldbrände wüteten im Yellowstone Nationalpark. Diese Ereignisse hatten einen wesentlichen Einfluss auf die Bedrohungserfahrung der US-amerikanischen Bevölkerung (vgl. Mazur/Lee (1993)).

## 13.7 Stationen der internationalen Klimapolitik

Im Zuge dieser Sensibilisierung für die Gefahren eines drohenden Klimawandels vermochten Umweltgruppierungen in den westlichen Industriestaaten – so auch in der Schweiz – nachhaltig politische Entscheidungsprozesse in Gang zu setzen. Weltweit koordiniert, begann die Klimadiskussion 1988. Durch UNEP und WMO wurde das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) ins Leben gerufen. Das IPCC repräsentiert die Mehrzahl der auf dem Gebiet der Klimaforschung tätigen Wissenschaftler<sup>351</sup>. Sie sollen eine wissenschaftlich konsensuelle Einschätzung des Problems Klimawandel liefern, die als zentrale Referenz für die Regulierung des Klimaproblems im internationalen Rahmen der Politik dienen soll. Bereits 1990 legte das IPCC einen ersten Bericht vor (First Assessment Report on Global Climate Change). Vier weitere aktualisierte Wissensstandsberichte des IPCC sind bis zum Jahr 2007 erschienen, die weltweit als Standardwerk beachtet werden (vgl. IPCC 2007a; IPCC 2007b).

Die zweite Weltklimakonferenz 1990, wiederum in Genf, endete mit dem Appell an die internationale Gemeinschaft, Schritte zu einer Klimarahmenkonvention einzuleiten (vgl. Glogger 1998: 143). Die darauf folgenden Verhandlungen an der Rio-Konferenz 1992 gestalteten sich als äusserst mühselig. Namentlich die Erdöl produzierenden Staaten – eingenommen die USA – bestritten die Treibhaushypothese. Neben wirtschaftlichen Interessen entfaltete der Nord-Süd Konflikt Bremswirkung. Die Entwicklungsländer machten die Industriestaaten für den Treibhauseffekt verantwortlich und gaben ihrerseits der eigenen ökonomischen Entwicklung den Vorrang.<sup>352</sup> Dennoch einigte man sich auf eine völkerrechtlich verbindliche Konvention, die eine Stabilisierung der Treibhausgas-Konzentration in der Erdatmosphäre zum Ziel hatte. Dadurch wurde internationaler Klimaschutz zu einem eigenständigen Politikfeld erhoben und in den Vereinten Nationen verankert (Ott 1997: 209).

Die Klimarahmenkonvention wurde von den meisten Staaten unterzeichnet und trat 1994 in Kraft. Da es sich bei den vereinbarten Zielen um eine blosser Absichtserklärung handelte, ergab sich ein grosser Interpretationsspielraum bei deren Umsetzung (vgl. Ott 1997: 207–209). Nach jahrelangen Verhandlungen<sup>353</sup> des Klimaregimes COP (Conference of the Parties) konnte 1997 in Kyoto ein Konsens für erste verbindliche Schritte zur Reduktion der Treibhausgasemissionen gefunden werden. Mit dem sogenannten Kyoto-Protokoll hat sich die Welt erstmals feste Ziele für den Klimaschutz verordnet. Die Industrieländer verpflichten sich darin, ihre Treibhausgasemissionen im Schnitt der Jahre 2008 bis 2012 – die sogenannte "erste Verpflichtungs-Periode" – gegenüber 1990 um 5.2% zu reduzieren und damit die Klimaerwärmung zu bekämpfen. Im Jahr 2012 läuft das Protokoll aus. Die Schweiz und die EU haben sich zu einer Reduktion um 8% verpflichtet (vgl. Bundesamt für Umwelt (BAFU) 2003). Diesem Beschluss wird 1997 in den Medien grosse Aufmerksamkeit zuteil (Weingart/Engels/Pansegrau 2008: 15).

Das Kyoto-Protokoll galt 1997 als eine epochale Leistung der Völkergemeinschaft, jedoch scheiterte ein erster Versuch zu seiner Ratifizierung an der Weltklimakonferenz 2000 in Den Haag. Infolge des Rückzugs der USA aus dem Kyoto-Protokoll unter der Regierung von George Bush 2001 hat es erst

<sup>351</sup> Dabei werden auch soziale und ökonomische Aspekte des Klimawandels untersucht.

<sup>352</sup> Weitere, diskursbestimmende Schlagworte waren internationale Wettbewerbsfähigkeit, Verteilungsgerechtigkeit, Konflikt zwischen Ökonomie und Ökologie sowie Globalisierung.

<sup>353</sup> Die Vereinbarungen über ein Klimaprotokoll mit verbindlichen Reduktionszielen setzten sich in weiteren Konferenzen der Vertragsparteien 1995 in Berlin, 1996 in Genf, 1997 in Kyoto mit dem Rahmenübereinkommen zum Schutz des Weltklimas (Kyoto-Protokoll) und weiteren Regelungen 1998 in Buenos Aires und 1999 in Bonn fort.

2005 infolge der Ratifikation durch Russland seine Rechtskraft erreicht.<sup>354</sup> Die Schweiz trat 2003 als 111. Staat dem Vertrag bei.

In der Schweiz gestaltete sich die Umsetzung der Klimaziele als schwierig, auch wenn bereits am 1. Mai 2000 ein autonomes CO<sub>2</sub>-Gesetz in Kraft getreten war. Wie bereits erwähnt, drängten seit den 1990er Jahren zunehmend dringliche ökonomische Themen die Umweltanliegen in den Hintergrund.

Doch nach einem Lernprozess stand selbst die schweizerische Wirtschaft zum CO<sub>2</sub>-Gesetz. Inzwischen haben unterschiedliche Marktkräfte entdeckt, dass Energie- und Klimaschutzmassnahmen auch ökonomischen Gewinn bringen. Allerdings sind durch eine Reduktion der Schweizer Emissionen die klimatischen Verhältnisse im eigenen Land kaum beeinflussbar. Die Schweiz wollte gemäss ihrem nationalen Klimaschutzziel den Ausstoss der drei wichtigsten Treibhausgase bis zum Jahre 2010 um 10% reduzieren, wie es im CO<sub>2</sub>-Gesetz festgehalten ist (vgl. Glogger 1998: 144; UVEK 2007: 9).<sup>355</sup> Diese Zielerfüllung konnte aber nicht erreicht werden.

Läuft 2012 die erste Verpflichtungs-Periode des Kyoto-Protokolls aus, sollten an der UNO-Weltklimakonferenz in Kopenhagen 2009 konkrete Reduktionsschritte festgelegt werden für die "Post-Kyoto-Zeit". Versuche, ein völkerrechtlich verbindliches Nachfolgeabkommen zu beschliessen, sind bislang gescheitert<sup>356</sup>. Die Schweiz und die EU halten weiterhin am Ziel, ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu senken, fest. Unabhängig von der Entwicklung in der globalen Klimapolitik wollen sie von 2013 bis 2020 die Treibhausgasemissionen gegenüber 1990 um 20% reduzieren (vgl. Bundesamt für Umwelt (BAFU) 2009).

### 13.8 Wetteranomalien und der einsetzende Klimadiskurses in der Schweiz

Wie bereits dargestellt, ist der Klimawandel in der Schweiz seit Anfang der 1980er Jahre im öffentlichen Mediendiskurs präsent, merklich intensiviert hat sich die Berichterstattung im neuen Jahrtausend (vgl. Baldinini et al. 2004: 76; Ehrensperger 2008: 82)<sup>357</sup>. Gemäss Forschungsbefunden wirken neben politischen Anlässen, wo internationale Vorgänge eine wichtige Rolle spielen, Veranstaltungen in der Wissenschaft, aber auch meteorologische Ereignisse an der medialen Klimaberichterstattung in der Schweiz mit (Ehrensperger 2008: 82).

Unsere Untersuchung bezieht sich ausschliesslich auf nationale Katastrophenereignisse in der Wahrnehmung der Medien. Dabei soll zuerst der Frage nachgegangen werden, unter welchen Bedingungen extreme Wetterbedingungen als Anzeichen einer drohenden Klimakatastrophe gedeutet werden und der Ruf nach politischem Handeln erhoben wird.

In einer Zeit der internationalen Aufmerksamkeit für die Klimafrage löste auch in der Schweiz eine Serie von Wetteranomalien öffentliche Besorgnis aus: 1987 wurde der Kanton Uri von schweren

<sup>354</sup> Das Kyoto-Protokoll sollte in Kraft treten, sobald mindestens 55 Staaten, die zusammengerechnet mehr als 55% der Kohlendioxid-Emissionen des Jahres 1990 verursachten, das Abkommen ratifiziert haben. Für moderne Industriestaaten sind diese Vorgaben mit einer Neuorientierung der Energieversorgung verbunden. Bis im Jahre 2004 befand sich das Kyoto-Protokoll ohne Rechtskraft in einem faktischen Schwächezustand. Zwar hatten mehr als 55 Staaten das Protokoll ratifiziert. Aber die Ratifikation ist damals sowohl von den USA, Australien und von Russland nicht vollzogen worden. So fehlten zwei Schwergewichte. Die Vereinigten Staaten bringen 36% der Emissionen der Industrieländer auf die Waage, Russland 17%. Während die US-Regierung dem Kyoto-Protokoll feindlich gesonnen bleibt und das auch deutlich zum Ausdruck gebracht hat, wäre ohne die verzögerte Zustimmung Russlands 2004 das Kyoto-Protokoll tot ([http://www.gruene-fraktion.de/cms/bundestagsreden/dok/21/21189.reinhard\\_loske\\_kyotoprotokollrussland.htm](http://www.gruene-fraktion.de/cms/bundestagsreden/dok/21/21189.reinhard_loske_kyotoprotokollrussland.htm)).

<sup>355</sup> Den Begrenzungszielen für Treibhausgasemissionen will die Schweiz mit einem Mix aus freiwilligen Massnahmen von Wirtschaft und Privaten, technischen Regulierungen, Förderprogrammen, einer CO<sub>2</sub>-Abgabe und einem Emissionshandelssystem nachkommen (dazu vgl. UVEK (2007: 9); Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2009)).

<sup>356</sup> Die Klimakonferenz in Durban 2011 hat gezeigt, dass ein solches Abkommen nicht vor 2020 zustande kommen wird (vgl. ausführlich dazu: Läubli (2011: 13): „Der Klimaschutz lebt“).

<sup>357</sup> Zu erinnern ist daran, dass die subjektive Beunruhigung durch Umweltprobleme in der Bevölkerung zeitlich um 1986/1987 herum das höchste Niveau erreichte. Hingegen nimmt im Verlauf der 90er Jahre generell die Relevanz von Umweltbelangen in den Massenmedien und in der Politik ab (vgl. Eisner (2003a: 50–56)).

Überschwemmungen getroffen, 1988 bis 1990 folgten drei extrem schneearme Winter, und am 27. Februar 1990 verursachte der Orkan Vivian grosse Schäden. Wesentlichen Einfluss auf die Genese einer klimabezogenen Problemdefinition hatten Prognosen, die im Zuge der wissenschaftlichen Analyse dieser Ereignisse formuliert wurden: Bereits 1987 warnten das Bundesamt für Wasserwirtschaft sowie die Landeshydrologie und -geologie (LHG) davor, dass bei einem Klimawandel eine Häufung von Umweltkatastrophen zu erwarten sei (vgl. Glogger 1998: 39). Solche wissenschaftlich legitimierte Warnungen fielen in die Blütezeit des Umwelt- und Risikodiskurses in der Schweiz, in der sich die bereits durch Technikkatastrophen sensibilisierte Bevölkerung mit einer neuen Qualität der anthropogenen Bedrohung konfrontiert sah (vgl. Eisner 2003a: 74–75). Entsprechend rasch reagierte denn auch die Bundespolitik. Sie vergab am 27. Juni 1990 das bis dannzumal teuerste Nationale Forschungsprogramm "Klimäänderungen und Naturkatastrophen" (NFP 31). Bezüglich des spekulativen Zusammenhangs zwischen neuen Formen von Naturkatastrophen und Klimawandel konnten für die Situation im eigenen Land Forschungsgrundlagen und Aussagen über den Umfang der Folgeprobleme erheblich präzisiert werden. Für die Schweiz zeigen die Ergebnisse des NFP31 (1999), „dass als Folge der erwarteten Klimaänderung in der Schweiz spürbare wirtschaftliche Auswirkungen, zunehmende Gefährdungen durch Naturereignisse und Veränderungen der alpinen Ökosysteme zu erwarten sind.“ Allerdings zeigen die Befunde entgegen den Befürchtungen, dass sich die witterungsbedingte Naturgefahrensituation in den letzten Jahren nicht aussergewöhnlich entwickelt hat. Im Lichte langer Zeitreihen scheint die Häufung von katastrophalen Hochwassern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in dieser Untersuchung folglich berücksichtigt werden, den Rahmen der natürlichen Variabilität nicht verlassen zu haben. Somit kann die gegenwärtige Zunahme von Extremereignissen Zufall sein. Hingegen spielt die zivilisatorische Nutzung von Gefahrengebieten für die Erhöhung des möglichen Schadensausmasses offensichtlich eine Rolle.<sup>358</sup>

Bei der Präsentation der Ergebnisse des Syntheseberichts des NFP31 vor den Medien wurden gemäss dem Wissenschaftsjournalisten Blattmann (NZZ) (1998: 11) jene „denkbaren Szenarien – auch wenn sie keineswegs wahrscheinlich sind – in den Vordergrund“ gestellt, „die beängstigend und alarmierend wirken“. Die Art und Weise der Vermittlung an die Bevölkerung geschehe mittels Warnung etwa vor Rutschungen, mehr Stürmen und extremen Hochwasserkatastrophen, „wie jener 1987 in Uri oder 1993 in Brig“, die so nicht durch die Studienergebnisse gedeckt sind. Für Blattmann von der NZZ wird die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft durch diesen PR-Stil in Frage gestellt und löst gleichzeitig Erinnerungen an die Öffentlichkeitsarbeit beim „einst dramatisierten Waldsterben aus“. „Seriosität, Ehrlichkeit und Transparenz heissen die Stichworte“, auf welche sich die Wissenschaft demnach zurückzubedenken hätte (Blattmann 1998: 11). Zumindest liefert dieses Beispiel Hinweise darauf, dass durch Angstkommunikation aus Forschung, die in journalistische Berichte vordringt, ein falscher Eindruck der Klimaproblematik und des Stellenwerts von vergangenen und zukünftigen Naturkatastrophen entstehen kann. Nachdem ökologisch besorgte Kreise in Bezug auf den medienpräsenten Hitzesommer 2003 eine Stärkung der helvetischen Klimapolitik forderten, profitierte die Grüne Partei im Wahlherbst damals von den ausgelösten Katastrophenängsten in der Öffentlichkeit, was sich in Sitzgewinnen zeigte.

Das verweist auf die komplexen gesellschaftlichen Prozesse und Interessen, die mit der Aktualität und Dringlichkeit der Klimaproblematik verbunden sind. In dieser Hinsicht sind solche Phänomene nicht neu, sondern auch bei anderen Themenverläufen von Umwelt- und Risikoproblemen zu beobachten (vgl. Eisner/Graf/Moser 2003). In Anbetracht der Komplexität der Vorgänge und der weiterhin bestehenden Bandbreite vieler Unsicherheiten bezüglich Klimawandel und klimabedingter Risiken, z. B. durch Extremereignisse, Rückgang der Gletscher und Naturkatastrophen, wird letztlich der Handlungsbedarf auf politischer Ebene als vordringlich formuliert. Das erfolgt insbesondere, weil eine Abwartestrategie die Wirtschaft in Zukunft wesentlich stärker belasten könnte (vgl. UVEK 2007).

<sup>358</sup> Siehe vollständigen Bericht unter: <http://proclimweb.scnat.ch/portal/ressources/1374.pdf> (21.10. 2011).

Auf internationaler Ebene haben in den 1990er Jahren weitere Aktivierungen und Sensibilisierungen für die unerwünschten Folgen von Naturkatastrophen eingesetzt. Internationale Statistiken über Naturkatastrophen hatten weltweit einen markanten Anstieg von katastrophenbedingten materiellen Schäden aufgezeigt.<sup>359</sup> Die Vereinten Nationen (UN) erklärten darauf die 1990er Jahre zur "International Decade for Natural Disaster Reduction" (IDNDR). Naturkatastrophen, so die Begründung verschiedener Institutionen, gefährdeten nicht nur die Lebensgrundlagen direkt Betroffener, sondern die politische Stabilität ganzer Regionen oder Nationen. Strategien zur Prävention oder Bewältigung von Naturkatastrophen sind seither wichtige Bestandteile einer globalen Sicherheits- und Friedenspolitik geworden. Welche Entwicklungen diese aufkommende globale Problematisierung der Verletzlichkeit gegenüber Naturkatastrophen und damit verbundene Folgeprobleme in der Schweiz angestossen hat, kann in dieser Arbeit nicht näher untersucht werden (vgl. Zemp 2005: 36–37).

Generell lässt sich jedoch feststellen, dass in der Weltgefahrensgesellschaft (Beck 1986; 1997) auch die Naturkatastrophenproblematik ein relevantes Thema nationaler und internationaler Politik geworden ist. Wobei internationale Kooperationen ein notwendiger und zentraler Bestand sind, damit länderübergreifend die Verletzlichkeit gegenüber Naturkatastrophen reduziert werden kann. Im Bereich der Naturgefahren hat sich die Schwerpunktsetzung mit Blick auf einen integrierten Ansatz im Risikomanagement mehr und mehr in die Katastrophenprävention verlagert. In diesem Zusammenhang gewinnt die Analyse von Risiken und Gefahren, die Festlegung von Schutzziele und die integrierte Massnahmeplanung und die Begrenzung von Restrisiken massgeblich an Bedeutung (vgl. UVEK 2007: 30, 47–49; North et al. 2007).

## Fazit

Zusammenfassend lässt sich Folgendes sagen: Wenn im Verlauf gesellschaftlicher Veränderungen anfängliche Spekulationen zu anthropogenen Klimaveränderungen im ausgehenden 20. Jahrhundert zu einem Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen in vielen, vor allem westlich-industrialisierten Gesellschaften geworden sind, dann brauchte es dazu in einem ersten und wesentlichen Schritt eine geeignete Struktur und internationale Kooperation. Grundlegend verändert die Verschiebung der Kommunikation über nationale Grenzen hinweg und die Verfügbarkeit globaler Umweltdaten auch die Art und Weise der gesellschaftlichen Wahrnehmungsprozesse innerhalb der helvetischen Grenzen. Das Dramatische, das diese Zeitwahrnehmung prägt, erreicht durch die Mehrung des Wissens eine Dimension an Komplexität, welche die Grenzen zwischen Wissen und Nichtwissen verschwimmen lässt. Letztlich sind Klimaprognosen keine Vorhersagen, sondern Projektionen eines künftigen Klimas in Abhängigkeit von menschlichen Verhaltensweisen. In diesen Szenarien berechnen dann Grosscomputer das mögliche Klima und Wetteranomalien der Zukunft, z. B. der nächsten 100 Jahre. Insbesondere die Komplexität der Problematik reicht weit über die artspezifische Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen hinaus. Erst der Fortschritt hat es aktiven Expertengruppen ermöglicht, komplexe Klimasignale und Problemkonstruktionen auf verschiedenen transnationalen Ebenen im kollektiven Interesse problematisierbar und global koordinierbar zu machen. Nicht zuletzt aufgrund neuer technologischer Möglichkeiten der Computersimulation haben die Produktion und soziale Organisation des Wissens immer mehr sehr konkrete Prognosen zum globalen Charakter der Klimaveränderung generiert.

Die Bevölkerung ist für die Erkennbarkeit nicht-intendierter Handlungsfolgen einerseits der Art und Weise ausgeliefert, wie die Umweltforschung funktioniert, anderseits zur Aufklärung über die Folgen des eigenen Handelns auf das Funktionieren der Medien angewiesen. Dementsprechend ist sie auch der Art und Weise ausgeliefert, wie diese funktionieren. Beim Transfer von Wissenschaftswissen und

---

<sup>359</sup> Das lässt sich zum Teil mit fehlenden oder mangelhaften infrastrukturellen Vorkehrungen in gefährdeten Gebieten und einem erhöhten materiellen Lebensstandard erklären.

Fachinformationen in die Alltagswelt müssen eine Reihe von Faktoren und verschiedenste kommunikative Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen wie Politik, Wissenschaft und Medien zusammenspielen, damit ein Problem in der Medienöffentlichkeit genügend Resonanz erreicht. Prittwitz kommt in seinem Buch „Das Katastrophen-Paradox“ (1990) zu dem Schluss, dass der wichtigste Faktor für Umweltpolitik nicht der Grad der Belastung, sondern die öffentliche Diskussion darum ist. Besteht – aus welchen Gründen auch immer – keine politische Handlungsfreiheit, kann die Umweltbelastung noch so hoch sein, es passiert wenig bis nichts. Letztlich ist es das politische System, in dessen Zuständigkeitsbereich Problemlösungen delegiert werden. Das heisst alles in allem, dass die innerwissenschaftliche Problemdeutung vielfältige Selektionsfilter durchläuft, insbesondere mit der Folge, dass sich die Wirklichkeit des Problems vielschichtig durch weltgesellschaftliche, aber auch sehr nationale Kontextbedingungen selber verändert<sup>360</sup>.

Für ein Laienpublikum wird erst mit der entsprechenden symbolträchtigen "Rahmung" in den Massenmedien die traditionelle Naturkatastrophe plötzlich hinterfragbar und mit sich verflechtenden Prozessen der laufenden Umweltdiskussion eine öffentliche Auseinandersetzung in Gang gesetzt. Schlagwörter wie Ozonloch, Klimawandel oder Klimakatastrophe rufen heute reflexartige Assoziationen hervor, deren Existenz vorwiegend durch die Medienwirklichkeit vertraut geworden ist. Diese sind ebenso wie unsere Aufmerksamkeits- und Wahrnehmungsprozesse für Naturkatastrophen von der Schlüsselfunktion der medialen Kommunikation und der angebotenen Bildbelegen geformt. Schon daher ist es nicht unerheblich, welche Deutungen Eingang in die Medien finden. Dabei spricht einiges für die Annahme, dass ein an Katastrophen interessierter Medienmarkt gegebenenfalls Tatbestände einer bevorstehenden Klimakatastrophe dazu benutzt, sie mit vielfältigen Eigeninteressen zu versehen, demnach andere Selektions- und Darstellungskriterien zum Zuge kommen. Schon aus diesem Grund ist es sinnvoll, das Phänomen Naturkatastrophe in einer langfristigen Perspektive zu analysieren, diese auch vor dem Hintergrund der veränderten gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen sowie jener der veränderten Mediensituation zu betrachten. Über historische Vergleiche gelangen wir zu umfassenden Informationen in Bezug auf Fragestellungen, deren Aktualität ebenso Medialisierungseffekte betrifft.

---

<sup>360</sup> Welche Rolle der nationale Kontext bei der Wahrnehmung von Hochwasserrisiken auch innerhalb von Europa spielt, zeigt eine Studie, die auf das sehr unterschiedliche Framing von Hochwasserereignissen in der medienöffentlichen Debatte der Niederlande und England verweist (vgl. Escobar/Demeritt/van Buren (2012)).



## 14 Untersuchungsanlage und Methodendesign

In den vorangehenden Kapiteln wurden theoretisch und sozio-historisch breit abgestützte Grundlagen zum Forschungsgegenstand "Naturkatastrophe" erarbeitet und ausführlich die Aspekte und Bedeutungsinhalte dieser sozialen Realität im Laufe der Zeit erörtert. Nach diesen Ausführungen zu den vielen Kontexten, die es in der vorliegenden Untersuchung zu berücksichtigen gilt, folgen hier Erläuterungen zu den Prinzipien und Merkmalen des empirischen Analyseverfahrens, dessen Grundlage eine quantitativ-qualitative Inhaltsanalyse der Katastrophenberichterstattung bildet.<sup>361</sup>

Wobei uns die bisherige Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus dafür sensibilisiert hat, dass es einer wissenschaftlichen Studie nicht obliegt, die Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit von Naturkatastrophen vollständig zu erfassen oder abbilden zu können. Um im Rahmen dieser quantitativ angelegten Untersuchung generalisierbare als auch repräsentative Aussagen über die medienöffentliche Katastrophenkommunikation und die Risikorealitäten in der Mediendarstellung machen zu können, musste eine Reihe von Parametern festgelegt werden. Diese sind eine wesentliche Voraussetzung für die Validität einer jeder Studie. Um ein Grundverständnis für die praktische Vorgehensweise zu wecken, folgen hier jene theoretisch-konzeptionellen Erläuterungen zu den zentralen Aspekten, auf denen die Beobachtungen beruhen sowie zu den methodischen Verfahrensschritten, aufgrund deren die Datenerhebung und die Aussagekraft dieser Studie zustande gekommen sind.

In einem ersten Schritt wird der spezifische Charakter des Kommunikationsgegenstandes Katastrophe mit Bezug auf das methodische Vorgehen bei der Kommunikations(ereignis)analyse diskutiert (Kap. 14.1). In einem zweiten Schritt werden eingangs allgemein formulierte Forschungsfragen präzisiert und dazu in Form von theoriegeleiteten Behauptungen überprüfbare Hypothesen gebildet. Insbesondere wird die Operationalisierung von Begriffen und Indikatoren beschrieben (Kap. 14.2). Des Weiteren werden die Datengrundlage bzw. die Überlegungen zur Bestimmung des Medien-Samples (Kap. 14.3.1–14.3.2), zum Analysezeitraum (Kap. 14.3.3) sowie den untersuchten Katastrophenfällen (Kap. 14.3.3.1–14.3.3.2) vorgestellt. Nach der Präzisierung zentraler Erkenntnisinteressen der Untersuchung wird die Entwicklung des Untersuchungsinstrumentariums beschrieben. Dazu werden die Verfahrensschritte von qualitativen und quantitativen Inhaltsanalysen dargelegt sowie die Vorzüge und Nachteile diskutiert (Kap. 14.4). Nach welchen empirisch und theoretisch sinnvollen Gesichtspunkten die Datenerhebung erfolgt, stellt sich anschliessend bei der Erörterung relevanter Codierkategorien heraus (Kap. 14.5), welche die Untersuchung anleiten. Abschliessend wird ermittelt, wie es um die Konsistenz der Kategoriendefinitionen und um die Güte der erhobenen Daten steht (Kap. 14.6).

### 14.1 Vorbemerkungen zu Design und Methodik der Kommunikationsereignisanalyse "Katastrophe"

Da im Zentrum des Forschungsinteresses die Wahrnehmung und die Bedeutungsinhalte stehen, die das Bild von Naturkatastrophen im Zeitverlauf bestimmt haben, ist die Prämisse, dass sich die Konstruktion gesellschaftlicher Realität am folgenreichsten über die publizistisch wichtigsten Institutionen der massenmedialen Öffentlichkeit vollzieht, für das methodische Verfahren dieser Studie untersuchungsleitend. Das heisst, wir beschäftigen uns weitgehend mit Fragestellungen zur Wahrnehmung und Resonanz von Naturkatastrophen in der sozialen Umwelt, also vor allem, was dazu an Informationen in den Nachrichten zu beobachten ist. Nicht, "wie es gewesen ist", sondern wie Menschen si-

<sup>361</sup> Da es sich bei der vorliegenden Untersuchung um eine Weiterführung und Vertiefung im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit am Soziologischen Institut der Universität Zürich entwickelten Medienmonitorings von Unwetterkatastrophen in der Schweiz handelt, wurden wesentliche inhaltliche und methodische Kriterien des hier beschriebenen Untersuchungsdesigns beibehalten, ohne dass die genutzten Synergien des ursprünglich Rahmens jedes Mal zitiert werden (vgl. Zemp 2005: 84–103).

tuationsbezogen agiert haben und was dazu über die Zeit hinweg in Form von Mediennachrichten gesellschaftlich an Informationen verfügbar gemacht wurde, ist im Rahmen der Ziele dieser Arbeit von Bedeutung.

Medien sind Chronisten des Weltgeschehens. Sie schaffen tagtäglich in Form von Berichten über aktuelle Begebenheiten oder Themen Objekte von hoher gesamtgesellschaftlicher Beachtung. In diesem medialen Kommunikationsfluss konstituiert sich die gesellschaftliche Gegenwart. Ebenfalls hat sich in den Medien über Vertextung das Bild der Vergangenheit geformt. Das Mediensystem ist demnach der Ort, wo die Ereignisse und die Bedeutungszuweisungen unterschiedlicher sozialer Akteure beobachtbar werden, die letztlich als (Co-)Produzenten und (Mit-)Agenten die Wirklichkeit sowohl determinieren als auch deren Veränderung bewirken (vgl. Jäger 1999: 4; Fairclough 2005: 925)<sup>362</sup>.

Dies trifft auch auf unseren Untersuchungsgegenstand zu. Die Produktion von Katastrophenwirklichkeit und ihre Entwicklung kann folglich im Kontext von sozialem und kulturellem Wandel in der Medienberichterstattung als Kommunikationsereignis beobachtet und analysiert werden. Basierend auf Berichten, die im Hauptschwerpunkt thematisch alle an dieselbe Begebenheit (z. B. ein Unwetter) anschliessen, verdichtet sich die Kommunikation im öffentlichen Diskurs als ein Kommunikations- oder Medienereignis.<sup>363</sup> Die Menschen entwickeln aus diesen Deutungsangeboten ihre eigene Vorstellung des Katastrophengeschehens. Durch die Vergleiche dieser Mediendiskurse lassen sich Veränderungen aufdecken (vgl. Fairclough 1995: 56), die für die involvierten Menschen oft nicht sichtbar sind. Zugleich geben historische Bedeutungszuweisungen in den Medientexten jene Erfahrungs- und Wissensbereiche preis, die für das Verständnis der gegenwärtigen Problemdeutung einen Zugang zu den konstitutiven Aspekten eröffnen, die in diese Wirklichkeitsbestimmungen einfließen und diese dadurch hervorbringen.

Letztlich steht die Berichterstattung stets in direkter Verbindung mit dem Mediensystem bzw. ist das Ergebnis von Entscheidungen innerhalb der Medienorganisationen. In dieser Hinsicht können wir die Summe der Medientexte zu einem Katastrophenereignis als gleichsam gefrorenes und kollektiv verfügbar gemachtes Wissen auffassen. Als Untersuchungsmaterial sind Zeitungstexte prinzipiell als Repräsentation der breiten öffentlichen Katastrophenkommunikation sowie als komprimierte Spiegelfläche der Gesellschaft bzw. die in ihr zum Tragen kommende Bedeutung zu betrachten, die einer Katastrophe früher wie heute zugewiesen wurden. Ein aktuelles Katastrophenereignis, dem etwa verschiedene Zeitungen öffentliche Aufmerksamkeit zukommen lassen, kann empirisch durch die Rekonstruktion redaktioneller Selektions-, Reproduktions- und Interpretationsprozesse als ein Bündel analytisch greifbarer, thematisch zentrierter Sinneinheiten erschlossen werden. Hierbei ist entlang der jeweiligen Zeitungslinie an die re-interpretierende Sicht der Medienschaffenden und deren Umweltbeobachtungen anzuschliessen (Imhof 1993: 45). Dabei gewichten die einzelnen Medientypen dieselben Ereignisse unterschiedlich. Entsprechend der Redaktionslinie heben sie Ausschnitte aus dem Ereignisstrom der Begebenheiten heraus und generieren dadurch eine je spezifische Realität.<sup>364</sup>

Kommunikationsereignisse sind als Sinneinheiten folglich stark von der Selektions- und Deutungsleistung der JournalistInnen, der Zeitungsredaktionen und deren politischen und sozialen Milieus ge-

---

<sup>362</sup> Oder anders gesagt: Diskurse stellen Inhalte und Formen von Überzeugungen bereit, nach denen Wirklichkeit gestaltet wird, indem sie bestimmte Typen von Wissen stützen, von diesen gestützt werden, die wiederum Gegenstände und soziale Tatbestände hervorbringen, die entweder das alte Dispositiv reproduzieren oder ein neues hervorbringen (vgl. Foucault (1978: 123)).

<sup>363</sup> Nochmals zu erinnern ist daran, dass in modernen Gesellschaften Katastrophenkommunikation in unterschiedlichen Foren geführt wird (vgl. Kp. 10.1) und zudem unterschiedliche soziale Teilsysteme (z. B. Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Versicherungen) Diskurse dazu aus ihrer jeweiligen Perspektive aufnehmen.

<sup>364</sup> Traditionell ideologisierte Medien vertreten eine teleologisch strukturierte Weltsicht. Sie verhalten sich resistenter gegenüber irritierenden Ereignissen oder kontingenten Entwicklungen. Sie ziehen das Medienthema vor, worin sie ihre Sicht der Dinge auslegen können. Hingegen wenden sich an kommerziellen Erfolg orientierte Medien – insbesondere Boulevardmedien – vorwiegend Themen zu, die aufgrund ihrer Nachrichtenwerte marktfähig sind. Forumsblätter hingegen orientieren sich am Ereignisstrom und versuchen die Meinungsbildung zu unterstützen, ohne die einzunehmende Haltung bereits mitzuliefern (vgl. Kamber 1995).

prägt. Folglich ist es kaum der Fall, dass alle Medienorganisationen eine Katastrophe im gleichen Bezugsrahmen thematisieren oder die gleichen Akteure berücksichtigen (vgl. Kamber 1995; Zemp 2005: 89–90).

Die jeweilige Bedeutung, welche die Medienschaffenden einem vergleichbaren Vorgang in der Welt zuweisen, lässt sich in der Forschung quantifizieren. Was die jeweilige Relevanz (Aufmerksamkeitsstruktur) eines Ereignisses in der Berichterstattung konkretisiert, sind die Anzahl der dem Ereignis zuordenbaren Zeitungsberichte sowie die exakte Vermessung des Berichterstattungsraumes (z. B. in Spaltenzentimeter). Hiermit lassen sich synchrone und ebenfalls diachrone Aspekte der Konstitution der Katastrophenwirklichkeit in verschiedenen Zeitungstypen miteinander vergleichen. Schliesslich kann anhand von Veränderungen der diskursiv bestimmten gesellschaftlichen Sinnproduktionen, die zur "Sichtbarkeit" von Naturkatastrophen geführt haben, über die Zeit ein detailliertes Bild hinsichtlich des Wandels wie auch der Konstanten der Diskurspraxis nachgezeichnet werden. Auch werden dadurch in den Medientexten Medialisierungseffekte als Folge des Strukturwandels des Mediensystems greifbar. Damit sind noch einmal die vor allem unter dem Stichwort der Kommerzialisierung des Mediensystems sich ändernden Relevanzgesichtspunkte ökonomisch-technischer Art in der journalistischen Routine (Zugangs-, Verarbeitungs-, Themen- und Gestaltungsroutine) angesprochen (vgl. Kap. 6.6). Wie dargelegt, sind mit Blick auf die journalistische Praxis der Katastrophenkommunikation und die Art und Weise der Repräsentation dieser "Faktizitäten" im Zeitverlauf dramatische und nachhaltige Effekte zu erwarten.

Ein praktikables methodisches Verfahren für diese Zielsetzungen stellt die systematische Inhaltsanalyse dar. Hiermit erreichen wir eine Reduktion der unüberschaubaren Komplexität einer Vielzahl von Medientexten, machen sie empirisch fassbar und in ihrer Entwicklung darstellbar.

## 14.2 Hypothesenformulierung, Indikatorenbildung und Operationalisierung

Im Zentrum des Forschungsinteresses stehen die Wahrnehmung von Naturkatastrophen und die Frage, auf welche Weise die massenmediale Kommunikation diese Wirklichkeitsbestimmungen im Lauf der Zeit geprägt hat. Inwiefern und unter welchen Umständen verändert sich das medial vermittelte Katastrophenbild? Welches sind die treibenden Kräfte, die in der Medienthematisierung Differenzen im Bedrohungsbild dieser Ereignisse hervorbringen? Diese bisher allgemein formulierten Erkenntnisinteressen zu den einflussnehmenden Faktoren werden an dieser Stelle präzisiert. Zentrale Fragestellungen werden entlang einzelner theoriegeleiteter Behauptungen in Form eines Hypothesenkataloges spezifiziert und in empirisch überprüfbare Erkenntnisaspekte überführt.

Die folgenden Fragen stehen im Zentrum des Erkenntnisinteresses der Untersuchung:

**Frage 1:** Welche publizistische Bedeutung erlangen vergleichbare Unwetterkatastrophen in der Medienberichterstattung? Inwiefern verändert sich ihre Bedeutung über die Zeit? Lassen sich in der Nachrichtenlogik der Medien wiedererkennbare Verlaufsmuster ausmachen, die für die Vermittlung von Katastrophen typisch erscheinen?

**Frage 2:** Auf welcher Vorstellung beruht die Ursachenzuschreibung von Naturkatastrophen hauptsächlich, und inwieweit äussern sich Unterschiede im Risikobewusstsein im Laufe der Zeit? In welchem Masse spielen unterschiedlich ausgeprägte Sensibilisierungen für Natur- und Umweltprobleme im gesellschaftlichen Diskurs eine Rolle, wie Naturkatastrophen wahrgenommen werden?

**Frage 3:** Welchen Stellenwert nimmt das Wissen um den Klimawandel in der Ursachenbestimmung von Unwetterkatastrophen ein, und wie äussert sich die gesellschaftliche Brisanz und Relevanz des Themas in den Medieninhalten?

**Frage 4:** Welche Akteure sind im Katastrophendiskurs von Bedeutung? In welchem Ausmass gelingt es wissenschaftlichen Akteuren, in der Ursachenklärung von Naturkatastrophen in Erscheinung zu treten, und nimmt die Bedeutung der WissenschaftlerInnen zu, seit Umwelt- und Risikodiskussionen eine Wissensstruktur aktiviert haben, die wissenschaftlichen Experten einen hohen Stellenwert einräumen? Inwieweit wirkt sich dies auch auf die Art und Weise der Komplexität aus, wie eine Katastrophe im medienöffentlichen Diskurs thematisiert wird?

**Frage 5:** In welchem Ausmass prägt die Entwicklung der visuellen Kommunikation das Bild von Katastrophen im Zeitverlauf? Welche Perspektiven auf Katastrophen erschliessen sich dadurch? Inwiefern verändern sich die visuell erschlossenen Katastrophenzugänge im Strukturwandel der Medien, wenn "starke" Bilder zur Generierung von Aufmerksamkeit besonders bedeutend werden?

**Frage 6:** In welchem Ausmass beeinflussen veränderte Darstellungslogiken der Medien den Bedrohungsgehalt von Katastrophen, wenn journalistische Katastrophenberichterstattung stärker auf die Vermarktung von Ereignissen und Themen ausgerichtet wird?

**Frage 7:** Welchen Stellenwert nimmt die Betroffenheitskommunikation im Mediendiskurs ein, und welche Aspekte des Betroffenseins finden Medienaufmerksamkeit? Welche publizistischen Grundsätze verfolgen Medienorganisationen im Umgang mit der Darstellung Betroffener? Inwieweit zeichnen sich seit dem Niedergang der Parteipresse bzw. parteinaher Zeitungen Trends ab, sodass von einer grundsätzlichen Sensationalisierung der Darstellung Betroffener gesprochen werden kann? Inwiefern verändert sich das Bild der Betroffenen aufgrund diesbezüglicher Medieneffekte?

**Frage 8:** Wie entwickelt sich das Interesse an Human-Interest-Themen in der Katastrophenberichterstattung – insbesondere seit sich mit der Auflösung der Parteipresse der ökonomische Druck auf klassische Tageszeitungen massiv verschärft hat, sodass absatzträchtige Themen an Relevanz gewinnen?

**Frage 9:** Wie homogen bzw. heterogen ist die Aufmerksamkeits- und Darstellungslogik von Katastrophen in den unterschiedlichen Medienorganisationen? Gibt es zeitungsübergreifende Muster und Trends? Inwiefern prägen spezifische Besonderheiten je nach Zeitungstyp (Qualitätspresse, Boulevardmedien) die Katastrophenwirklichkeit mit? Zeichnen sich in der Berichterstattungsstruktur Boulevardisierungstendenzen ab, seit traditionelle Tageszeitungen mit Rahmenbedingungen konfrontiert werden, wo in einem hoch kompetitiven Medienmarkt die Orientierung an Absatz- und Werbemärkten bedeutend geworden ist?

Zur Beantwortung dieser Forschungsfragen werden die medienvermittelten Kommunikationsprozesse in einer Katastrophe als gesamtgesellschaftliche, diversen Vermittlungs- und Wandlungsprozessen unterworfenen Vorgänge betrachtet. Entsprechend lassen sich in unserer Studie Medieninhalte als Indikatoren bzw. Antriebskräfte für die Analyse des sozialen Wandels verfolgen, umgekehrt lassen sich – aufgrund ebendieser Analyse des sozialen Wandels – wertvolle Beobachtungen zur Katastrophenberichterstattung anstellen. Mit dieser konzeptionellen Unterscheidung der zwei eingenommenen Blickwinkel im Untersuchungsdesign eröffnen sich Möglichkeiten, konvergente Entwicklungen in der Gesellschaft einerseits und Veränderungen in der Nachrichtenggebung der Medien andererseits zu überprüfen.

Die weitere Konkretisierung der Fragestellungen, zu denen in einem nächsten Schritt Hypothesen vorgelegt werden, gliedert sich dazu in zwei Teile. Diese sind durch eine forschungsleitende Haupt-

hypothese und die dazugehörigen Subhypothesen (1a–1c) zum sozialen Wandel in Teil 1 bestimmt. Analog gestaltet sich Teil 2 zum Strukturwandel mit einer Haupthypothese und den Subhypothesen 2a–2e. Für die Untersuchung gilt es, folgende Hypothesen zu überprüfen, die für die Beantwortung der Forschungsfragen relevante Aspekte hervorheben und ebenfalls zur Strukturierung der Resultate dienen. Sie enthalten bereits die Definition der unabhängigen (Vi) und abhängigen (Vd) Variable. Jeweils im Anschluss ist die zugehörige Indikatorenbildung und Operationalisierung angeführt. Zur ersten Forschungsfrage wurde keine explizite Hypothese gebildet. Dies auch, weil quantitative Veränderungen der Medienpräsenz von Katastrophen über die Zeit sowohl mit sozialen wie medialen Belangen als massgebliche Einflüsse verbunden sein können, was durch eine deskriptive Datenauswertung und zusammen mit den Ergebnissen aus anderen Hypothesen ausreichend beantwortet werden kann.

## Teil 1: Hypothesen zum sozialen Wandel

### Haupthypothese:

Die unterschiedlichen historischen Phasen beeinflussen die Art und Weise, wie Katastrophen von der Gesellschaft wahrgenommen und gedeutet werden. Weniger der materiell oder immateriell messbare Schaden eines Katastrophenereignisses, sondern vielmehr unterschiedliche, kontextuell abhängige Rahmenbedingungen, die den öffentlichen Diskurs mitbestimmen, erklären Differenzen in der Wahrnehmung der jeweils gegebenen Katastrophenrealität.

### Hypothese 1a:

Im Zuge eines Rationalisierungsprozesses (Vi) werden Naturkatastrophen in der Öffentlichkeit des 20./21. Jahrhunderts verstärkt in konkreten Ursachen-Wirkungs-Zusammenhängen und in komplexeren Bezügen wahrgenommen, im Gegensatz zu ganzheitlichen Erklärungsversuchen, die auf Sünde oder schicksalhafte Begebenheiten verweisen (Vd). Diese aufgeklärt-wissenschaftlichen Gefährdungskonzepte erhöhen als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung die Wahrnehmung von Risiken in der Gesellschaft. In der Folge können bei der Beurteilung von akuten Naturbedrohungen Verantwortlichkeiten und somit Schuldige nicht mehr prinzipiell ausgeschlossen werden.

### Operationalisierung von Hypothese 1a:

Hypothese 1a behauptet, dass der soziale Wandel in Form eines Ausrationalisierungsprozesses die Gültigkeit ausserweltlicher Erklärungsmuster in der Katastrophenberichterstattung zurückdrängt, die zunehmend von innerweltlichen Erklärungsmustern abgelöst werden.

Der soziale Wandel und der damit zusammenhängende Rationalisierungsprozess wurden in Kapitel 9 theoretisch plausibilisiert (Indikator). Der Wandel von Weltbildern und der auf ihnen beruhenden Deutungen wird mittels Argumentationsmuster (Indikator) in der Katastrophenberichterstattung gewonnen.

### Hypothese 1b:

Je mehr im Rahmen des Diskurses zur Klimaproblematik Naturkatastrophen jene wissenschaftlich begründeten Bedrohungsszenarien zu repräsentieren beginnen, wovon im öffentlichen Klimadiskurs unter Berufung auf Experten gewarnt wird (Vi), desto wahrscheinlicher ist es, dass die unmittelbare Existenz von Wetterextremen die Frage nach deren Ursachen dringlicher macht (Vd).

### Operationalisierung von Hypothese 1b:

In Hypothese 1b wird postuliert, dass die Klimaproblematik die Sichtweise spezifisch auf extreme Wettersituationen und deren Bedrohungspotenziale lenkt. Vor dem Hintergrund neuer, alternativer Realitätsvorstellungen beginnt bei Wetterextremen die Frage nach den möglichen Ursachen eine bedeutendere Rolle einzunehmen, als dies in früheren Reaktionen auf Naturkatastrophen der Fall war. Die Entwicklung der sich über lange Zeiträume erstreckenden wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse zum Postulat des anthropogenen Klimawandels, und wie sich die Klimapolitik durch diskursive Transformationen als zentrales Problem darzustellen beginnt – insbesondere auch in der Schweiz –, ist in Kap. 13 historisch rekonstruiert worden (Indikator). Die Analyse des Erklärungsbedarfs von wetterbedingten Ursachen erfolgt entlang der Intensität von darauf bezogenen Deutungsmustern (Indikator) und der Bedeutung jener Erklärungsmuster, die einen Problembezug direkt mit dem anthropogenen Klimawandel herstellen (Indikator).

### Hypothese 1c:

Im Laufe der ökologischen Krise seit den 1970er Jahren haben insbesondere soziale Bewegungen mit einem neuen Umweltbegriff der Gesellschaft ein neues Bewusstsein für Modernisierungsrisiken aufgedrängt (Vi). In der Folge haben die intensive Problematisierung der Mensch-Umwelt-Beziehung und die explizite Wissenschaftlichkeit der geführten Diskurse zu Umwelt- und Technikrisiken, auf welche die Medien reagieren, die Deutungen von Naturkatastrophen verändert (Vd). Indem Problem promotoren die ökologische Debatte und die Risikokontroverse unter Beibehaltung von WissenschaftlerInnen führen, wobei das Expertenwissen ein zentraler Bezugspunkt für die Wahrnehmung und Beglaubigung von Risiken darstellt, gewinnen wissenschaftliche Akteure und neue Problemerspektiven in der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation an Resonanzintensität.

### Operationalisierung von Hypothese 1c:

In Hypothese 1c wird postuliert, dass sich der soziale Wandel in Form von nicht-intendierten Handlungsfolgen wissenschaftlich-technischen Fortschritts auf die Wahrnehmung von Natur und Risiken und somit auf die Deutung von Naturkatastrophen auswirkt. Mit dem neuen ökologischen Paradigma erweitert sich das Wissen um Risiken bei gleichzeitig wachsender Abhängigkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Der soziale Wandel als Folge nicht-intendierter Handlungsfolgen und die damit zusammenhängende ökologische Krise seit den 1970er Jahren wurden in Kapitel 9 und 12 theoretisch plausibilisiert (Indikator). Den Deutungswandel von Naturkatastrophen indizieren veränderte Strukturen von Akteuren (Indikator), die sich in der Medienöffentlichkeit dazu äussern, sowie neue Themenbezüge (Indikator), die mit Naturkatastrophen verbunden werden.

## Teil 2: Hypothesen zum Strukturwandel

### Haupthypothese:

Als Folge des Strukturwandels der Öffentlichkeit und mit der Ausrichtung auf den Absatzmarkt verändern sich die Selektions- und Darstellungslogiken des Mediensystems, zu denen Katastrophenergebnisse nunmehr eine hohe Affinität aufweisen. In der Folge dieses Prozesses werden Katastrophen einerseits zu "Medienereignissen", und andererseits verändert sich die Art und Weise, wie Naturkatastrophen dargestellt werden.

## **Hypothese 2a:**

Die veränderten Selektions- und Darstellungslogiken des Mediensystems (Vi) zeigen sich unter anderem in einem veränderten Publikumsbezug. Das beinhaltet im Sinne einer konkurrenzfähigen Aufmerksamkeitserzeugung eine Berichterstattung, die gut visualisierbare Themen favorisiert (Vd). In der Unterwerfung der öffentlichen Katastrophenkommunikation unter das Prinzip der Visualisierbarkeit seit den späten 1960er Jahren gehen Medien entsprechend visuell offensiver mit dem Katastrophenthema um. Das zieht sowohl eine verstärkte Bildpräsenz des Katastrophengeschehens in den Medien nach sich als auch veränderte Formen und Inhalte auf der visuellen Kommunikationsebene.

### **Operationalisierung von Hypothese 2a:**

Hypothese 2a postuliert einen neuen Stellenwert der visuellen Kommunikationsebene in Printmedien als Folge veränderter Funktionslogiken des Mediensystems nach dem Strukturwandel der Öffentlichkeit. Die Effekte dieses Strukturwandels auf die Selektions- und Darstellungslogiken des Mediensystems wurden in Kapitel 10.7. und Kapitel 11 theoretisch plausibilisiert (Indikator). Der dadurch induzierte Wandel der visuellen Kommunikation in der Katastrophenberichterstattung wird mit der visuellen Resonanz ermittelt, deren Intensität sich anhand der Anzahl der Bilder (Indikator) und anhand der Bildfläche (Indikator) messen lässt. Zudem lassen sich aus dem Bild-Text-Verhältnis (Indikator) Schlüsse über die Entwicklung von Visualisierungseffekten ziehen. Auf der inhaltlichen Ebene der visuellen Kommunikation verweisen gehäufte Abbildungen von Personen (Indikator) ebenfalls auf Personalisierungs- und Privatisierungstendenzen (Indikator), die hier demzufolge analoge Strukturwandel-effekte abbilden würden, wie sie in der wortsprachlichen Kommunikation als Phänomene gegeben sind.

## **Hypothese 2b:**

Aufgrund der zunehmenden ökonomischen Ausrichtung der Medien und dem daraus resultierenden Konkurrenzkampf auf dem Absatzmarkt (Vi) versuchen Zeitungen ihren Aufmerksamkeitswert zu optimieren. Dies äussert sich am Bedeutungsgewinn einer dramaturgisch aufgeladenen Nachrichtenpräsentation (Vd), die den Bedrohungsgehalt von Katastrophen in der Medienwirklichkeit nachhaltig verstärkt.

### **Operationalisierung von Hypothese 2b:**

Diese Hypothese besagt zur Rolle der Medien, dass Medialisierungseffekte als Folge des Strukturwandels der Öffentlichkeit (Indikator bereits erläutert) zu einer zunehmenden Dramatisierung in der Katastrophenberichterstattung führen. Das Ausmass der dramaturgischen Aufmachung lässt sich entlang der Inhalte von Schlagzeilen (Lead) mit dramatisierendem Gehalt (Indikator) bzw. Risiko- und Gefährdungsemanationen in der Konnotation (Gefahr/Risiko) erfassen.

## **Hypothese 2c:**

Die Thematisierung von Betroffenen und Opfern von Katastrophen weist eine hohe Affinität zu den veränderten Darstellungs- und Selektionslogiken des Mediensystems (Vi) auf. Im Vergleich zur Ära der Parteipresse wird in den Medien heute entsprechend weniger auf der Basis weltanschaulicher Anteilnahme und politischer Legitimierung über Opfer und Betroffene berichtet, sondern gemäss eigenständigen Vermittlungspraktiken intensiver von Betroffenen und ihren persönlichen Erfahrungen und Perspektiven (Vd).

### Operationalisierung von Hypothese 2c:

Hypothese 2c behauptet, dass sich mit dem Niedergang der Parteipresse (Indikator siehe oben) der Bezug der Medien zu den Betroffenen und damit deren mediale Präsentation ändert. Da die von Parteien dominierte Presse ausschliesslich ihr politisch-soziales Milieu zum Zielpublikum hatte, zu welchem auch der Kreis der Betroffenen gehörte, erfolgte die Darstellung Betroffener in den Medien entlang gesellschaftspolitischer Kriterien. Mit dem Niedergang der Parteipresse fallen diese traditionellen Strukturierungselemente weg. Das hat qualitative und quantitative Veränderungen in der Betroffenheitskommunikation zur Folge: Diese zeigen sich einerseits in einer Ausweitung der Betroffenheitskommunikation, was sich durch erhöhte Publizitätschancen (Indikator) in der Medienöffentlichkeit messen lässt. Andererseits zeichnet sich die Betroffenheitskommunikation zunehmend durch eine personalisierte Narration aus. Das lässt sich an erhöhten Artikulationschancen (Indikator) und einer Perzeption weg vom Kollektiv hin zu einem personalisierenden (Indikator) und privatisierenden (Indikator) Thematisierungsstil (Indikator) feststellen. Auf Basis dieser theoretisch hergeleiteten Indikatoren wird eine Einschätzung der Sensationalisierung in der Katastrophenberichterstattung möglich.

### Hypothese 2d:

Der Strukturwandel der Öffentlichkeit (Vi) verändert die Beobachtungsperspektive und den Informationsfluss innerhalb der Medien. Dass die berichterstattungswürdigen Themen von der Marktnachfrage abhängig werden und weniger von öffentlich-politischen Institutionen sowie allgemeinen Wertvorstellungen, erhöht per se die Verwertungschance für besonders menschliche Ereignisse wie Katastrophen in den Medien (Vd), da sie für Human Interest besonders anschlussfähig sind. Diese Entwicklung hat eine Boulevardisierung von Qualitätszeitungen (Vd) zur Folge, indem letztere, der Funktionslogik der Boulevardpresse entsprechend, den Bereich Human Interest in der Katastrophenberichterstattung mehr gewichten.

### Operationalisierung von Hypothese 2d:

Bei dieser Hypothese gehen wir davon aus, dass durch die Veränderung der Selbstdefinition des Journalismus und durch die Veränderung der Publikumsausrichtung von medialen Produkten (Indikator siehe oben) der Konkurrenzdruck der Medien untereinander wächst, wenn Ereignisse wie Katastrophen eintreffen. Als Folge des Konkurrenzdrucks der Medien um ökonomische Erfolge nehmen die Themenbereiche Human Interest und Unterhaltung allgemein zu. Dieser vorwiegende Überhang von Human-Interest-Themen charakterisierte bislang den Boulevard. Hypothese 2d postuliert nun, dass in der Katastrophenberichterstattung diese Boulevardisierungstendenz auch auf die Qualitätspresse übergreift – insbesondere mit den Deregulierungen im Mediensektor seit den 1980er Jahren.

Den Anteil an Human Interest sowie an Unterhaltungsbezügen im Themenspektrum der Katastrophenberichterstattung erfasst die Analyse der Themenstruktur (Indikator). Die in Kapitel 5.4.4–5.4.5 theoretisch breit abgestützte Boulevardisierungsthese wird empirisch mit einem intermedialen Vergleich der Themenstruktur (Indikator) überprüft, um die Themenwichtigkeit von Human Interest innerhalb verschiedener Qualitätszeitungen mit jenen in der Boulevardpresse vergleichen zu können.

### Hypothese 2e:

Da die Rahmenbedingungen für die journalistische Produktion stets mitbestimmen, was in einem Medium als relevante und aktuelle Informationen an die Öffentlichkeit vermittelt wird, zeigen sich Unterschiede in der Art und Weise, wie in den hier untersuchten vier Zeitungen über gleiche Ereignisse berichtet wird.



## Operationalisierung von Hypothese 2e:

Hypothese 2e postuliert, dass über eine Katastrophe stets in Abhängigkeit von den Kontextbedingungen einer Zeitungsredaktion (Vi) berichtet wird. Dies äussert sich darin, dass die Dynamik der Berichterstattung zu einem gleichen Ereignis durch je unterschiedliche Kriterien der Informationsverarbeitung (Vd) und Präsentation (Vd) charakterisiert ist. Auf die unterschiedlichen Dimensionen von Einflüssen auf Journalismus (Indikator) wurde in der Theorie eingegangen. Da die vier Zeitungen unterschiedlichen Presstypen (Qualitätszeitungen, Boulevard, Elitezeitung) angehören und eine ungleiche Leserschaft ansprechen, sind grundlegende Unterschiede zu erwarten. Diese Hypothese wird empirisch mit einem intermedialen Vergleich der zeitungsspezifischen Selektions- und Darstellungslogiken in Bezug auf die oben formulierten Hypothesen 2a–2d (a. Bildberichterstattung, b. Dramatisierung, c. Betroffenheitskommunikation, d. Human Interest/Boulevardisierungstendenzen) auf Differenzen hin untersucht.

### 14.3 Datengrundlage und Sampleauswahl

In den folgenden Ausführungen sind zuerst Überlegungen zur Bestimmung des Medien-Samples dargestellt. Danach beschäftigen uns die Bedeutung einzelner Zeitungstitel des Samples sowie ihre historische Entwicklung.

#### 14.3.1 Auswahl des Mediensamples

Für die Analyse der medial vermittelten Katastrophenkommunikation wurden vier Tageszeitungen der deutschsprachigen Schweiz gewählt, nämlich die Neue Zürcher Zeitung (NZZ), der Tages-Anzeiger (TA), das Vaterland (VA) bzw. seine Nachfolgezeitung Neue Luzerner Zeitung (NLZ) sowie der Blick (BK). Bei der Auswahl dieser Zeitungen waren mehrere Kriterien massgebend: Es handelt sich erstens um die bedeutendsten Tageszeitungen der deutschsprachigen Schweiz. Als ausdifferenzierte Presseprodukte charakterisieren sie sich neben ihrer Auflagestärke durch ihre regionale, nationale und teilweise internationale Ausrichtung. Da ihnen im schweizerischen Mediensystem die Rolle von Leitmedien<sup>365</sup> zukommt, decken sie zweitens unterschiedliche politische Positionen ab und richten sich mit ihrer Berichterstattung an verschiedene soziale Schichten der Bevölkerung. Folglich ist ein Zugriff auf die politische Themen- und Meinungsvielfalt im Mediensystem gewährleistet, was beispielsweise die empirische Überprüfung von Übereinstimmung und Divergenz ermöglicht. Drittens decken die vier Zeitungen hinsichtlich der Qualität das breite mögliche Spektrum ab – nämlich von der Elite-Zeitung NZZ bis zum Boulevardmedium Blick. Für eine langfristige Beobachtung können über den gesamten Untersuchungszeitraum von 1910 bis 2005 die NZZ, der Tages-Anzeiger und das Vaterland mit seinen Nachfolgeblättern<sup>366</sup> soweit ohne Unterbrüche analysiert werden. Der Übergang des Parteiblattes Vaterland zum neu entstandenen Forumsblatt Luzerner Zeitung in den 1990er Jahren erweist sich bezüglich Fragen zu Effekten des Strukturwandels geradezu als optimal. Mit dem Beizug der seit 1959 lancierten Boulevardzeitung Blick lassen sich bei der Analyse Relativierungsvergleiche anstellen: Allfällige Abweichungen von der Blattlinie bei "seriöseren" Zeitungen (Boulevardisierungstendenzen) können so besser nachvollzogen werden.

<sup>365</sup> Medien müssen Kriterien erfüllen, damit sie die Bezeichnung eines Leitmediums erhalten. Sie gelten als bedeutend, weil sie die Öffentlichkeit zu prägen vermögen. Ausschlaggebend sind dabei ihre Breitenwirkung, ihre regionale Verteilung (mit regionalem, nationalem und teilweise internationalem Verbreitungs- und Beachtungsgrad), ihre Funktion als Organ wichtiger politischer Milieus oder als zentrale Forumszeitung sowie ihre Eigenschaft, die Hierarchie politischer Themen zumindest für den jeweiligen Sprachraum zu repräsentieren (Agendafunktion). Siehe dazu: Jarren/Vogel (2009).

<sup>366</sup> Von Nachfolgeblättern ist hier die Rede, weil in einem ersten Fusionschritt aus dem "Vaterland" die Luzerner Zeitung (LZ) entstand und später daraus die Neue Luzerner Zeitung (Neue LZ) resultierte. Auf die begriffliche Differenzierung LZ und NLZ wird in der Untersuchung verzichtet und die Abkürzung NLZ verwendet. Siehe dazu: LZ Medien (2009).

### 14.3.2 Historischer Abriss der untersuchten Zeitungen

Für den Werdegang der vier berücksichtigten Tageszeitungen der vorliegenden Studie sind folgende Eigenheiten zu berücksichtigen:

#### Neue Zürcher Zeitung

Die Neue Zürcher Zeitung, die seit 1780 erscheint, kann als eine freisinnig-liberal orientierte Qualitätszeitung mit hoher Kontinuität und Weltruhm bezeichnet werden. Im 19. Jahrhundert erlebte die NZZ noch Schwankungen ihrer politischen Richtung zwischen radikal-demokratisch und liberal. Stabilisierend wirkte jedoch ab 1894 die politische Ausrichtung auf die damals neu gegründete freisinnig-demokratische Partei. Ohne dass die NZZ ein Parteiorgan zu werden brauchte, hat sie diese historische Nähe zum schweizerischen Freisinn mit einer vorherrschend wirtschaftsliberalen Ausrichtung im Inlandteil bewahrt (vgl. Blum 2003: 369). Als wichtigstes Eliteblatt der Schweiz spricht die NZZ die politische und wirtschaftliche Oberschicht bzw. eine gebildete, anspruchsvolle Leserschaft an. Im Jahre 1969 wechselte die Zeitung von drei auf zwei Tagesausgaben, und seit 1974 erscheint die Zeitung noch einmal pro Tag (vgl. NZZ 2008). Bis heute ist das Erscheinungsbild der NZZ durch eine traditionell-konservative Aufmachung geprägt. Was den Einsatz von Gestaltungsmitteln wie Farbe, Schrift oder Bildberichten betrifft, verhält sich die NZZ sehr zurückhaltend. Sie hat im 20. Jahrhundert mehrheitlich der Schwarzweiss-Fotografie die Treue gehalten und brilliert mit sehr ausführlichen redaktionellen Beiträgen.

Im Jahr 2009, nach mehr als einem halben Jahrhundert ohne grössere Revisionen, erscheint die traditionsbewusste NZZ in neuer Konzeption mit einem leserfreundlich gestalteten Layout unter Verwendung von farbigen Fotografien.<sup>367</sup> Diese moderate Abweichung von ihrer klassischen Erscheinungsform steht im Zusammenhang mit der Krise der traditionellen Tagespresse in unserer Gesellschaft<sup>368</sup>.

#### Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

"Das Vaterland" war bei seinem Erscheinen im Jahre 1871 das Presseorgan der Katholisch-Konservativen (CVP). Mit dieser politischen Grundausrichtung konnte die Tageszeitung noch bis in die 1980er Jahre eine treue Leserschaft generieren. Im Jahre 1991 fusionierte das Vaterland aufgrund finanzieller Schwierigkeiten mit ihrem politischen Gegenpart, dem liberal-freisinnigen Luzerner Tagblatt, zur Luzerner Zeitung. Im hart umkämpften Tageszeitungsmarkt kam es 1996 zum Zusammenschluss mit der parteilich ungebundenen Luzerner Neueste Nachrichten. Es entstand die Neue Luzerner Zeitung (NLZ). Heute besitzt die NLZ gemäss Redaktionsstatuten klaren Forumscharakter und ein Quasimonopol in der Region Zentralschweiz. In sechs Regionalausgaben bedient die NLZ nämlich ebenso die Leserschaft in den Kantonen Zug, Nidwalden, Obwalden, Schwyz und Uri. Als politisch unabhängige Tageszeitung der Schweiz mit Schwerpunkt auf der regionalen Berichterstattung orientiert sich die heutige Redaktion an breiten Publikumsinteressen. Sowohl vielfältige Standpunkte und Themen wie auch eine trendige gestalterische Aufmachung charakterisieren das vormals konservative Parteiblatt (vgl. Bollinger 1993: 20–24; LZ Medien 2009). Seit 2002 beteiligt sich die AG für die Neue Zürcher Zeitung (NZZ) an der LZ Medien Holding. Seither konnte sie ihre Beteiligung immer mehr ausbauen.

<sup>367</sup> Weitere Details zur Firmengeschichte der NZZ siehe: NZZ (2008); NZZ (2012).

<sup>368</sup> Für die ökonomischen Schwierigkeiten der Tagespresse bzw. die Zeitungskrise werden nicht nur Konjunktur- oder Strukturprobleme durch die Medienausdifferenzierung – insbesondere mit dem Aufkommen des Internets – in Betracht gezogen. Auch der gesellschaftliche Bedeutungsverlust der Parteien, Verbände oder kirchlichen Institutionen setzt die Tageszeitungen unter Druck, die redaktionellen Angebote neuen Leserinteressen wie auch Marketinganforderungen anzupassen (vgl. Jarren (2004)).

## Tages-Anzeiger

Der Tages-Anzeiger, der erstmals 1893 als politisch unabhängiges Lokalblatt erschien, verkörpert den neuen Typus der modernen Universalpresse. In der ersten Ausgabe vom 2. März 1893 wird ausdrücklich festgehalten, dass „den Anhängern der verschiedensten Ansichten“ Gelegenheit gegeben werde, „ihre Anschauungen dem Publikum kund zu tun“. Der Tages-Anzeiger, heute mit nationaler und internationaler Berichterstattung, ist politisch und wirtschaftlich ungebunden und spricht eine breite Mittelschicht an. Als Qualitätszeitung mit nationaler Beachtung ist der Tages-Anzeiger stärker regional verankert als der Blick und die NZZ (vgl. Blum 2003: 373). Die redaktionelle Linie ist von einer eher linksliberalen Orientierung geprägt. Dies gilt weiterhin – auch ohne Parteigebundenheit. Aufgrund seiner traditionell kommerziellen Ausrichtung und seiner Auflagestärke kann der Tages-Anzeiger heute als optisch leserfreundliche Forumszeitung mit Verbreitungsgrad in grossen Teilen der Deutschschweiz eingestuft werden.

## Blick

Der Blick schliesslich, als einzige Boulevardzeitung mit nationaler Ausrichtung, hielt 1959 in den Tageszeitungsmarkt der Schweiz Einzug. Er ist die meistgelesene Kaufzeitung der Schweiz<sup>369</sup>. Entsprechend seiner stark kommerziellen Ausrichtung spielen selektive Themengebiete und sensationsträchtige Human-Interest-Themen wie Sex, Kriminalität, Skandale, Katastrophen, Stars etc. sowie Sport eine wichtige Rolle. Hingegen sind die Themen Politik, Wirtschaft und Kultur eher untergeordnet (vgl. Blum 2003: 373). Probleme fokussiert das Blatt vorzugsweise aus der Perspektive der "NormalbürgerInnen" und "einfachen Leute". Die Erzählstruktur folgt keiner politischen Linie oder gar Ideologie. Sie wird vielmehr durch Personalisierung, Visualisierung, Simplifizierung und Familisierung bestimmt. Jedoch sind es eher spezifisch populistische Inhalte, die in den politischen Diskurs getragen werden. Mit einem aggressiven Werbegebaren wird versucht, die emotionalen Bedürfnisse der RezipientInnen möglichst zu befriedigen. Entsprechend bildlastig erinnert die optische Gestaltung der Boulevardzeitung an jene Rezeptionsweise, die wir vom Fernsehen her kennen (Bruck/Stocker 1996: 19).

Die vier untersuchten Zeitungstitel bieten eine repräsentative Auswahl relevanter Presseprodukte. Eine Ausweitung der Datenbasis würde aufgrund des grossen Aufwandes für die Materialbeschaffung den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Von Interesse wären allenfalls andere Sprachregionen, lokale Zeitungen vor Ort des Katastrophengeschehens oder andere Mediengattungen – beispielsweise elektronische Medien wie das Fernsehen. In der Gegenwart hat in der Schweiz das Fernsehen die Tageszeitung als Leitmedium abgelöst und weist unter den tagesaktuellen Medien die höchste Reichweite (67%) aus. Trotzdem kann das massenmediale Thematisierungspotenzial der hier berücksichtigten Zeitungen als weiterhin gross veranschlagt werden. Noch lesen 64% (Jahr 2009) der DeutschschweizerInnen täglich Zeitung<sup>370</sup>. Die Reichweite liegt nur gering hinter jener des Fernsehens zurück (vgl. Bonfadelli 2009).

### 14.3.3 Untersuchungsgegenstand und Analysezeitraum

Gemäss der zentralen Fragestellung konzentriert sich die Untersuchung auf die Berichterstattung und Kommentierung von Hochwasserkatastrophen, die sich unter dem Oberbegriff Naturkatastrophen im Zeitraum des 20./21. Jahrhunderts in der Schweiz ereignet haben. Durch die Begrenzung des Themas auf Starkniederschläge ergeben sich vergleichbare Schadensfälle, deren mediale Veröffentlichung in diachroner Perspektive beobachtet werden kann. Ein auf ähnliche Schadensfälle eingengerter

<sup>369</sup> Allerdings erreichen heutzutage die beiden Gratiszeitungen bzw. Pendlerzeitungen "20 Minuten" sowie "Blick am Abend" höhere Auflagen und Leser als das kostenpflichtige Boulevardblatt. Für eine Erörterung der auflagestärksten Tageszeitungen siehe Künzler/Kradolfer (2012: 26).

<sup>370</sup> Mit der Veränderung der Medienlandschaft haben Tageszeitungen in der Schweiz seit 1988 mit einer Reichweite von über 80% stetig an Reichweite eingebüsst. Das sind rund 20% bis 2009 (ausführlich dazu: Bonfadelli (2009)).

Forschungsfokus erscheint wichtig angesichts der komplexen Auswirkungen unterschiedlicher Katastrophenformen (z. B. Lawine, Sturm) auf die Vergleichbarkeit der jeweiligen Berichterstattung. Gewählt wurde der Untersuchungszeitraum des 20./21. Jahrhunderts, in welchem neun Fallbeispiele von 1910 bis 2005 rekonstruiert werden. Die Wahl eines langen Zeitraumes folgt der Annahme, dass sich soziale Wandlungsprozesse erst über lange Zeiträume aussagekräftig bestimmen lassen. Dies setzt für das methodologische Vorgehen zudem voraus, dass der gesellschaftliche Bezug an einem möglichst gleich bleibenden Objektbereich untersucht werden kann.

### 14.3.3.1 Auswahl der Ereignisse

Im Rahmen der vorliegenden Studie ist ausschliesslich die Berichterstattung von Naturereignissen begrenzt auf Hochwasser in der Schweiz untersucht worden, die gemäss den Kriterien der Naturwissenschaft als katastrophale Unwetterereignisse deklariert worden sind. Als ein Unwetterereignis werden Schadensfälle bezeichnet, die durch Niederschläge der gleichen Wetterlage verursacht werden (Bundesamt für Bevölkerungsschutz 2003: 9, Anm. 2).

Angesichts des Forschungsinteresses und des begrenzten Zeitbudgets handelt es sich hier nicht um eine Vollerhebung. Die Auswahl einzelner Ereignisse ist empirisch einer strengen Vorgehensweise verpflichtet. Um beobachten zu können, wie "objektiv" vergleichbaren Naturextremen jeweils mediale Aufmerksamkeit zuteilwurde, stützt sich das Auswahlverfahren auf die Aufzeichnung der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Seit 1972 sammelt die WSL systematisch Informationen über Unwetter in der ganzen Schweiz<sup>371</sup> (vgl. Hilker/Hegg/Zappa 2008). Die Auswahl der einzelnen Ereignisse erfolgt mit Hilfe dieser Schadens-Dokumentationen und chronikartigen Darstellungen all jener Ereignisse, welche die Schweiz im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht haben. Die EreignisSelektion dieser Untersuchung basiert folglich auf wissenschaftlichen Kategorien. Gleichzeitig sind die dokumentierten Ereignisse nach Schwere und Schadensstärke eingeteilt, sodass über entsprechende Verzeichnisse auch die sogenannten "katastrophalen" Ereignisse zu eruieren sind.

Als "katastrophal" gelten in der Schweiz Unwetterereignisse mit einem grossflächigen Wirkungsbereich, das sich meist über viele Kantone erstreckt. Es gibt Todesopfer, viele Evakuierte, und die Schadenssumme beläuft sich – nach heutigem Geldwert eingeschätzt – auf über 100 Millionen bis eine Milliarde Franken<sup>372</sup>. Bei einem sogenannten "sehr schweren" Ereignis hingegen bewegen sich die Sachschäden im Rahmen von 20–100 Millionen Franken, auch wenn einzelne Regionen dabei katastrophal betroffen sein können (vgl. Bundesamt für Bevölkerungsschutz 2003: 9, Anm. 2; Röthlisberger 1998; Röthlisberger 1991). Als Basis für diese Studie sind allerdings die als "katastrophal" eingestuften Ereignisse von Belang.

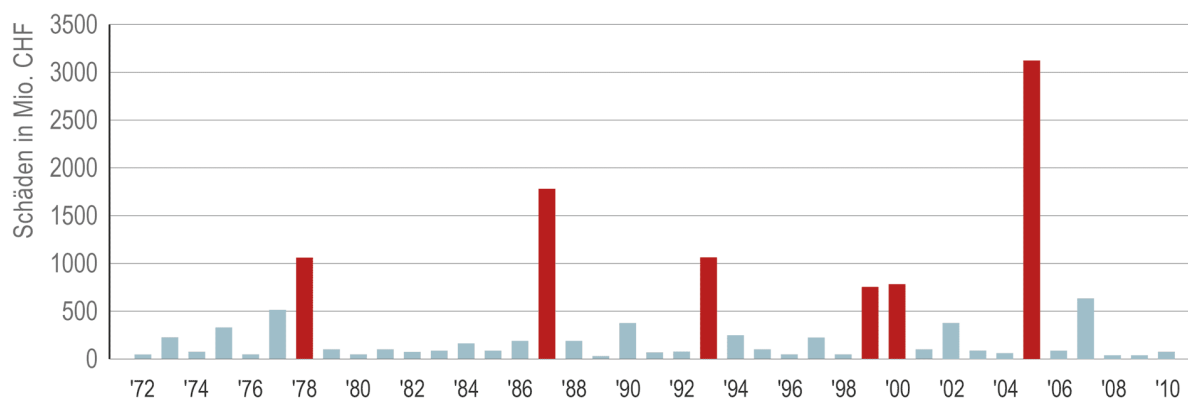
Anhand der Einteilung nach Schwere und Schadensstärke sind gleichartige Extremschadensereignisse verteilt über den Untersuchungszeitraum des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart für die Jahre 1910, 1927, 1953, 1978, 1987, 1993, 1999, 2000 und 2005 selektioniert worden.

Abbildung 10 zeigt die Verortung der jüngeren untersuchungsrelevanten Unwetter (1978, 1987, 1993, 1999, 2000, 2005), wie sie im Rahmen der Schadensstatistik der WSL für die Zeit von 1972 bis 2010 ausgewiesen werden.

<sup>371</sup> Die Erhebungen der Unwetterschadens-Datenbank basieren vorwiegend auf den Meldungen von über 2000 elektronischen und gedruckten Schweizer Medien (vgl. Hilker/Hegg/Zappa (2008)).

<sup>372</sup> Im Mittel muss in der Schweiz jährlich mit rund 200 Millionen Franken Sachschaden durch Hochwasser gerechnet werden (vgl. Bundesamt für Bevölkerungsschutz (2003: 10)).

**Abbildung 10: Entwicklung der jährlichen Schadenssummen 1972–2010 aus Hochwassern, Murgängen, Erdbeben und Steinschlägen (teuerungsbereinigt: Basisjahr 2010) in Millionen Franken**



Quelle: Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL)

Da sich in der Schweiz zwischen dem Ende der 1940er Jahre und dem Beginn der 1970er Jahre kein katastrophales Unwetter ereignet hat, wurde zusätzlich ein Schadensereignis aus dem Jahre 1953 in die Untersuchung einbezogen. Dieses Unwetter wird gemäss dem Kriterienkatalog der WSL<sup>373</sup> nicht als katastrophal, aber als sehr schwer eingestuft. Aufgrund der Vergleichbarkeit der Hochwasserstände 1953 mit dem Ereignis von 1910<sup>374</sup> lässt sich dieser Einbezug vertreten. Auch in der Medienberichterstattung wird das Unwetter 1953 mit der Katastrophe von 1910 verglichen. In Bezug auf die Forschungsfragen und die aufgestellten Hypothesen kann dadurch eine wichtige zeitliche Lücke für systematische Vergleiche der Mediendaten vermieden werden, ohne die Einheitlichkeit des Untersuchungsgegenstandes zu tangieren.

Mit dieser Ereignisauswahl erstreckt sich der zu erforschende Zeithorizont von Anfang des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Erfasst werden Zeitabschnitte, in denen Natur und Naturgefährdungen gesellschaftlich auf unterschiedliche Weise zur Sprache gebracht wurden. Gut eingefangen ist ebenfalls die Zeitspanne der Parteipresse bis in die späten 1960er Jahre, als sich die Politikverhaftung der Medien auflösen begann sowie die anschliessend wachsende ökonomische Orientierung des Mediensystems (Zemp 2005: 92–93).

<sup>373</sup> Ausführlich zum Kriterienkatalog der WSL siehe Röthlisberger (1991: 16–17).

<sup>374</sup> Vgl. Röthlisberger (1991: 86). Bei Pfister (1999: 231), der in seiner Hochwasserchronik nur die Pegelstände als Mass für seine Kategorien berücksichtigt, werden die für die Untersuchung relevanten Ereignisse alle als schwere Überschwemmungen klassifiziert, während das Jahr 1999 als Ereignis mit extrem schweren Überschwemmungen eingeordnet wird.

### 14.3.3.2 Überblick über die untersuchten Naturereignisse 1910–2005

Einen matrixartigen Vergleich und schnellen Überblick über die untersuchten Ereignisse erlaubt die folgende Darstellung:

**Tabelle 6: Auswahl und Vergleich der untersuchungsrelevanten Hochwasserkatastrophen in der Schweiz im Zeitraum von 1910–2005**

Ereignisjahr	Unwetterereignis	Dauer	Schadens- ausmass	Räumliche Ausdehnung	Todesopfer und Scha- denssumme
1910	Extreme Regenfluten und Wolkenbrüche in 21 Kantonen der Alpennordseite. Die West- und Südschweiz bleiben verschont.	14.–15. Juni	katastrophal	national	Tote: 27 Schadenssumme: 584 Mio. CHF <sup>375</sup>
1927	Hochwasserkatastrophe infolge intensiver Niederschläge. Stark betroffen: GR, TI, GL.	24.–25. Sept.	katastrophal	regional	Tote: 12 Schadenssumme: über 250 Mio. CHF <sup>376</sup>
1953	Starke Regenfälle führen in der Nordost- und Zentralschweiz zu bedeutenden Wasserständen.	25.–26. Juni	sehr schwer	regional	Tote: 0 Schadenssumme: zw. 20–100 Mio. CHF
1978	Unwetterkatastrophe, ausgelöst durch Gewitter mit sintflutartigen Regenfällen in nahezu allen Kantonen. Stark betroffen: TI und Calancatal (GR).	7.–8. Aug.	katastrophal	national	Tote: 9 Schadenssumme: 500 Mio. CHF <sup>377</sup>
1987	Anhaltende Dauerregen führen in den Gotthardkantonen (UR, TI, VS, GR) zu einer der schwersten Unwetterkatastrophen im Alpenraum.	23.–25. Aug.	katastrophal	regional	Tote: 8 Schadenssumme: gegen 800 Mio. CHF <sup>378</sup>
1993	Grosse Niederschlagsmengen verstopfen in Brig den Abfluss der Saltina. Der Fluss wälzt sich durch die Stadt Brig (VS). Schwere Überschwemmungen auch in Locarno (TI).	23.–25. Sept.	katastrophal	regional	Tote: 3 Schadenssumme: 650 Mio. CHF <sup>379</sup>
1999	Regenperiode mit Extremregen führt zu Hochwassern in weiten Teilen der Schweiz. Stark betroffen: BE, SG, AG.	14.–22. Mai	katastrophal	national	Tote: 2 Schadenssumme: 580 Mio. CHF
2000	Tagelange Regenfälle führen im Alpenraum (VS, TI) zu Erdrutschen und Schlammlawinen. Eine Hangmure zerstört die Ortschaft Gondo im Kanton Wallis (13 Tote).	14.–15. Okt.	katastrophal	regional	Tote: 16 Schadenssumme: 670 Mio. CHF
2005	Grossflächige Starkniederschläge, Murgänge sowie Rutschungen und Hangmuren führen zu Schäden vorwiegend in den nördlichen Voralpen, in der Zentralschweiz (LU, UR, OW, NW, SZ) und entlang grosser Flüsse im Mittelland (BE, AG). Weitgehend verschont bleiben die Alpen, die Alpensüdseite und der Jura.	21.–22. Aug.	katastrophal	national	Tote: 6 Schadenssumme: 3 Mrd. CHF <sup>380</sup>

Hauptsächliche Quellen: Röthlisberger (1991); Müller/Zimmermann (1997); Pfister (2002a); Bezzola/Hegg (2007); Bundesamt für Umwelt (BAFU) 2008; Bezzola/Hegg (2008).

### 14.3.4 Untersuchungseinheit und Selektion der Medientexte (Wort und Bild)

In den ausgewählten Zeitungen werden die erschienenen Artikel zu den oben aufgelisteten wissenschaftlich datierten Katastrophenereignissen gesucht, wobei Leserbriefe nicht berücksichtigt werden. Weil die mittlere Bewältigungsdauer von Katastrophenfolgen rund ein Jahr beträgt (Müller/Zimmermann 1997: 236), sind Beiträge bis zu einem Jahr nach dem Ereignis einbezogen. Das hier verwendete Zeitungsmaterial der historisch angelegten Studie wurde in Archiven von Bibliotheken und bei

<sup>375</sup> Für die Zeit seit dem frühen 19. Jahrhundert liegen in der "Historischen Statistik der Schweiz" lange Lohn- und Preisreihen vor, die es erlauben, Schadenssummen auf eine einheitliche Basis umzurechnen und über längere Zeiträume zu berechnen. Im Vergleich mit dem BIP von 2000 lassen sich die nominellen Schäden von damals (16 Mio. CHF) auf 584 Millionen Franken beziffern. Ausführlich dazu: Pfister (2002a: 15–16, 216–217, 240–245).

<sup>376</sup> Die Schadenssummen für die Ereignisse 1927 und 1953 sind nur begrenzt mit dem BIP von 2000 als Vergleichsbasis zu beziffern. Die nominelle Schadenssumme 1927 belief sich auf 7.5 Millionen Franken (1910: 16 Mio. CHF); exakte Angaben für das Ereignis 1953 liegen keine vor (Datenquelle: Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, AG).

<sup>377</sup> Die Schadenssumme im hart betroffenen Tessin belief sich auf 441 Millionen Franken, im Bündnerland auf über 40 Millionen Franken, im Überschwemmungsgebiet der Thur mit verheerenden Folgen für die Landwirtschaft gegen 30 Millionen Franken. Siehe: VA, 9.9.1978:10.

<sup>378</sup> Die Schadenssumme im Kanton Uri belief sich auf 500 Millionen Franken, im Wallis auf über 115 Millionen Franken, im Tessin auf 120 Millionen Franken.

<sup>379</sup> Die Schadenssumme allein in Brig belief sich auf 550 Millionen Franken.

<sup>380</sup> Mit einem Ausmass an Schäden von 3 Milliarden Franken erreichte das Hochwasser 2005 im 20. Jahrhundert den Status eines Extremereignisses. Im 19. Jahrhundert haben sich allerdings mehrere Hochwasser ereignet, die ein solches Schadensausmass erreicht oder sogar übertroffen haben. Bei der Betrachtung längerer Zeiträume relativiert sich folglich seine Einzigartigkeit (vgl. Hilker/Hegg/Zappa 2008: 109).

Zeitungsredaktionen direkt und eigenhändig in den primären Quellen gesucht und kopiert<sup>381</sup>. Als untersuchungsrelevante Artikel wurden aus der Grundgesamtheit nur Eigenleistungen der Zeitung und ausschliesslich zuhanden der Redaktion geschriebene Beiträge einbezogen. Aus Gründen rein formaler Selektion zwecks Reduktion des Umfangs werden nur Artikel erfasst, die dem Kriterium der Länge genügen, d. h. ohne Bildfläche mindestens 20% Anteil der Spaltenzentimeter pro Zeitungsseite einnehmen<sup>382</sup>. Damit sind alle kurzen Artikel aus der Auswertung ausgeschlossen. Weil diese in der Regel auch nicht weiter kontextualisiert werden und somit wenige Argumente enthalten, liefern sie kaum Ergebnisse zu Deutungsmustern (vgl. Kolb 2005: 161; Matthes 2007: 152). Die vermessene Texteinheit muss sich zudem auf den gleichen Autor beziehen. Ändert sich über die Zeit im Zeitungslayout die Spaltenbreite, die zudem je nach Zeitung variiert, ist die Vergleichbarkeit der Medienresonanz (Berichterstattungs-Intensität) für die neun Ereignisse durch die fortlaufende Umrechnung auf 5.5 cm gewährleistet. Insgesamt kamen so 619 Artikel zusammen, welche für die Analyse verwendet werden können.

Für die Zwecke der Bildanalyse wurden zudem auch Bilder unabhängig von Artikeln ins Erhebungssample aufgenommen, falls sie als seitenfüllende Bildtexte erschienen sind. Da Bilder die Aufmerksamkeit in besonderem Masse generieren, wird das Kriterium der Eigenleistung der Zeitung hier nicht berücksichtigt. Bildelemente werden in der Reihenfolge ihrer ausgemessenen Bildfläche berücksichtigt. Erhebungsrelevant sind maximal die fünf grössten Bilder. Insgesamt fanden deren 932 (Fotografien, Grafiken, Illustrationen) Eingang in die Studie.

## 14.4 Inhaltsanalyse und Erhebungskonzept

In der empirischen Sozialforschung lautet eine der zentralen Fragen stets, welche Methode sich am besten eignet, um Hypothesen zu überprüfen und Erkenntnisse zu gesellschaftlichen Phänomenen zu gewinnen. Gemäss theoretischen Erläuterungen richtet sich in dieser Analyse das Interesse auf die kommunikative Konstruktion von Katastrophen, sofern diese auch in der Berichterstattung der Medien als soziales Phänomen in irgendeiner Weise manifest – das heisst, auch für die Forschung einzusehen – ist.

Zur Beobachtung von massenmedialer Kommunikation hat sich die systematische Inhaltsanalyse – oft auch als "quantitative Inhaltsanalyse" bezeichnet – als ertragreiches empirisches Instrument etabliert. Ziel der Inhaltsanalyse ist es, aus Merkmalen der Kommunikation auf Merkmale der Wirklichkeit zu schliessen (vgl. Merten 1995: 48–49). Dass Inhalte einer Kommunikation auch unabhängig von der Anwesenheit der Kommunikanten als raum- und zeitunabhängige Texte notiert und deshalb inhaltlich erfasst, analysiert und interpretiert werden können, sind die offenkundig grossen Vorteile dieser Methode (vgl. Merten 1995: 73; Brosius/Koschel/Haas 2008: 142).

Aufgrund dieses Selbstverständnisses kommt der Inhaltsanalyse innerhalb der Kommunikationswissenschaft neben Befragung und Beobachtung mittlerweile eine Schlüsselstellung zu (vgl. Merten 1995: 13; Brosius/Koschel/Haas 2008: 139)<sup>383</sup>. Für unser Forschungsvorhaben eignet sie sich besonders gut, weil sich mit ihr der Gehalt öffentlicher Kommunikation aus zum Teil längst vergangener Zeit intersubjektiv nachvollziehbar verdichten lässt. Dies erzeugt Vergleichbarkeit und ermöglicht schliesslich die Gewinnung von Erkenntnissen über den Wandel von Gesellschaft und Medien. Die Inhaltsanalyse beschränkt sich nicht notwendigerweise auf die "Inhalte" von Texten oder anderem Material,

<sup>381</sup> Da es sich auch um historische Ereignisse handelt und Mediendatenbanken diese (noch nicht) auflisten, konnten diese Suchoption nur begrenzt verwendet werden. Auch aufgrund der Bedeutung des Bildmaterials für diese Studie war es notwendig, auf die Originalausgaben zuzugreifen.

<sup>382</sup> Da die Datenerhebung für die Ereignisse 1910 bis 1999 im Rahmen der Lizenziatsarbeit am Soziologischen Institut der Universität Zürich realisiert wurde und diese in Anlehnung an die Methodologie des Nationalfondsprojekts "Krise und sozialer Wandel. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz von 1910–1993" erfolgte, sind diese Kriterien beibehalten worden.

<sup>383</sup> Dabei gilt die politische Kommunikationsforschung bis heute als der gewichtigste Forschungsbereich, wo die Inhaltsanalyse eingesetzt wird (vgl. Brosius/Koschel/Haas (2008: 140)).

sondern sie schliesst auch die Kategorisierung und Analyse formaler Gesichtspunkte von Bildern und Texten mit ein (vgl. Diekmann 1995: 481–484; Rössler 2005). Die Inhaltsanalyse umfasst daher ein breites Anwendungsspektrum.

Die häufigste Unterscheidung von Inhaltsanalysen ist die Unterteilung in quantitative (Erfassung und Interpretation von grossen Textmengen) und in qualitative Verfahren (Erfassung von Sinn und Bedeutung der Inhalte). Insofern in dieser Studie ein Mittelweg zwischen quantitativer und qualitativer Datenerhebung beschritten wird und schliesslich mit demselben Instrumentarium Texte aus sehr unterschiedlichen Zeiträumen analysiert und verglichen werden sollen, werfen wir kurz einen Blick auf die Vor- und Nachteile von quantitativen und qualitativen Verfahrensweisen.

Im Anschluss daran werden die in dieser Arbeit verwendeten quantitativ-qualitativen Verfahrensschritte der Inhaltsanalyse, die in die Entwicklung des Kategoriensystems einflussen, erläutert.

#### 14.4.1 Quantitative und qualitative Ansätze der Inhaltsanalyse

Das Verfahren einer quantitativ orientierten Analyse wird in einem der ersten Lehrbücher von Berelson (1952) noch folgendermassen definiert<sup>384</sup>: „Content Analysis is a research technique for the objective, systematic, and quantitative description of the manifest content of communication“ (Berelson 1952: 18). Aus dieser Definition geht die Objektivität und Systematik der Inhaltsanalyse hervor. Die Objektivität und die Systematik der Methode, bei der nach definierten Codierregeln Ausschnitte der Berichterstattung entlang von Beobachtungskategorien zugeordnet werden, sind kaum umstrittene Vorteile des Verfahrens. Nur auf diese Weise ist das Ergebnis intersubjektiv nachvollziehbar. Die Stärke der systematischen Inhaltsanalyse liegt darin, dass sie auf grosse Textmengen angewendet werden kann, sodass durch kontrollierte Stichprobenziehung die Reichweite gross ist und letztlich ein Anspruch auf Repräsentativität der Aussagen geltend gemacht werden kann (vgl. Gerhards 2010: 340).

Gemäss Berelsons damaliger Definition der Inhaltsanalyse ist allerdings die Erfassung latenter Sinnstrukturen – d. h. verborgener bzw. hintergründiger Bedeutungen von Begriffen – nicht möglich. Aus heutiger Sicht erscheint seine zentrale Anforderung, nur die manifesten Inhalte zu erfassen, als problematisch bzw. überholt<sup>385</sup>. Mit Blick auf historische Texte wird die Problematik noch offensichtlicher. Beim Wort "Wassernot" beispielsweise, das uns bei der Lektüre alter Zeitungen begegnet, handelt es sich um einen Begriff, den Anfang des 20. Jahrhunderts der grösste Teil der Bevölkerung kannte und nichts anderes bedeutete als Hochwasser. Heute dürfte diese Bedeutung kaum mehr geläufig sein, zumindest nicht bei jüngeren Generationen. So gibt es offenbar Begriffe und sprachliche Ausdrücke, deren Sinn und Bedeutung sich erst in einem bestimmten Kommunikationskontext erschliessen lässt – mithin, „was man zwischen den Zeilen liest“ (Brosius/Koschel/Haas 2008: 142-141). Solche Evaluationsleistungen können allerdings auf allen Analyseebenen nötig sein, insbesondere wenn es um die Verschlüsselung von sachlichen oder wertenden Feststellungen geht (Argumente, Meinungen, Kommentare) (Rössler 2005: 146). So präzisiert eine neuere Definition von Merten (1995: 59), dass die Methode der Inhaltsanalyse zur Erhebung sozialer Wirklichkeit dienen soll, indem „von Merkmalen eines manifesten Textes auf Merkmale eines nicht-manifesten Kontextes geschlossen wird“.

Sobald man also danach fragt, was der Kommunikator damals mit "Wassernot" gemeint hatte, dann geht diese Frage über den analysierten Text hinaus. Die Schlussfolgerung erschliesst sich nicht mehr

<sup>384</sup> Die Grundlagen einer quantitativ orientierten Analyse von Massenmedien unter dem Label "Content Analysis" werden in den 1920er und 1930er Jahren des 20. Jahrhunderts in den USA durch Paul F. Lazarsfeld und Harold D. Lasswell gelegt (vgl. Berelson 1952).

<sup>385</sup> Der Definitionsgegenstand "manifest" meint bei Berelson (1952), der zu analysierende Inhalt müsse einen intersubjektiv unstrittigen Gehalt darstellen. Er spricht von „common meeting ground, where understanding is simple and direct“ (Berelson 1952: 19). Sehr deutlich wird das Problem seiner Anforderung, sobald man hierfür sicherstellen müsste, dass derselbe Text- oder Aussagetyt tatsächlich von allen (Kommunikator, Leser und Forscher) gleich verstanden wird.



direkt aus dem Text und ist daher auch nicht mehr manifest (siehe dazu Brosius/Koschel/Haas 2008: 140–141). Der Text liegt nicht objektiv vor, sondern muss mit Hilfe der Codieranweisungen und den Kompetenz des Codierenden interpretiert und geprüft werden, bevor eine Zuweisung zu einer Kategorie erfolgen kann. So gesehen ist der Begriff der quantitativen Inhaltsanalyse irreführend, da jede quantitative Inhaltsanalyse auch eine qualitative ist (vgl. Früh 1998; Gerhards 2010: 340). Früh (1991) lehnt explizit die Verwendung der Bezeichnungen "manifest" bzw. "nicht-manifest" ab, weil sie bislang oft mehr Verwirrung gestiftet als zur Klärung beigetragen habe. Gemäss seiner Bestimmung soll die Inhaltsanalyse hier als empirische Methode gelten, „wenn das Erkenntnisobjekt ein wahrnehmbares bzw. intersubjektiv identifizierbares Korrelat in der Realität besitzt“ (Früh 2007: 27).<sup>386</sup> Entscheidend ist folglich nicht die sinnlich wahrnehmbare reale Existenz von Objekten, sondern, ob sie sich anhand beobachtbarer Merkmale (Indikatoren) unterscheiden lassen und ob es gelingt, sie systematisch zu objektivieren, also intersubjektiv unstrittig messbar zu machen. Nach diesem konstruktivistischen Verständnis sind prinzipiell alle jene Inhaltsaspekte codierbar „die sich intersubjektiv evident beschreiben lassen, so dass verschiedene Personen dieselben Passagen übereinstimmend interpretieren“ (Früh 2007: 118–119).

Früh plädiert zudem dafür, auf die „unzutreffenden dichotomisierenden Bezeichnungen 'qualitative' versus 'quantitative' Inhaltsanalyse“ zu verzichten. Damit soll aber nicht suggeriert werden, dass keine Unterschiede in der "Philosophie" dieser inhaltsanalytischen Ansätze bestünden (vgl. Früh 1991: 230; Merten 1995: 50). Früh begründet seine Ablehnung damit, dass es sich in der empirischen Sozialforschung immer um inhaltliche Fragestellungen handelt, die in der Terminologie als qualitative Sachverhalte gelten müssen. Dabei könnten qualifizierende wie quantifizierende Aspekte in verschiedenen Phasen des Analyseprozesses einfließen; fast immer würde es sich um eine Kombination beider Vorgehensweisen handeln (vgl. Früh 1998: 225–226).

Ein Vorteil qualitativer Verfahren liegt unbestritten darin, dass die Analyse des Materials in enger Übereinstimmung mit der Kontextabhängigkeit von Bedeutungen erfolgt. Gerade wenn es um die Rekonstruktion und Erfassung sozialer Sinnstrukturen und Deutungsmuster geht, die sich nicht allein aus isolierten Texten ergeben, liegt hier die Stärke qualitativer Verfahren. Sinnzusammenhänge sind mit einer hermeneutischen Tiefe erreichbar, wohingegen systematische inhaltsanalytische Kategoriensysteme diesbezüglich oft unbefriedigend bleiben. Diese Haftung am Material spricht für einen hohen Grad der Validität der Untersuchung, erzwingt aber gleichzeitig eine Beschränkung des Textkorpus. Dadurch ist einerseits die Reichweite der Aussagen meist beschränkt. Andererseits bleibt trotz plausibler Erklärungen das Verfahren der Textinterpretation eher undurchsichtig, was deren Intersubjektivität oft nicht sicherstellt (vgl. Gerhards/Lindgens 1995: 10–12; Leonarz 2004: 173–178; Gerhards 2010: 340–341).

Allerdings werden quantitative Verfahren immer wieder vorschnell als Methoden kritisiert, die keine Sinnstrukturen zu erfassen vermögen. In der systematischen Inhaltsanalyse von massenmedialen Texten hat sich die Erhebung von Daten auf der Ebene einzelner Aussagen und Bewertungen jedoch bewährt und längst durchgesetzt (vgl. Gerhards 2010: 343). Diesbezüglich wichtige Impulse gingen von der Frame-Forschung aus. Daher ist es mit der Erhebungstechnik einer systematischen und dann auch quantitativen Inhaltsanalyse möglich, gesellschaftliche Reaktionen auf Katastrophen und die situativ bedeutsamen und medial präsentierten "Deutungskonstrukte von Akteuren" durch Rückgriff auf die zugrundeliegenden kognitiven Strukturen zu konstruieren. Diese Deutungsmuster-Analyse – geläufiger unter der Bezeichnung Frame-Forschung – hat sich als Methodologie zur Erhebung und Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit bzw. Kommunikation als ein sehr prominentes Instrumentarium entwickelt. Somit lassen sich vordringliche Absichten dieser Arbeit in Verbindung mit

---

<sup>386</sup> Die Definition von Früh (1991: 24) erweist sich aufgrund der weniger restriktiven Bestimmung für die Untersuchung von historischen Zeitungstexten als geeignet: „Die Inhaltsanalyse ist eine empirische Methode zur systematischen, intersubjektiv nachvollziehbaren Beschreibung inhaltlicher und formaler Merkmale von Mitteilungen“.

den Stärken des quantitativen Verfahrens umsetzen: eine möglichst vollständige Rekonstruktion der Typologie der medienöffentlichen Wahrnehmungsweise von Naturkatastrophen in ihrer zeitlichen Dynamik. Quantitative Inhaltsanalysen eignen sich bekanntlich besonders für die Codierung grosser Textmengen, und als nicht reaktive Verfahren garantieren sie eine hohe intersubjektive Konsistenz. Darüber hinaus dürfte die Lokalisierung der vollständigen Typologie konkurrierender Deutungsmuster in der Medienkommunikation nur mit einem umfassenden Textkorpus überhaupt gelingen.

Wobei ein zentrales Problem von Deutungsmusteranalysen bzw. framegestützter Rekonstruktion von Wirklichkeit in der sehr heterogenen Fülle der methodischen Ansätze zu sehen ist. Auch bestehen je nach Disziplin unterschiedliche Auffassungen und Zugänge zu Frames, mit denen inhaltliche Sachverhalte und Konstellationen von Kommunikation ermittelt werden<sup>387</sup>. Ein weiterer neuralgischer Punkt im Bereich dieser qualitativen Methodologie besteht in der fehlenden theoretischen Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus (vgl. Görke 1999: 174). Hinzu kommt die vielfach kritisierte Intransparenz und damit auch nicht nachvollziehbare Operationalisierung beobachteter Frames-Aktivitäten und deren Anwendung auf den Forschungsgegenstand (vgl. Leonarz 2004: 177–178; Matthes 2007: 130–131). Doch diese Debatte – auch in Bezug auf die Risikokommunikation – soll hier nicht weiter aufgerollt werden<sup>388</sup>.

Schlagen wir angesichts der komplexen Fragestellung der vorliegenden Arbeit einen flexiblen, quantitativ-qualitativen Verfahrensmix für die Inhaltsanalyse ein, so ist es aufgrund obiger Kritikpunkte wichtig, Transparenz zu schaffen (vgl. Görke 1999: 174; Matthes/Kohring 2004: 58). Was nun ansteht, ist eine kurze Beschreibung, wie aus der Perspektive des methodischen Zugriffs komplexe Sinngehalte eines Textes in standardisierte Kategorien überführt werden, um sie empirischen Analysen unterziehen zu können.<sup>389</sup>

#### 14.4.2 Deutungsmuster- und Deutungsrahmenanalyse als Analyseeinheit

In Anknüpfung an die theoretischen Ansätze – insbesondere in Kapitel 1 zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit – ist für eine angemessene Rekonstruktion der über die Zeitungen vermittelten Perzeption und Interpretation von Naturereignissen über die Zeit das systematische Abfragen von Deutungsmustern und Deutungsrahmen (bzw. Frames) im Untersuchungsmaterial von zentraler Bedeutung. Das Erkenntnisinteresse an der Analyse von solchen Mustern oder Frames plausibilisiert sich direkt aus der wissenssoziologischen Prämisse der Wissensgebundenheit des Seins. Was von Menschen als "objektive" Situation oder Problem wahrgenommen und erfahren wird, hängt von den sozial verfügbaren Deutungsmustern ab. Deutungsmuster sind Wissensstrukturen, die gesellschaftliche Akteure bei anderen voraussetzen und voraussetzen können. Sie sind eine Grundbedingung, dass sich verschiedene Akteure in einer gemeinsamen kommunikativen Welt bewegen (Wessler 1999: 19).

Mit anderen Worten: Alles, was wir wahrnehmen, erfahren oder spüren, wird über Bedeutungsschemata vermittelt und mit der Aura objektiver Wirklichkeit versehen. Es ist sozial konstruiertes, typisiertes und in unterschiedlichem Grade als legitim angesehenes Wissen. Individuen unterziehen eine Situation, in unserem Falle eine schadreiche Unwetterlage, einem Definitionsprozess<sup>390</sup>, um letztlich die entscheidende Frage sinngebend beantworten zu können: „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goff-

<sup>387</sup> Im Rahmen einer Metaanalyse legt Matthes (2007) den bisher wohl umfassendsten Überblick zum Literaturkorpus des Framings als integraler Bestandteil der Kommunikationsforschung vor.

<sup>388</sup> Ausführlich zu Problemen bei der empirischen Erfassung von Medien-Frames siehe: Matthes/Kohring (2004: 56–57). Zu Problemen der Nutzbarmachung der Frame-Forschung in Bezug auf die (kommunikationswissenschaftliche) Risikoforschung siehe: Görke (1999: 171–182).

<sup>389</sup> Vor allem, wenn Bilder und ihre Inhalte in die Untersuchung miteinbezogen werden, müssen quantitative Vorgehensweisen beigezogen werden (vgl. Leonarz 2004: 179–180).

<sup>390</sup> Mit diesem Frame-Konzept verdeutlicht Goffman (1977: 9), dass Akteure zwar eine Situation definieren, doch sie „schaffen gewöhnlich diese Definition nicht; gewöhnlich stellen sie lediglich ganz richtig fest, was für sie die Situation sein sollte, und verhalten sich entsprechend“.

man 1977: 16). Dabei greifen wir im Alltag auf ein System von Regeln zurück. Dies wurde in vorangehenden Kapiteln ausführlich dargestellt.

Berichte über aktuelle Ereignisse und Krisen stellen folglich keine isolierten Tatbestände dar. So hat selbst der Augenzeuge kein unvoreingenommenes Bild vom Geschehen. Auch die Medien interpretieren und bewerten Ereignisse, indem sie diese aufbereiten und in einer selektiven Weise in eine bestimmte Perspektive rücken. Eine solche Hervorhebung von Teilaspekten eines Themas und die damit verknüpfte Etablierung zugehöriger Interpretations- und Bewertungsmuster werden unter dem Stichwort Framing als Prozess bzw. Frame (dt. Rahmen oder Rahmung) als Endresultat dieses Prozesses diskutiert (vgl. Goffman 1977).

Dieser Ansatz findet seit den 1980er Jahren breite Resonanz im Forschungsfeld der Diskursanalyse. Besagte Interpretations- und Bewertungsmuster werden aufgrund ihrer narrative Struktur, mit der sie in den Argumentationslogiken des Mediendiskurses zu Tage treten, von Hajer (1995) auch als "Storylines" bezeichnet. In diesbezüglichen Analysen richtet sich die Aufmerksamkeit auf Argumentationsmuster und Begründungen.

Wie bereits dargestellt, ist der Rückgriff auf Deutungsmuster ausser zur Generierung von Situationsdefinitionen auch zur Erklärung und Begründung gegenüber anderen, „warum die Dinge so sind, wie sie sind“, notwendig. Zugleich üben strukturelle Gegebenheiten unterschiedliche Zwänge auf die Akteure und die Deutungsmuster aus, auf die sie sich beziehen. Durch diese Art der kommunizierten Konkretisierung werden kollektive Deutungsmuster wie auch Milieuspezifika von Sinnwelten entlang von individuellen Beobachtungen und Aussagen in öffentlichen Diskursen manifest und validiert. Das eröffnet die Möglichkeit, diese solchermassen aktivierten Frames und ihre narrative Struktur mittels entsprechender Erhebungstechnik aus dem Datenmaterial zu rekonstruieren. Darauf werden wir in unserer Untersuchung – insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung des Kategoriensystems – zurückkommen.

Innerhalb eines Zeitungsartikels kommen in der Regel mehrere Akteure mit unterschiedlichen Aussagen als Sprecher oder Schreiber zu Wort und nehmen somit Einfluss auf die öffentliche Diskussion (vgl. Gerhards 2010: 343–344) bzw. bestimmen die Katastrophenwirklichkeit mit. Die in der Berichterstattung vorkommenden Aussageträger (inklusive der Medien) sind eine zentrale Variable dieser Untersuchung. Mit der Rekonstruktion der Akteursstruktur lässt sich messen, welche unterschiedlichen Akteure in welchem Masse zur Teilnahme am Diskurs über Katastrophen autorisiert sind und Definitionsmacht über die Realität gewinnen. Insofern lässt sich dann aus der Akteursanalyse ablesen, ob Personenkreise wie wissenschaftliche und politische Akteure, Betroffene etc. über die Zeit mit unterschiedlichen Resonanzchancen in der Medienöffentlichkeit ausgestattet sind.

Betrachten wir eine erklärungsbedürftige Situation, so werden in der Kommunikation aber nicht einfach feste Deutungsmuster aktualisiert. Die Definition der Situation unterliegt im fortlaufenden Interaktionsprozess kleinen und manchmal auch dramatischen Veränderungen. Dem Wechselverhältnis zwischen Vorgegebenem und interaktiv immer wieder neu Hergestelltem wird Goffman mit seiner Unterscheidung von "Frame" und "Framing" gerecht. Aber „während Deutungsmuster als sozial vorgegebene Sinnstrukturen definiert sind, die sich durch Objektivität, Autonomie und Immunität gegenüber der faktischen (Inter-)Aktion auszeichnen“ (Willems 1996: 444), sind Deutungsrahmen die Inszenierung dieser subjektiv interpretierten und immer wieder neu gestalteten Vorgaben im prozesshaften Geschehen der Interaktion.

Folgt man dieser Position, so hat in der öffentlichen Diskussion die Platzierung eines Themas oder Ereignisses in unterschiedliche Bedeutungsrahmen zur Folge, dass Aspekte der Problemlage selbst durch das Kräftefeld von Bedeutungen des jeweiligen Rahmens geprägt werden (Gerhards/Lindgens 1995: 22). Ein Deutungsrahmen hebt einen gewissen Aspekt eines Diskursgegenstandes hervor und

gibt diesem mehr Saliens (Entman 1993: 53). In diesem Sinne meint "Saliens" „making a piece of information more noticeable, meaningful, or memorable to audiences“ (Entman 1993: 53). Gewissermaßen wird der Fokus auf das Geschehen festgelegt und mittels zentral erachteter Themenaspekte auch definiert, einerseits, worüber gesprochen wird und andererseits, welche Akteure in der öffentlichen Diskussion von Bedeutung sind (vgl. Matthes 2007: 134–135).

Deutungsrahmen sollen daher als relativ abstrakte, weitgehend themenunabhängig verwendbare Interpretationsschemata verstanden werden. In unserer Untersuchung soll die Definition gelten, dass Deutungsrahmen regeln, unter welcher Perspektive ein erörterter Kommunikationsgegenstand in einem Beitrag zentral behandelt wird (vgl. Eisenegger 2003). Anhand der Rahmenanalyse sollen die übergeordneten Themenaspekte den zugehörigen Medientexten entnommen werden, um anhand der Themenstruktur deutungszentrierte Konjunkturen und Perspektivenwechsel innerhalb der Storyline "Katastrophe" im Verlauf der Zeit zu erkennen. Es liegt somit nahe, dass gesellschaftliche Veränderungen durch das Aufkommen von neuen Themenaspekten und Blickwinkeln auf eine Katastrophe stattfinden, indem dadurch das diesbezügliche Verständnis neu organisiert wird (vgl. Hajer 1995: 56).

Die für unsere Untersuchung relevanten Zeitungsartikel sind durch einen spezifischen Aktualitätsbezug mitbestimmt, der dialektisch untrennbar den thematischen Rahmen der Ereignisperspektive beeinflusst. Der kommunikative Rahmen eines Artikels kann beispielsweise eher den allgemeinen Verlauf des Geschehens thematisieren, die Leistung der Hilfskräfte, die Situation der Betroffenen umkreisen. Ebenso kann die kontextuelle Darlegung durch wissenschaftliches Wissen, durch politische Argumentation oder durch einen naturbezogenen ökologischen Rahmen etc. erfolgen. Die Logik der Themenstruktur veröffentlichter Beiträge spiegelt letztlich in einem übergreifenden Kontext die Beobachtung von Unwetterkatastrophen durch die Medien. Dadurch können Erkenntnisse gewonnen werden, wie sich katastrophenbezogene Themenschwerpunkte sowie diesbezügliche Regularitäten und Neueinschätzungen der Sichtweise diachron entwickeln. Konkret erfordert dies nun die Entwicklung eines Kategoriensystems. Erst damit lässt sich vor dem Hintergrund des Gesagten das Datenmaterial handhabbar machen und zu Resultaten verdichten.

## 14.5 Entwicklung des Kategoriensystems als Erhebungsinstrument

Ein zentrales Merkmal von Inhaltsanalysen besteht darin, entsprechend trennscharfe Kategorien einschliesslich ihrer Merkmalsausprägungen zu bilden. In der methodischen Umsetzung stellt sich die Frage, wie wechselseitig ausschliessende Kategorien entlang der Indikatoren, die zu den untersuchungsrelevanten Hypothesen formuliert wurden (vgl. Kap. 14.2), für die Analyse entwickelt werden. Um die Intersubjektivität zu gewährleisten, müssen Kategoriensysteme mit operationalen Definitionen und Codierregeln versehen werden. Diese liefern die entsprechende Anleitung, wie formale und semantische Einheiten der Artikel nach einem standardisierten Verfahren erhoben werden müssen (vgl. Rössler 2005: 87–103; Brosius/Koschel/Haas 2008: 154–157). In unserem Fall bildet jeder Zeitungsartikel eine Untersuchungseinheit, der exakt identifiziert werden muss. Ein Teil der hier verwendeten Variablen auf der Ebene der Artikel sind mehrfach erprobte Elemente aus anderen Inhaltsanalysen von Presseerzeugnissen, wie sie für fast jede Analyse erforderlich sind (z. B. Medium, Erscheinungsdatum, Platzierung, Umfang des Artikels, Stilform etc.)<sup>391</sup>. Diese werden berücksichtigt oder soweit angepasst, wie es unserer Fragestellung an das Thema Naturkatastrophen erforderlich macht. Im Folgenden werden nur jene Kategorienbildungen detailliert vorgestellt, die im Rahmen einer Vorstu-

---

<sup>391</sup> Es sind vor allem formale Kategorien von geringerem Komplexitätsgrad. Sie verlangen oft nur die Fixierung (messen, zählen, transkribieren) von manifest vorliegenden Sachverhalten. In unserem Falle, wo formale Aspekte der Berichterstattung von Interesse sind, dienen diese Standards folglich nicht nur der Wiedererkennung des Artikels, sondern haben die Funktion, diesbezügliche Veränderungen über die Zeit erkennbar zu machen.

die in einem iterativen Prozess sowohl induktiv und deduktiv gebildet wurden<sup>392</sup>, d. h. abwechselnd direkt am Material gewonnen und gemäss vorgängig formulierten Theoriekonzepten abgeleitet wurden. Bei diesen Kategorien handelt es sich nicht um standardisierte oder um mehrfach erprobte Elemente bereits bestehender Studien<sup>393</sup>. Im Folgenden werden nun einzelne Kategorien besprochen sowie der Konstruktionsvorgang veranschaulicht.

### 14.5.1 Rekonstruktion von Deutungsrahmen

Wie bereits erwähnt, geht es bei der hier vorzunehmenden Frame-Analyse darum, die perspektiveleitenden Deutungsrahmen innerhalb eines Kommunikationsereignisses zu erfassen, um unterschiedliche Perspektiven im Thematisierungsprozess analysieren zu können.

Um zu determinieren, wie Problembereiche einzelner Naturkatastrophen über die Medien typischerweise vermittelt werden, müssen wir uns mit der Messung von Themenperspektiven beschäftigen, aus denen heraus die Katastrophenrealität beleuchtet wird. Dazu gilt es, verschiedene Rahmungen bzw. Sichtweisen zu definieren, die auf vergleichbarem Abstraktionsniveau die spezifischen Themenperspektiven des Mediendiskurses zu Katastrophen in der Berichterstattung erfassen. Dies soll hier auf relativ allgemeiner Ebene erfolgen. Es ist damit zu rechnen, dass mit zunehmendem Abstraktionsgrad langfristig beobachtbare Themenzusammenhänge empirisch eindeutiger messbar werden als bei einer sehr differenzierten Erfassung (vgl. Leonarz 2004: 175). Die Struktur der Variable "thematische Perspektive" definiert sich in dieser Analyse durch den thematisch zentralen Bezugsrahmen eines Artikels und wird durch die Inklusion bestimmter Inhalte, sozialer wie zeitlicher Räume, Akteursbezüge sowie durch explizit geäußerte Argumentationszusammenhänge wiedergegeben.

Um in zeitlicher Hinsicht die Themenperspektiven analytisch einholen sowie Veränderungen oder Erweiterungen in der thematischen Rahmung erfassen zu können, werden auf der Basis von intensiven Recherchen am Textmaterial in einem ersten Arbeitsschritt die perspektiveleitenden Deutungsrahmen induktiv, d. h. in einem Bottom-up-Herangehen ohne vorgefasste Frames – und z. T. deduktiv – identifiziert. Somit fließen neben empiriegeleiteten auch aus theoretischen Überlegungen heraus Perspektiven definierende Elemente in die Bestimmung der Kategorienausprägung ein. Konkret steht für letztere z. B. die Festlegung der Codiereinheit Human Interest, wo in der Theoriebildung ein deutlicher Aufschwung dieses Themenfeldes konstatiert wird.

Aus der Bündelung sinngleicher Themenbestandteile verdichten sich Kategorien, die in einem fortschreitenden Abstraktionsvorgang das Framing des Katastrophenthemas definieren. Für unsere Untersuchung konnten 17 spezifische Themenperspektiven wie beispielsweise "Allgemeiner Katastrophenverlauf", "Situation Direktbetroffener" oder "Natur/Umweltproblem" auf relativ abstraktem Niveau ausgemacht werden. Der übergeordnete thematische Rahmen eines Artikels kann sowohl narrativ als auch eher reflexiv bestimmt sein. Aus diesem vorgeschalteten Analyseteil wurde eine umfassende Codierliste entwickelt, damit mittels Beschreibungen aller thematischer Rahmungen eine trennscharfe Vercodung des Materials gewährt ist. Diese steht im Anhang zur Verfügung (vgl. Kap. 27).

Darin enthalten sind die subsumierten und detailliert umschriebenen Ausprägungen zu den gewonnenen Kategorien. Unter der Codiereinheit "Wissenschaft/Technik" beispielsweise werden Zeitungsbeiträge dann erfasst, wenn sie der folgenden Beschreibung entsprechen:

---

<sup>392</sup> Bei der induktiv-qualitativen Methode werden Frames aus der Empirie identifiziert. Das Datenmaterial wird mit Verfahren des offenen Codierens auf eine begrenzte Anzahl wiederkehrender Argumentationsmuster reduziert. Diese werden in einem zweiten qualitativen Schritt auf die Medientexte angewendet. Demgegenüber erfolgt bei einem deduktiv-qualitativen Methodenansatz die Frame-Identifikation auf der Basis von theoretischen Überlegungen (vgl. Dahinden (2006: 203, 206)).

<sup>393</sup> Zudem werden Kategorien bei der Präsentation der Ergebnisse im empirischen Teil jeweils einführend erläutert.

**Wissenschaft/Technik:** Der thematische Kontext des Artikels ist durch eine vornehmlich wissenschaftliche und ingenieurtechnische Interpretation des Katastrophengeschehens geprägt, wo singuläre wie generelle Probleme und Lösungsvorhaben durch statistische oder indiziengeleitete Argumente "raum-zeitlicher Nähe" in Analysen, Bewertungen, Prognosen dargestellt oder durch Expertenansichten vertreten werden. Die Berichterstattung ist eher wissenschaftsjournalistisch gefärbt.

Für die thematische Klassifikation eines Beitrages unter Human Interest gilt dann Folgendes:

**Human Interest:** Die Berichterstattungsperspektive vermittelt in einem persönlich wie emotional dargestellten Rahmen Themen, die Bezug nehmen auf Individuen und ihre private Lebenssphäre – insbesondere in der Hervorhebung von persönlichen Einzelschicksalen des Katastrophengeschehens. Diese Bezugnahme betrifft zwischenmenschliche Aspekte (Beziehungen, Partnerschaft, Familie, Verwandtschaft, Freundeskreis), den Lebensstil (Wohnen, Essen, Freizeitbeschäftigung, Besitz jeder Art) oder Intimes (Sex). Die Nachricht ist meist nur von geringer allgemeiner Relevanz, jedoch von hohem Wert für die Stimulation des Leseinteresses.

Anhand dieses erprobten Kategoriensystems erfolgt in einem zweiten Schritt die Codierung aller Artikel. Weil die Selektionierung im Journalismus durch thematische Bezüge, in denen das Ereignis auftritt, je Artikel durchaus nicht nur einen inhaltlichen Schwerpunkt hervorbringen kann, werden maximal zwei Themenaspekte codierbar. Der grösste Textbestandteil, der einer Kategorie zugeordnet werden kann, bestimmt die Reihenfolge der Zuordnung unter einen Haupt- und einen Nebenfokus.

## 14.5.2 Rekonstruktion von Deutungsmustern

In unserem Falle ist es ein Anliegen des Projektes, verwendete Deutungsmuster für die Erklärung von Naturkatastrophen bzw. Wissensbestände zu den Ursachen über die Zeit zu erfassen, zu systematisieren, gegenüberzustellen und so über die Zeit den sozialen Wandel über die Begriffsverwendung und die Konnotationen der Begrifflichkeit zu erfassen. Das setzt voraus, dass diese im Rahmen einer Vorstudie in empirisch erfassbare Kategorien überführt werden. Die folgenden Ausführungen illustrieren, wie auf der Ebene von Akteursausagen jene codierrelevanten Deutungsmuster gewonnen werden konnten, mit denen zu den Ursachen und Verursachern der Katastrophe Zuschreibungen vorgenommen worden sind.

Das geschieht hier in einem induktiven Analyseteil, der unterscheidbare Einheiten aus inhaltlich-semantischen (im Gegensatz zu formal-syntaktischen) Textbausteinen verdichtet und zu Kategorien und Ausprägungen abstrahiert. Wie explizit oder implizit in unterschiedlichen Aussagen von Akteuren Unwetterkatastrophen mittels bestimmter Deutungsmuster ursächlich erklärt werden, hat einen entscheidenden Einfluss auf den Verlauf der öffentlichen Katastrophenkommunikation. Auf der Basis der theoretischen Darlegung zum Ausrationalisierungsprozess der Lebenswelt werden zunächst die einschlägigen Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster unterschiedlicher Weltbilder (magisch-mythisch, religiös, modern) und deren typischer Gefährdungskonzepte (Tabu, Sünde, Risiko) erfasst. Mit dieser ersten Grobkategorisierung wird die bestimmende Frage beantwortet, aus welcher spezifischen Weltsicht ein Katastrophenereignis hauptsächlich erklärt wird. So steht uns ein Indikator offen, der vormoderne, transzendente Semantiken und den Typus wissenschaftlich-aufgeklärter Grundüberzeugungen in den Deutungsmustern zu umgreifen vermag. Neben den drei groben Kategorisierungen ist eine weitere eingeführt worden, die hier gesellschaftlich-politisch genannt wird. Diese Erweiterung dient der Einordnung moralisch-normativer Ausprägungen, die in die Problemperzeption einfließen. Für unsere Fragestellung ist das zeitliche Aufscheinen von Aussagen zu den menschengemachten Faktoren von besonderem Interesse. Unter dieser Kategorie subsumieren sich jene kritischen Voten, welche die Ursache spezifisch auf konkrete Akteure bzw. auf Verantwortlichkeiten zurückführen. Entsprechend den Forschungsfragen lässt sich hier das Deutungsfeld menschengemach-

ter Faktoren klassifizieren. Diese geben Rückschlüsse auf Differenzen in der Sensibilität für Katastrophen- und Risikoprobleme in der Gesellschaft.

Zur Differenzierung der vier Grobkategorien wurden unter Einbezug vorab formulierter Theoriekonzeptionen (Säkularisierungsprozesse, Semantiken der Enttäuschungserklärung)<sup>394</sup> und bei der Durchsicht des Datenmaterials die geltenden Plausibilisierungen von Katastrophenereignissen geortet. Ähnlich angelegte Argumentationen wurden zu verfeinerten Unterkategorien abstrahiert. Im fortschreitenden Verlauf der Entwicklung des Analyseinstrumentes und anhand der wiederholten Prüfung am Material konnten nunmehr alle im Text explizit oder implizit geäußerten Vorstellungen exakt einem inhaltlich gesättigten Deutungsmuster zugeordnet werden. Zusammen mit den entsprechenden Umschreibungen des jeweiligen Argumentationsmusters resultieren daraus 16 unterschiedliche Deutungsmuster. In unserem Falle lassen sich z. B. unter dem Oberbegriff des magisch-mythischen Deutungsrahmen diesbezügliche Äußerungen entweder dem Deutungsmuster "Naturgeister" oder "Schicksal/Unglück" zuweisen (Zemp, 2005: 98–99). Eine Übersicht über die Ergebnisse dieser deduktiven und von theoretischen Konzepten geleiteten Entwicklungsphase gibt Tabelle 7. Sie zeigt die Bandbreite der verwendeten Kategorien und ihre Ausprägungen. Diese differenzierte Erfassung der Interpretationen von Katastrophen, deren Anzahl wie bei anderen Problemen nicht beliebig hoch sein kann, lässt durchaus die Möglichkeit offen, diese in weiteren Schritten wieder durch Zusammenfassung zu reduzieren.

**Tabelle 7: Übersicht über relevante Deutungsmuster im medialen Diskurs zu Ursachen von Hochwasserkatastrophen im Zeitraum des 20./21. Jahrhunderts**

Deutungsrahmen	Gefährdungskonzept	Deutungsmuster
magisch-mythisch	Tabu	Naturgeister
		Schicksal/Unglück
christlich-religiös	Sünde	Gottes höhere Gewalt
rational-wissenschaftlich	Risiko (Quelle)	Laune der Natur
		Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität
		Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit
		Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge
		Ökologische Faktoren (Klimawandel/Erwärmung...)
gesellschaftlich-politisch	Risiko mit expliziter Schuldzuweisung moralisch-normativ geframt	Menschliches Versagen Einzelperson
		Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur
		Menschlicher Lebensstil/Wohlstand
		Naturkonzepte von Umweltaktivisten
		Umweltverhalten betroffener Bevölkerungsgruppen
		Politisches Handeln/Institutionen/Akteure
		Allgemeiner Mangel an Gefahrenbewusstsein/ Sensibilisierung
		Medieninduzierte Effekte von Berichterstattung

Folgen wir den unterschiedlichen Argumentationslinien genauer, können wir Aspekte des Wahrnehmungsprozesses und den sozialen Umgang mit Naturgefahren in seiner Grundstruktur erkennen.

Um ein Deutungsmuster alten Datums handelt es sich, wenn die Schadensursache explizit als "Schicksal" oder "Unglück" eingestuft wird. Diese mit dem Siegel der Irrationalität schlechthin versehene Verknüpfung der Ursachen verweist implizit auf eine von einer höheren Macht bestimmte Ordnung bzw. Gefährdungslage. Konkrete Fragen nach den Ursachen oder Verursachern sind mit einer Art Tabu belegt. In den Zeitungsberichten sind denn auch keine dahingehenden Begründungen oder Herleitungen auszumachen. In wessen Wille die Schicksalsfäden für das unvermeidbare Unglück letztlich liegen, bleibt rätselhaft. Christlich-religiöse Wertvorstellungen sind in dieser Kategorie nicht trennscharf ausgeschlossen. Als weitere Variationen vormoderner Konnotationen von Schicksalhaftigkeit zeigen sich die Kategorie "Naturgeister". Präziser sind hier dämonische Figuren als jene

<sup>394</sup> Ausführlich dazu: Kap. 9.1 und Kap. 9.2.5.

Schicksalsmächte über Zerstörung und Leid benannt, die zugleich den menschlichen Handlungsspielraum auf die Ordnung der Natur einschränken. Eine dem religiösen Rahmen zuzuordnende Sinnstiftung verweist indes auf "Gottes höhere Gewalt" und seine Allmacht über die Schöpfung. In dieser alten, anthropozentrischen Auffassung herrscht nicht das Schicksal selbst, sondern explizit Gott als Letztinstanz über die "Weltgesetze", womit ihm auch die Möglichkeit eines Zerstörungsaktes eingeräumt wird. Die Existenz von Naturkatastrophen liegt nicht im Einflussbereich des Menschen, höchstensfalls in göttlichen Zorn entfachendem sündigem Verhalten der Heimgesuchten. In all diesen Akzentuierungen erscheinen die Naturkatastrophen als weitgehend unvermeidbare und überraschende Ereignisse.

Rational-wissenschaftliche Deutungen sind am Verweis auf die "Laune der Natur" zu erkennen. Durch die Berufung auf eine "Letztinstanz Natur", die in diesem Falle ausser Kontrolle geraten ist, vollzieht sich eine Naturalisierung der Risiken und Gefahren. Für die Legitimation von Folgeschäden wirkt eine naturbedingte Bedrohungslage als entproblematisierende Deutungsressource. In objektivierender wie normalisierender Weise deckt diese klassische Betrachtung ein unberechenbares Potenzial an Gefährdungsnormalität auf, wobei die Schuld extern und ausserhalb menschlichen Ermessens bzw. Entscheidungen zugewiesen bleibt. Weiter angesprochen sind für das Zustandekommen der Schäden mögliche "ökologische Faktoren". Dazu zählen Nebeneffekte zeitspezifischer Umweltprobleme wie z. B. das Waldsterben oder der Klimawandel. Zu den weiteren Interpretationsvorlagen im Umgang mit den Verheerungen gehört die Kategorie "Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität". In der Rückblende auf vergangene Geschehnisse erscheint das aktuelle Bedrohungsausmass in Relation wie raumzeitlicher Nähe zu früheren Katastrophen. Diese objektivierende und restrukturierende Form der Risikoerfahrung manifestiert sich in der kommunikativen Verbindung von "Indizienargumenten". Betont wird darin entweder die Analogie und Nähe zu früheren Risikoerfahrungen oder das absolut Einmalige des momentanen Katastrophenausmasses. Katastrophen sowie die Unvermeidbarkeit von Zerstörung erscheinen exemplarisch als ein im Zivilisationsprozess eingelassenes universales Phänomen. Alles, was die aktuelle Katastrophenerfahrung in Frage stellen könnte, verweist auf ein "Jenseits" und ausserhalb des Sinns- und Bedeutungshorizontes liegendes Einzelphänomen. Durch die Partikularisierung des Bedrohlichen und mit der expliziten Zurückweisung einer Brucherfahrung wird die geschichtliche Kontinuität (wieder-)hergestellt. Als eine weitere objektive Erklärungslinie ist die Kategorie "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" zu beobachten. Dabei wird unterstrichen, dass nichts und niemand die Verheerungen, wie sie sich aktuell zeigen, anhand bekannter Dimensionen des Wissens hätte vorhersehen und abwenden können. Der Grad der Steuerungsfähigkeit von Naturgefahren liegt entsprechend in den rationalen Grenzen aktueller Wissensbestände. Hingegen setzt die Kategorie "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" einen Gegenpol zur obigen Problemvorstellung<sup>395</sup>. Die Einsicht in die Grenzen der Steuerungsfähigkeit der Umwelt, die Fehlbarkeit des Wissens bzw. ein bewusstes Wissen um das Nichtwissen von Risikoquellen signalisieren eine neue Bescheidenheit. Dieser systemisch argumentierende Ansatz bewertet die Folgen nicht nur anhand der Frage "Wie sicher ist sicher genug?", sondern auch unter dem Kosten-Nutzen-Kalkül "Wie viele Unsicherheitspotenziale dürfen wir bewusst in Kauf nehmen?". In gewissem Sinne entschärft sich durch die Risikoakzeptanz die Risikobrisanz.

Beleuchten wir nun jene Variablen, bei denen Gefahrenquellen explizit menschlichem Handeln und Fehlverhalten zugeschrieben werden. In diesen Darstellungen werden pauschale, moralisierende Bedenken an die Adresse des Menschen mit seiner ungebrochenen Hoffnung auf die technische Beherrschbarkeit der Natur vorgebracht. Besonders die "Eingriffe in die Natur" und "Lebensstil/Wohlstand" fallen unter diese Zuschreibungen. Letztere gewinnt indes erst mit dem Ereignis 1993 an Interpretationskraft. Damit erweitert sich dieser ehemals auf technische Aspekte bezogene

---

<sup>395</sup> Es handelt sich um ein Argumentationsmuster neueren Datums. Es findet erst zu Beginn der 1990er Jahre Bedeutung.



Ursachenkatalog menschengemachter Gefährdungen um ökonomische und materielle Bereiche des Gesellschaftssystems.

Neben einer vage dem gesamtgesellschaftlichen Kollektiv zugewiesenen Verantwortung werden überdies partikular Individuen, Gruppen, politische oder mediale Akteure und deren Institutionen angeprangert. Darunter fällt auf individueller Ebene die Kategorie "Menschliches Versagen der Einzelperson". Gruppenspezifische Schuldzuweisungen erfassen die Kategorien "Umweltverhalten Betroffener", oder – als Reaktion auf verfehlte Schutzprojekte – "Naturkonzepte von Umweltaktivisten". Um systemspezifische Ursachenzuschreibungen – insbesondere wegen unterlassener Vorsorge – handelt es sich bei der Kategorie "Politisches Handeln/Institutionen und ihren Akteure". Dem Mediensystem schliesslich werden "medieninduzierte Effekte der Berichterstattung" angelastet.

Mit diesen ausführlichen Darlegungen der Kategorienkonstruktion kommen wir im folgenden Abschnitt zu weiteren wichtigen Kategorien, die zur Erfassung der Daten dieser Untersuchung dienen. Wobei die methodische Vorgehensweise nicht mehr so ausführlich erläutert wird.

### 14.5.3 Kategorien des Codebuches

Die Umsetzung der zentralen Forschungsfragen und deren Konvertierung erfolgt über ein ausdifferenziertes Codebuch. Die Merkmale eines jeden Artikels werden entlang folgender Kategorien erfasst:

**Tabelle 8: Übersicht über die Kategorien des Codebuches**

Dimension	Kategorien
Inhaltliche und formale Merkmale des Beitrags	Ereignisjahr, Erscheinungsdatum, Name Medium
	Position des Artikels, Grösse Artikel (cm), AutorIn,
	Titel, journalistische Form, geografischer Raum,
Resonanzanalyse	Berichterstattungsraum
Themenanalyse	Artikelzahl
Deutungsmusteranalyse	Thematische Perspektive Beitrag
	Ereignisursachen
Akteursspezifische Analyse	Schadensursachen
	Akteursstruktur
	Argumentationschance
	Rolle Akteur
Bildanalyse	Bildanzahl
	Bildfläche
	Bildfokus/Personenbezug
	Bildakteur
	Personalisierungsgrad Bildakteur
Titelanalyse: Mediale Dramaturgie	Rolle Bildakteur
	Inhaltlicher Differenzierungsgrad Titel
Betroffenheitskommunikation	Argumentationschance
	Rolle Betroffene
	Personalisierungsgrad Betroffene
	Human-Interest-Frame

Zusammengefasst lassen sich die einzelnen Kategorien des Codebuches folgendermassen beschreiben:

### Identifikation der inhaltlichen und formalen Merkmale des Beitrags

Anhand einer routinemässigen Analyse jedes einzelnen Artikels wird in einem ersten Schritt insgesamt die journalistische Bedeutungsauszeichnung erfasst. Diese setzt sich aus folgenden Grundkategorien zusammen: (1) Ereignisjahr, (2) Erscheinungsdatum, (3) Name Medium, (4) Position des Artikels (Seite), (5) Grösse des Artikels (cm), (6) AutorIn, (7) Titel, (8) journalistische Form des Artikels, (9) geografischer Raum des Artikels.

### Resonanzanalyse der Katastrophe

Die Ausprägung dieser Variable bemisst anhand von zwei quantitativen Indikatoren die Aufmerksamkeitsauszeichnung eines Ereignisses durch die Medien: erstens aus der jeweiligen Artikelzahl; zweitens aus dem zugewiesenen Berichterstattungsraum, gemessen in Spaltenzentimetern der Artikel.

### Themenanalyse

Im Rahmen der Themenanalyse wird zur Untersuchung der medialen Perzeption von Naturkatastrophen an die Beobachterperspektive der Zeitung angeschlossen und derjenige im Artikel eingenommene Bezugsrahmen (Thematisierungs- und Problematisierungszusammenhang) erfasst, in dem das Katastrophenereignis behandelt wird. Insgesamt sind für die Analyse 17 Deutungsrahmen identifiziert worden, die unter Punkt 14.5.1 bereits vorgestellt wurden. Diese Frames dienen dazu, die öffentliche Wahrnehmungsstruktur von Naturereignissen zu einem beliebigen Zeitpunkt festzustellen. Anhand der Rangfolge prägender Themenschwerpunkte, in denen ein Kommunikationsereignis medial bearbeitet wird, und aus den langfristigen Veränderungen dieser thematischen Kontexte lassen sich gesellschaftliche Wandlungsprozesse quantifizieren.

### Deutungsmusteranalyse

Kategorisiert wird der Medienbericht in Bezug auf jene diagnostischen Deutungen, mit denen im Falle einer Katastrophe Akteure perzipierte Ursachen, Verursacher und Folgen in eine kausale Ursachen-Wirkungs-Beziehung bringen und erklären. Die hier einbezogenen Deutungsmuster, die explizit oder implizit die Opfer-/Schuldfrage klären, werden einerseits von Wirkmechanismen umfassender Einflusspfade übergeordneter Denkstrukturen her analysiert, andererseits, vom übergeordneten Rahmen ins Detail gehend, den existierenden Erklärungsmustern zugeordnet (ausführlich dazu: Kap. 14.5.2). Aus dem Zusammenwirken lassen sich beherrschende Differenzen in der Wahrnehmung von Katastrophen herauschälen. Dabei unterscheidet hier die Analyse zwischen zwei Ebenen, auf die sich die Interpretationsmöglichkeiten beziehen. Aussagen über die auslösenden naturgegebenen, klimatischen Bedingungen und die Interpretation der eingetroffenen Schadenslage werden separat beobachtet.

**Kategorie Ereignisursachen:** Erfasst Erklärungszusammenhänge, die im Hinblick auf die Ereignisursachen dargestellt sind und demnach die naturhaften Prozesse und die Gegebenheiten des Wetters bzw. der klimatischen Bedingungen betreffen.

**Kategorie Schadensursachen:** Erfasst Erklärungszusammenhänge, in denen die Frage der Schadensursachen bzw. das Ausmass ihrer katastrophalen Wirkungen aufgegriffen ist.

Diese Unterteilung ist für die Aussagekraft der Ergebnisse von Bedeutung. Ein ganzheitlicheres Bild bezüglich Veränderungen im Katastrophenbewusstsein und in Gefährdungslagen – auch mit Blick auf den Klimawandel – kann so ermittelt werden. Anhand der verwendeten Deutungsmuster und ihres Sinngehaltes lässt sich der Deutungswandel von Katastrophen über die Zeit präzisieren.

## Akteursanalyse

Die Akteursanalyse erfasst, welche Akteure in einer Katastrophe auftreten und mit ihren Deutungen den Katastrophendiskurs mitprägen.

**Kategorie Akteursstruktur:** Mit dieser Kategorie wird jeweils der Aussageträger erhoben, der in Bezug auf die medienöffentliche Katastrophenkommunikation zur Beschreibung oder Interpretation einen Aufmerksamkeitsraum in einem Beitrag einnehmen kann<sup>396</sup>. Im Artikel werden die maximal fünf dominanten Akteure erfasst. Als Akteure gelten sowohl Einzelpersonen wie Körperschaften (Institutionen, Organisationen, lose Gruppierungen etc.), welche die Gesamtheit der Gesellschaft bilden.

Die Kategorisierung orientiert sich an der Strukturierung unserer Gesellschaft mit den wichtigsten Kommunikationszentren und ist entsprechend auf den spezifischen Fall einer Katastrophenlage angepasst worden. Die Kategorien für das politische System folgen der Struktur der Interessens- und Informationsvermittlung unseres politischen Systems mit den politisch-administrativen Bereichen (Regierung, Verwaltung, Justiz), den intermediären Bereichen (Parteien, Verbände, Bewegungen, Medien) und der Privatsphäre der BürgerInnen, Gruppen und Milieus. Die direkt Betroffenen werden über eine Spezifikationsvariable "Betroffene" differenzierter erfasst. Um zu ermitteln, wie sich die Medienaufmerksamkeit für Betroffene über die Zeit entwickelt, wird ihre Erwähnung in einem Artikel erfasst, unabhängig davon, ob sie sich zu den Katastrophenursachen äussern oder nicht.

## Akteursspezifische Analyse der Kommunikationsform

Erhoben wird die Art und Weise, wie ein Akteur von den Medienschaffenden dargestellt wird:

**Kategorie Argumentationschance:** Ein erster Aspekt misst die mediale Resonanzfähigkeit der Aussagen eines Akteurs. Die Kategorie differenziert sich am Ausmass der Mündlichkeit seiner Aussage in "Publizitätschance" (erwähnt) und "Artikulationschancen" (zitiert, indirekt zitiert) aus.

**Kategorie Rolle Akteur:** In der Dimension "Rolle des Akteurs" wird die berichterstattungsrelevante Sphäre erfasst, die mit dem Akteur in der medialen Öffentlichkeit repräsentiert wird. Es wird unterschieden, ob der Akteur im Zusammenhang mit öffentlichen und somit für die Allgemeinheit relevanten Aspekten dargestellt ist oder mit privatisierten. Letztere Rolle verdeutlicht sich dadurch, dass vor allem der Bereich der privaten-häuslichen Angelegenheiten überwiegt und individuelle, intime Lebensbereiche angesprochen werden, womit deutlich der Alltag und die Alltäglichkeit in Erscheinung treten.

## Bildanalyse

Vor dem Hintergrund der Hypothese 2a zum Strukturwandel (vgl. Kap. 14.2), wo die Problematik des Medienwandels unter dem Aspekt der visuellen Kommunikation zu klären ist, umfasst die Untersuchung eine Analyse der Bildberichterstattung. Methodisch entscheidend ist hierbei, dass neben formalen Aspekten auch zentrale Kategorien zu Bildinhalten als quantifizierende Einheiten codiert werden. Da ein Bild in der Regel keine feste Bedeutung transportieren kann, deklariert die Bildlegende in der Presse üblicherweise, in welchem Sinne das Bild zu lesen ist. Diese Wahrnehmungssteuerung enthält für die Bildanalyse jene zusätzlichen Informationen, die Bildinhalte hier systematisch quantifizieren lassen. Mit dieser Ausrichtung werden folgende Kategorien je Artikel erhoben:

**Kategorie Bildanzahl:** Anzahl Einzelbilder (mit Maximum von 5) je Artikel.

**Kategorie Bildfläche:** Misst die Fläche pro Bild in cm<sup>2</sup> und erfolgt nach dem Grössenkriterium in absteigender Ordnung (bis 5 Bilder).

Auf der Basis von Bildanzahl und abgemessenen Bildräumen lässt sich der visuelle Stellenwert des Kommunikationsereignisses "Katastrophe" im leitmedialen Aufmerksamkeitsbereich quantitativ er-

<sup>396</sup> Massgeblich kann auch die Sichtweise der Medienakteure im Vordergrund stehen, wenn die Medien z. B. bei der Klärung der Ursachenfrage keine als Quelle benützte Person anführen

schliessen. Vergleiche von Ausmass und Gewichtungen von Wort- und Bildinformationen über die Zeit legen Visualisierungseffekte offen.

**Kategorie Bildfokus/Personenbezug:** Der dominante Bildfokus gibt zu erkennen, ob in Bezug auf die Information eine personenbezogene Visualisierung bestimmend ist oder primär eine Objektdarstellung dominiert. Diese grobe theoriegeleitete Kategorisierung der Bildsujets gibt Auskunft über die visuellen Aufmerksamkeitsstrukturen der Medien. In Bezug auf eine mehr oder weniger starke Einbindung des Publikums, wo sich das Stilmittel der Personalisierung nachhaltig bewährt, sind dann die Ergebnisse zu werten.

**Kategorie Bildakteur:** Hier wird entlang personenbezogener Bilder identifiziert, auf welche konkreten Akteure sich die Bildnachricht konzentriert<sup>397</sup>.

**Kategorie Personalisierungsgrad Bildakteur:** Diese Variable ermittelt in Bezug auf Bildakteure den Personalisierungsgrad auf der visuellen Kommunikationsebene. Personalisiert dargestellte Personen sind im Bild daran zu erkennen, wenn die visuelle Resonanz primär der Person eines individuellen Bildakteurs persönlich zufällt und so Bilddokumenten gegenübersteht, wo als Gegenpol einem kollektiven Akteur bzw. anonymen Handlungsträger optische Aufmerksamkeit nur in einem abstrakten Kontext zuteilwird.

**Kategorie Rolle Bildakteur:** Mit dieser Kategorie wird unterschieden, ob im Bild Personen gemäss ihrer Rolle in einem öffentlichen offiziellen Rahmen visualisiert sind oder der Fokus sich auf die Sphäre ihrer Privatheit richtet. Analog der sprachlichen Kommunikation lässt sich damit die Einflussrichtung des Privatisierungsgrades auf der visuellen Ebene prüfen.

## Titelanalyse: Mediale Dramaturgie

Diese Kategorie erfasst am "Aufhänger der Berichterstattung" das Ausmass der dramaturgischen Aufmachung. Optische Usancen sind die augenfälligsten, objektiv messbaren Faktoren, die über die gestalterische Aufmachung eines Beitrages das Erscheinungsbild der Zeitung charakterisieren. Bei der Titelsetzung handelt es sich konkret um eine gezielte Selektion und Akzentuierung durch die Medienschaffenden selbst zum Zwecke der Kontaktherstellung. Ob und in welchem Umfang Medien versuchen, die Aufmerksamkeit des Publikums mittels Gestaltung und dramaturgischer Aufmachung zu wecken, ermittelt sich inhaltlich am Bedrohungsgehalt der Titelsetzung.

**Kategorie inhaltlicher Differenzierungsgrad Titel:** Über die inhaltliche Differenzierung der Titelsetzung erfasst diese Kategorie, ob der Ereignisbezug im Katastrophenfall explizit über die Negativität (im Sinne von Risiko, Gefahr) hergestellt wird, die Positivität akzentuiert ist (im Sinne von Sicherheit oder Entwarnung) oder ein undifferenzierter, schwacher Aufhänger gesetzt wird. Das Ausmass der dramaturgischen Aufmachung lässt sich anhand des Stellenwerts negativer und entsprechend bedrohungsbetonter Schlagzeilen ermitteln.

## Betroffenheitskommunikation

Im Hinblick auf die Frage, wie die von den Katastrophen betroffenen Menschen in den Medien präsentiert werden, erfasst die Akteursklasse "Betroffene" spezifische Daten.

**Kategorie Betroffenheitskommunikation:** Hier handelt es sich um eine akteursspezifische Kategorisierung, die explizit die Relevanz der Opfer bzw. Betroffenen über alle Artikel hinweg im Fokus der Medien erfasst. Aus dem Einbezug der üblichen akteursspezifischen Kategorisierung der Kommunikationsform (Artikulationschance, Personalisierungsgrad, Rolle) lässt sich in Bezug auf Betroffene gut der Wandel der Form öffentlicher Kommunikation erfassen. Nahe liegend können aus Veränderungen der Aufmerksamkeits- und Darstellungslogik Problembereiche erkannt werden, die u. a. Sensationalisierungstendenzen der Medien anzeigen.

**Kategorie Human-Interest-Frame:** Das Ausmass an human-interest-geframten Zeitungsberichten erschliesst sich direkt aus der Themenanalyse bzw. der thematisch unter Human Interest kategorisierten Artikel.

<sup>397</sup> Hier wird das Kategorienraster übernommen, wie es zur Erfassung der Akteure auf der Textebene verwendet wird.

## 14.6 Güte der Messung

„Misst das Messinstrument, was es messen soll, und misst es das auch zuverlässig?“ (vgl. Brosius/Koschel/Haas 2008: 162; Merten 1995: 302). Um die Qualität der Untersuchung bzw. der erhobenen Daten zu bestimmen, spielen die beiden obigen Fragen eine zentrale Rolle. Daher sollen relevante Aspekte dazu kurz resümiert und mit Blick auf den Datenerhebungsprozess reflektiert werden.

Das Gütekriterium "Validität" in Inhaltsanalysen ist dann erfüllt, wenn das Messinstrument valide ist und die Untersuchung misst, was sie zu messen vorgibt. Voraussetzung dafür ist eine gelungene Operationalisierung bzw. die Qualität der Kategoriendefinitionen. Da das hier verwendete Kategoriensystem bzw. das Codebuch und in diesem Fall auch eine Datenbank zur systematischen Erhebung der Daten bereits im Rahmen der Lizenziatsarbeit<sup>398</sup> entwickelt sowie auf seine Tauglichkeit hin getestet wurde und somit verfügbar ist, kann diesbezüglich auf eine erneute Prüfung (Pre-Test) verzichtet werden. Hingegen ergibt sich Reliabilität u. a. aus der Analyse-Validität<sup>399</sup>. Um gültige Folgerungen aus den erfassten Zeitungsausschnitten zu bilden, muss das Klassifikationsverfahren im Sinne des Designs gleichbleibend zuverlässig sein. Die Zuverlässigkeit der Codierung bzw. des Codierverhaltens, d. h. die Übereinstimmung der codierten Inhalte, wird in der Forschung durch entsprechende Reliabilitätstests geprüft. Der Reliabilitätstest bezieht sich auf die Güte des Codebuches als auch auf die Sorgfalt der Codierenden (Früh 2007: 188). Dabei spielt das Prüfverfahren für Inter-coder-Reliabilität vor allem eine Rolle, sobald bei einer Untersuchung zwei oder mehr Codierende Datenmaterial erheben. Inwieweit verschiedene Leute gleiche Codierungsergebnisse erreichen, wenn sie das gleiche Datenmaterial erheben, lässt sich unter Berechnung des Masses an Übereinstimmung der Codierungen messen und als Koeffizient für die Zuverlässigkeit ausdrücken (vgl. Brosius/Koschel/Haas 2008: 162).

Demgegenüber prüft die Intracoder-Reliabilität die Übereinstimmung der Codierung des Datenmaterials, wenn die codierende Person gleich bleibt. Dazu wird ein Teil des verschlüsselten Datenmaterials in zeitlichem Abstand zur Erstcodierung wiederholt codiert (vgl. Rössler 2008: 428; Brosius/Koschel/Haas 2008: 163). Diese Reliabilitäts-Prüfverfahren sollen gewährleisten, dass die Nachführung des Datenmaterials durch dieselbe codierende Person mit der gleichen "Sorgfalt" durchgeführt wird und zwischen Zeiträumen wirklich Konstanz in der Codierung erhalten bleibt, d. h. zu gleichen Ergebnissen führt. Vor allem ist die Intracoder-Reliabilität für Langzeitstudien von besonderer Bedeutung, da hiermit u. a. auch Lern- und Gewöhnungseffekte derselben codierenden Person ermittelt werden können (vgl. Kolb 2004: 337). Das Prüfverfahren ist dazu bestimmt zu vermeiden, dass diese bestimmte Codierfälle nicht mehr erkennen kann, die Anweisungen im Codierbuch nur noch ausschnittsweise wahrnimmt oder auch aufgrund von Routine des Codiervorganges auf bestimmten Codes greift. Wie Rössler (2008: 427–428) dazu feststellt, werden in der Forschungswirklichkeit Intracoder-Reliabilitäten nur sehr selten berechnet und ausgewiesen.

Weil die gesamte Datenerhebung für die vorliegende Untersuchung von der Forscherin selbst durchgeführt wurde, ist dies bezüglich der Analysevalidität grundsätzlich als vorteilhaft einzustufen. Unter anderem muss der Bedeutungsgehalt des Messinstrumentes bei der Datenerfassung nicht an andere Personen übermittelt werden. Damit fallen potenzielle Fehlerquellen hinsichtlich der Forscher-Reliabilität oder Inter-coder-Reliabilität als Fehlerquellen weg. Da allerdings bei der Langzeitstudie mit deutlicher zeitlicher Distanz zur ersten Datenerhebung die Erfassung weiterer Katastrophen anschliesst, ergibt sich für die nachzuführenden Ereignisse die Notwendigkeit, zwischen den Zeiträumen die Intracoder-Reliabilität<sup>400</sup> zu kontrollieren.

<sup>398</sup> Vgl. Zemp (2005).

<sup>399</sup> Ansonsten spielen bei Inhaltsanalysen noch andere Typen von Validitätsprüfungen eine Rolle, die hier nicht weiter ausgeführt werden (ausführlich dazu: Merten (1995: 3012–313); Rössler (2008: 425)).

<sup>400</sup> Intracoder-Reliabilität gibt Antwort darauf, inwiefern ein gleiches Codierungsergebnis bei identischem Codierer in verschiedenen Codiervorgängen erreicht wird.

Für einen Test der Intracoder-Reliabilität (CR) kann zur Errechnung des Reliabilitätskoeffizienten die in der Forschungspraxis häufig verwendete Formel nach Holsti verwendet werden:

$$CR = \frac{2\ddot{U}}{Ct1 + Ct2}$$

**CR:** Codierer-Reliabilität

**Ü:** Anzahl der übereinstimmenden Codierungen

**Ct1:** Anzahl der Codierungen zum Codierzeitpunkt 1

**Ct2:** Anzahl der Codierungen zum Codierzeitpunkt 2

Quelle: Fröh (1998: 95); Kolb (2004: 339), Rössler (2005: 185)<sup>401</sup>.

Die Übereinstimmungen der Codierung zwischen zwei Zeitphasen, ausgedrückt in einem Reliabilitätskoeffizienten, geben Auskunft über die Zuverlässigkeit der Messung.

Um in dieser Inhaltsanalyse, die von der Forscherin selbst durchgeführt wurde, diesbezügliche Abweichungen von der ersten Datenerhebungsphase präventiv zu erkennen, wurden aus den bereits codierten 294 Zeitungsartikeln über verschiedene Katastrophen und Zeitungen verteilt 30 Beiträge nach dem Zufallsprinzip ausgewählt, nochmals codiert und anschliessend mit der Erstcodierung verglichen und die Übereinstimmungen berechnet. Dabei wurde die Intracoder-Reliabilität über inhaltliche Variablen gemessen. Formale Variablen wie "Seitenzahl", "Artikellänge", "Anzahl Bilder" sind im Vergleich zu inhaltlichen Variablen (Akteurs-Variablen, Themenperspektive, Deutungsmuster) viel einfacher zu erheben, und eine in der Regel nahezu perfekte Übereinstimmung dieser Codierungen erhöht nachweislich die Gesamtreliabilität der Codierung. Die Mehrheit der getesteten Variablen übereinstimmender Codierungen lag im Rahmen von  $R=0.8-0.9$  (bzw. 83%-99%). Da Reliabilitätskoeffizienten zwischen 0.8 und 0.9 allgemein als gut gelten, kann die Intracoder-Reliabilität als sehr zufriedenstellend betrachtet werden. Bei Variablen mit grösseren Abweichungen und somit tieferen Werten (74%-80%) handelte es sich um Einzelfälle. Eine genauere Durchsicht ergab, dass diese Variablen eine Vielzahl von Ausprägungen aufwiesen, was die Fehlerquote bei Codierungen erhöht. Um mögliche Fehlerquellen in der Anschlusscodierung auszuschliessen, wurden Abweichungen von der Erstcodierung einer Kontrolle unterzogen und die Fehlerquellen mit Hilfe des Codebuches abschliessend geklärt.

Im Ergebnis zeigte sich mit einem Korrelationskoeffizienten von 0,91 übereinstimmenden Codierungen, dass eine hohe Reliabilität zwischen den beiden Codiervorgängen besteht. Das heisst, dass das Codebuch eine präzise Codierungsanleitung liefert und deren Befolgung auch bei der weiteren Datenerhebung gewährleistet ist.

---

<sup>401</sup> Während Ü für die Anzahl der übereinstimmenden Codierungen für beide Zeitpunkte steht, repräsentiert Ct1 die Gesamtzahl der Codierungen zum ersten Zeitpunkt. Entsprechend steht Ct2 für die Gesamtzahl der Codierungen zum zweiten Zeitpunkt.

## Forschungsergebnisse: Gesellschaftliche Wirklichkeiten von Hochwasserkatastrophen im Laufe der Zeit

Die Resultate der Inhaltsanalyse werden nun gemäss den in Kapitel 14.2 vorgestellten Forschungsfragen und entlang der hergeleiteten Hypothesen vorgestellt.

Auf dieser Grundlage kommentiert und dokumentiert die folgende Analyse anhand der formalen und inhaltlichen Strukturmerkmale der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation die zeit- und medienspezifische Art und Weise, wie über Unwetterereignisse berichtet wurde und wie diese seit Anfang des 20. Jahrhundert bis in die jüngere Gegenwart gedeutet wurden. Die Darstellung der Forschungsbefunde geschieht auf der Basis von quantitativen Daten. Da es sich dabei um eine empirische Langzeitstudie handelt, spielen historische Vergleiche bei der Darstellung der Ergebnisse eine wichtige Rolle. Vergleichende Beobachtungen über die Zeit (diachron) als auch zwischen den vier unterschiedlichen Zeitungen (synchron) helfen, Tendenzen der Berichterstattung über Katastrophen in der Schweiz zu erfassen und angemessen interpretieren zu können. Rückschlüsse lassen sich diesbezüglich sowohl auf Eigenheiten, Kontinuitäten und vor allem auf Veränderungen der kommunikativen Konstruktion der medienöffentlichen Wirklichkeit ziehen. Zur Illustration einzelner Forschungsbefunde werden auch Textbeispiele aus der Berichterstattung in die Datenauswertung eingeflochten.

Was von den Naturwissenschaften im Nachgang von Unwettern unter die Kategorie der "katastrophalen Ereignisse" eingestuft wurde, bildet den Ausgangspunkt dieser Untersuchung. Entlang diesen Expertenangaben ist letztlich die Bestimmung der neun untersuchungsrelevanten Ereignisse erfolgt und das dazu vorhandene Datenmaterial in den einzelnen Zeitungen untersucht worden.

Im Detail gliedert sich die Darstellung der Resultate in zwei zentrale Teile. Diese sind durch die Ausführungen zu den geprüften Hypothesen zum sozialen Wandel in Teil 1 bestimmt. Analog dazu reflektiert Teil 2 die Befunde zu den postulierten Effekten des Strukturwandels der Medien auf die Katastrophenkommunikation. Doch einleitend widmet sich eine erste Analyse der Darstellung der Berichterstattungsfrequenz, welche die neun Hochwasserkatastrophen in der Presse erreichten. Indem die Intensität der Medienberichterstattung nachgezeichnet wird, erhalten wir erste Anhaltspunkte, welche Bedeutung die öffentliche Problematisierung von vergleichbaren Wetteranomalien insbesondere im Zeitverlauf erlangt und in welcher Weise die unterschiedlichen Zeitung diesen Katastrophen jeweils Aufmerksamkeit zukommen lassen (Kap. 15). Nach diesem allgemeinen Überblick zur Resonanz, mit der das Mediensystem auf das Katastrophengeschehen reagiert sowie zu Verlaufsmustern dieser Katastrophenthematisierung wird eine Übersicht über die öffentlichkeitsrelevanten Themen gegeben, die in den Medieninformationen die jeweiligen Perspektiven auf das Katastrophengeschehen ausmachen. Zum einen bietet sich diese thematische Strukturierung an, erste Eckdaten zu wesentlichen Modifikationen des gesellschaftlichen Zugangs zur Wirklichkeit von Katastrophen im Untersuchungszeitraum von 1910 bis 2005 zu erhalten. Zum anderen liefern diese Befunde indirekte Hinweise auf veränderungsintensive Phasen der Katastrophenwirklichkeit, die im Sinne der skizzierten Vermutungen aus dem Wandel der Medien herrühren (Kap. 16).

Anschliessend bietet die Analyse der Deutungsmuster Einblick in die Vorstellungen zu den Ursachen, die als plausible Erklärungen für die Extremwetterlagen und Schäden von 1910 bis 2005 aufgegriffen wurden (Kap. 16.3). Auf dieser Grundlage können wir zu diesbezüglichen Veränderungen der sozialen Wirklichkeit von Katastrophenbedrohungen in der Schweiz vordringen als auch Schlüsse zu Risikosensibilitäten und zum Risikobewusstsein ziehen.

Die nächste Darstellung dient dazu, die effektiv vorkommenden Akteure, die sich mit ihren Deutungen in den Mediendiskurs einbringen, zu identifizieren (Kap. 18). Insbesondere anhand der Positionierung der Wissenschaft, deren Erkenntnisse angesichts der ökologischen Krise seit den 1970er Jahren für die öffentliche Bewusstseinsbildung für Risiken wie deren Bewältigung umso bedeutender geworden sind, ergibt sich ein feingliedriges Bild über Wirklichkeitsperzeptionen von Katastrophen und die gesellschaftliche Konstitution ihrer Akteure, die Veränderungen oder gar Zäsuren dieser Realität hervorrufen können.

Im zweiten Teil werden diese langfristigen Beobachtungen zum sozialen Wandel mit spezifischen Veränderungen des Mediensystems konfrontiert. Herausgearbeitet werden die Auswirkungen auf das medienvermittelte Bild von Katastrophen, wenn sich im Zeitverlauf die Produktionsbedingungen und Formen der medienvermittelten Kommunikation der untersuchten Zeitungen wandeln. Zur Überprüfung unterstellter Medieneffekte werden Veränderungen der Selektions- und Darstellungskriterien sowie die Folgen, die sich daraus für die Gesellschaft ergeben, betrachtet. Zunächst gilt das Interesse der Entwicklung der Bildebene. Neben der Konzentration auf die visuelle Resonanz von Unwetterkatastrophen und des Selektionswertes von spezifischen Bildinhalten beschäftigt uns zudem die Frage nach Personalisierungseffekten auf der visuellen Kommunikationsebene (Kap. 19).

Ein zweiter Aspekt widmet sich der Frage nach Dramatisierungseffekten (Kap. 20). Im Hinblick auf Betroffene einer Katastrophe zeigen die anschliessenden Ergebnisse, wie die Zeitungen unter journalistischen Praktiken der einstigen Gesinnungspresse im Kontrast zu marktorientierten Zeitungen die Realität der Opfer der Öffentlichkeit jeweils vor Augen geführt haben (Kap. 21). Danach wird gezeigt, wie weit das zunehmende Gewicht eines marktwirtschaftlich orientierten Mediensystems die Verwertungschancen für besonders menschliche Ereignisse – d. h. an vermeintlichen Bedürfnissen seines Publikums ausgerichtete Human-Interest-Themen – im Journalismus begünstigt (Kap. 22). Aus diesbezüglichen Beobachtungen zur Themenselektion einzelner Zeitungstitel ergeben sich Anhaltspunkte, um Boulevardisierungstendenzen der öffentlichen Kommunikation auch zeitungsspezifisch beurteilen zu können (Kap. 22.2). Abschliessend dargestellt werden die Konsequenzen, die aus den Beobachtungen zur Marktentwicklung der Medien, zu Trends im Berichterstattungsverhalten und Folgen für die gesellschaftliche Rezeption von Unwetterkatastrophen gezogen werden.

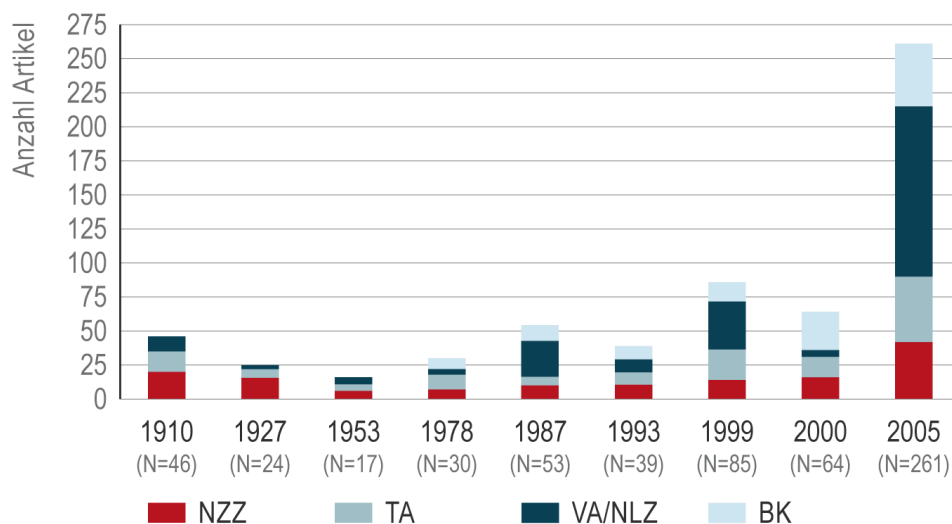


## 15 Medienresonanz von Hochwasserkatastrophen 1910–2005

Eine erste einfache Frequenzanalyse erlaubt es, die Medienaufmerksamkeit für die neun Hochwasserkatastrophen seit 1910 bis zum Ereignis 2005 im Vergleich zu betrachten.

Mit diesem Überblick können Berichterstattungsintensitäten allgemein identifiziert und miteinander verglichen werden. Auf diese Weise lässt sich beobachten, wie umfangreich die jeweilige Bedrohungslage überhaupt zu medienöffentlicher Kommunikation Anlass gegeben hat. Die in Abbildung 11 vorgelegte Analyse illustriert zudem die Medienresonanz innerhalb der vier Zeitungen. Gemessen ist die Berichterstattungsintensität am jeweiligen Artikelaufkommen.

**Abbildung 11: Medienresonanz von neun Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen**



Unübersehbar zeigt sich, dass das Hochwasser vom 21./22. August 2005 ein Höchstmass an Aufmerksamkeit in der Presse generiert hat. Eine derartige "Flut" von Artikeln (261) ist ein Novum und übertrifft den zweithöchsten Wert an Medienresonanz für das Unwetter 1999 (85) bei Weitem. Der relative Anstieg der Zeitungsmeldungen beträgt 209 Prozentpunkte. Immerhin hebt sich mit einer Schadenssumme von 3 Milliarden Franken das Hochwasser 2005 auch ausserhalb der Medienwirklichkeit als aussergewöhnlich bzw. Extremereignis hervor. Bezogen auf die Gesamtzahl der erfassten Artikel (619) für die neun Katastrophen fallen mit den 261 Artikeln für das Hochwasser 2005 rund 42% der Berichterstattung hier an. Im Vergleich mit ähnlichen Unwettern in der Vergangenheit erreichte beispielsweise das Ereignis vom 23. bis 25. August 1987 mit 8 Toten und 800 Millionen Franken Schadenssumme nur ein Fünftel (20.4%) dieser Berichterstattung. Die Katastrophe 1978 (30) mit neun Toten und 500 Millionen Franken Schäden generierte bloss ein Neuntel (11.4%) dieser Medienaufmerksamkeit. Knapp ein Viertel (23.5%) erreichte die Katastrophe 2000, die gemessen an den 16 Toten zu den opferreichsten der jüngsten Zeit zählt. Der niedrigste Beachtungsgrad ist für das Unwetter 1953 mit nur 17 Artikeln zu beobachten. Das entspricht rund 6.4% der Medienresonanz von 2005. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass die bescheidene Resonanz hier mit der geringeren Gröszenordnung eines wissenschaftlich nur "sehr schweren Ereignisses" klar in Relation steht. Im Vergleich zum Ereignis 2005 macht dieser Anteil 9% für die Katastrophe 1927 aus mit 12 Toten bei relativ geringer Schadenssumme. Die opferreichste Katastrophe 1910 des Datensamples mit 27 Toten erreicht 17.5% der Berichterstattungsintensität des Ereignisses 2005.

Treten Schadensfälle durch Hochwasser auf, die in der wissenschaftlichen Risikoanalyse als "katastrophal" gelten oder zumindest als "sehr schwer" wie das Unwetter 1953, so fällt im Zeitverlauf

der Beachtungsgrad in den Medien sehr unterschiedlich aus. Zudem sind im Zeitverlauf Zeitspannen von tendenziell hoher und Zeiten von geringer Medienresonanz für naturgegebene Risiken zu erkennen. Als Analysehilfe legen die Befunde eine Aufteilung in Phasen nahe. Die frühe, erste Phase umfasst die drei Ereignisse im Zeitraum von 1910 bis 1953.

Im langfristigen Vergleich erreichte die Landeskatastrophe von 1910 einen Höhepunkt intensiver Medienkommunikation. Für das regionale Unwetter 1927 wie auch 1953 sinkt der Umfang der Berichterstattung beträchtlich ab. Mit dem tiefsten Beachtungsgrad stösst das Unwetter 1953 mit noch 17 publizierten Artikeln kaum noch auf Medieninteresse. Diese erste Phase ist gekennzeichnet durch einen Rückgang der Medienaufmerksamkeit.

Augenfällig ist der sich abzeichnende Trend seit den 1970er Jahren, wo Unwetterkatastrophen eine stetig umfangreichere Berichterstattung in den Zeitungen auszulösen vermögen, wenn auch mit ereignisbezogenen Schwankungen. Dabei fällt gerade für die drei jüngsten Ereignisse 1999, 2000 und 2005 die Berichterstattung insgesamt deutlich umfangreicher aus als für die drei Ereignisse zuvor. Somit umfasst die 2. Phase die Ereignisse 1978 bis 1993. Hier verharret die Intensität der medienöffentlichen Aufmerksamkeit auf tieferem Niveau als für die jüngsten Ereignisse 1999 bis 2005, die somit in eine 3. Phase fallen.

Diese gesteigerte Medienresonanz seit den 1970er Jahren kommt einerseits unter den sich stark veränderten Bedingungen einer nach Marktgesetzen funktionierenden Mediensituation zustande. Andererseits finden seit den 1970er Jahren Umweltrisiken in der Medienöffentlichkeit intensive Beachtung. Einen deutlichen Anstieg der Resonanz erfährt insbesondere die globale Klimaproblematik in der Schweizer Presse im Verlaufe der 1990er Jahre<sup>402</sup>. Vor diesem Hintergrund ist von Interesse, ob diese veränderten Kontextbedingungen zu den beobachteten Ausschlägen und Disproportionalitäten in der medialen Katastrophenkommunikation führen, wie das bezogen auf unsere Hypothesen vermutet wird. Diese Frage wird uns wie ein roter Faden durch die weiteren Analysen begleiten. Erst die Auseinandersetzung mit den Inhalten der Medienbeiträge kann Informationen dazu liefern. Vorerst wenden wir uns den vier Zeitungen zu und ihrer Resonanzintensität auf die neun Ereignisse.

Aus dem Vergleich der Artikelanzahl im Zeitraum von 1910 bis 2005 ist in Abbildung 11 zu erkennen, dass in allen vier Zeitungen das Unwetter 2005 in den Rang des publizitätsträchtigsten Ereignisses rückt, wobei die Zeitungen NZZ (42), TA (48), BK (46) mit einer ähnlichen Resonanz reagieren. Dagegen publiziert allein die NLZ (125) fast gleich viele Artikel wie die drei anderen Zeitungen zusammen. Allerdings sind solche Quantitätsunterschiede in Reaktion auf die gleiche Katastrophe im Medienvergleich über die ganze Zeit zu beobachten. So berichtet die NZZ weit umfangreicher über die nationale Katastrophe 1910 bzw. regionale 1927, die NLZ sehr umfassend über die Katastrophen 1987, 1999 und 2005. Der BK hebt sich mit seiner Berichterstattungsintensität 2000 von den anderen Zeitungen ab. Nur beim Tages-Anzeiger entwickelt kein Ereignis einen Informationswert, der sich von allen übrigen Zeitungen abhebt. Zudem gibt es auch Katastrophen, die auf sehr ähnlichem Niveau auf Thematisierungskraft in den Zeitungsredaktionen stossen. Darauf verweisen die ausgewogenen Artikelzahlen für die Ereignisse 1953 (zw. 5 und 6) sowie 1993 (zw. 9 und 11).

Der hohe Nachrichtenwert von zerstörerischen Katastrophen kann demnach in der Medienrealität zu einer sehr unterschiedlich relevanten Grösse im Rahmen der Berichterstattung werden und ebenso zwischen den Zeitungen beträchtlich unterschiedlich ausfallen. Deshalb lassen sich die Ergebnisse auch dahingehend interpretieren, dass die redaktionelle Aufbereitung einer einzelnen Zeitung wenig Aufschluss über das Ausmass einer Katastrophe gibt. Deren mediale Darstellung oder Nichtdarstellung ist nicht allein an mediumspezifische und medienexterne Kontextfaktoren (sozioökonomische,

---

<sup>402</sup> Zur Verlaufsdyamik der Klimaveränderung in den Schweizer Massenmedien siehe Baldinini et al. (2004).

politische) gebunden, sondern wird stets vor dem Hintergrund ereignisbezogener Gegebenheiten konstruiert.

In diesem Zusammenhang sind historische wie ereignisbezogene Interventionspotenziale zu vergegenwärtigen. Neben anderen "Killer Issues" spielen in der Logik der Katastrophenberichterstattung die Anzahl der zur Verfügung stehenden JournalistInnen, die heute schnellere Verfügbarkeit von Informationen, die Dynamik des Katastrophenverlaufes, die Zugänglichkeit zum Unglücksort oder der Nachrichtenwert der räumlichen Distanz der Zeitungen zum Hauptplatz des Geschehens eine weitere Rolle. Plausibilitätsüberlegungen, wie diese verschiedenen Einflüsse je Ereignis gegeneinander aufzuwiegen wären, bleiben nicht oder nur mit unverhältnismässigem Aufwand im Rahmen dieser Arbeit überprüfbar.

Wenn wir nach einer Begründung für die vergleichsweise geringe Publizität des Unwetters 1993 in allen Zeitungen fragen, dann dürfte eine Verkettung solcher Einflussfaktoren wesentliche Erklärungskraft hergeben. Für die Überschwemmung von Brig 1993 spielt der Umstand eine Rolle, dass die Informationsverantwortlichen vor Ort die Medien allesamt zuerst zögerlich informierten und dann ausschliesslich via Medienkonferenzen (vgl. Müller/Zimmermann 1997: 98). Mit dieser Informationsstrategie haben sie in eigener Weise den Katastrophendiskurs bestimmt. Aus Sicht der Medien ist eine solche Informationspolitik unattraktiv und entsprechend kritisiert worden. Weiter wirkt die Sonntagspause im Produktzyklus mit. Das Freitag-Ereignis konnte in den ersten Tagen somit nicht zum grossen Aufmacher der Zeitungen werden. Solche Gegebenheiten finden unmittelbar Ausdruck in den deutlich geringeren Anteilen redaktioneller Leistungen 1993. Zudem fehlte dem Schauplatz Brig der Nachrichtenfaktor "Nähe zum Ereignisort" in Bezug auf die angesprochene Leserschaft der Zeitungen Tages-Anzeiger und Neue Luzerner Zeitung.

Um ein detaillierteres Bild von offensichtlichen Unterschieden der Berichterstattungsintensität in den vier Zeitungen zu erhalten, soll im nächsten Schritt nachvollzogen werden, wie das Medienecho auf einzelne Katastrophen über die gesamte Zeitspanne verlaufen ist und inwiefern sich Unterschiede über die Zeit als auch zwischen den Zeitungen herauskristallisieren.

## **15.1 Medienresonanz von Hochwasserkatastrophen im Zeitungsvergleich**

Hier folgt zunächst eine detaillierte Erläuterung der Medienresonanz für einzelne Ereignisse. Zu rekonstruieren gilt dabei, wie institutionelle Rahmenbedingungen der vier Zeitungsredaktionen mit ihren spezifischen Grundorientierungen die Gewichtung des Themas "Katastrophe" über ein Jahrhundert prägen bzw. durch ihre Behandlungsweise für die Öffentlichkeit Informationen dazu bereitstellen. So ist zu prüfen, ob sich auf der Zeitachse der jüngste Aufmerksamkeitsaufschwung für Naturkatastrophen in allen Medien beobachten lässt. Umgekehrt leisten entgegengesetzte Verläufe im Medienvergleich einen sehr bedeutenden Beitrag, um Wechselbeziehungen zwischen marktstrategischen Interessen und einer Intensivierung der Katastrophenberichte zu ermitteln.

Zur Veranschaulichung werden ereignisbezogen die jeweiligen Aktivitäten der Zeitungen entlang von Artikelzahlen und Umfang der Berichterstattung in Spaltenzentimetern betrachtet. Die folgende Zusammenstellung dient einer grösseren Übersichtlichkeit für die Diskussion zeitungsspezifischer Logiken der Aufmerksamkeit.

Tabelle 9: Übersicht über die Hochwasserberichterstattung (1910–2005): Artikelaufkommen, Medienresonanz vermessen in Spaltenzentimetern der Berichterstattung je Ereignis, aufgeschlüsselt nach Zeitungen (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)

Zeitungen, Ereignisjahr		Artikel (N)	%-Anteil an Total N = 619	Umfang der Bericht- erstattung in cm	%-Anteil an Gesamt- umfang (1910–2005)	Mittelwert Artikel- länge in cm
NZZ	NZZ 2005	42	6.8%	2679	7.3%	63.79
	NZZ 2000	16	2.4%	1235	3.4%	82.33
	NZZ 1999	14	2.3%	609	1.7%	43.50
	NZZ 1993	10	1.6%	518	1.4%	51.80
	NZZ 1987	10	1.6%	780	2.1%	78.00
	NZZ 1978	7	1.1%	461	1.3%	65.86
	NZZ 1953	6	1%	392	1.1%	65.33
	NZZ 1927	15	2.4%	1'239	3.4%	82.60
	NZZ 1910	20	3.2%	1'187	3.2%	59.35
	Total	139	22.4%	9'100	24.75%	65.47
VA/NLZ	NLZ 2005	125	20.2%	6948	18.9%	55.58
	NLZ 2000	5	0.8%	362	1.0%	72.4
	NLZ 1999	35	5.7%	2103	5.7%	60.09
	NLZ 1993	9	1.4%	607	1.6%	67.44
	VA 1987	26	4.2%	1506	4.1%	57.92
	VA 1978	4	0.6%	304	0.8%	76.00
	VA 1953	5	0.8%	316	0.9%	63.20
	VA 1927	3	0.5%	201	0.5%	67.00
	VA 1910	11	1.8%	805	2.2%	73.18
	Total	223	36.0%	13'152	35.75%	58.97
TA	TA 2005	48	7.8%	2612	7.1%	54.42
	TA 2000	15	2.6%	887	2.4%	55.44
	TA 1999	22	3.6%	1'190	3.2%	54.09
	TA 1993	11	1.8%	626	1.7%	56.91
	TA 1987	6	1.0%	361	1.0%	60.17
	TA 1978	11	1.8%	778	2.1%	70.73
	TA 1953	5	1.0%	461	1.3%	76.83
	TA 1927	6	1.0%	398	1.1%	66.33
	TA 1910	15	2.4%	1143	3.1%	76.20
	Total	141	22.8%	8'456	23.0%	59.97
BK	BK 2005	46	7.4%	2'215	6.0%	48.15
	BK 2000	28	4.5%	1'485	4.0%	53.04
	BK 1999	14	2.3%	772	2.1%	55.14
	BK 1993	9	1.5%	505	1.4%	56.11
	BK 1987	11	1.8%	641	1.7%	58.27
	BK 1978	8	1.3%	463	1.3%	57.88
	Total	116	18.8%	6'081	16.5%	52.42
Gesamttotal		619	100%	36'769	100%	59.43

## Neue Zürcher Zeitung

Für die Katastrophenkommunikation in der NZZ sind insgesamt 139 Artikel ermittelt worden. Das sind rund 22% der Artikel und ein Anteil von 25% am gesamten Textumfang, der zu den neun Katastrophen untersucht wurde (vgl. Tabelle 9). Beinahe identische Berichterstattungsanteile sind beim Tages-Anzeiger zu beobachten. So gesehen scheint sich das Eliteblatt im Medienvergleich nicht besonders abzuheben. Allerdings sind in der NZZ die Katastrophenberichte mit einer durchschnittlichen Länge von 65.47 cm ausführlicher. Im Vergleich zum TA und VA/NLZ beträgt der Unterschied rund 5 cm, im Vergleich zum Boulevardblatt BK 13 cm. Ganz wesentlich ist auch der Zeitpunkt der höchsten Berichterstattungsichte von Katastrophen: Ganz entgegen dem Trend der medialen Resonanz erhielten in der NZZ die Hochwasser um die Jahrhundertwende (die Ereignisse 1910 und 1927) sehr umfangreiche Beachtung. Zwar gewinnen auch die Ereignisse 1999, 2000 und wie in allen weiteren Zeitungen das aussergewöhnliche Ereignis 2005 an Thematisierungskraft. Waren für die Katastrophe von 1910 insgesamt 46 Artikel und 27 für 1927 erhebungsrelevant, so fällt der hohe

Anteil der NZZ 1910 (20) wie 1927 (15) stark ins Gewicht. Für beide Hochwasser hat jedoch die damalige Periodizität mit drei Zeitungsausgaben pro Tag einen Einfluss auf die Intensität der Katastrophenthematisierung. Die im Unterschied zu den regional orientierten Blättern TA und VA/NLZ hohe Resonanz des Ereignisses 1927 in der NZZ dürfte auch die nationale und internationale Ausrichtung des Eliteblattes beeinflusst haben. Hier hat sich der Schauplatz der Katastrophe grenzüberschreitend bis nach Liechtenstein ausgedehnt. Somit wird erst die Katastrophe im Jahr 2000 wieder in beinahe identischem Umfang redaktionell bearbeitet wie anno 1927. Selbst die mittlere Artikellänge mit rund 82 cm ist wie schon 1927 überdurchschnittlich hoch. Bereits das schadreiche Ereignis der Gotthardkantone 1987 erreicht mit 10 Beiträgen tendenziell wieder mehr Medienecho als dies 1953 (6) und 1978 (7) der Fall war. Vor dem Hintergrund der politischen Brisanz fällt die Länge der Artikel im Durchschnitt (78 cm) hoch aus. Im gleichen Umfang wird auf die Katastrophen 1993 reagiert. Tendenziell mehr Resonanz erzeugt das folgende Hochwasser 1999 (14), wobei verglichen mit dem TA (22) oder VA/NLZ (35) die Berichterstattungswürdigkeit auffallend tief ausfällt. Werden in der Literatur das Hochwasser 1999 und das historische Ereignis 1910 als analoge Fälle aufgeführt, fällt in der NZZ die Berichterstattungswürdigkeit 1999 nur noch etwa halb so hoch aus. Die mittlere Artikellänge von 43.5 cm 1999 erreicht zudem einen Tiefpunkt über die ganze Zeit. Das ist als Hinweis zu deuten, dass die NZZ das Geschehen 1999 auch in weniger umfangreichen Deutungskontexten abhandelt, obwohl ausführliche Textbeiträge allgemein die Qualitätszeitung und auch ihre Katastrophenberichterstattung kennzeichnen.

Für die Elitezeitung NZZ lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sie im Untersuchungszeitraum mit relativ konstant bleibender Aufmerksamkeit auf Wetterextreme reagiert, wobei ereignisspezifische Schwankungen bzw. abweichende Resonanz relativ gut mit den unterschiedlichen "objektiven" Schweregraden der Ereignisse korrespondieren. Der charakteristische Wechsel zwischen berichterstattungsintensiven Reaktionen Anfang des Jahrhunderts und einer von geringer Intensität geprägten Berichterstattung mündet offenbar in tendenziell mehr Resonanz für die Ereignisse seit den 1980er Jahren, insbesondere gesteigert in Bezug auf die Behandlung der jüngeren Ereignisse 1999, 2000 und vor allem 2005.

Eine im Verhältnis umfassendere Katastrophenthematisierung aus marktwirtschaftlichen Interessen scheint hier bereits gemäss den ersten Ergebnissen relativ unplausibel zu sein, weil die NZZ keinem jüngeren Katastrophenereignis derart unproportional viel Aufmerksamkeit zukommen lässt, wie das insbesondere bei NLZ/VA und beim BK der Fall ist.

## **Tages-Anzeiger**

Auf die Forumszeitung TA entfällt mit 141 Artikeln unter den drei Qualitätsblättern insgesamt eine sehr ähnliche Aufmerksamkeit wie in der NZZ, mit dem Unterschied, dass die Beiträge im TA rund 10% kürzer ausfallen (vgl. Tabelle 9). Im TA verdichtete sich die Katastrophenkommunikation 1910 mit 15 Artikeln. Im Weiteren löst im Zeitungsvergleich bereits das Unwetter 1978 eine bemerkenswert umfangreichere Thematisierung im TA mit 11 Beiträgen aus. Eine vergleichbare Resonanz weist auch der BK aus. Indessen wird dem Grossschadensereignis 1987 (6) im Kontrast zu den anderen Zeitungen nur in relativ geringem Umfang Bedeutung zuteil. Für diese Abweichungen spielt der Gesichtspunkt der Ereignisnähe wohl eine wesentliche Rolle. Somit platziert sich das Unwetterereignis 1978 im Umraum der Redaktion und Leserschaft Zürichs entsprechend besser in den Zeitungsausgaben als etwa die "ausserregionalen" Ereignisse 1987 oder 1927. Entsprechend dem allgemeinen medialen Trend mit einem grundsätzlich stetig ansteigenden Beachtungsgrad seit den 1970er Jahren erreichen auch im TA das Wettergebaren von 1999 mit 22 Beiträgen und das Ereignis 2005 mit 48 Beiträgen eine Topposition in der Berichterstattung. Auf weniger Interesse stösst das Ereignis 2000 (15).

Wird das Hochwasser 1999 in den Naturwissenschaften als sehr vergleichbar mit den Wetterkonstellationen 1910 gesehen, so fällt der Textumfang im TA 1999 (1190 cm) zwar gleich wie damals aus, basierend jedoch auf 22 Publikationen. Nur 15 Berichte waren es damals. Die konstante Abnahme der mittleren Textlänge im TA seit 1953 plausibilisiert diesen Befund. Im Vergleich zur durchschnittlichen Beitragslänge 1910 oder 1953 (Ø 76 cm) ergeben sich aus diesem Faktum für die vier Ereignisse seit den 1990er Jahren knapp um 30% kürzere Berichte. Dieser Wandel veranschaulicht, dass weitaus mehr Beiträge im Sinne der erhöhten Bedeutung, die dem Katastrophenthema über die Zeit zukommt, nicht in jedem Fall als Beleg für einen gesteigerten Informationsfluss verwendet werden kann.

Für den TA und seine Grundorientierung kann konstatiert werden, dass eine regionale/lokale Orientierungsstruktur wohl grundlegend ereignisbezogene Schwankungen in der Resonanz für Katastrophen begünstigt. Nimmt nun das Ereignis 1978 vergleichsweise auffallend mehr Raum ein, kann darin ein erstes Indiz für eine Neujustierung der öffentlichen Problemthematisierung des Katastrophenthemas im sozialen Wandel gesehen werden. Im weiteren Aufwärtstrend intensiver ausfallender Aufbereitung der Naturereignisse geben Resultate 1999 Hinweise darauf, dass ebenso Marktkalküle des TA die Berichterstattungsfreudigkeit stimulieren. Jedenfalls plausibilisiert diesen Effekt auch die diskrepante Entwicklung der Elitezeitung NZZ, wo das nationale Katastrophengeschehen 1999 keine spezielle Behandlungsweise erfährt. Unter der Annahme, dass insgesamt kürzer werdende Beiträge in der Zeitungsproduktion als ein Indiz für eine leserfreundlich gestaltete Aufmachung stehen, bedeutet diese Feststellung für die redaktionelle Abhandlung des Katastrophenthemas im TA, dass durch Anpassungen an entsprechende Marktgegebenheiten die textbasierte Auseinandersetzung mit dem Katastrophenthema je Beitrag merklich zurückgedrängt wird<sup>403</sup>.

## Neue Luzerner Zeitung/Vaterland

Mit insgesamt 223 Artikeln (36%) fällt innerhalb der Zeitungen der Berichterstattungsumfang für Naturereignisse hier am höchsten aus (vgl. Tabelle 9). Mit einer durchschnittlichen Artikellänge von 59 cm wird das Katastrophenthema insgesamt vergleichbar umfangreich wie im TA je Artikel abgehandelt. Wie im TA fallen auch hier über die Zeit die Texte im Mittel kürzer aus – sehr deutlich bei gewissen Ereignissen (1987, 1999, 2005), wo im Vergleich mit den frühen Ereignissen der Rückgang rund ein Viertel beträgt. Doch im Unterschied zum TA wird auch ereignisbezogen mit ausführlicher Berichterstattung reagiert. Dies scheint dann der Fall, wenn insgesamt das Interesse am Ereignis und somit die Anzahl der Beiträge verhältnismässig tief ausfällt wie bei den Ereignissen 1993 oder 2000. Dies lässt sich dahingehend interpretieren, dass eine in der Häufigkeit begrenzte Anzahl von Berichten durch eine umfangreichere Berichterstattung etwas kompensiert wird.

Gemäss Abbildung 11 ist eine drastische Zunahme an Resonanz für Ereignisse erstmals ab den 1980er Jahren zu beobachten. Demgegenüber lässt der historische Blick erkennen, wie ausser der Katastrophe von 1910 mit 11 Artikeln die weiteren Hochwasserereignisse 1927 (3), 1953 (5) und 1978 (4) nur am Rande beachtet wurden (vgl. Tabelle 9). Auch noch 1978 beansprucht der Tod von Papst Paul VI. die redaktionellen Ressourcen des katholisch-konservativen Zeitungsorgans. Dieses Ereignis verdrängte die Katastrophe schnell aus der Berichterstattung. Somit summieren sich in den drei Ereignissen 1987, 1999 und 2005 rund 80% der untersuchten Berichterstattung, wobei der Bedeutungsgewinn des Katastrophenthemas im Ereignis 2005 (125) wie in keiner anderen Zeitung zutage tritt. In Bezug auf die Artikellänge (Ø 59 cm) ist zugleich ein neuer Tiefstwert (55.5 cm) erkennbar. Mit rund 20% kürzeren Texten im Vergleich mit jenen der Jahre 1910 bis 1953 fällt diese Entwicklung zumindest moderater aus als beim TA und BK.

<sup>403</sup> Gut erkennbar am Auseinanderklaffen zwischen den %-Anteilen der Artikel je Ereignis, die im TA höher sind als die dazu ausgewiesenen %-Anteile am jeweils ausgewiesenen Gesamtumfang (vgl. Tabelle 9).

Das thematische Gewicht, das die Zeitung bereits dem Unwetter 1987 (26) beimisst, wobei auch die regionale Nähe zum Ereignisort Uri als verstärkender Nachrichtenfaktor eine Rolle spielen dürfte, und insbesondere die Intensität der Berichterstattung 1999 (35) und die Steigerung 2005 (125) lassen sich auf wesentliche Veränderungen in den redaktionellen Aufmerksamkeitsgesichtspunkten zurückführen. Vor allem treten augenfällige Diskrepanzen zu den anderen Zeitungen hervor. Auch der Informationsausstoss 1999 steht hier mit Bezug auf die wissenschaftlich klassifizierte Ereignisgrössenordnung in krassem Gegensatz zum Referenzereignis 1910. Schon aufgrund der überproportionalen Steigerung der Nachrichtenwürdigkeit von einzelnen Katastrophen seit den 1980er Jahren sind kaum Rückschlüsse auf Ereignisgrössenordnungen über die Zeit möglich.

Selbstverständlich schliesst die jüngste Entwicklung ereignisbezogene Schwankungen nicht aus. Dass die Katastrophen 2000 – anders als man erwarten könnte – kaum redaktionell bearbeitet wird, lässt sich durchaus mit dem Umstand plausibilisieren, dass sich diese Katastrophe in den Kantonen Wallis und Tessin abspielte. Insofern sich diese Ereignisregionen in weiter geografischer Distanz zur regional orientierten Zeitung bzw. ihrer Leserschaft befinden, fehlt folglich der Nachrichtenfaktor der geografischen Nähe, um solche Katastrophenrealitäten umfangreich aufzugreifen. Auch die Schwierigkeit, redaktionelle Ressourcen kurzfristig mobilisieren zu können, kann in dieser Hinsicht die Medienresonanz allenfalls limitieren.

Bilanzierend ist für die heutige NLZ festzuhalten, dass sich unter wesentlich veränderten Selektionslogiken erst seit den späten 1980er Jahren ein Interesse für Naturereignisse herauskristallisiert, was in hohem Grade Spuren in der Aufmerksamkeitsstruktur hinterlässt. Diese Disparitäten auf der Zeitachse können als ein Indiz dafür gewertet werden, dass sich der Bezugsrahmen nicht nur mit dem Politisierungsgrad des Themas "Naturkatastrophe" fassbar ändert, sondern auch vor dem Hintergrund ökonomischen Drucks eine umfangreichere Fokussierung auf Katastrophen einsetzt. Am offensichtlichsten scheint das für die Ereignisse 1999 und 2005 der Fall zu sein. Jedenfalls hebt sich die Berichterstattung von den anderen Zeitungen ab. Es scheint sich eine Tendenz für eine überproportional intensive Thematisierung abzuzeichnen, sofern der Ereignisort auch zum geografischen und politischen Einzugsgebiet der Leserschaft zählt.

## **Blick**

Gehen wir der Wahrnehmung von Naturereignissen in der Boulevardpresse nach. Gemäss den vorliegenden Befunden mit 116 relevanten Artikeln für 6 Katastrophen hebt sich der BK weniger hinsichtlich des Thematisierungsgrades von den drei Qualitätszeitungen ab (vgl. Tabelle 9). Ein deutlicher Unterschied, der nicht weiter überrascht, zeigt sich in den boulevardtypisch kurz gefassten Textbeiträgen (Ø 52.4 cm). Dazu lässt sich allerdings feststellen, dass auch im Boulevard diese über den Untersuchungszeitraum relativ stetig an Länge verlieren. Konkret beträgt dieser Rückgang bis 2005 rund 10 cm je Beitrag. Das sind knapp 20%. Hinsichtlich der Resonanzstruktur der Katastrophenberichterstattung ist in Bezug auf die Anzahl der Zeitungsberichte eine offensichtliche Parallelität zur NZZ feststellbar. Im Vergleich fallen die Artikelzahlen für 1978 (8), 1987 (11), 1993 (9), 1999 (14), 2005 (46) sowie der Publikationsumfang sehr ähnlich stark frequentiert aus. Ebenso zeichnet sich 1999 und 2005 keine so drastische Höchstkonzentration auf das Ereignis ab, wie das insbesondere in der NLZ, dem Nachfolgeblatt des VA, zu beobachten ist. Merkwürdig umfassender thematisiert als in den übrigen Medien wird im BK das Ereignis 2000, was durchaus mit dem Faktum der opferreichsten Unwetterkatastrophe der jüngeren Zeit mit 16 Toten – allein 13 Tote in der Ortschaft Gondo im Kanton Wallis – zu tun hat, sodass diese für die Schweiz aussergewöhnliche Dimension eine besondere Resonanz im Boulevard auslösen kann. Sonst vermögen die Qualitätsblätter (NLZ/VA, TA) die jeweilige Berichterstattungsichte der Boulevardpresse in der Zeitphase von 1978 bis 2005 sehr wohl zu übertreffen. Begründbar wird dieser Befund nun durch die spezifische Nachrichtenlogik der Boulevardpresse: Singuläre Ereignisse werden nach einigen Tagen sehr schnell durch

verkaufsträchtigere Aktualitäten abgelöst. Gemäss diesen Grundmotiven begrenzt sich im Boulevard wohl schon primär der quantitative Raum der Katastrophendarstellung, wobei dieser im BK seit den 1970er Jahren kontinuierlich grösser geworden ist. Besonders seit den späten 1990er Jahren verdoppelt sich der Artikelausstoss beinahe von Ereignis zu Ereignis. Diese Intensitätssteigerung im Boulevard lässt vermuten, dass Naturkatastrophen als besonders verkaufsträchtig eingestuft werden und daher intensiver zum virulenten "Aufhänger" der Berichterstattung gemacht werden.

## Fazit

Anhand der chronologischen Entwicklung der Resonanz, die neun wissenschaftlich vergleichbare Fälle von Naturereignissen in der medialen Öffentlichkeit hinterlassen haben, lassen sich folgende erste Erkenntnisse bilanzieren:

Im Verlauf des 20./21. Jahrhunderts sind deutlich unterschiedliche Sensibilitäten für das Katastrophenthema nachzuweisen. Ein relativ hoher Beachtungsgrad ist für das Landesunglück von 1910 zu beobachten. Danach verlieren Naturextreme tendenziell an medienöffentlicher Thematisierungskraft. Entlang sich verändernder soziohistorischer Rahmenbedingungen zeigen sie sich als vergleichsweise wenig bedeutende Ereignisse in der Medienkommunikation in den 1950er Jahren, wobei im selben Zeitraum die effektive Verringerung des Schadensausmasses der untersuchten Ereignisse durchaus dazu beiträgt, dass einzelne Katastrophen weniger ins Blickfeld der Tagespresse gelangen. Unter der Vermutung, dass Katastrophensensibilitäten dem sozialen Wandel unterworfen sind, finden jedenfalls Hochwasser im Horizont der damaligen Umweltkrise seit den 1970er Jahren tendenziell wieder stärkere Medienaufmerksamkeit. Die Daten zeigen zu diesem Aufmerksamkeitsumschwung, dass auf Katastrophenbedrohungen – wenn auch noch nicht beim Ereignis 1978, so doch allmählich bei jenen der 1980er und 1990er Jahre – mit einer Steigerung des Informationsflusses in den Nachrichten reagiert wird.

Nach diesem Aufmerksamkeitsumschwung vermögen einzelne Katastrophen stetig mehr Medienaufmerksamkeit auf sich zu ziehen und verzeichnen einen Spitzenplatz am Ende des 20. Jahrhunderts. Im neuen Jahrtausend vermag allerdings das Hochwasser 2005, das mit rund 3 Milliarden Franken den grössten finanziellen Schaden in der Schweiz seit Jahrzehnten hinterliess und sechs Todesopfer forderte, ein bislang nicht erreichtes Niveau an Medienpräsenz auf sich zu ziehen.

Erkennbar wird zudem, dass es vor allem qualitätsbedachtere Zeitungen mit Forumscharakter sind, die eine umfassende Katastrophenberichterstattung betreiben, während die Boulevardpresse BK mit eher üblicher Verfahrensroutine Naturereignissen einen begrenzten Platz zuweist, wobei die Ereignisse des neuen Jahrtausends im Boulevardblatt aussergewöhnlich hohe mediale Bedeutung finden. Ebenso weicht das Eliteblatt NZZ in diesem Punkt wesentlich von den anderen Qualitätsmedien (TA, VA/NLZ) ab: Hier liegt einerseits der grösste Umfang der Katastrophenberichterstattung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Andererseits sind Katastrophen in der Perspektive der Elitezeitung NZZ Geschehnisse, deren thematische Substanz bis 2005 nur einen begrenzten Aufmerksamkeitsumschwung erzielt. Allerdings fällt die Behandlung von Katastrophengeschehen je Beitrag in der NZZ umfangreicher aus als in den drei anderen Zeitungen. Bei Letzteren und vor allem beim TA und BK fallen in einem kontinuierlichen Prozess die Beiträge immer kürzer aus. Dass hier eine publikumskonformere Aufmachung der Katastrophenberichterstattung immer wichtiger wird, widerspiegelt sich in dieser Entwicklung.

Aus dieser ersten Analyse bleiben folglich zwei wesentliche Eindrücke: Der erste ist, dass wissenschaftlich objektiv diskutierte Analogfälle von Unwetterereignissen in der öffentlichen Kommunikation auf eine unterschiedliche, kontextuell abhängige Ausgangssituation treffen. Das hat zur Folge, dass für solche Ereignisse auch beträchtlich unterschiedliche Publizität entsteht. Der zweite ist, dass



die Parteipresse offensichtlich weniger auf genuine Ereignisse reagiert. Dass kommerzialisierte Medien ihre Interessen an Katastrophen steigern, zeigt sich am erkennbarsten im katholisch-konservativen Parteiblatt VA: Hier finden solche Bedrohungen kaum Beachtung, wohingegen das Nachfolgeblatt NLZ diese sehr prominent darstellt. Dies lässt erkennen, dass redaktionelle Eigenheiten mitbestimmen, welche Bedeutung dem Thema generell zuteilwird. Allerdings müssen diese ersten Ergebnisse zu den unterschiedlichen Resonanzen für Katastrophen bezüglich der Einflussfaktoren des sozialen Wandels und des Strukturwandels des Mediensystems weiter validiert werden.

## 15.2 Zeitliche Dynamik der Medienresonanz

Wie bereits in der Theorie herausgearbeitet wurde, wird die Katastrophenberichterstattung als stark ereignisbezogen charakterisiert und kritisiert. Zumindest bei Katastrophen im eigenen Land wird die Berichterstattung dazu nicht punktuell an einem einzigen Tag erfolgen.

Es bietet sich daher an, diese ereignisbezogene Medienrealität detaillierter zu analysieren und den Verlauf der Katastrophenberichterstattung auf der Aggregatsebene einer Woche, eines Monats und Jahres näher zu untersuchen und darzustellen. Dazu wurde die Katastrophenberichterstattung über ein Jahr bis zur Ereignisverjährung weiter beobachtet. Diese Ergebnisse helfen, einerseits Thematisierungsverläufe über die Zeiträume zu vergleichen und mit statistischen und mathematischen Verfahren in der jeweiligen Abfolge und Verteilung der Berichterstattungsintensität nach Wende- oder Hochpunkten der Medienaufmerksamkeit zu suchen. Andererseits lassen sich ähnliche Verlaufsmuster oder Veränderungen erkennen.

### 15.2.1 Aufschwung und Wendepunkte der Medienresonanz

In einem ersten Schritt wird für alle neun Ereignisse analysiert, wie viele der Artikel in den ersten 7 Tagen ab dem Ereignisdatum erschienen sind sowie der Tag mit dem Maximum an Beiträgen bestimmt.

**Tabelle 10: Medienresonanz im Zeitraum einer Woche von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen**

Ereignisjahr	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Beiträge in erster Woche	67.4%	37.5%	76.5%	80%	50.9%	41%	47%	53.1%	53.8%	54.1%
	31	9	13	24	27	16	40	34	141	335
Tag mit Maximum	2.	3. u. 5.	3.	2.	2.	2.	2.	2.	3. u. 4.	2
Artikel bei Maximum	8	je 4	4	12	11	6	11	13	je 33	102
%-Anteil an N* am Tag des Berichtmaximums	17.4%	16.7%	23.5%	40%	20.8%	15.4%	12.9%	20.3%	12.6%	16.5%
<b>Total N*</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	46	24	17	30	53	39	85	64	261	619

N\* ist das Total an Artikeln je Ereignis

Auf der Basis der Berichterstattung, die über ein Jahr weiter beobachtet wurde, zeigen die Befunde in Tabelle 10, dass bei sechs Katastrophen über die Hälfte der Berichterstattung in dieser ersten Woche erfolgte. Nur 1927 (37.5%), 1993 (41%) und 1999 (47%) ist dies nicht der Fall. Dies sind deutliche Hinweise für eine starke Ereigniszentrierung der Tagespresse, indes das Ausmass dieser kurzfristigen Medienaufmerksamkeit bei der Katastrophe 1910 (67.4%), 1953 (76.5%) und 1978 (80%) tendenziell ausgeprägter ist als bei den Ereignissen der jüngeren Vergangenheit (1987–2005).

Zu den untersuchten Ereignissen lassen sich auch die Hochpunkte der Medienaufmerksamkeit für Katastrophenereignisse näher bestimmen; d. h. der jeweilige Tag mit der höchsten Anzahl publizierter

Beiträge<sup>404</sup>. Gemäss den Daten in Tabelle 10 ist das Maximum an Beiträgen in der Zeitungsberichterstattung mehrheitlich ab dem zweiten Tag zu erwarten. Auch der dritte Tag ab Katastrophenbeginn kann als Hochpunkt gewertet werden und somit den Übergang in die Abschwungphase des Medieninteresses markieren, wie das 1927, 1953 und 2005 der Fall war. Das schliesst nicht ganz aus, dass die zeitliche Dauer dieser maximalen Aufmerksamkeit über zwei Tage anhält, wie das für die Hochwasser 2005 (3./4. Tag) und die Katastrophe 1927 zutrifft. Bei letzterer wurde das Maximum an Berichterstattung am dritten und dann nochmals am fünften Tag erreicht. Die Daten lassen sich folglich so lesen, dass in der Presse generell nicht am Tag, an dem die Katastrophe erstmals Medienaufmerksamkeit generiert, die meisten Artikel dazu erscheinen. Das lässt darauf schliessen, dass die Tagespresse eine kurze Vorlaufzeit braucht, um diesen Maximalausstoss zu bewerkstelligen.

Interessanterweise sind in Bezug auf die zeitliche Spanne, in der das Höchstmass an Medienaufmerksamkeit zu erwarten ist, im Untersuchungszeitraum keine Veränderungen auszumachen, selbst dann, wenn über die Zeit die Beschaffung oder der Transfer von Informationen in vielen Bereichen an Tempo gewonnen hat. Dazu zählt auch der Zugewinn an Mobilität über die Zeit, sodass Katastrophenschauplätze im Vergleich zu früher generell schneller erreichbar geworden sind. Jedenfalls ist in der Medienthematisierung das Maximum an Aufmerksamkeit in einer Katastrophensituation auf die ersten Tage begrenzt.

Misst man am Tag mit der höchsten Medienaufmerksamkeit das Artikelaufkommen und stellt dieses in Relation mit dem Total der Beiträge des jeweiligen Unwetters, dann erhalten wir aus den prozentuierten Daten eine Vorstellung über die tagesbezogene Berichterstattungsintensität. Gemäss Tabelle 10 fallen am Tag mit dem Maximum rund 17% der journalistischen Beiträge in Zeitungen über das Ereignis an. Allerdings stellen wir auf der Basis der neun Katastrophenfälle fest, dass über 20% oder wie im Falle 1978 bis zu 40% der gesamten Veröffentlichungen an diesem einen Tag erscheinen können.

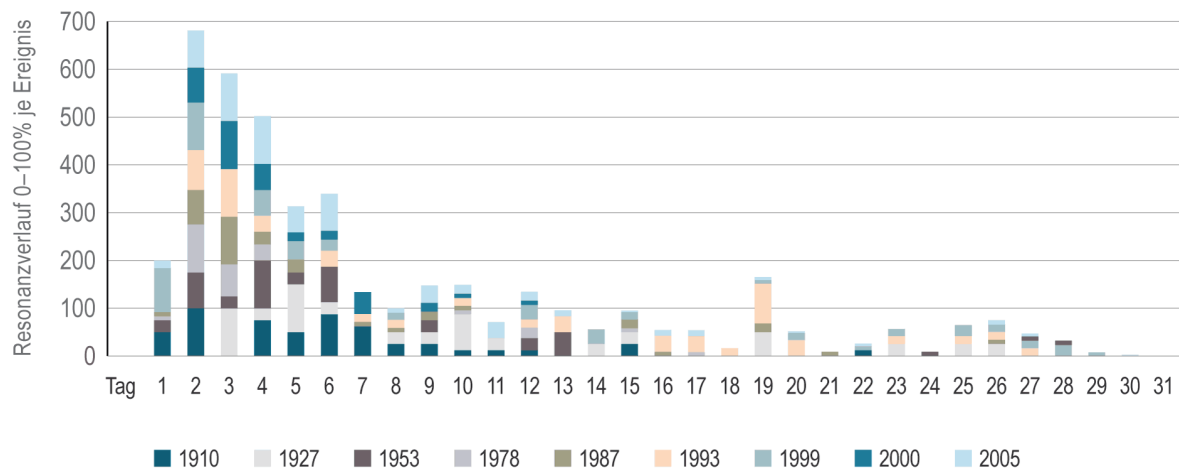
Die jeweiligen Artikelzahlen verweisen allerdings darauf, dass bezüglich der Anzahl der Berichte erhebliche Unterschiede diese maximale Medienaufmerksamkeit mitprägen. Wenn das höchste Medienecho 2005 mit 33 Artikeln zustande kommt und somit jede Zeitung durchschnittlich 8 Beiträge beisteuert, so hebt sich dieser Umfang markant von allen weiteren bisherigen Ereignissen ab. Nur gerade vier Artikel sind es für die Ereignisse 1927 und 1953, sodass von damals drei untersuchte Zeitungen im Durchschnitt je 1.3 Beiträge zu diesem Höchstmass beisteuern. In den Ereignissen von 1978 bis 2000 kreisen – mit Ausnahme von 1993 (1.5 Artikel) – die Mittelwerte um etwa 3 Artikel pro Zeitungsausgabe<sup>405</sup>. Zwar muss über die Zeit von Quantitätsunterschieden bezüglich der Höhe der Aufmerksamkeit bzw. des Umfangs der Berichterstattung beim Hochpunkt ausgegangen werden. Doch gemäss der chronologischen Verteilung scheint die Interpretation plausibel, dass der Umfang der maximalen Berichterstattungsintensität in der Presse davon abhängt, ob die Medien dem Geschehnis überhaupt hohen oder begrenzten Nachrichtenwert attestieren. Somit weist eine geringe Anzahl eigenproduzierter Beiträge am zweiten oder dritten Tag bereits darauf hin, dass der gesamte Nachrichtenfluss zur Katastrophe generell wenig umfassend ausfallen wird. Zumindest fügen sich eher wenig thematisierte Ereignisse von 1927, 1953 oder 1993 dieser Interpretationsvariante. Fest steht: Der Zeitraum, an dem auf eine Katastrophe am meisten Berichterstattung zu erwarten ist, bleibt auf die ersten Tage begrenzt. Das verdeutlicht die folgende Abbildung 12. Anhand der Chronologie der Medienaufmerksamkeit für die neun Katastrophen im Zeitraum eines Monats indexiert entlang der Anzahl der Artikel mit maximaler Resonanz (100%) ist zu erkennen, dass sich trotz Unterschieden der Wahrnehmung der verschiedenen Hochwasser erstaunlich ähnliche Verläufe zeigen. Nach der maximalen Thematisierungsintensität erlahmt das Medieninteresse rasch. Bereits nach einer Woche ist der

<sup>404</sup> Zur Bestimmung des Hochpunktes der Berichterstattung wurden nur Werktage mit Zeitungsausgabe einbezogen. Bei Katastrophen, die aufs Wochenende fallen, spielt dies eine Rolle.

<sup>405</sup> Berücksichtigt wurden nur Eigenleistungen der Zeitungen.

Informationswert sehr tief. Nach einem letzten Peak verebbt ab dem 10. Tag das Medienecho kontinuierlich. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass der Neuigkeitswert von Schadensmeldungen mit jeder Wiederholung sinkt.

**Abbildung 12: Verlaufsdynamik der Medienresonanz im Zeitraum eines Monats je Hochwasserkatastrophe (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), indexiert am Tag mit dem maximalen Artikelaufkommen je Ereignis**



## 15.2.2 Verlauf der kurz- und langfristigen Medienresonanz

In einem weiteren Schritt ist für alle Ereignisse analysiert worden, wie viele der Artikel in den ersten 31 Tagen ab dem Ereignisdatum erschienen sind und welche danach. Da die Berichterstattung über ein Jahr beobachtet wurde, lässt sich genauer bestimmen, in welchem Ausmass eine Unwetterkatastrophe in der Presse längerfristig präsent bleibt.

**Tabelle 11: Medienresonanz im 1. Monat nach der Hochwasserkatastrophe sowie ab dem 2. Monat bis zur Verjährung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen**

Ereignisjahr	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Beiträge im 1. Monat	89.1%	95.8%	100%	96.7%	71.7%	92.3%	81.2%	64.1%	77.8%	80.3%
	41	23	17	29	38	36	69	41	203	497
Beiträge ab 2.–12. Monat	10.9%	4.2%	0%	3.3%	28.3%	7.7%	18.8%	35.9%	22.2%	19.7%
	5	1	0	1	15	3	16	23	58	122
Total N*	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%
	46	24	17	30	53	39	85	64	261	619

N\* ist das Total an Artikeln je Ereignis

Aus Tabelle 11 ist einerseits zu erkennen, dass vier Wochen nach den ersten Katastrophenmeldungen das Geschehen im Blickfeld der Medien insgesamt nur noch geringe Thematisierungskraft finden kann. Rund jeder fünfte Beitrag im gesamten Untersuchungsmaterial fällt unter jene ereignisferneren Beiträge, die nach einem Monat publiziert worden sind. Im Jahr 1910 ist das rund jeder neunte Beitrag (5). Für die Hochwasser 1927 und 1978, wo nach einem Monat jeweils nur ein einziger Artikel verfasst wurde oder für 1993, wo es deren drei waren, spielt die längerfristige Präsenz in den Medien eine zu vernachlässigende Rolle. Andererseits ist bemerkenswert, dass seit den 1980er Jahren im Vergleich zu den vorangehenden Jahrzehnten die Nachberichterstattung auf eine Katastrophe sich zeitlich auszudehnen beginnt und demnach eine tendenziell mittel- und längerfristige Thematisierung einsetzt. Dies zeigt sich beim Ereignis 1987 mit gut einem Viertel (28.3%) an ereignisferneren Artikeln. In hohem Masse gilt dies für die Katastrophe 2000, wo gut ein Drittel (35.9%) der Artikel erst nach einem Monat erfolgt. Rund ein Fünftel (22.2%) sind es 2005, wobei beim Extremereignis 2005 mit 58

Artikeln auch die absolute Anzahl auf eine zeitlich umfangreicher werdende Nachberichterstattung bzw. Beschäftigung mit dem Geschehen in den Zeitungen schliessen lässt.

Um nun prüfen zu können, ob wir es in der journalistischen Produktionsroutine mit bedeutsamen Unterschieden bezüglich einer umfangreicheren Katastrophenberichterstattung über die Jahre 1910 bis 2005 zu tun haben, wurden die neun Ereignisse in die drei Zeitphasen 1910–1953, 1978–1993 sowie 1999–2005 zusammengefasst. Damit sind die unterschiedlichen Phasen der Medienentwicklung gut abgebildet; d. h. die Zeit der Parteipresse, die Phase der Ablösung der Parteipresse und der marktökonomischen Orientierung der Medien sowie die Phase der Etablierung der neuen Medien. Andererseits entfalten über diese drei Zeitphasen hinweg Umwelt- und Risikothemen nicht in gleichartiger Weise Problemcharakter. Folglich unterliegt die Medienthematisierung den öffentlichen Sensibilitäten für Naturkatastrophen und somit unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontextbedingungen, insbesondere seit die Frage des Klimawandels eine neue Problemsicht auf Naturkatastrophen entfaltet. Vergleichen wir in diesem Falle die drei Zeitphasen miteinander, bietet es sich an anhand der univariaten Varianzanalyse – auch als ANOVA<sup>406</sup> bezeichnet – zu testen und mit der Vergleichstechnik – dem Scheffé-Test<sup>407</sup> – zu berechnen, ob und wo Unterschiede vorliegen.

Gemäss den Befunden ergeben sich für die untersuchte Berichterstattung bezüglich der längerfristigen, ereignisferneren Thematisierung signifikante Unterschiede zwischen der Phase 1910–1953 im Vergleich mit 1999–2005<sup>408</sup>. Das heisst, dass sich letztlich die Katastrophenberichterstattung zumindest seit den späten 1990er Jahren deutlich über die Zeit eines Monats hinaus ausdehnt, während sie zuvor stärker von einer ereignisnahen Darstellung geprägt war. Folglich blieb in der Vergangenheit das Katastrophengeschehen sichtlich weniger lang in den Zeitungen präsent. Somit erklären zeitlich veränderte Kontextbedingungen in der jüngeren Zeit mit einem Varianzanteil von 59.7% diese Unterschiede. Dass dieses Phänomen nicht ausschliesslich auf strukturelle Veränderungen im Mediensystem zurückzuführen ist, sondern unter anderem von der aktuellen Themenlage des Klimawandels geprägt ist, muss angenommen werden. Konfrontiert die Politisierung des Klimas mit Naturkatastrophen als Vorboten die Gesellschaft mit abstrakteren Bezugsproblemen, können sich z. B. Anpassungsleistungen im Umgang mit Katastrophen auch in den Medien manifestieren. Entsprechende in den Medien vermittelte Aktivitäten von Dritten dürften eine längerfristige Wahrnehmung einer Katastrophe bzw. deren Bewältigung begünstigen. Dazu gehört auch, dass die Medienschaffenden nach einem Jahr an die Schauplätze des Geschehens zurückkehren und Bilanz zum Katastrophenbewältigungsprozess oder dem Stand des Wiederaufbaus ziehen.

### 15.2.3 Verlauf der kurz- und langfristigen Medienresonanz im Zeitungsvergleich

Dominiert in der Katastrophenwirklichkeit der Zeitungen einerseits ein hoher Grad an ereignisnaher Berichterstattung, konnte andererseits eine signifikant stärker werdende Nachberichterstattung in der Nachrichtenlogik der Printzeitungen festgestellt werden. In diesem Abschnitt werden die empirischen Ergebnisse im Vergleich der vier Zeitungstypen von 1910 bis 2005 dargestellt. Die folgende Übersicht (Tabelle 12) gibt Aufschluss darüber, welche Aufmerksamkeit das Katastrophengeschehen ab dem 2. Monat einnimmt. Als Indikator für den Stellenwert dieser Nachberichterstattung ausgewiesen sind die prozentualen Anteile der Beiträge.

<sup>406</sup> Dieser Begriff leitet von der englischen Bezeichnung *analysis of variance* ab.

<sup>407</sup> Der Scheffé-Test ist eines der konservativen Testverfahren zur Überprüfung von Signifikanzen und gibt Auskunft darüber, welche Mittelwerte sich im Vergleich unserer drei Zeitperioden signifikant voneinander unterscheiden.

<sup>408</sup> Grundlage: beobachtete Mittelwerte ( $R^2\text{-korr.} = .597$ ). Die mittlere Differenz ist auf dem 0.05-Niveau signifikant.

**Tabelle 12: Medienresonanz ab dem 2. Monat der Hochwasserkatastrophe bis zur Verjährung (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Zeitungen (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Ereignisjahr	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
NZZ:	15%	13.3%	0%	0%	50%	10%	35.7%	66.7%	19.1%	24%
Beiträge ab 2.–12. Monat	3	2	0	0	5	1	5	10	8	34 von 139
VA/NLZ:	18.2%	0%	0%	25%	23.8%	0%	17.1%	40%	27.2%	22.9%
Beiträge ab 2.–12. Monat	2	0	0	1	6	0	6	2	34	51 von 223
TA:	0%	0%	0%	0%	16.7%	9.1%	27.7%	37.5%	24.5%	17.7%
Beiträge ab 2.–12. Monat	0	0	0	0	1	1	5	6	12	25 von 141
BK:	-	-	-	0%	27.3%	0%	0%	17.9%	8.7%	9.6%
Beiträge ab 2.–12. Monat	-	-	-	0	3	0	0	5	4	12 von 116
<b>Total N*</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	<b>5</b>	<b>2</b>	<b>0</b>	<b>1</b>	<b>15</b>	<b>2</b>	<b>16</b>	<b>23</b>	<b>58</b>	<b>122</b>

N\* ist das Total an Artikeln je Ereignis ab dem zweiten Monat bis zur Verjährung der Katastrophe

## Neue Zürcher Zeitung

In der NZZ fallen 24% der insgesamt 139 Katastrophenbeiträge in die Nachberichterstattung. Vom Gewicht her ist der Anteil sehr ähnlich wie in VA/NLZ. Auffallend ist, dass sich bereits in den Ereignissen 1910 und 1927 nach einem Monat einzelne Beiträge vorfinden. Allerdings verweisen die absoluten Zahlen mit 3 bzw. 2 Berichten auf eine deutlich rudimentäre Präsenz hin. Überhaupt nicht vorhanden sind solche Beiträge für die Ereignisse 1953 und 1978. Deutlich konstant, aber mit ereignisbezogenen Schwankungen hinsichtlich des Anteils an Berichten sind seit dem Ereignis 1987 Beiträge stets nach einem Monat zu finden. Den grössten Anteil erreichen die Ereignisse 1987 (50%) und 2000 (66.7%), wo das Geschehen zu beachtlichen Anteilen erst aus zeitlicher Distanz thematisiert wird. Dies weist auf bedeutende Unterschiede hin. Nach Zeitphasen gesehen (1910–1953, 1978–1993, 1999–2005) sind die Differenzen in der Nachberichterstattung jedoch nicht signifikant.

## Tages-Anzeiger

Im TA sind im Vergleich mit den Qualitätszeitungen mit 18% die geringsten Anteile jener Beiträge auszumachen, die in Distanz zum Ereignis publiziert werden. Auffallend ist vor allem die lange Zeitperiode bis 1978 ohne jegliche Präsenz von Katastrophen im Zeitfenster der Folgemonate. Was mit je einem Beitrag 1987 und 1993 daher als ein spezifisch neues Phänomen im TA beobachtbar ist, bleibt absolut gesehen mit je einem Artikel allerdings ein Randphänomen. Hingegen deutlich gekennzeichnet sind die Ereignisse 1999 bis 2005 durch die Berichterstattung in den Monaten danach. Mit Anteilen von rund einem Viertel (1999 und 2005) bzw. mehr als einem Drittel (2000) nimmt diese ereignisfernere Präsenz einen signifikant<sup>409</sup> stärkeren Stellenwert ein als in den drei frühen Ereignissen 1910–1953.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

Betrachtet man die Katastrophenthematisierung in VA/NLZ, so erhält ähnlich wie bei der NZZ bereits das Ereignis 1910 nach einem Monat nochmals Nachrichtenwert. Dann ist es erst wieder das Ereignis 1978, das mit gerade einem Beitrag eine vernachlässigbare Präsenz erhält. Hingegen ist seit dem Ereignis 1987 eine aktualitätsfernere Thematisierung jeweils gegeben – ausser 1993. Dabei ist anzumerken, dass die Katastrophe von Brig 1993 auch in den anderen Zeitungen kaum spätere Aufmerksamkeit zu generieren vermag. Die meisten Nachberichterstattungen fallen den Ereignissen 1987, 1999 und 2005 zu, die zu umfangreicher Berichterstattung Anlass gegeben haben. In Bezug auf das Extremereignis 2005 macht bei der NLZ die Nachberichterstattung gut ein Viertel der Beiträge aus.

<sup>409</sup> Grundlage: beobachtete Mittelwerte ( $R^2\text{-korr} = .814$ ). Die mittlere Differenz zwischen der Phase 1910–1953 und 1999–2005 ist auf dem 0.05-Niveau signifikant.

Mit insgesamt 34 Beiträgen entfaltet hier im Medienvergleich – zumindest absolut gesehen – das Mass der langfristigeren Katastrophenthematisierung erheblichen Umfang. Hinsichtlich der drei Zeitphasen (1910–1953, 1978–1993, 1999–2005) sind die Unterschiede nicht signifikant<sup>410</sup>.

## Blick

Im Boulevardblatt BK ist für die sechs berichteten Katastrophenfälle insgesamt nur gerade jeder zehnte Artikel nach einem Monat erschienen (vgl. Tabelle 12). Dies ist für die Boulevardberichterstattung nicht weiter überraschend. Entsprechend der Redaktionslinie hat die Verfolgung von aktuellen, ereignisbezogenen Vorkommnissen, die zugleich marktfähig sein müssen, gegenüber Medienthemen mit überzeitlicherem Charakter und abstrakteren Problembezügen Vorrang. Ist 1987 jeder vierte Artikel als ereignisferner Beitrag produziert worden, fällt hingegen bei den Ereignissen 1978, 1993 und 1999 eine längerfristige Thematisierung weg. Die Katastrophen 2000 und 2005 sind im Blick dann wieder tendenziell länger präsent, dabei aber auf einem tieferen Niveau als dies bei Qualitätszeitungen der Fall ist. Signifikante Unterschiede über die Zeit sind nicht auszumachen.

## Fazit

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Wirklichkeit von Katastrophen und was dazu in der Berichterstattung erschlossen wird, zeitlich stark limitiert ist. Wie im theoretischen Kapitel besprochen, spielen Routinevorgänge im Journalismus eine wichtige Rolle. Dadurch ist die Medienzeit für Katastrophenvorgänge einem typischen Verlaufsmuster unterworfen und durch zeitlich begrenzte Aktivitäten im Journalismus geprägt. Eine stark ereignisnahe, kurzfristige Verlaufsdynamik hat sich als relativ beständiges Berichterstattungsmuster bestätigt. Diese Medienzeit für eine eingetretene Naturkatastrophe charakterisiert deren historische Präsenz in der Berichterstattung und ebenso ihre gegenwärtige. Zur Chronologie der Medienaufmerksamkeit gehört gemäss den gewonnenen Erkenntnissen, dass das maximale Aufmerksamkeitspotenzial für eine Katastrophe am zweiten, allenfalls am dritten Berichterstattungstag erreicht ist. Auch wenn sich im Zeitverlauf hinsichtlich Informationszugang oder Informationstransfer vieles verändert und beschleunigt hat, braucht die Presse weiterhin einen Tag Vorlaufzeit, sodass mit den generierten Informationen in Reaktion auf das Geschehen am zweiten, allenfalls am dritten Tag die maximale Thematisierungsintensität in den Medien zustande kommt. Nach dieser Kommunikationsverdichtung beginnt die Abschwungphase. Das Medieninteresse erlahmt kontinuierlich. Nach einer Woche ist in der Regel die Hälfte am Gesamt der Berichterstattung bereits erschienen. Mit dem Abfall der Berichterstattungskurve Ende der ersten Woche entfallen auf die darauf folgende Woche nur noch geringe Aktivitäten, die in weiterer zeitlicher Distanz zum Ereignis verebben. Vier Wochen nach der ersten Meldung ist für die weiteren elf Monate bis zum Jahrestag nur noch mit wenig Nachberichterstattung zu rechnen.

In jedem Fall ist in den früheren Zeiten vier Wochen nach der ersten Katastrophenmeldung kaum mehr Berichterstattung – in einzelnen Zeitungen auch keine mehr – zum Ereignis zustande gekommen. Allerdings hat sich dies signifikant über die Zeit verändert. In deutlichem Unterschied zu den berichteten Ereignissen bis in die 1950er Jahre spielt vor allem für die mediale Verlaufsdynamik der Ereignisse im Zeitraum der 1990er Jahre bis ins neue Jahrtausend eine umfassendere Nachberichterstattung eine prägendere Rolle. Das heisst: Einzelne Hochwasserkatastrophen erreichen eine markant längere zeitliche Präsenz in den Medienwirklichkeit. Insgesamt nimmt diese längerfristige Behandlung von Katastrophen je nach Zeitungstyp unterschiedliche Züge an. Dabei zeichnet sich stärker in den Qualitätszeitungen als im Boulevard eine Sicht auf Katastrophenvorgänge zugunsten einer längerfristigen Perspektive ab. Insbesondere bei der NZZ kann es vorkommen, dass die ereignisfernere The-

<sup>410</sup> Allerdings ist das  $R^2$  (0.46) bei VA/NLZ hoch, was auf bedeutende Unterschiede in der Nachberichterstattung infolge veränderter Kontextbedingungen über die Zeit hinweist.

matisierung umfangreicher ausfällt, als dies innerhalb der vier Wochen nach Katastrophenbeginn der Fall ist.

Diese zeitliche Expansion der Aufmerksamkeitsspanne für Katastrophen in der Presse – als eine Modifikation in der journalistischen Routine – relativiert jedenfalls die rein ereignisorientierte Vermittlung von Katastrophen. Nichtsdestotrotz bestimmen das Ausmass der einsetzenden Aktivitäten im Journalismus und damit einhergehende kurzfristige Kommunikationsverdichtungen in den Medienprodukten wesentlich das Bild unserer Katastrophen mit.

## Problemperzeption von Hochwasserkatastrophen: Themenperspektiven, Deutungsmuster, Akteure

Nachdem wir im letzten Kapitel eine Vorstellung über die unterschiedliche Medienresonanz für Hochwasserkatastrophen und ihre Dynamik gewonnen haben, wenden wir uns den Kommunikationsinhalten zu. Nachfolgend wird gemäss forschungsleitender Hypothese 1 (vgl. Kap. 14.2) zum sozialen Wandel danach gefragt, wie weit die recht unterschiedliche Intensität und der diskontinuierliche Verlauf der Medienaufmerksamkeit für Katastrophen auf den gesellschaftlichen Wandel zurückzuführen ist. Einzelne Naturereignisse stellen bekanntlich keine isolierten Tatbestände dar. Sie sind jeweils in einen unterschiedlichen gesellschaftlichen und historischen Kontext eingebettet. Um zu systematischen Antworten zur Wahrnehmung von Naturereignissen einst und heute zu gelangen, gilt es, die Untersuchung im Hinblick auf folgende Haupthypothese zu validieren:

Die unterschiedlichen historischen Phasen beeinflussen die Art und Weise, wie Katastrophen von der Gesellschaft wahrgenommen und gedeutet werden. Weniger der materiell oder immateriell messbare Schaden eines Katastrophenereignisses, sondern vielmehr unterschiedliche, kontextuell abhängige Rahmenbedingungen, die den öffentlichen Diskurs mitbestimmen, erklären Differenzen in der Wahrnehmung der jeweils gegebenen Katastrophenrealität.

Damit wir in den Blick bekommen, wie eine Gesellschaft Schadensverläufe von Katastrophen wahrnimmt und darauf reagiert und welche Prozesse zu feststellbaren Unterschieden in der Wahrnehmungsweise führen, muss den jeweiligen Interpretationsrahmen nachgegangen werden, welche die aktive Beschäftigung mit den Ereignissen in der Medienöffentlichkeit mitbestimmt und dadurch Katastrophenrealitäten hervorgebracht haben.

Hierfür werden anhand von drei einzelnen Hypothesen (1a–1c) die dazu gewonnenen Erkenntnisse präsentiert. Die Hypothesen und das methodische Vorgehen werden einleitend zu den einzelnen Analysen jeweils kurz präsentiert und erläutert.

Eine erste Analyse zielt darauf ab, die thematischen Perspektiven zu bestimmen, die anlässlich einer Hochwasserkatastrophe die massenmedial vermittelten Kommunikationsprozesse mitbestimmt haben (Kap. 16). Diese Beobachtungen dienen vorerst dazu, uns dem Untersuchungsgegenstand anzunähern, indem die Realitätsbezüge aufgezeigt werden, in denen das Katastrophengeschehen von 1910 bis 2005 wahrgenommen und problematisiert wurde. Gleichzeitig liefern Veränderungen in den betrachteten Themenkontexten erste Hinweise auf allgemeine Wandlungsprozesse der sozialen Wirklichkeit von Katastrophen. Als nächstes werden die Deutungsmuster verglichen, welche die Frage nach den Schadens- und Ereignisursachen in der Berichterstattung mitbestimmt haben (Kap. 17) und anschliessend die Akteure, die diese Deutungen im Zeitverlauf geliefert haben (Kap. 18).



## 16 Themenanalyse 1910–2005: Themenperspektiven als Indikatoren des sozialen Wandels

Nach der ersten quantitativen Analyse des Medienechos auf die neun Katastrophen interessieren nun die Inhalte. In diesem Kapitel beschäftigen wir uns mit den thematischen Perspektiven der Katastrophenberichterstattung. Welches waren die Themen- und Problemzusammenhänge, in denen das Katastrophengeschehen in den Zeitungsberichten jeweils aufgegriffen wurde, wie verändern sie sich und was unterscheidet die aktuelle von früheren Katastrophenwirklichkeiten?

### 16.1 Allgemeine Themenperspektiven in der Berichterstattung

Tabelle 13 zeigt im Überblick jene Realitätskomplexe, die in thematischer Hinsicht die Problematisierung des Katastrophengeschehens in den untersuchten Zeitungstitel geprägt haben. Die verschiedenen Ausprägungen der Themenstruktur im Mediendiskurs wurden deduktiv und teilweise induktiv gebildet gemäss den im Kapitel "Untersuchungsanlage und Methodendesign" vorgestellten Verfahrensschritten (vgl. Kap. 14.5.1). Bei den 619 untersuchungsrelevanten Artikeln sind pro Bericht maximal zwei thematische Perspektiven erfasst worden. Die Gesamtcodierung umfasst 1197 Themen.

Die Gesamtübersicht über die thematischen Perspektiven in der medialen Vermittlung der Unwetterereignisse von 1910 bis 2005 liefert anhand des Beachtungsgrades (%) erste Hinweise darauf, welche Themenbezüge zentral sind und welche Themen nur am Rande Bedeutung haben.

**Tabelle 13: Allgemeine Themenstruktur in der Ereignis-/Problempерzeption von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Themenstruktur: Thematische Perspektive der Berichterstattung	Beachtungsgrad	Anzahl
Allgemeiner Katastrophenverlauf	14.2%	170
Human Interest	12.6%	151
Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze	10.5%	125
Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung	8.9%	106
Schadensausmass/Folgen	8.9%	106
Wirtschaft/Arbeit	7.5%	90
Wissenschaft/Technik	6.9%	82
Zukunftserwartungen	6.3%	75
Offizielle Situation Direktbetroffener	5.2%	62
Natur/Umweltprobleme	4.8%	58
Private Hilfe/organisierte Solidarität	4.8%	57
Versicherung/Entschädigung	2.3%	27
Rückblick/Geschichte	2.3%	27
Unterhaltung/Prominenz/Kultur	2.2%	26
Religion/Kirche	0.7%	8
Medien/Medienkooperationen/Entwicklungen	0.6%	7
Anderes Thema	2.6%	27
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>1197</b>

Für die neun Unwetterereignisse in der Zeit von 1910 bis 2005 konzentriert sich die mediale Aufbereitung am häufigsten auf die Darstellung des allgemeinen Katastrophenverlaufs (14%). Diese auf die Oberfläche des Geschehens selbst gerichtete Sichtweise ist Ausdruck des journalistischen Bemühens, die Katastrophenrealität anhand einer Fakten vermittelnden Beschreibung so authentisch wie möglich wiederzugeben. Darauf folgen Human-Interest-Themen mit einem Anteil von knapp 13%. Hier handelt es sich um emotional gefärbte Geschichten, die Bezug nehmen auf Individuen und ihre private Lebenssphäre – insbesondere auf persönlich Einzelschicksale Betroffener, Leid etc. Wobei diese Inhalte unabhängig von deren Relevanz für die Allgemeinheit thematisiert werden und nicht zwingend

repräsentativ für die allgemeine Lage der Betroffenen sind. Dieser sensationsorientierte Themenaspekt erreicht seine grosse Bedeutung jedoch erst im Laufe der Zeit im Zusammenhang mit dem Strukturwandel der Medien, wie später zu sehen ist<sup>411</sup>. Zu den insgesamt wichtigen Themen zählt an dritter Stelle mit einem Anteil von über 10% auch die Kategorie "Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze". Einen vergleichbaren Stellenwert wie der politische Diskussionszusammenhang mit ersten Reaktionen, offiziellen Stellungnahmen, Abhandlungen über politische Verantwortungsbereiche oder regulierende Gegenmassnahmen vermag jener zu "Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung" (8.9%) einzunehmen. Ereignisbezogen wird der Prozess der einsetzenden Hilfe, die Beurteilung sowie Wiederherstellung der Sicherheit im Katastrophengebiet etc. dargestellt. Gleichauf liegt die Kategorie "Schadensausmass/Folgen" (8.9%), die inhaltlich das tatsächliche Zerstörungswerk sowie Fragen zu negativen Folgen und Folgekosten des Ereignisses aufgreift. Einen Anteil von 7.5% nimmt der Themenbereich "Wirtschaft/Arbeit" ein mit ökonomischen und auf die Arbeitswelt bezogenen Problemabhandlungen. Einen ähnlichen Beachtungsgrad verzeichnet die Kategorie "Wissenschaft/Technik" (6.9%). Hier beruht die mediale Darstellung und Bewertung von Problempotenzialen der Unwetterkatastrophe auf spezifischem Fachwissen, sodass diese Herangehensweise die Rationalität naturwissenschaftlich-technischer Konzepte und Beweislagen in den Mittelpunkt des Artikels stellt. Es folgt die Kategorie "Zukunftserwartungen" (6.3%), die im Medienfokus das Nachher eines Ereignisses bzw. mit Ausblick auf prognostische Konsequenzen wie notwendige Aktivitäten im Sinne der Risikoversorge problematisieren. Wobei dieser Ausblick eine rund dreimal so grosse Beachtung erfährt wie die Themendimension "Rückblick/Geschichte" (2.3%), d. h. der Vergleich mit früheren Unwetterereignissen und die Einordnung in die Geschichte der Katastrophen.

Die "Offizielle Situation Direktbetroffener" (5.2%), wo Nachrichten zu spezifisch öffentlichkeitsrelevanten Aspekten der Opfer- und Betroffenenproblematik im Vordergrund stehen, erreicht gegenüber sensationsorientierten Human-Interest-Berichten nur noch wenig Thematisierungskraft. Vergleichbar schwach vertreten ist die Thematik "Private Hilfe/organisierte Solidarität" (4.8%) sowie eine ökologischer Herangehensweise, die den Themenaspekt "Natur/Umweltprobleme" (4.8%) repräsentiert. Eher Randthemen sind Inhalte zu "Versicherung/Entschädigung" (2.3%), die unterhaltungsorientierte Kategorie "Unterhaltung/Prominenz/Kultur" (2.2%), Medienberichte zu "Religion/Kirche" (0.7%) sowie zu "Medien/Medienkooperationen/Entwicklungen" (0.6%). Letztere beinhalten Selbstreflexionen des Mediensystems in einer Katastrophenlage, in denen positive als auch negative Aspekte zur Sprache kommen.

## Fazit

Der erste Überblick zeigt die grosse Vielfalt der thematischen Perspektiven auf, die im Zusammenhang mit Unwetterkatastrophen in der Medienkommunikation behandelt werden. Nicht nur die Art der inhaltlichen Zugänge zur Katastrophenrealität, sondern auch deren unterschiedlicher Beachtungsgrad im Mediensystem liefern Hinweise auf eine ausdifferenzierte Themenstruktur, die allerdings verschieden stark verankert bzw. stabil ist. Alles in allem bringt dies zum Ausdruck, dass die Berichterstattung kein homogenes Feld der Problemwahrnehmung von Katastrophen ist. Sowohl gegensätzliche Inhalte mit stark ereignis- und aktualitätsbezogenen Themen wie auch politikorientierte Sichtweisen fliessen zusammen mit eher hintergrundorientierten, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen oder ökologischen Standpunkten in die mediale Katastrophenwirklichkeit ein. Wobei eine Präferenz für apolitische Inhalte, die vorrangig dem Begehren der Leserschaft nach Sensation und Unterhaltung entgegenkommen, innerhalb der Katastrophenthematisierung offensichtlich zutage tritt. Ein differenzierteres Bild davon, welche thematischen Perspektiven über den Untersuchungszeitraum von 1910

<sup>411</sup> Auf die Bedeutungssteigerung von Human Interest als Folgeeffekt des Strukturwandels der Medienöffentlichkeit und des Mediensystems wird in einem späteren Analyseschritt (siehe dazu: Kap. 22) separat eingegangen.

bis 2005 prominent auftreten, welche Themen stabil bleiben und welche ihren Stellenwert im Zeitverlauf verändern, gibt die folgende Analyse.

## 16.2 Struktur und Wandel relevanter Themenperspektiven

Die folgende Darstellung stellt die Themenauswahl der Medien zu den neun Unwetterkatastrophen von 1910 bis 2005 dar und die Bedeutung, die sie ihnen in Reaktion auf das Ereignis jeweils beimessen. So lassen sich anhand stabiler wie sich verändernder Präferenzen der thematischen Perspektiven Veränderungen benennen, denen die öffentliche Problemwahrnehmung von Naturkatastrophen unterworfen ist.

Vor allem interessieren im Zeitvergleich die je sechs Schwerpunktthemen in den Auseinandersetzungen mit der jeweiligen Katastrophe. Sie machen pro Ereignis zwischen rund 65% und 80% der gesamten Themenresonanz aus und sind in Tabelle 14 durch fette Schreibweise hervorgehoben. Ähnliche wie sich verändernde Themenkonstellationen sind im Zusammenhang mit Übergangsphasen relevant – insbesondere bezüglich des verfolgten Themenspektrums im Journalismus seit den 1970er Jahren mit der aufkommenden Umwelt- und Risikoproblematik sowie Akzentverschiebungen, die sich aus dem Strukturwandel der Medien ergeben.

Schaut man sich die Befunde zur inhaltlichen Ausrichtung der Katastrophenberichterstattung langfristig an, so fällt die Themenvariable "Allgemeiner Katastrophenverlauf" auf, weil sie konstant unter den Schwerpunktthemen (zwischen 10 und 22%) zu finden ist. Wobei dieses faktenorientierte Reportieren der Geschehnisse in den fünf früheren Ereignissen 1910 bis 1987 vorrangiger ist als dies in der Regel bei der Informationsvermittlung für Katastrophen ab den 1990er Jahren der Fall ist – mit erkennbarer Ausnahme 1999. Augenfällig stärker konzentriert sich die Katastrophenberichterstattung für die Ereignisse seit den 1990er Jahren auf Human-Interest-Themen.

**Tabelle 14: Relevante Themen der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/ NLZ, BK ab 1978)**

Themenstruktur	1910 N = 88	1927 N = 47	1953 N = 32	1978 N = 58	1987 N = 102	1993 N = 77	1999 N = 164	2000 N = 121	2005 N = 508
Human Interest	<b>9%</b>	4.2%	3.1%	<b>15.5%</b>	4.9%	<b>13%</b>	<b>15.2%</b>	<b>19.0%</b>	<b>15.2%</b>
Schadensausmass/Folgen	2.3%	0%	<b>6.3%</b>	<b>15.5%</b>	5.9%	<b>7.8%</b>	4.9%	5.0%	<b>13.2%</b>
Allgemeiner Katastrophenverlauf	<b>19.3%</b>	<b>17%</b>	<b>21.9%</b>	<b>17.2%</b>	<b>16.7%</b>	<b>10.4%</b>	<b>17.7%</b>	<b>11.6%</b>	<b>12.8%</b>
Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze	<b>13.6%</b>	<b>14.9%</b>	<b>6.3%</b>	<b>15.5%</b>	<b>17.6%</b>	<b>11.7%</b>	<b>6.7%</b>	2.5%	<b>10.0%</b>
Zukunftserwartungen	0%	4.2%	0%	1.7%	4.9%	5.2%	4.9%	<b>12.4%</b>	<b>7.9%</b>
Wirtschaft/Arbeit	6.8%	<b>8.5%</b>	3.1%	<b>6.9%</b>	<b>6.9%</b>	<b>9.1%</b>	<b>9.8%</b>	<b>8.3%</b>	<b>7.5%</b>
Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung	<b>13.6%</b>	<b>10.6%</b>	<b>18.8%</b>	<b>6.9%</b>	<b>6.9%</b>	<b>11.7%</b>	<b>9.4%</b>	<b>10.7%</b>	6.3%
Wissenschaft/Technik	4.5%	4.3%	<b>6.3%</b>	1.7%	<b>7.8%</b>	6.5%	<b>15.2%</b>	<b>6.6%</b>	5.3%
Natur/Umweltprobleme	2.3%	2.1%	<b>6.3%</b>	5.2%	5.9%	3.9%	3.7%	<b>6.6%</b>	5.3%
Private Hilfe/organisierte Solidarität	<b>8%</b>	<b>6.4%</b>	<b>9.4%</b>	1.7%	<b>11.8%</b>	3.9%	1.2%	5.9%	3.8%
Offizielle Situation Direktbetroffener	<b>10.2%</b>	<b>17%</b>	<b>15.6%</b>	5.1%	4.9%	6.5%	1.8%	<b>6.6%</b>	3.1%
Rückblick/Geschichte	1.1%	2.1%	3.1%	0%	0%	3.9%	1.8%	1.7%	3.1%
Versicherung/Entschädigung	1.1%	<b>6.4%</b>	0%	3.5%	0%	1.3%	2.4%	0.8%	3.0%
Unterhaltung/Prominenz/Kultur	3.4%	0%	0%	0%	2.9%	0.8%	3%	2.5%	2%
Medien/Medienkooperationen/Entwicklungen	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	2.5%	0.8%
Religion/Kirche	4.5%	0%	0%	1.7%	0%	1.3%	0%	2.5%	0%
Anderes Thema	0%	2.1%	0%	1.7%	2.9%	2.6%	3%	0%	0%
<b>Total (N* = 1197)</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 1197 Belegstellen entspricht dem Total aller Themenperspektiven je Ereignis (= N) mit maximal zwei codierten Themen je Artikel.

Ferner vermag stets die politische Perspektive die medialen Auseinandersetzungen im Katastrophenfall mitzuprägen. Verschiedene Untersuchungen haben Übereinstimmendes dokumentiert. Gerade in Zeiten von Katastrophen rücken die Medien den politischen Komplex im Prozess der Katastrophen-

bewältigung in den Vordergrund (vgl. Meier/Schanne 1996a). Zu den jeweils drei wichtigsten Themenbezügen zählen seit dem Hochwasser 1910 bis zu jenem von 1993 "Politische Reaktionen/Folgen/Gesetze" – wobei das Ereignis 1953 von dieser Aussage abweicht. Die vergleichsweise gering ausgefallene Vermittlung politischer Inhalte (6.3%) ergibt sich wohl im Zusammenhang mit ereignisbezogenen Merkmalen. Denn allein dieses Unwetter fand mit der Einstufung "sehr schwer", aber nicht "katastrophal" Berücksichtigung in dieser Studie. Hingegen lässt sich entlang der sachpolitischen Diskursdarstellung für die Ereignisse 1999 (6.7%), besonders augenfällig 2000 (2.5%) und ebenso für das Ereignis 2005 (10%) ein bemerkenswerter Bedeutungsverlust der Anteile politischer Berichte feststellen.

In dieser Hinsicht liefert die Akzentverschiebung, wie das Katastrophenthema in den Medien angegangen wird, Hinweise auf eine Entpolitisierungstendenz in der Katastrophenberichterstattung; eine Entwicklung, die durchaus in Konsonanz mit den diskutierten Folgeeffekten der Ökonomisierung des Mediensystems steht. Im selben Zeitraum kolorieren – wie bereits angesprochen – unterhaltende Human-Interest-Beiträge verstärkt das Katastrophengeschehen in den Zeitungen.

Daneben ist als ein fixer Bestandteil über den gesamten Untersuchungszeitraum, meistens unter den wichtigen Bezugsrahmen, der ökonomische Themenkomplex "Wirtschaft/Arbeit" zu finden. Das heisst: Die Wirtschaft und den Arbeitsalltag betreffende Gegebenheiten entfalten im Zeitverlauf eine vergleichsweise ausgeglichene Thematisierungskraft (zwischen 7 und 10%), abgesehen von der Katastrophe 1953, wo diese Betrachtungsweise unter die Randthemen fällt. Hierfür mag wiederum der Umstand der gesamthaft gering ausgefallenen Schadensbilanz eine Rolle spielen.

Ein weiteres, im Zeitverlauf konstant prägendes Themenfeld der Katastrophenberichterstattung betrifft den Aspekt "Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung", wobei dieser stark ereignisbezogene Bezugsrahmen im Zeitvergleich einen erkennbar unterschiedlichen Beachtungsgrad in den Medienberichten hervorrufen kann. Hohe Beachtung gegenüber anderen Themen fand dieser Aspekt bei den frühen Ereignissen 1910, 1953 und wieder 1993. Die aussergewöhnliche Positionierung als zweitwichtigstes Thema (11.7%) 1993 widerspiegelt wohl eine Spezifität des Ereignisses selbst. Die zerstörte Innenstadt in Brig führte zu erschwerten Bedingungen für Rettungsarbeiten. Da auch das Militär zum Einsatz kam, hat dieser Problemzusammenhang in den Medien eine durchaus höhere Beachtung erhalten.

Gegenüber den bislang beschriebenen Themenbereichen, die im Untersuchungszeitraum relativ konstant unter den sechs beachtenswerten Aspekten der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation fungieren, zeigen die Resultate weiter, dass der Themenbezug "Offizielle Situation Direktbetroffener" nur in den frühen Ereignissen 1910 (10.2%), 1927 (17%) und 1953 (15.6%) zu den wichtigen Berichterstattungsanlässen zählte. Bei den späteren sechs Ereignissen flauen der Informationswert zu sozialen Fragen und die vertiefte Auseinandersetzung mit der Betroffenenproblematik soweit ab, dass von einem Randthema in der Katastrophenberichterstattung gesprochen werden kann. Diese markante Zurückstufung lässt sich dadurch erklären, dass die sozialen Sicherheiten im Untersuchungszeitraum zugenommen haben und selbst in Unglückslagen greifen, sodass einstige Risiken wie Armut, Hunger, Krankheit etc. als Katastrophenfolge stark abgefedert worden sind. Umgekehrt spielt allerdings der Strukturwandel der Medien eine zentrale Rolle, dass aus der Presse weiterhin viel von Betroffenen und ihrem Leid zu vernehmen ist. Aufgrund einer Favorisierung marktfähiger Inhalte bleibt das Thema fortan aktuell im Rahmen der Betrachtung von Einzelschicksalen und emotional gefärbten Geschichten und Sensationsberichten unter dem Themenbereich "Human Interest". Beziehen wir nämlich die Entwicklung der Human-Interest-Themen ein, so verschiebt sich seit der Auflösung der parteinahen Presse die Medienaufmerksamkeit explizit in Richtung Human Interest. Das grössere Gewicht dieser Inhalte wirkt sich seit dem Ereignis 1978, wo zudem die Berichterstattung der Boule-

vardzeitung BK mitberücksichtigt ist, auf die mediale Betroffenheitskommunikation aus (vgl. Kap. 21).

Ein weiterer Themenbereich, der bei den älteren Ereignissen tendenziell als wichtig eingeschätzt wurde, dann aber ebenso an Stellenwert einbüsst, betrifft den Aspekt "Private Hilfe/organisierte Solidarität". Historisch konzentrieren sich diesbezügliche Inhalte augenfällig auf den Untersuchungszeitraum von 1910 bis 1953 – eng verbunden mit Risikorealitäten, die zugleich die Fokussierung auf die soziale Lage der Betroffenen mitprägten. Allerdings ist 1910 (8%) dieser Vermittlungsbedarf mit 7 Artikeln grösser als etwa 1927 oder 1953 mit jeweils 3. Dass "Private Hilfe/organisierte Solidarität" 1987 (11.8%) noch einmal überdurchschnittlich hohe Medienpräsenz erlangen, ist bemerkenswert. Bei diesen Mechanismen handelt es sich um einen Spezialfall. Zu diesem Zeitpunkt erklärt sich die Positionierung als dritthäufigster Diskussionsgegenstand durch die mediale Inszenierung eines Spendenskandals im Boulevardblatt BK. Damals enthüllte der BK, dass bei den aktuell eingegangenen Spendengeldern der "Glückskette" ohne Vermerk "Schweiz" die Hälfte ins Ausland fliessen. Da sich in Asien eine noch viel schlimmere Katastrophe ereignet hatte, löste die Boulevardzeitung mit der Skandalisierung der Informationspolitik und des intransparenten Verteilerschlüssels eine eigentlich Protestwelle unter den Spendenfreudigen aus (Zemp 2005: 120).<sup>412</sup>

Das eigentliche Überraschende ist aber, dass in der Regel die Zeitungen damals wie heute an vorderster Front an der Organisation und Initiierung von Hilfsmassnahmen mitwirkten und aufgrund des grossen Echos der Spendensammlungen<sup>413</sup> anzunehmen ist, dass breite Bevölkerungssegmente an diesen Vorgängen aktiv Anteil nahmen. Aber trotz dieses öffentlichen Stellenwertes erzielen die Themenbereich "Hilfe" sowie "organisierte Solidarität" insgesamt keine besonders hohe Bedeutung in der medienöffentlichen Kommunikation. Entsprechende Inhalte erscheinen grösstenteils in Form von Kurzmeldungen<sup>414</sup>. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts wurden auf diese Weise über Wochen hinweg eingegangene Spenden aus der Leserschaft namentlich abgedruckt. Ein stichhaltiger Grund für diese Zurückhaltung mag sein, dass innerhalb der Schweiz Solidarität in Form von Spenden in früheren wie aktuellen Katastrophenfällen als unhinterfragbare schweizerische Eigenart schlicht als selbstverständlich gilt, um diesen Aspekt ausführlich zu behandeln. Dazu kommt, dass die freiwillige Hilfe und heute professionell abgewinkelte Spendenkampagnen die eigentlich positive Seite im Katastrophenbewältigungsprozess darstellen. Insofern fällt der Thematik allenfalls auch aufgrund fehlender, attraktiver Nachrichtenwerte relativ wenig Beachtung in der Katastrophenberichterstattung zu – sofern sich keine Aussergewöhnlichkeiten ereignen<sup>415</sup>.

Ansonsten fällt im Zusammenhang mit der auf die soziale Problematik hin ausgerichtete Katastrophenkommunikation 1910, 1927 und auch noch 1953 auf, dass hier über die Problemperspektive "Schadensausmass/Folgen" kaum berichtet wurde. Erst im Zusammenhang mit der Katastrophe 1978 erzielt dieser Realitätszugang schlagartig eine hohe Berücksichtigung (15.5%). Damit wird das Zerstörungswerk der Katastrophe mit seinen negativen Folgen und Folgekosten zu einem Hauptthema (15.5%). Diese wesentliche Neujustierung der Medienaufmerksamkeit in Richtung "Schadensausmass/Folgen" 1978 liefert Hinweise darauf, dass in dieser Zeit eine neue Phase einer Sensibilisierung für Umweltrisiken in der Gesellschaft eintritt. In diesem Prozess sind bekanntlich ebenso Gefährdungswirklichkeiten der bedrohten Natur bzw. des technischen Fortschritts zu wichtigen öffentlichen Themen geworden. Schadenspotenziale, die zwar bei Hochwasserkatastrophen beständig als ge-

<sup>412</sup> Vgl. BK: 1.9.1987: 1/2: „Schweizer fühlen sich hintergangen!“ Gemäss den Enthüllungen des Boulevardblattes BK sind weitaus die meisten Radiohörer den klar der Meinung gewesen, dass die "Glückskette" nur für die Katastrophenbetroffenen in der Schweiz sammle. Wer aber keinen entsprechenden Vermerk auf dem Einzahlungsschein anbrachte, schenkte die Hälfte der Spende den Katastrophenopfern im Ausland. Die Schuld hierfür wird vor allem in der zuwenig oft erfolgten Ankündigung des Verteilmodus im Radio gesehen. „Nach Proteststurm: Glückskette gibt nach. Mehr Spendengeld bleibt in der Schweiz“ – lautet die Schlagzeile einen Tag später (BK, 2.9.1987: 2).

<sup>413</sup> Zu entsprechenden Angaben der eingegangenen Spenden bei Katastrophen in der Schweiz vgl. Pfister (2002b: 139 bzw. 242–245).

<sup>414</sup> Gemäss dem Konzept dieses Forschungsprojektes gehören Kurzmeldungen nicht zum analysierten Datenmaterial.

<sup>415</sup> Hingegen hat das Schweizer Fernsehen (SRF) das Thema entdeckt. Mittels Spenden-Galas und unter Beizug von Prominenten und Betroffenen lassen sich abendfüllende Unterhaltungssendungen mit hohen Einschaltquoten inszenieren.

sellschaftliche Beeinträchtigungen zutage treten, werden erst jetzt als Medienthema breit abgehandelt und dringen an die Öffentlichkeit. Wobei sich auch zeigt, dass sich die Medienaufmerksamkeit dafür relativ unabhängig von den jeweils effektiv festgestellten Schadenssummen im Mediendiskurs entwickelt<sup>416</sup>. Ein Auszug aus einem Bericht der NZZ (9.8.1978, S. 23/24) verdeutlicht, wie unter diesen veränderten gesellschaftlichen Umständen bei der Konfrontation mit dem Hochwasserereignis das "katastrophale Ausmass" mit Vorbehalten gegenüber dem Fortschritt beurteilt wird:

*„Diskussionsstoff im klassischen Überschwemmungsgebiet der Thur, [...] wo sich die Bauern-  
dörfer früher in den Schutz der nördlichen und vor allem der südlichen Hügelzüge schmiegt,  
dürften aber auch die neuen Siedlungen der beiden letzten Jahrzehnte in der Thurebene abgeben.  
Dass sich der korrigierte und durch Dämme gebändigte Fluss für einmal wieder als der Stärkere  
erwiesen hat, dürfte dem menschlichen Kultivierungsdrang in Zukunft noch verstärkte Bemühun-  
gen abnötigen – auch wenn katastrophensichere Verbauungen im Thurtal kaum je hundertpro-  
zentig sicher, in Normalzeiten bei den Naturschützern umstritten und nach Auskunft eines zür-  
cherischen Wasserbaufachmannes jedenfalls 'Dutzende von Millionen Franken' teuer sind.“*

Angesichts der Naturgewalten werden sowohl die katastrophalen Auswirkungen zivilisatorischer Eingriffe, das Versagen getroffener technischer Hochwasserschutzmassnahmen sowie die enormen Kosten bestehender Schutzanlagen erkannt. Gerade das Versagen der Technik angesichts der Naturgewalten und eine durch Menschen mitverursachte Zunahme des Risikos schaffen eine Legitimation für weitere "Kultivierung" – durchaus im Bewusstsein der Grenzen der technischen Machbarkeit dieser Schutzziele, ihrer Kosten und vorhandenen Interessensdivergenzen bezüglich der bisherigen Hochwasserschutzpraxis.

In der Berichterstattung zu den folgenden Katastrophen 1987, 1993, 1999 und 2000 steht die Berücksichtigung der Schadens- und Folgeproblematik tendenziell weniger im Mittelpunkt der Katastrophenkommunikation (zwischen 5 und 8%). Erst beim Extremereignis 2005, als allerdings das Schadensausmass mit 3 Milliarden jegliche bisherigen Vorstellungen übertrifft, richtet sich das Augenmerk nochmals ähnlich häufig (13.2%) wie 1978 auf diesen kritisch-negativen Themenkontext. Stehen hinter den medialen Darstellungen von Sachverhalten sowohl Fragen der Selektion als auch der Gewichtung der Inhalte, so ist an der Veränderung der Perzeption in den 1970er Jahren ersichtlich, dass in diesem Zeitraum die gesellschaftliche Konfrontation mit dem Risiko- und Schadenpotenzial und den negativen Folgen einsetzt. Einhergehend mit der erforderlichen Berichterstattung dazu, werden diese Problemaspekte bei Hochwassern der Bevölkerung überhaupt erst vor Augen geführt.

Was die Perspektive auf "Natur/Umweltprobleme" im Zusammenhang mit Unwettern betrifft, so erzielt dieser Fokus im Zeitverlauf stets Beachtung, wenn auch nur in bescheidenem Umfang je Ereignis. In der Themenwichtigkeit nimmt der Stellenwert 1953 bis 1999 tendenziell sogar ab. Wobei quantitativ gesehen die Auseinandersetzung mit umweltbezogenen Problemausprägungen innerhalb der Ereignisjahre 1987 und 2005 tendenziell öfters Anlass für Berichterstattung gibt. In je 6 Beiträgen 1987 (5.9%) und 1999 (3.7%), mit 8 beim Hochwasser 2000 (6.6%) und mit 25 Belegstellen 2005 (5.3%) ist dies der Fall. Diese Medienaktivitäten kommen vor dem Hintergrund des grossen Booms der Umweltthemen in den 1970er und 1980er Jahren zustande. Jedenfalls liefern umweltbezogene Kontextualisierungen bereits 1978 mit Artikeln wie beispielsweise „Die Thurüberschwemmung – keine Naturkatastrophe. Erkenntnisse der Landschaftskunde missachtet?“<sup>417</sup> oder bei der Unwetterkatastrophe 1987: „Kommt das Hochwasser, wenn der Bergwald stirbt?“<sup>418</sup> kritische Hintergrundberichte.

<sup>416</sup> Man könnte vermuten, dass die Zeitungen Schadensausmass und Folgekosten dann thematisieren, wenn die Katastrophen effektiv am meisten Schäden bzw. hohe Schadenssummen verursacht haben. Dieser Zusammenhang besteht nicht. Gemäss den vorliegenden Schadenstatistiken fallen die Kosten für die untersuchten Ereignisse etwa 1910, 1987, 1993, 2000 und 2005 deutlich höher aus als 1978.

<sup>417</sup> NZZ, 24.08.78: 32.

<sup>418</sup> TA, 26.08.87: 3.

Beeinflusst durch gesellschaftlich aktuelle Diskussionen erschliessen sich auch in den Medien andere Realitätsdimensionen von Naturkatastrophen und deren Ursachen.

Eine weitere Veränderung der Perspektiven kommt in der Zeitspanne von 1987 bis 2005 durch das System Wissenschaft bzw. wissenschaftlich-technische Informationen und Problemwahrnehmungen zustande. Was mit einer allgemein stärker gewordenen Deutungsmacht der Wissenschaft im öffentlichen Diskurs zusammenpasst (vgl. Kap. 18). Der Anteil von wissenschaftlich-technischen Aspekten vermag in gewissen Katastrophenfällen wie 1987 als vierthäufigster (7.8%) und 1999 sogar als zweitwichtigster (15.2%) Realitätszugang in die Berichterstattung einzufließen. Wissenschaftliche Fokussierungen standen bis anhin bei der Informationsvermittlung über Katastrophen nie derart im Vordergrund<sup>419</sup>. Über lange Zeiträume bis zurück zum Hochwasser 1910 hat der wissenschaftsbezogene Kontext auch noch 1978 insgesamt nur ganz am Rande eine Bedeutung inne. Die Zunahme der Wissenschaftsthemen reflektiert aber auch, dass die Problemwahrnehmung seit den 1980er Jahren komplexer wird. Dabei werden für die Beruhigung der Bevölkerung, aber auch zur Bewusstmachung von neuen Gefahren wissenschaftliche Sachverhalte anhand von Berechnungen, Datenreihen oder Szenarien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Umgekehrt wird in Verbindung mit solchen wissenschaftlichen und technologischen Beobachtungen die Aufmerksamkeit zunehmend auf die hintergründigen Strukturen der Katastrophenrealität gelenkt. So können wir annehmen, dass durch diese Berichterstattungsanlässe Naturereignisse anhand ausdifferenzierter Risikokonzepte als kollektive Erfahrungen in die gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktion integriert werden.

Bemerkenswert ist ferner der Vorstoss des einstigen Randthemas "Zukunftserwartungen" in den Katastrophen 2000 (12.4%) und 2005 (7.9%) unter die prominenten Bezugsrahmen der Katastrophenberichterstattung. Diese vorausschauende Schwerpunktsetzung in der Risikobewertung sowie zugehörige Trendvermutungen im Falle zukünftiger Entfesselungen der Naturgewalt als Grundlage der Risikovorsorge machen allgemein Risikoaspekte als Sach- und Bewertungsfragen neu zum Diskussionsgegenstand. Zeitlich beginnt dieser Vermittlungsbedarf seit dem Ereignis 1987 überhaupt eine Rolle zu spielen. Die 1980er Jahre als Hochphase der schweizerischen Umweltdebatte bringen eine allgemein grosse Sensibilisierung für zivilisatorische Risiken mit sich. Es ist auch die Zeit der einsetzenden Politisierung des Klimawandels auf nationaler, internationaler und globaler Ebene. Im Detail betrachtet formt diese thematische Differenzierung durch eine vorausschauende, probleminduzierte Zugangsweise zu Naturgewalten zu rund 5% bereits 1987, 1993 sowie 1999 die gesellschaftliche Katastrophenwirklichkeit mit. Die zunehmende Thematisierung der Zukunft überrascht insofern nicht, wenn man sich die damalige Prominenz des zeitdiagnostischen Begriffes "Risiko" bzw. "Risikogesellschaft" in der Öffentlichkeit spätestens seit 1986 nochmals in Erinnerung ruft. Vorausschauende Risikokonzepte sind Ausdruck der veränderten Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster bzw. neuer Ansprüche an Sicherheit, die seither sowohl die wissenschaftliche, politische und öffentliche Agenda prägen und somit auch die Berichterstattung über Naturereignisse (vgl. Zemp 2005: 121).

Schaut man sich im Zeitverlauf hingegen jene weiteren Themenbereiche an, die innerhalb der Katastrophenberichterstattung nur einen geringen Informationswert haben, dann gehört der Aspekt "Religion/Kirche" ausser 1910 (4.5%) zu den beinahe ausgeschlossenen Kontexten in den folgenden Ereignisjahren. Auch nur vereinzelt Anreiz für Berichterstattung, aber ohne sichtliche Kontinuität oder Prägnanz vertreten, ergibt sich für die Themendimension "Versicherung/Entschädigung", "Rückblick/Geschichte" sowie "Unterhaltung/Prominenz/Kultur". Letztere trägt zusammen mit dem weit höheren Stellenwert von vielen Human-Interest-Beiträgen zumindest seit den 1980er Jahren für eine unterhaltende Darstellung von Katastrophen bei. Im Weiteren deutet sich erst im neuen Jahrtausend an, dass medienbezogene Handlungs- und Wirkungszugänge ("Medien/Medienkooperationen/Entwicklungen") erstmals von den Zeitungen aufgegriffen werden. Dies ist ein Hinweis auf eine weitere

<sup>419</sup> Insgesamt waren wissenschaftlich-technische Fokussierungen mit vier Belegstellen 1910, zwei 1927 und 1953 sowie einer 1978 vertreten. Es folgen acht 1987, fünf 1993 und dann 25 für 1999, acht 2000 und 27 Thematisierungen 2005.

Ausdifferenzierung des Themenfeldes, wo das Mediensystem durch Selbstthematisierung seiner Funktionslogik in Katastrophen Anlass gibt, zumindest am Rande darüber zu berichten.

## Fazit

Aus den bisherigen Befunden ist offensichtlich geworden, dass Massenmedien, die über Katastrophen schreiben, im Verlaufe der Zeit andere Aspekte solcher Bedrohungserfahrungen in den Vordergrund stellen. Vor dem Hintergrund der ökologischen Wende seit den 1970er Jahren und der mit diesem Wandel einsetzenden gesellschaftlichen Risikodiskurse um Umwelt- und Technikfolgen verändern sich die thematischen Bezugsrahmen und somit die inhaltliche Ausgestaltung der Katastrophenberichterstattung in der Zeitspanne von 1978 bis 2005 deutlich. Dagegen waren es in früheren Katastrophen vor allem die sozialen Erschütterungen der Lebenssituation und Existenzgrundlage der Betroffenen, worauf sich der Fokus der Medienthematisierung richtete.

Um die wesentlichen diskrepanten Entwicklungen im Untersuchungszeitraum zu konkretisieren, bietet es sich als nächstes an, entlang von Zeitphasen gesellschaftlich relevante Sichtweisen auf das Katastrophengeschehen und diesbezügliche Veränderungen zu beobachten. Auf dieser Basis lässt sich deutlicher aufzeigen, wie sich Katastrophenrealitäten grundlegend wandeln und u. a. differenziert haben.

### 16.3 Themenperspektiven während unterschiedlicher Phasen des ökologischen Bewusstseins: 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005

Das vorliegende Datenmaterial zu den verschiedenen Themen, in denen die neun Unwetterkatastrophen in der Medienberichterstattung eingebettet waren, wurde entlang von drei Zeiträumen zusammengefasst. Diese Analyse erlaubt es, Veränderungen im Stellenwert von Einzelthemen über zentrale Zeitphasen genauer zu betrachten. Um allfällige Wendepunkte im Zusammenhang mit der Umwelt- und Risikosensibilisierung seit den 1970er Jahren zu bestimmen als auch Effekte des Medienwandels, welche die allgemeine Entkoppelung der Presse von ihren politischen Wurzeln seit den 1960er Jahren und der Aufstieg kommerzieller Zeitungen mit sich bringt, zu präzisieren, dann ist es sinnvoll, eine erste frühe Teilphase der Katastrophenthematisierung von 1910 bis 1953 von derjenigen von 1978 bis 2005 zu unterscheiden. Vor dem Hintergrund, dass der Klimadiskurs die mediale Kommunikation über Naturkatastrophen im Übergang zum 21. Jahrhundert auch quantitativ vorantreibt (vgl. Resonanzanalyse), der Klimawandel in der Schweiz nach den Erkenntnissen von Tappeiner (2004: 75) erst nach Mitte der 1990er Jahre zu einem bedeutenden Thema in der Medienöffentlichkeit aufsteigt, dann lassen sich die neun Katastrophen entlang folgender drei Zeitperioden bündeln: 1. Phase 1910–1953 mit insgesamt 167 Themenvergaben, 2. Phase 1978–1993 mit 237 Themenvergaben und 3. Phase 1999–2005 mit insgesamt 793 Codierungen (vgl. Tabelle 15).

Mit Blick auf die Verschiebung von Themenperspektiven als Indikatoren des sozialen Wandels fallen zwei wesentliche Veränderungen als erstes ins Auge: Während für die Zeitphase 1910–1953 die Schwerpunktthemen vor allem entlang der Problemperzeption "offizielle Situation Direktbetroffener" (13.2%) und "Private Hilfe/organisierte Solidarität" (7.8%) kumulieren, so verlieren diese sozial geprägten Betrachtungsweisen im Lauf der Zeit massgeblich an Stellenwert. In diesem Zusammenhang verliert auch der ereignisbezogene Aspekt "Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung" über den Untersuchungszeitraum deutlich an Thematisierungskraft.



**Tabelle 15: Relevante Themen der Hochwasserberichterstattung in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) im Vergleich über drei Zeitperioden 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005**

	1910–1953 N = 167		1978–1993 N = 237		1999–2005 N = 793		Total N* = 1197
Allgemeiner Katastrophenverlauf	18.6%	31	12.7%	30	13.7%	109	170
Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze	13.8%	23	15.6%	37	8.2%	65	125
Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung	13.2%	22	10.1%	24	7.5%	60	106
Offizielle Situation Direktbetroffener	13.2%	22	5.5%	13	3.4%	27	62
Private Hilfe/organisierte Solidarität	7.8%	13	6.75%	16	3.5%	28	57
Wirtschaft/Arbeit	6.6%	11	7.6%	18	7.7%	61	90
Human Interest	6.6%	11	8%	19	15.3%	121	151
Wissenschaft/Technik	4.8%	8	5.9%	14	7.5%	60	82
Natur/Umweltprobleme	3%	5	5.1%	12	5.2%	41	58
Schadensausmass/Folgen	2.4%	4	8.9%	21	10.2%	81	106
Versicherung/Entschädigung	2.4%	4	1.3%	3	2.5%	20	27
Religion/Kirche	1.8%	3	0.8%	2	0.4%	3	8
Rückblick/Geschichte	1.8%	3	1.3%	3	2.6%	21	27
Unterhaltung/Prominenz/Kultur	1.8%	3	1.7%	4	2.4%	19	26
Zukunftserwartungen	1.2%	2	4.2%	10	7.9%	63	75
Medien/Medienkooperationen/Entwicklungen	0%	0	0%	0	0.9%	7	7
Anderes Thema	1.2%	2	4.5%	11	0.9%	7	20
<b>Total (N* = 1197)</b>	<b>100%</b>	<b>167</b>	<b>100%</b>	<b>237</b>	<b>100%</b>	<b>793</b>	<b>100%</b>

N\* mit 1197 Belegstellen entspricht dem Total aller Themenperspektiven je Zeitperiode (=N) mit maximal zwei codierten Themen je Artikel.

Mit dieser zurückgedrängten Perspektive auf relevante Problembereiche Direktbetroffener bereits in der Zeitperiode 1978–1993 gewinnen in Reaktion auf Naturkatastrophen Inhalte zum Diskussionsgegenstand "Schadensausmass/Folgen" (8. 9%) überdurchschnittlich stark an Bedeutung. Ebenso ist im Lichte der Verschiebung der inhaltlichen Ausgestaltung der Katastrophenkommunikation das Thema "Zukunftserwartungen" für die jüngsten Ereignisse (1999–2005) unter die häufig angesprochenen Problemperspektiven aufgestiegen. Stellt man zudem in Rechnung, dass innerhalb dieser neuen Thematisierung die wissenschaftlich-technische Seite (7.5%) als auch der Einbezug von "Natur/Umweltprobleme" (5.2%) in der jüngeren Gegenwart tendenziell häufiger als Berichterstattungsthema aufgegriffen werden als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so tragen diese Themen, sobald man den Blick auf den Gesamteindruck der Themenstrukturierung der Berichterstattung lenkt, zur gesellschaftlichen Erschliessung neuer Realitätszugänge bei. Zusätzlich ist ein quantitativer Wandel in Form einer erhöhten Resonanz und eines ausserordentlich intensiver werdenden Eingangs dieser Themen in die Berichterstattung zu erkennen. Vor allem betrifft dies die Zeitphase 1999–2005. Das zeigen die absoluten Zahlen. Beispielsweise findet die Dimension "Natur/Umweltprobleme" in der Periode 1999–2005 mit 41 Beiträgen rund dreieinhalbmal häufiger Eingang in die medienöffentliche Katastrophenkommunikation als 1978–1987. Für das Thema "Schadensausmass/Folgen" mit 81 Beiträgen ergibt sich rund viermal mehr Medienaufmerksamkeit.

Hingegen verliert in der jüngsten Zeitphase 1999–2005 der politische Themenkontext "Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze" (8.2%) seine vormals überragende Stellung bzw. Thematisierungskraft. Dieser unterliegt in der Aufbereitung des Katastrophenthemas einer offensichtlich verschärften Konkurrenz mit unpolitischen Inhalten. Das heisst: Aufgrund einer Favorisierung marktfähiger Themen stehen im Mittelpunkt der Medienaktivitäten 1999–2005 neuerdings Human-Interest-Themen. Tabelle 15 zeigt, dass in der jüngsten Periode solche Alltags- und Schicksalsberichte allein 15.3% aller 739 Themenangebote auf sich vereinigen und sich als das zentrale Hauptthema positionieren. Dieses prägte vormals nur zu 6.6% (1910–1953) in der traditionellen Sicht der parteinahen Presse bzw. zu 8% (1978–1993) unter kommerzieller Ausrichtung des Journalismus das Medienbild von Katastrophen mit.

Schon durch diese einschneidende Konzentration – insbesondere auf die Betrachtung von Einzelschicksalen Betroffener – verändert sich aufgrund der Sensationsmache die Katastrophenrealität in den Medien. Diese Entwicklung steht im Einklang mit den Folgen der Ökonomisierung des Mediensystems, wodurch die Zeitungen immer mehr Wert darauf legen, das als besonders berichterstattungswürdig zu halten, was bei den LeserInnen gut ankommt. Hierzu ist festzustellen – ohne an dieser Stelle Spezifitäten der Themenstruktur einzelner Zeitungen im Detail zu diskutieren – dass der politische Themenbereich tendenziell in allen vier Zeitungen im Zeitfenster 1999–2005 in den Hintergrund gerückt ist. Hingegen wird dieser politische Bezugsrahmen in den vier Zeitungen – wie später noch zu zeigen ist – in sehr unterschiedlichem Ausmass durch sogenannte "Sozio-Dramen" bzw. Human Interest ersetzt.

## Fazit

Anhand der Themenselektion, wie die Zeitungen über Katastrophen berichten, zeigen sich deutliche Veränderungen des inhaltlichen Bezugsrahmens, sodass das Themenprofil auf eine neuartige Komplexitätswahrnehmung von Naturkatastrophen schliessen lässt. Die Problematik "Naturkatastrophe" erfährt offenkundig im Zuge der Umweltsensibilisierung und mit dem Aufkommen ökologischer Fragen einen historisch tiefgreifenden Wandel. Und insbesondere verändert sich auch die Wirklichkeit von Katastrophen für die Öffentlichkeit, weil durch diese Impulse die Medienschaffenden massgeblich anderen Problemperzeptionen Platz geben. Diese Akzentverschiebung zeigt sich seit den 1970er Jahren in der Vermittlung von Informationen zur Schadens- und Folgeproblematik – insbesondere 1978 –, die im Unterschied zur Zeitphase zuvor nun in den Medieninhalten als Diskussionsgegenstand wichtig werden.

Hier zeigt sich an der Aufmerksamkeit, die dem Schadensausmass plötzlich zukommt und mit "Naturkatastrophe" stets verbunden ist, die abnehmende Akzeptanz des Zerstörungspotenzials sowie des bisherigen Schutzes. Die Medienpräsenz dieses Ereignisaspektes kann durchaus die Nachrichtenlogik kommerzialisierter Medien begünstigt haben. Denn Schaden und grosse Konsequenzen spielen in der Auswahl relevanter Themen für die Positionierung im Publikums- und Werbemarkt eine bedeutende Rolle.

Die leicht höhere Gewichtung der Berichterstattungsthemen in Richtung Natur- und Umweltprobleme<sup>420</sup>, wissenschaftlich-technische Sachverhalte und zudem die überhaupt erst in den 1980er Jahren aufkommende Dimension "Zukunftserwartungen" mit vorausschauenden Risikobewertungen als Grundlage der Katastrophenvorsorge und -bewältigung sind Ausdruck für neu verfügbar gewordene Perspektiven auf das Katastrophengeschehen. Die Zunahme der Wissenschafts- und Technikthemen reflektiert aber auch, dass die Problemwahrnehmung seit den 1980er Jahren komplexer wird. Analysen, Datenreihen, Berechnungen, wissenschaftliche Szenarien und Expertenstatements können sowohl Risiken überhaupt erst gesellschaftlich sichtbar machen wie auch das Bewusstsein dafür stärken. Entsprechend passen diese ersten Befunde einer historischen Umbruchphase in der Wahrnehmung von Naturkatastrophen bereits gut zu den angestellten Überlegungen betreffend eines gesellschaftlichen Ausrationalisierungsschubs, wie das gemäss Hypothese 1a postuliert wird.

Gleichwohl wird die Katastrophenberichterstattung nicht politischer, sondern es findet im Gegenteil eine Entpolitisierung der Berichterstattung statt. Dies zeigt sich darin, dass insbesondere seit den späten 1990er Jahren die RezipientInnen reichhaltiger mit Human Interest versorgt werden als mit politischen Aspekten zum Katastrophengeschehen. Betroffenen-affine Problembereiche, die bis Mitte des 20. Jahrhunderts die Katastrophenwahrnehmung zu guten Teilen geprägt haben, sind zwar unwichtig geworden. Hingegen werden mit der Kommerzialisierung der Medienlandschaft entsprechende Inhal-

<sup>420</sup> Dass aufgrund von Ereignisorientierung der Medien Umweltthemen in der Berichterstattung weitgehend Reaktionen auf eingetretene Katastrophen sind, wird in der Forschungsliteratur vielfach festgestellt.

te primär in Form von emotional gefärbten Geschichten um einzelne Betroffene und ihre Notlage produziert. Dieser Blickwinkel wird umso wichtiger, je stärker im Journalismus die Befriedigung der Käuferschaft des Produktes Bedeutung gewinnt.

Klar ist jetzt schon, dass die Selektionskriterien des ausdifferenzierten Mediensystems im Unterschied zu jenen der traditionellen Presse eine zentrale Rolle spielen für die ausgesprochen hohe Aufmerksamkeit, die Katastrophen gegenwärtig zukommt: eben weil die Medien selbst entlang von vielen Human-Interest-Berichten die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenken.

Anhand weiterer Feinanalysen wird es möglich werden, diese vorerst grobe Annäherung an den Untersuchungsgegenstand zu spezifizieren.<sup>421</sup> In einem nächsten Schritt ist zu identifizieren, auf welche Ursachen die neun Unwetterkatastrophen in der Medienkommunikation jeweils zurückgeführt wurden.

---

<sup>421</sup> Es ist naheliegend, dass die untersuchten Zeitungen im Falle einer Naturkatastrophe die Auswahl und Gewichtung der angesprochenen Ereignisaspekte und aufbereiteten Themen gemäss ihren eigenen Kriterien und je nach Massgabe ihrer weltanschaulichen Orientierung vornehmen. Diesbezügliche Befunde können hier nicht umfassend aufgeführt werden. Doch bezüglich der medienspezifischen Wahrnehmungshorizonte bestätigen sich grundlegende Kontingenzen, welche die Grundgestalt des Themenspektrums von Boulevardzeitungen und qualitätsbedachten Zeitungen charakterisieren. Ausser der spezifischen Toppriorität der Human-Interest-Themen als klarster Indikator der Katastrophenberichterstattung in der Boulevardpresse prägt hier zudem vorwiegend das tagesaktuelle ereignisbezogene Geschehen die mediale Katastrophenwirklichkeit mit. Die Leserschaft wird neben der eher sozial eingefärbten wie sensationorientiert hervorgehobenen Perspektive auf Betroffene über ereignisbezogene Darstellungen der Lage auf dem Laufenden gehalten. Dem entsprechend distanzieren sich Qualitätszeitungen vom Boulevard auch durch die häufigere Einbettung der Risikoerfahrung in komplexe, prozesshafte Zusammenhänge, was sich auf ein allgemein breiteres Themenrepertoire in ihrer Berichterstattung auswirkt. Auch die Aspekte des Politischen wie ökonomische Problemperspektiven sind insgesamt häufiger in Qualitätsmedien thematisiert.

## 17 Deutungsmusteranalyse 1910–2005: Debatten um Ursachen und Verursacher der Hochwasserkatastrophen

Auf den ersten Schock über die Zerstörung durch eine "hereinbrechende" Naturkatastrophe folgt in der Regel die Frage nach den Ursachen respektive Verursachern. Die Ursachen, die den neun Unwetterkatastrophen zwischen 1910 und 2005 in der Medienkommunikation zugeschrieben wurden und die Art der Erklärungsansätze, auf denen diese beruhen, stehen im Mittelpunkt der folgenden Auseinandersetzung. Wobei es auch darum geht, anhand der Geltungskraft probabler Deutungsmuster von Wetterextremen zur Bedrohungsperzeption in der Schweiz sowie deren Wandel über die Zeit vorzudringen, um daraus Schlüsse zu Risikosensibilitäten und zum Risikobewusstsein ziehen zu können.

Wie im vorangehenden Kapitel 16 auf der Ebene der Themenbezüge gesehen, rückten neue Perspektiven auf das Unwettergeschehen ins Blickfeld, als in den 1970er Jahren in konfliktreichen Prozessen die gesellschaftliche Sensibilisierung für die "bedrohte Natur" einsetzte. Durch entsprechend wissenschaftlich abgestützte sowie moralisierende Problem diskurse in den Medien wurde die konkrete Bedrohung verschiedener Umweltprobleme der Gesellschaft nahegebracht. Die inhaltliche Verlagerung und Differenzierung der medialen Thematisierung von Unwetterkatastrophen unterstreicht bereits, dass sich in den öffentlichen Reaktionen und Diskursen deren Wahrnehmung erkenntnismässig erweitert und wissenschaftsmässig differenziert hat. Es ist daher aufschlussreich, diese ersten Befunde zu einer historischen Umbruchphase in den massenmedialen Wahrnehmungs- und Beobachtungshorizonten von Katastrophen mit den jeweiligen Erklärungsmustern zu vergleichen, mit denen die neun Unwetter von 1910 bis 2005 gesellschaftlich in Zusammenhang gebracht wurden. Hinsichtlich der Frage nach den Ursachen der Katastrophe kommt den Medien eine wichtige Transmitterrolle zu, wenn Behauptungen zu problematischen wie entproblematisierenden Sachverhalten zu solchen Risikoerfahrungen aufgestellt werden.

Gemäss Hypothese 1a wird vermutet, dass im Zuge eines Rationalisierungsprozesses Naturkatastrophen in der Öffentlichkeit des 20./21. Jahrhunderts verstärkt in konkreten Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und in komplexeren innergesellschaftlichen Bezügen wahrgenommen werden, während ganzheitliche Erklärungsversuche, die auf Sünde oder schicksalhafte Begebenheiten verweisen, zurückgedrängt werden. Diese aufgeklärt-wissenschaftlichen Gefährdungskonzepte erhöhen als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung die Wahrnehmung von Risiken in der Gesellschaft. In der Folge können bei der Beurteilung von akuten Naturbedrohungen Verantwortlichkeiten und somit Schuldige nicht mehr prinzipiell ausgeschlossen werden.

Eine Antwort auf diese These gibt die Rekonstruktion der Positionsbezüge jener Akteure, die mit ihren Vorstellungen zu den Ursachen Medienaufmerksamkeit erreichen und somit Einfluss auf die gesellschaftliche Wirklichkeit dieser Naturgewalten nehmen konnten. In einem ersten Schritt beleuchtet eine Grobkategorisierung der Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster die ihnen zugrunde liegenden Weltanschauungen und die Gefährdungskonzepte, die zu ihnen zählen (Kap. 17.1). Anschliessend werden die Verständnisweisen der Schadenslagen (Kap. 17.2) und jene der wetterbedingten Ursachen (Kap. 17.3–17.4) gesondert präsentiert.

### 17.1 Natur, Gott, oder...? – der fortgesetzte Entzauberungsprozess der Naturkatastrophe

Hinsichtlich der Deutungsangebote für katastrophale Naturereignisse haben bekanntlich erst die Erkenntnisse, die verschiedene wissenschaftliche Disziplinen erworben haben, es ermöglicht, diese als Folgen benennbarer natürlicher Prozesse und menschlicher Aktivitäten zu verstehen. Im magisch-

mythischen wie im religiösen Weltbild erscheinen ungewöhnliche Naturphänomene weitgehend ausserweltlichen Kräften gehorchend und als unvermeidbar und unvorhersehbar (Kap. 9.1). Mit Hilfe einer Analyse der Wahrnehmungsmuster entlang dieser geschichtsrelevanten Varianten des Weltbildes und den dazugehörigen Gefährdungskonzepten (Tabu, Sünde, Risiko) und divergierenden Naturverständnissen lassen sich die Logiken erkennen, nach welchen die Auslegung der untersuchten Katastrophen jeweils erfolgt ist. Gemäss Hypothese 1a gibt der rationalistische Weltbezug Hinweise darauf, wie weit in der modernen Schweiz die notwendigen Voraussetzungen verbreitet sind, in Zeiten der Not Naturereignisse mit Bezug auf Sachwissen um benennbar natürliche Prozesse und in Orientierung an den unterschiedlichen Aktivitäten des Menschen bzw. auf Verantwortung und Schuld zu plausibilisieren. Entsprechend macht die Orientierung an magischen und religiösen Erklärungen den Verlauf des Säkularisierungsprozesses in der fortgeschrittenen modernen Welt zugänglich.

Insgesamt sind 2334 Aussagen zusammen mit den journalistischen Quellen in den 619 Zeitungsartikeln erfasst worden, die Deutungen zur Schadens- und Ereignisursache enthielten. Falls vorhanden, konnten pro Zeitungsartikel bis maximal fünf Deutungsmuster erfasst werden.

Betrachten wir zuerst in einer Übersicht den Stellenwert vormoderner Erklärungsmuster. Innerhalb dieser Konzepte der Weltbetrachtung haben dementsprechend magisch-mythisch oder religiöse Kräfte unmittelbar Leid und Zerstörung geschickt.

**Tabelle 16: Wahrnehmung der Schadens- und Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach vormodernen magischen, religiösen sowie rationalen Deutungsrahmen der Moderne mit dem Gefährdungskonzept "Risiko"**

Deutungsrahmen und Gefährdungskonzept	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
MAGISCH: Tabu	9.7%	19.6%	5.6%	6%	3%	3.4%	0.7%	12.9%	2.8%	5.2%
	17	18	4	6	4	4	2	36	31	122
RELIGIÖS: Sünde	2.9%	4.3%	4.2%	3%	0.75%	5%	1.1%	4.6%	0.3%	1.8%
	5	4	3	3	1	6	3	13	3	41
RATIONAL: Risiko	87.4%	76.1%	90.1%	91%	96.2%	91.6%	98.2%	82.5%	96.9%	93%
	153	70	64	91	127	109	264	231	1062	2171
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	<b>175</b>	<b>92</b>	<b>71</b>	<b>100</b>	<b>132</b>	<b>119</b>	<b>269</b>	<b>280</b>	<b>1096</b>	<b>2334</b>

Zwar dominiert die "rationale" Sichtweise von Anfang an ganz klar die Auslegung der neun Katastrophen. Aber es fällt auf, dass selbst im aufgeklärten Weltbild der modernen Schweiz vormoderne magische und religiöse Erklärungsmuster weiterhin vertreten und bis ins 21. Jahrhundert erhalten geblieben sind. Allerdings machen "magische" Interpretationen, die Katastrophen mit Verweis auf figurale, mythische wie schicksalhafte Kräfte deuten, insgesamt nur noch geringe Anteile (5.2%) aus<sup>422</sup>. Ihre Erklärungskraft im Rahmen der Ursachenanalyse liegt zwischen 0.7% (1999) und 19.6% (1927). Noch seltener zirkulieren "religiöse" Auslegungen (1.8%). Solche Positionsbezüge, welche die Verheerungen als explizit gottgegeben und als Resultat eines durch die Naturkräfte strafenden Gottes werten, prägen ereignisbezogen nur noch zwischen 0.3% (2005) und 5% (1993) das Argumentarium mit.

Insgesamt überwiegen auf breiter Basis aufgeklärte, naturwissenschaftliche Denkansätze den Katastrophenbegriff. Mit Blick auf vormodernen Anschauungen entlang unserer Zeitreihe ergeben sich präzisere Hinweise darauf, wie sich diese moderne Perspektive auf Katastrophenwirklichkeiten im sozialen Wandel insgesamt noch weiter verfestigen konnte.

Reste fatalistischer und religiöser Erklärungen und Bewertungen im Sinne von "Tabu" und "Sünde" vermochten noch deutlicher in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Ursachendiskussion

<sup>422</sup> Zur Dominanz magischer bzw. mystifizierender Ansichten ist anzumerken, dass schicksalsgläubige Aussagen nicht der religiösen Deutungskategorie zugewiesen wurden. Anhand solcher Deutungen lässt sich letztlich nicht klären, ob der Bezug zu aussermenschlichen Fügungsmächten auf christlichem Gedankengut basiert.

zu bestimmen. Am deutlichsten nach dem Hochwasser von 1927 (23.9%), als rund jede vierte Aussage an "religiöse" oder "magische" Vorstellungen anknüpft. In den Reaktionen auf das Landesunglück von 1910 (12.6%) trifft dies auf rund jede achte Äusserung zu. In späteren Katastrophen verlieren diese vormodernen Vorstellungen und die damit verbundene Zurechnung für Schuld an übermenschliche Instanzen noch mehr an Erklärungskraft in der Katastrophenberichterstattung. Bereits 1953 wird in den Pressemitteilungen in über 90% der Aussagen innerhalb rationaler Denkansätze argumentiert und entsprechend das Gefährdungskonzept "Risiko" zum Bezugspunkt. Beim Unwetter von 1999 (98.2%) sind die Erklärungen fast ausschliesslich "rational". Diese Art der Argumentationen haben Restbestände vormoderner Denkgebilde weiter aus der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation zurückgedrängt.

Allerdings lässt sich beim Folgeereignis 2000 beobachten, dass fallweise transzendente Realitätsdeutungen wieder stärker in der Katastrophenberichterstattung zu Geltung kommen können. Sie werden hier mit einem Anteil von rund 18% in den Ursachenbeschreibungen wieder gegenwärtig. Sogar "religiöse" Erklärungen haben 2000 (4.6%) mehr Gewicht als in den Jahren 1910, 1927 und 1953, was insofern erstaunt, wenn man sich vor Augen hält, wie stark das Leben zumindest in der ländlichen Schweiz bis in die 1950er Jahre noch von Religion geprägt war. Dieses aussergewöhnliche Bild, das sich hier in der medialen Ursachenklärung ergibt, lässt sich aus spezifischen Kontextbedingungen dieses Ereignisses verstehen.

Da einerseits das Unwetter mit 13 Toten aussergewöhnlich viele Opfer forderte und sich zudem im Kanton Wallis abspielte, also einer noch heute stark im Katholizismus verwurzelten Region, andererseits "magisch" und "religiöse" Deutungsmuster überproportional häufig durch die Boulevardpresse vermittelt werden<sup>423</sup>, tragen wohl verschiedene Faktoren zu dieser aussergewöhnlichen Betonung der ausserweltlichen Bedingtheit in der Medienvermittlung bei.

In der zweifellos viel stärker kirchlich geprägten Schweiz des frühen 20. Jahrhunderts hatte die Frage, ob "Gott" oder "die Natur" den Menschen zusetzen, einen anderen Stellenwert als heute und wirkte sich auf die kirchliche Sozialdisziplinierung der Leute aus. Hält man sich vor Augen, welche frühen Vorstellungen sich hinter dieser christlich-religiösen Form der Katastrophenwahrnehmung und der daraus resultierenden Bewältigung Anfang des 20. Jahrhunderts verbergen, so lässt sich erkennen, was damals das Bewusstsein und den Alltag mancher Menschen noch immer bewegt hat. So liefert etwa im katholisch-konservativen VA vom 26. Juni 1910 das „patriotische und überzeugende Kanzelwort“ die religiöse Deutung. Die Katastrophe gab Anlass, in der Hofkirche Luzern die göttliche Vorsehung zum Thema der Predigt zu wählen. Das VA greift vergeltungstheologische Erklärungen der Predigt auf: Die Naturgewalt gebe „Zeugnis, dass die Naturgesetze über uns stehen und dass ein Höherer hinter den Naturgesetzen steht“. Mit dem geführten Beweis der göttlichen Vorsehung und dass wir nicht „die Herren dieser Gesetzte sind“, ist der Mahnruf verbunden: „Seid bescheiden, seid demütig!“ Diese theologische Deutung mit nachträglichem moralischem Appelldarakter weist auf die damalige Opposition der Kirche gegen die irreversible Ausweitung eines aufgeklärten Weltbezuges hin. Entsprechend moralisch ertönt denn auch die Kritik an einem rein kognitiven Weltbezug und der Naturbemächtigung, „auch wenn [...] die menschliche Intelligenz, besonders die Naturwissenschaft und Technik, schon [G]rossartiges geleistet“ habe<sup>424</sup>. Dieses Spannungsfeld der Religion gegenüber der Wissenschaft wirkt sich auf die kirchliche Sozialdisziplinierung der Leute aus. So mündeten damals religiöse Erklärungen etwa in Aufforderungen zu religiösem Ernst und sittlicher Besserung. Demgegenüber werden in jüngerer Zeit "Gott" und das "Schicksal" häufiger bloss metaphorisch bemüht (vgl. Zemp 2005: 126).

<sup>423</sup> Mehr als die Hälfte (54%) der Deutungsmuster mit Verweis auf aussermenschliche Verantwortung stammen aus der Boulevardpresse. Daneben ist es der Tages-Anzeiger, der zu rund einem Drittel (31%) diese Auffassung vermittelt.

<sup>424</sup> VA, 26.6.1910: Nr.146/Bl. 3.

## Fazit

Mit Blick auf die kausale Deutung von Unwetterkatastrophen in einer durch die Moderne durchdrungenen Schweiz im 20./21. Jahrhundert zeigt sich bezüglich der Orientierung an vormodernen hin zu modernen, rationalen Zugängen zu Katastrophenrealitäten, dass diese nicht einfach in klar abgrenzbaren Zeitabschnitten auftreten. Zwar hat eine rationale und durch die Lenkung von Risiko als Gefährdungskonzept geprägte Wahrnehmung bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts klar dominiert. Doch findet auch der Rückgriff auf mythische und religiöse Erklärungsansätze statt und hierdurch ein durch Tabu bzw. Sünde geprägtes Gefahrenbewusstsein. Zumindest in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts behielten in der Konfrontation mit unvorhersehbaren Verheerungen und Leid durch die Natur diese älteren und wenig aufgeklärten Denkschemata ein gewisses Gewicht. Schliesslich verdrängen dann sukzessive realitätsgerechtere Argumentationen für die Naturgewalten Empfindungen von Schicksal und Fügung oder gar gottgegebener Zeichen aus dem medienöffentlichen Diskurs. Es bestätigt sich, dass folglich mit der katalytischen Wirkmächtigkeit einer primär entzauberten und rationalen Sicht auf die Natur und ihrer Bedrohlichkeit das gesellschaftliche Katastrophenbild im soziohistorischen Prozess des 20. Jahrhunderts einen Wandel durchläuft. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, dass das moderne Gefährdungskonzept "Risiko" noch weiter internalisiert wird. Mit diesem veränderten Urteilsvermögen wird das Wissen um naturgegebene und auch soziale Bedingtheiten der zerstörerischen Wirkung von Naturkatastrophen für das gesellschaftliche Denken und Handeln noch bestimmender.

Doch können bei spezifischen Ereigniskonstellationen, wie das bei der opferreichen Katastrophe von 2000 der Fall scheint, rationale Erklärungen auch heute noch eine eingeschränkte Überzeugungskraft besitzen. Doch trotz erhöhter Diffusionschancen von religiösen oder magisch argumentierenden Deutungen leisten diese im Jahr 2000 nicht mehr dieselbe Sinnstiftung wie noch im frühen 20. Jahrhundert. Für diesen selbstverständlichen "Realismus" in den Reaktionen auf Naturkatastrophen stellt die Wissenschaft hinter der Oberfläche das Erkenntnisrüstzeug zur Verfügung. Damit spielt das zeit-spezifische Reflektieren und wissenschaftliche Wissen über die Natur auch für die Konturen des medial vermittelten Verfügungswissens eine bedeutende Rolle. Mit der wissenschaftlichen Ausdifferenzierung diesbezüglicher Erkenntnisse, wie die im Prozess der Moderne sozialisierte Verantwortung für eine wachsende Anzahl von Gefahren, erhöht sich als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung allgemein die Wahrnehmung von Risiko in der Gesellschaft. Zwar ist mit der Dominanz einer überwiegend nüchternen Beurteilung von akuten Naturbedrohungen eine Rückbindung auf ursächlich menschliche Aktivitäten und somit Schuldzuweisungen und Schuldige nicht ausgeschlossen. Doch fest steht, dass innerhalb des Gefährdungskonzeptes "Risiko" der Raum für eine Vielfalt von sich konkurrierenden Überzeugungen und Einstellungen offen ist. Welche Ursachen in den neun Ereignissen dieser Studie das Bild der Gefährdung in der öffentlichen Kommunikation geprägt haben, ist Thema des folgenden Kapitels.

## 17.2 Beachtung und Deutung der Schadensursachen

Eine feinere Unterteilung der in den Zeitungsartikeln vorgefundenen Interpretationsmuster unterschiedlicher Weltbildbezüge und ihren zugrundeliegenden Prinzipien bei der Gefahrenverortung von Naturgewalten lässt präzisere Rückschlüsse darauf zu, wie sich die Wahrnehmung von Naturereignissen gewandelt hat. Das setzt voraus, dass die auftretenden Deutungsmuster und die darin geäusserten Ansichten zu den Ursachen und Verursachern der neun Katastrophen über die Zeit erfasst und systematisiert werden. Wie diese verschiedenen Deutungsmuster gewonnen wurden, ist im Rahmen der methodischen Ausführungen zur Rekonstruktion von Deutungsmustern dargestellt worden (Kap. 14.5.2). Wobei die Vorstellungen zu den Ursachen der Schadenslage und jene zu ursächlich klimatischen Gegebenheiten für Wetterextreme – also die Ereignisursachen – separat analysiert werden (vgl.

Kap. 17.4). Besonders interessiert im Folgenden, wie sehr im Rahmen der jeweiligen medienöffentlichen Perzeption der Katastrophe gesellschaftliche Bedingtheiten und menschliches Verhalten als Ursache der Schäden gesehen werden, welche die Katastrophe hervorriefen. Insofern ist in dem Masse, wie menschliche Aktivitäten bzw. der Mensch als "Risikoverursacher" für die Ursachen in Betracht gezogen wird, ein Indikator gegeben, der Rückschlüsse auf unterschiedliche Sensibilitäten für Katastrophen- und Risikoprobleme in der politischen Öffentlichkeit der Schweiz im Zeitverlauf zulässt. Zudem lässt sich beurteilen, inwieweit Aussagen zu menschengemachten Ursachen zunehmen, wenn bereits vor dem Katastropheneintritt die Natur als bedroht begriffen wird – ein Prozess, den Anfang des 20. Jahrhunderts und spätestens seit den 1970er Jahren jeweils verschiedene Natur- bzw. Umweltbewegungen thematisiert haben. Die besondere Bedeutung dieser moralisch-normativ argumentierenden Schadensbegründungen macht das Kritik- und Konfliktpotenzial aus, das solche Problemwahrnehmungen allgemein zum Ausdruck bringen. Die vorliegende Zeitreihe in Tabelle 17 illustriert jene 1720 Deutungsmuster, mit denen die neun Naturkatastrophen bzw. ihr Zerstörungswerk in Zusammenhang gebracht wurden.

**Tabelle 17: Deutungsmuster zu den Schadensursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Gefährdungskonzept	Deutungsmuster: Schadensursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Tabu/Sünde	Naturgeister/Schicksal/Unglück/ Gottes höhere Gewalt	13.1%	28.8%	11.5%	8.4%	4.9%	6.8%	2.7%	19.8%	3.6%	7.7%
		18	19	6	7	5	5	5	38	30	133
	<b>Total</b>	<b>13.1%</b>	<b>28.8%</b>	<b>11.5%</b>	<b>8.4%</b>	<b>4.9%</b>	<b>6.8%</b>	<b>2.7%</b>	<b>19.8%</b>	<b>3.6%</b>	<b>7.7%</b>
Risiko (Quelle)	Laune der Natur/Einzelereignis/ historisch-kulturelle Kontinuität	46.7%	40.9%	48.1%	48.2%	53.4%	52.1%	57.1%	59.9%	61.6%	57%
		64	27	25	40	55	38	105	115	511	980
	Mangelndes Wissen/Unvorher- sehbarkeit	12.4%	16.7%	25%	13.3%	14.5%	20.5%	16.8%	7.3%	5.1%	14.9%
		16	11	13	11	15	15	31	14	42	168
	Grenzen/Mangel effektiver Risiko- vorsorge	0.7%	0%	0%	0%	1%	0%	1.1%	5.8%	9.9%	5.6%
Risikoverursacher		1	0	0	0	1	0	2	11	82	97
	<b>Total</b>	<b>59.1%</b>	<b>57.6%</b>	<b>73.1%</b>	<b>61.5%</b>	<b>68.9%</b>	<b>72.6%</b>	<b>75%</b>	<b>72.9%</b>	<b>75.6%</b>	<b>72.4%</b>
	Menschliches Versagen Einzel- person/Gruppe	10.2%	3%	7.7%	8.4%	6.8%	6.8%	7.1%	1.6%	2.9%	4.6%
		14	2	4	7	7	5	13	3	24	79
	Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil	8%	10.6%	5.8%	12%	15.5%	11%	9.2%	4.7%	9.2%	9.1%
		11	7	3	10	16	8	17	9	76	157
	Allgemeiner Mangel an Gefahren- bewusstsein/Sensibilisierung	0%	0%	0%	0%	0%	1.4%	0.5%	0%	1.4%	0.8%
		0	0	0	0	0	1	1	0	11	13
	Medieninduzierte Effekte von Berichterstattung	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	1.1%	0.5%
		0	0	0	0	0	0	0	0	9	9
	Politisches Handeln/Institutionen/ Akteure	9.5%	0%	1.9%	9.6%	3.9%	1.4%	5.4%	1%	5.2%	4.8%
		13	0	1	8	4	1	10	2	43	82
	<b>Total</b>	<b>27.8%</b>	<b>13.6%</b>	<b>15.4%</b>	<b>30.1%</b>	<b>26.2%</b>	<b>20.6%</b>	<b>22.8%</b>	<b>7.3%</b>	<b>19.7%</b>	<b>19.8%</b>
Andere Ursachen		0%	0%	0%	0%	0%	0%	0.5%	0%	0.1%	0.1%
		0	0	0	0	0	0	1	0	1	2
<b>Total (N* = 1720)</b>		<b>137</b>	<b>66</b>	<b>52</b>	<b>83</b>	<b>103</b>	<b>73</b>	<b>184</b>	<b>192</b>	<b>830</b>	<b>1720</b>
<b>%-Anteil an N*</b>		<b>8%</b>	<b>3.8%</b>	<b>3.0%</b>	<b>4.8%</b>	<b>6%</b>	<b>4.2%</b>	<b>10.7%</b>	<b>11.2%</b>	<b>48.3%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 1720 Belegstellen entspricht dem Total aller Deutungsmuster zu den Schadensursachen mit maximal fünf codierten Aussagen je Artikel.

In Bezug auf den Stellenwert, wie Handlungsfolgen menschlicher Aktivitäten bzw. "Risikoverursacher" für die jeweilige Schadenslage in Betracht gezogen werden, zeichnen sich in den Daten Zeitphasen ab, wo dies ausgeprägter zutrifft und Zeitperioden, wo dies weit weniger der Fall ist.

Anfang des 20. Jahrhunderts beim Unwetter von 1910 (27.8%) spielt menschliches Handeln als Schadensursache in der medienöffentlichen Wahrnehmung eine tendenziell wichtige Rolle. Neben Verweisen auf "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe" und "Politisches Handeln/Institutionen/



Akteure" ist insbesondere "Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" 1910 und mehr noch 1927 eine wichtige Erklärungskategorie. Hier manifestiert sich also bereits ein ökologisches Bewusstsein. Abgesehen davon werden 1927 (13.6%) "Risikoverursacher" nur punktuell in Betracht gezogen. Dasselbe gilt auch für 1953 (15.4%).

Eine höhere Gewichtung und wiederkehrende Sensibilität für Schuldige bei der Identifizierung der Ursachen kennzeichnet erst wieder die mediale Katastrophenwahrnehmung in der Zeitphase ab den 1970er Jahren. Das heisst in jener Zeitphase, als Umwelt- und Technikfolgeprobleme politisch und öffentlich an Bedeutung gewannen, wobei die Aufmerksamkeit für diese Debatten zwischen 1983 und 1987 ihren Höhepunkt erreichte. So verweist beim Schadensereignis 1978 (29%) beinahe jede dritte Ursachenerklärung und 1987 (26.4%) jede vierte auf menschliche Aktivitäten bzw. Verursacher hin. Geringere Plausibilität entwickeln Verantwortlichkeiten für die beiden Ereignisse in den 1990er Jahren und jene danach. Parallel dazu ist bekanntlich auch die gesellschaftliche Beschäftigung mit Umweltthemen abgeflaut. Verantwortlichkeiten werden 1993 in jeweils rund jeder fünften Äusserung angesprochen. Auch zu den Hochwassern 1999 und 2005 ist die Gewichtung menschlicher Beschuldigungen anteilmässig sehr ähnlich gelagert. Gemessen am quantitativen Vorkommen wird allerdings der Aspekt menschlichen Fehlverhaltens 2005 sehr umfangreich aktualisiert. Demgegenüber bemerkenswert ist bei der opferreichsten Naturkatastrophe der jüngeren Gegenwart im Jahr 2000, wie Aussagen zu Schuldigen am zurückhaltendsten (7.3%) präsent ist im Vergleich zu diesbezüglichen Anteilswerten in allen anderen Katastrophendarstellungen. Schon diese Tatsache deutet darauf hin, dass zu diesen aussergewöhnlichen Reaktionen spezifische Faktoren beigetragen haben, auf die noch zurückzukommen ist.

Kommen folglich bei jeder der neun Katastrophen Beschuldigungen für die Schäden und somit Hinweise auf innergesellschaftliche Fehlentwicklungen auf, wenn auch mit unterschiedlichem Gewicht, dominiert im Spektrum der Verantwortungszuschreibung insgesamt der Verweis auf "Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" (9.1%). Demgegenüber kommen präzisierende Anschuldigungen mit Verweis auf "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe" (4.6%) oder auf "Politisches Handeln/Institutionen und ihre Akteure" (4.8%) und somit systemspezifische Bedingtheiten allgemein weniger vor. Letzteres gilt insbesondere für die Medien bzw. die Verursachung durch "Medieninduzierte Effekte von Berichterstattung" (0.5%). Interessanterweise tritt diese medienbezogene Ursachenzuschreibung überhaupt erst in der Berichterstattung über das Extremereignis 2005 in Erscheinung – wenn auch nur ganz am Rande.

Neben diesem aufkommenden Bewusstsein um problematische Prozesse im Zusammenhang mit Medienberichten erweitert sich zudem in den 1990er Jahren mit dem Deutungsmuster "Allgemeiner Mangel an Gefahrenbewusstsein/Sensibilisierung" das Spektrum der Perspektiven auf menschengemachte Ursachen für Katastrophen. Auch diesbezügliche Aussagen sind bislang nur am Rande in den Medieninformationen beobachtbar (0.8%).

Andererseits ist an den gewonnenen Daten bemerkenswert, wie stets mit weitem Abstand die meisten Positionsbezüge die Sichtweise mittragen, der Mensch bzw. soziale Voraussetzungen seien für die jeweiligen Unwetterschäden nicht verantwortlich. Überdurchschnittlich stark erfolgt über den ganzen Zeitraum betrachtet die klassische Berufung auf die "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" (57%). Auf diese Weise erübrigt die elementare Gewalt oder die Einmaligkeit eines Ereignisses schon zu grossen Anteilen die Frage der Schuld für die Verheerungen. Oder es geschieht das Umgekehrte: Das Ereignis wird gerade nicht einmalig, sondern als Teil einer historischen Kontinuität gesehen. Auch in Form von Aussagen wie "Das gab es schon immer" erspart man sich die Suche nach Schuldigen. Mit anderen Worten: Die zutage getretene Vulnerabilität ist in dieser säkularen Auffassung weitgehend ein extern verursachtes Geschehen als ein innergesellschaftlich hervorgebrachtes.

Beachtenswert ist zudem, wie sich diese dominante Argumentationslinie im Rahmen des Deutungsrepertoires zu den Unwetterschäden, die menschliche Aktivitäten ausgrenzen, über die Zeit immer mehr in den Vordergrund drängt. Diese Verlagerung der Gewichtung auf natürliche Prozesse wie auf die "Normalität" des Einzelereignisses oder seine Wiederkehr zeichnet sich vor allem in der Katastrophenkommunikation seit den 1980er Jahren deutlicher ab. Das mag damit zu tun haben, dass parallel dazu die vormodernen Erklärungskategorien mithin Verweise auf Gott, Schicksal und Unglück an Gewicht verlieren. Allerdings treten in den Presseberichten weitere facettenreiche Argumentationsmuster auf, die diesen unvermeidbaren Charakter der Katastrophenschäden betonen. Dazu gehören die Problemdeutungen, die das Geschehen auf die Unkalkulierbarkeit zurückführen bzw. auf "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" (14.9%). Allerdings manifestiert sich ein Bedeutungsverlust solcher Erklärungsmuster in den Ereignissen 2000 (7.3%) und 2005 (5.1%). Im Gegenzug werden die Schäden zunehmend im neuen Kontext der "Grenzen der Risikovorsorge" erklärt – rund 6% beträgt der Anteil 2000 und 10% 2005.

Für diese jüngeren Fluktuationen im Deutungsrepertoire sprechen gesellschaftliche Wandlungsprozesse und weniger ereignisabhängige Kontexte. So mag auffallend bei den Unwetterkatastrophen im neuen Jahrtausend die Aussage immer weniger zu greifen, von einem Katastrophenereignis völlig überrascht worden zu sein. Insofern widerspiegeln sich hier Entwicklungen im jüngeren Zeithorizont mit der Risikothematisierung. Durch Forschung, Aufklärung oder aufgrund völlig neuer Beobachtungs- und Vorhersagesysteme sind die gesellschaftlichen Wissensgrundlagen um Prozesse, die in eine Naturkatastrophe münden, massiv erweitert worden. In diesem Zusammenhang gewinnt die Analyse von Risiken und Gefahren, die Festlegung von Schutzziele und die integrierte Massnahmeplanung sowie die Begrenzung von Restrisiken massgeblich an Bedeutung (vgl. Kap. 4.5.3). In diesem Ausrationalisierungsprozess ist zugleich die frühere Idee von einer Beherrschbarkeit der Natur aufgegeben worden. Die Einstellung, dass in Zukunft mit Naturkatastrophen zu rechnen ist, deren Schäden nicht in jedem Fall mit den vorhandenen Mitteln wirksam zu bekämpfen sind, als auch die Einsicht in die stets verbleibenden Risiken innerhalb der getroffenen Massnahmen, schlagen sich in der Problemwahrnehmung nieder. Als eine zeitgemässere Deutung der Schäden beginnt daher das Argument "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" erst allmählich im gesellschaftlichen Wissensvorrat eine Rolle zu spielen.

Insgesamt lassen sich neue Ursache-Wirkungs-Muster, die über die Zeit das Deutungsrepertoire erweitern wie auch Verlagerungen der Erklärungskraft, die auf einzelne Deutungsmuster fällt, auf Veränderungen der Problemdeutungen schliessen, die aus dem gesellschaftlichen Wandel resultieren. Angesichts dessen ist es naheliegend, dass im Kontext der öffentlichen Umwelt- und Risikodebatte und mit der massiven Wissenserweiterung um Risiken Diskussionen angestossen wurden, die sich auch im Rahmen der Mediendiskurse über Naturkatastrophen im öffentlichen Meinungsspektrum durchsetzen können.

### **17.3 Schuld versus Unschuld: Eigenheiten und Begleitphänomene der Katastrophenwahrnehmung**

Wenden wir uns der inhaltlichen Grundstruktur der Problemdeutungen auf der Ebene der einzelnen Ereignisse etwas detaillierter zu. Wer oder was eine Katastrophe verursacht hat, wurde in der Medienöffentlichkeit über den Untersuchungszeitraum unterschiedlich, oft kontrovers und mitunter emotional diskutiert. Aus der Zusammensetzung des Deutungsrepertoires, das sich aus der jeweils in Betracht gezogenen Ursache bzw. dem Verursacher ergibt, lässt sich rekonstruieren, durch welche Vorstellungen das Bedrohungsbild, das jeweils von den Medien an die Öffentlichkeit kommuniziert wurde, vornehmlich mitbestimmend war.

Wie schon gesagt, vermochten im frühen 20. Jahrhundert Erklärungen, die sich auf das Schicksal oder auf Gott beriefen, noch ausgeprägter das Bild von Naturkatastrophen zu bestimmen. Deutlich erkennbar ist dies bei der Katastrophe 1910. Solche vorwissenschaftlichen Deutungslogiken kommen an zweithäufigster Stelle zum Zuge. Entsprechend geringer fallen Verweise auf die "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" aus, die zwar die wichtigste Argumentationslinie in diesem Ereignis ausmacht. Allerdings bleibt die Erklärungsstärke auf weit tieferem Niveau (46.7%), als dies für die Ereignisse in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gilt. Analoges gilt auch für das Folgeereignis 1927. Die Frage "Gott oder die Natur?" und das Konfliktpotenzial, das solche religiösen Anschauungen in der damaligen Zeit offensichtlich in sich bargen, zeigt sich im Meinungsstreit der damaligen parteinahen Presse sehr deutlich. Als 1910 das katholisch-konservative VA die Landeskatastrophe in Zusammenhang mit dem „Gift einer unchristlichen Weltanschauung“ thematisierte, löste dies heftige Gefühlswallungen und Reaktionen auf Seite der Liberalen aus. Der entfachte Meinungsstreit innerhalb des VA und des Luzerner Tagblatts setzte sich sogar im Nationalrat fort. Dort hielt der „radikale“ Stadt-Luzerner Sidler (FDP) seinen katholischen Kollegen in Parlament sowie der katholischen Presse eine Standpauke. Er kritisierte insbesondere – so berichtete das VA (25.6.1910: 1) – „die Volksbelehrung, wie sie von katholischer Seite häufig zu hören sei und nur dank dem Toleranzgefühl unseres Volkes nicht grösseren Schaden stifte, [...]“. Diese Rivalitäten zeigen noch einmal, wie damals die realitätsgerechtere Plausibilisierung des zerstörerischen Naturgebarens immer noch auf massiven Widerstand der Anerkennung stiess (vgl. Zemp 2005: 133).

Abgesehen davon, nehmen 1910 Vorstellungen zur Mitverantwortung der Menschen respektive innergesellschaftliche Faktoren einen bedeutenden Stellenwert in der medienöffentlichen Auseinandersetzung zum Unwetter ein. Dabei werden bezüglich der tatsächlichen und möglichen Ursachen für das Schadensausmass häufiger als in den anderen untersuchten Katastrophen "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe" (10.2%) und "Politisches Handeln" bzw. das politische System und institutionelle Akteure (9.5%) verantwortlich gemacht. Aber auch die "menschlichen Eingriffe in die Natur/Lebensstil" (8%) sind bereits damals diskutiert worden. Die Meinung, dass die Schäden Fehlern im politischen System zuzuschreiben sind, betrifft vielfach Anschuldigungen zu ungenügenden oder unterlassenen Schutzvorkehrungen. So heisst es beispielsweise zur Hochwasserkatastrophe im Kanton Zürich, das Ereignis sei nicht ganz unerwartet gekommen. Die Bürger von Altikon hätten der thurgauischen Fortsetzung der Thur-Korrektion nie recht getraut und seien zwar mit ihren Bedenken von der zürcherischen Regierung auch gehört worden. Doch könne sich diese „mit einem nichts sagenden Hofbescheid“ nicht mehr zufrieden geben.<sup>425</sup> Sowohl der Bund, der es verpasst hat, dafür zu sorgen, dass die Kantone für Korrektionswerke zur Verfügung gestellte Gelder richtig einsetzen als auch die „Lässigkeit oder Knausrigkeit der Kantone“ geraten in Kritik<sup>426</sup>. Verantwortlichkeitsfragen betreffen auch die kantonalen Truppen von Uri<sup>427</sup> oder den Gasdirektor der Stadt Zürich<sup>428</sup>. Und wenn innerhalb der Spannweite menschengemachter Ursachen gesagt wird, dass „die Häuser mit der Zeit zu dicht“ an den Steindamm des Baches gerückt wurden<sup>429</sup>, Verbauungen „die abherstürmenden Wasser [...] gestaut [...] und Bahn und Strasse 'übel zurichteten'“<sup>430</sup>, so sind diese damaligen Aussagen zur Selbstgefährdung nicht weit davon entfernt von jenen Risikowahrnehmungen, wie sie im Umfeld der ökologischen Krise im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts erneut im Fokus stehen. Entsprechend politisch aufgeladen präsentiert sich dieses historische Hochwasser 1910. Wobei wir aus der Analyse des Themenkontextes wissen (vgl. Kap. 16.1), dass sich die mediale Katastrophenkommunikation nicht mit selbstgefährdenden Umwelteingriffen, sondern in erster Linie mit anderen drängenden Problemaspekten (Betroffenenproblematik, Rettungsarbeiten) beschäftigte. Spektakulär und re-

<sup>425</sup> TA, 22.6.1910: Nr.143/Bl. 1.

<sup>426</sup> TA, 22.6.1910: Nr.143/Bl. 1; NZZ, 20.6.1910: Nr.168/Bl. 1.

<sup>427</sup> VA, 30.7.1910: Nr.149/Bl. 1.

<sup>428</sup> TA, 20.6.1910: Nr.141/Bl. 3.

<sup>429</sup> TA, 16.6.1910: Nr.138/Bl. 1.

<sup>430</sup> TA, 20.6.1910: Nr.141/Bl. 3.

flektierbar werden ähnlich erkannte Konsequenzen dann erst viele Jahrzehnte später, als durch die spezifische medienöffentliche Rezeption neue Themen und die Kritik der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung handlungsrelevant wurden.

In der Katastrophensituation 1927 setzt im Unterschied zu 1910 die Suche nach menschengemachten Faktoren für die Schäden insgesamt nur begrenzt ein (13.6%). Vor allem die menschlichen Eingriffe in die Natur (10.6%) werden in Betracht gezogen – tendenziell noch etwas häufiger als 1910. Doch massgebend sind es die älteren Deutungsweisen des "Schicksals und Unglücks" bzw. Gottes höherer Gewalt (16.7%), zusammen mit Verweisen auf "menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" (40.9%) und "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" (18.2%), die als plausible Ursachen zur Sprache kommen.

Auch 1953 wird das Katastrophengeschehen relativ losgelöst von menschlichen Ursachen gedeutet. Zudem werden die Ursachen der Katastrophe insgesamt nur vereinzelt angesprochen. Im Falle 1953 vermag das Ereignis, das als die erste sehr schwere Unwetterkatastrophe seit 26 Jahren gilt, sogar als faszinierendes Naturschauspiel zu überraschen. So heisst es im VA: „Hätte das Mitleid mit den bedrängten Anwohnern nicht bedrücken müssen, hätte man das Schauspiel des tosenden Flusses, [...] irgendwie als Naturtragödie geniessen mögen“<sup>431</sup>. Über 70% der Stellungnahmen zur Schadenslage stützen die Vorstellung, dass die Menschen unverschuldet in Not geraten waren. Neben der "Laune der Natur/Einzelergebnis/historisch-kulturelle Kontinuität" (48.2%), wird in jeder vierten Aussage "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" angesprochen. Für die NZZ war „der Mensch vorübergehend machtlos“, die betroffene Bevölkerung habe mit Gelassenheit, Ruhe und geringer Kritik reagiert. Ebenso betont der TA die Machtlosigkeit der Betroffenen<sup>432</sup>. Auch 1953 sind einige konfrontative Kommentare zu Risikoverursachern in den Medien präsent, allerdings in relativ begrenztem Rahmen (15.4%). Wurde 1910 und 1927 ein falscher Umgang mit der Natur als Mitursache der Unwetterschäden kritisiert, manifestiert sich zwischen den Zeilen der Katastrophenkommentare 1953 ein gewisser Optimismus im Umgang mit den Naturgewalten und Akzeptanz solcher Risikoerfahrungen<sup>433</sup>. Für die NZZ<sup>434</sup> erbringt das Ereignis den Beweis, dass „sich auf die Dauer die planmässigen Abwehrmassnahmen in längeren oder kürzeren 'Friedenszeiten' gelohnt“ hätten. „Die Geldopfer waren nicht vergebens“, lautet die Position der NZZ. Die gleichen Schlussfolgerungen zieht auch der TA<sup>435</sup>. Entsprechend schnell ist das Ereignis aus dem Fokus des Medieninteresses verschwunden. Allerdings war das Unwetter von 1953, im Gegensatz zu den anderen acht untersuchten, nach meteorologischen Gesichtspunkten bloss ein "sehr schweres" und kein "katastrophales" Ereignis.

Auf der anderen Seite wird an den vorherrschenden Problemperzeptionen dieser Zeit sowie in der grossen Legitimität einer an den technischen Möglichkeiten orientierten Hochwasserschutzpraxis besonders deutlich, wie damals eine noch vom Fortschrittsoptimismus geprägte Weltsicht vorherrschte. An diesen moralischen Überzeugungen haben sich das Verhältnis zur Natur und der Umgang mit deren Gefahren orientiert.

Anders zeigen sich im Kontext der allgemeinen Sensibilisierung für ökologische Belange und der zeitweise intensiven Problematisierung der Mensch-Umwelt-Beziehung die Reaktionen auf die Katastrophenschäden bei den Unwettern von 1978 bis 2005. Ausser der beinahe stetig ansteigenden Medienaufmerksamkeit seit dem Unwetter von 1978 intensiviert sich in den Debatten der Presse wieder die Frage nach der Verantwortlichkeit. Das gilt insbesondere für die beiden Katastrophen von 1978 (30.1%) und 1987 (26.2%), wo beinahe jede dritte bzw. vierte Stellungnahme auf menschliche Faktoren bzw. Verantwortliche und ihre Fehler verweist. Zugleich erreicht die Ansicht, "Allgemeine

---

<sup>431</sup> VA, 1.7.1953: 4.

<sup>432</sup> TA, 27.6.1953: Nr.148/Bl. 2

<sup>433</sup> TA, 27.6.1953: Bl. 2.

<sup>434</sup> NZZ, 29.6.1953: Nr.1515/Bl. 10.

<sup>435</sup> TA, 8.7.1953: Nr.157/Bl. 2.

menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" seien für die Schäden verantwortlich, am meisten Plausibilität sowohl 1978 und 1987 als auch 1993, 1999 und 2005, soweit der Mensch als Risikofaktor überhaupt in Betracht gezogen wird. Einen Sonderfall bildet, wie bereits erwähnt, die eher als schicksalhaft wahrgenommene Katastrophe von 2000. Dem politischen System und seinen Entscheidungsträger angelastet werden in den Mediendiskussionen vor allem die Schäden 1978 (9.6%). Nachher erfolgt vergleichsweise zu geringen Anteilen Kritik am politischen Handeln. Hingegen ungleich stärker ins Spiel gebracht werden jeweils Schuldzuweisungen, die "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe" betreffen.

Wird in den Reaktionen auf die Hochwasserschäden 1978 die menschengemachte Selbstgefährdung stärker ins Zentrum gerückt, gelangen neben den menschlichen Eingriffen in die Natur (12%) die Schuldhaftigkeit des politischen Systems (9.6%) und Handlungen Einzelner bzw. Gruppen (8.4%) ins Blickfeld. Demgegenüber gibt das Hochwasser 1987 tendenziell mehr Anlass, das gesellschaftlich gestörte Umweltverhalten (15.5%) ins Zentrum zu rücken. Nur noch die Ursachenzuschreibung "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" (53.4%) entwickelte diesbezüglich eine noch grössere Erklärungskraft. Die Suche nach Verantwortlichen im politischen System 1987 (3.9%) steht deutlich weniger im Vordergrund als noch 1978. Bereits am Hochwassermorgen sind auf der Suche nach den Ursachen in der Öffentlichkeit Spekulationen über mögliche Auswirkungen des Waldsterbens bzw. der „desolate Zustand der Urner Wälder“<sup>436</sup> oder angebliche Fehler bei der Planung der Nationalstrasse N2 laut geworden<sup>437</sup>. „Die Natur hat gezeigt, dass sie auch noch da ist“, ist die Reaktion des TA auf die Hochwasserfolgen<sup>438</sup>. Ähnlich äussern sich von den Zeitungen befragte Experten, die sich mit ihrer Kritik nicht zurückgehalten haben. Nur zu oft werde höhere Gewalt angenommen. Vielmehr werde die Nutzung – und das gelte wohl auch für die N2 – immer mehr in Gefahrengelände ausgedehnt. „Der moderne Mensch expandiere heute – teils 'aus Vergesslichkeit', teils aus 'Gewinnsucht' immer mehr in die Gefahrenzonen, baue dort Strassen, Bahntrassees und neue Siedlungen, leite Flüsse um“, während früher die natürlichen Flussläufe respektiert worden seien<sup>439</sup>. Das Nicht-mehr-Respektieren der Natur – wie bereits festgestellt – war vereinzelt schon 1910 oder 1927 in kritischen Aussagen angesprochen worden. In der damaligen Medienöffentlichkeit hatten die angesprochenen umweltschädlichen Handlungskonsequenzen nicht den Charakter einer problematischen Störung mit konkretem Regulierungsbedarf. Diese Triftigkeit erreichen ähnlich lautende Problemwahrnehmungen erst viele Jahrzehnte später, wo in verschiedenen öffentlichen Arenen die Aufmerksamkeit auf neue Umwelt- und Risikotheemen gelenkt wird und die Kritik der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung handlungsrelevant wurde. Schliesslich ist die Situationsdeutung 1987 auch Ausdruck dafür, wie jetzt einstige Kontrollüberzeugungen abbröckeln. Beispielsweise wird mit diesem Extremhochwasser die weit verbreitete Falschmeinung, Wildwasser-Verbauungen könnten einen absoluten Schutz garantieren<sup>440</sup>, als Irrationalität des vorangegangenen Umgangs mit Naturkatastrophen revidiert.

Für die Unwetter der 1990er Jahre und später ist ein Abflauen dieser Kritik in den Medienberichten zu beobachten, sodass die Menschen wieder häufiger als unverschuldet in Not geraten dargestellt werden. Das heisst: Tendenziell wird in der Schadensfrage überhaupt die Möglichkeit menschlicher Varianten von Fehlhandlungen und Irrtümern weniger in Betracht gezogen. "Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" kommen als Erklärung für die Verwüstungen jedenfalls auf geringerem Niveau in Betracht als 1987, der Zeit der Hochblüte des Umweltdiskurses in der Schweiz. Parallel dazu gewinnen bis 2005 beschwichtigende Deutungen, wonach es sich bei einem Unwetter um eine "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" handle, in der Katastrophen-

---

<sup>436</sup> VA, 27.8.1987:25; TA, 27.8.1987: 2.

<sup>437</sup> NZZ, 27.8.1987: 22/23.

<sup>438</sup> TA, 27.8.1987: 2.

<sup>439</sup> TA, 1.10.1993: 3.

<sup>440</sup> VA, 27.8.1987: 25.

kommunikation wieder an Gewicht. Sie machen 2000 und 2005 rund 60% aller Aussagen aus. Bei der Katastrophe in Brig 1993 betrifft dies gut jedes zweite Statement. Neben dem naturhaften Charakter verweist hier jedes fünfte Argument auf "Nichtwissen/Unvorhersehbarkeit", und in gut jedem zehnten sind Hinweise auf die allgemeinen menschlichen Umwelteingriffe angesprochen. Am Rande (6.8%) spielen vormoderne, religiöse als auch partikuläre Schuldzuweisungen (Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe) eine Rolle. Auf die Frage eines Journalisten des TA etwa im Falle von Brig 1993, ob bei der Erstellung der Saltina-Brücke und bei anderen Wasserbauten Fehler gemacht worden seien, wenn der Fluss durch das Verlassen des Bachbettes die Zerstörung verursacht habe, antwortete der Gemeindepräsident Escher von Brig: Es sei „die Crux unserer Zeit, dass man immer gleich nach Fehlern fragt.“ Er schliesst zwar nicht aus, dass vielleicht Fehler gemacht worden seien. Mit der Metapher, dass jeder Mensch Fehler mache und dies „so sicher wie das Amen in der Kirche“ sei, verweist er auf die Begleitumstände menschlicher Fehlbarkeit<sup>441</sup>. Damit vermag er das Risiko der Rationalität als den harten Kern des modernen Gefährdungskonzeptes kausal zu identifizieren: „Das Problem ist nur“, so Escher, „dass man nicht immer weiss, wenn man fehlerhaft handelt.“<sup>442</sup> Die Ausblendung der Gefahr durch die Kalkulation tragbarer Risiken scheint offenbar wieder gesellschaftlich besser zu gelingen. Das erstarkende Bild einer klassischen naturgegebenen Katastrophe kommt 1999 (57%) auch bestärkt durch "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" (16.8%) noch deutlicher zum Zuge. Diesen Realitätszugang unterstützen für das Hochwasser 1999 selbst Experten: „Man muss immer mit solchen Ereignissen rechnen, die gab es auch früher schon. Das Problem ist nur, dass wir uns daran meist nicht mehr erinnern können, abgesehen von den Menschen, die direkt betroffen sind und Schlamm im Keller haben.“<sup>443</sup>

Insgesamt scheint sich in der Katastrophenberichterstattung der 1990er Jahre ein allmähliches Erlahmen des kritischen Technik- und Risikodiskurses zu spiegeln. Der Spielraum für Unterstellungen, etwa dass Naturkatastrophen zumindest bezüglich ihrer sichtbaren Zerstörungswerke auf die Tätigkeit des Menschen zurückzuführen seien, verliert hier wieder an Plausibilität. Die Schuldhaftigkeit wird auch mit dem Hinweis auf das Recht, Lebensraum nutzbar zu machen, gerechtfertigt. Wie noch im Rahmen der Analyse der Ereignisursachen zu zeigen sein wird, entwickelt sich allerdings mit der aufkommenden Vorstellung, der Mensch greife ins Klima ein bzw. die eingetretene Naturkatastrophe selbst sei Menschenwerk, die Komplexität der Katastrophenproblematik in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung fort.

Wie bereits erwähnt, mag in dieser Zeit die situative Ursachenzuschreibung "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" hier das Deutungsspektrum zu erweitern. Die eingetretene Schadenslage beim Hochwasser 1999 wird zwar viel intensiver diskutiert als 1993 (73 versus 184), aber das Deutungsrepertoire hinsichtlich der Erklärungskraft der einzelnen Dimensionen sieht sehr ähnlich aus. Tendenziell etwas mehr Schuldzuweisungen betreffen diesmal das "Politische Handeln/Institutionen/Akteure" (5.4%). Vormoderne Statements sind soweit zurückgedrängt worden, dass hier diesbezüglich der absolute Tiefpunkt erreicht ist.

Umso mehr fällt in dieser Hinsicht, aber auch aufgrund weiterer Besonderheiten, die Deutung der Katastrophe 2000 aus dem Rahmen. Erstens prägt hier das vormoderne Gefährdungskonzept von Schicksal und göttlichen Kräften den medialen Diskurs überdurchschnittlich stark (19.8%). Zweitens sind kritische Statements, die Dimensionen innergesellschaftlicher Faktoren und somit Schuldhaftigkeiten menschlicher Natur besonders schwach vertreten (7.3%). Aber auch "Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" (7.3%) werden im Vergleich zu den vorangegangenen Unwettern nur selten genannt. Drittens vermag sich der Faktor "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" (5.8%) als

<sup>441</sup> Bei der Katastrophe von Brig erwies sich die Saltina-Brücke als eigentlichen Staudamm. Holzstämmen verkeilten sich, und der Fluss hat sich daher einen neuen Lauf durch die Bahnhofstrasse geschafft. Dazu: TA, 28.9.1993: 94.

<sup>442</sup> TA, 1.10.1993: 3.

<sup>443</sup> TA, 4.5.1999: 2.

Randnotiz, aber tendenziell in höherem Masse als noch 1999 in der Medienkommunikation hervorzuheben. Wenn im neuen Jahrtausend die Medien das Bild einer durch menschliche Faktoren kaum beeinflussten und durch fremde Mächte gesteuerten, nichtvoraussehbaren Unwetterkatastrophe in den Kantonen Wallis und Tessin vermitteln, dann ist anzunehmen, dass durchaus ereignisspezifische Umstände zu einer solchen Risikooptik geführt haben. Nebst dem bereits vermerkten Umstand, dass es mit dem BK ein Boulevardmedium war, das besonders intensiv berichtete und der Hauptschaden, wo ein Erdbeben 13 Menschen unter sich begrub, eine sehr katholische und konservative Bevölkerung traf, wäre insbesondere der Feuerwehrkommandant zu kritisieren gewesen. Zwar hat er in Gondo Alarm geschlagen, aber nur die Hälfte der Dorfbevölkerung in die Zivilschutzanlage geschickt. Er fiel der Katastrophe aber selber zum Opfer, sodass Kritik an ihm pietätlos gewesen wäre – so zumindest deutet es der TA (16. 10. 2000:2) an: „Aber am Sonntagmorgen, im Nachbardorf in Sicherheit, fragt niemand, warum nicht das ganze Dorf evakuiert worden war.“ Weiterführende Fragen zur Schuld wurden hier einfach unterlassen.

Doch auch für die Katastrophenkommunikation 2005 zeigen die Befunde in unserer Zeitreihe, dass neben dem hohen Erklärungsgehalt des naturhaften Charakters (61.6%) – „man muss immer mit etwas rechnen, das ist die Natur“<sup>444</sup> – bereits als zweithäufigstes Argument "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" (9.9%) hier die Schadenslage plausibilisiert. In Verbindung mit Statements wie „hundertprozentiger Schutz ist mit vernünftigem Aufwand nicht möglich – und wohl auch nicht erstrebenswert“<sup>445</sup>, oder dass „beim aktuellen Hochwasser die vielfältigen bereits existierenden Schutzmassnahmen kaum zum Zug kamen“<sup>446</sup>, konkretisieren die in Medienberichten nun häufig erscheinende Problemwahrnehmung.

"Mangelndes Wissen/Unvorhersehbarkeit" (5.1%) sind wie beim Ereignis 2000 stark aus dem Fokus des Deutungsrepertoires zurückgedrängt worden. Kritische Äusserungen zu menschlichen Fehlern sind in vergleichbarem Masse wie in den 1990er Jahren vertreten. Das Bewusstsein um die Effekte der "Eingriffe in die Natur/Lebensstil" äussert sich in rund jeder 11. Stellungnahme. Nur in gut jeder 19. Aussage werden Anschuldigungen vorgebracht, die politisches und verwaltungsspezifisches Handeln bzw. Entscheiden betreffen. Auch fällt auf, dass Verweise auf "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe" tendenziell weniger ausgeprägt vorkommen, als dies insgesamt im 20. Jahrhundert zu beobachten ist. In neuartigen Begründungen der Ursachen, die "Allgemeiner Mangel an Gefahrenbewusstsein/Sensibilisierung" anfügen wie etwa die Klage, „Vor allem Hauseigentümer und Architekten haben kaum ein Gefahrenbewusstsein“<sup>447</sup> sowie erstmals auftauchende Problematisierungen, wo "Medieninduzierte Effekte von Berichterstattung" Erklärungskraft entwickeln, äussern sich im Zeitvergleich die bereits angesprochenen Veränderungen im Deutungsrepertoire. Allerdings sind es bislang nur Randphänomene der Problemwahrnehmung.

Durch das Vorbringen neuer Problemdeutungen und andere Ursache-Wirkungs-Kausalitäten entstehen erkennbare Abweichungen, wie die Wirklichkeit von Katastrophen und die Zerstörung, die sich offenbart, gesehen werden kann. Recht eindeutig schlägt sich der gesellschaftliche Wandel auf die kommunikative Konstruktion von Katastrophenwirklichkeiten nieder und was dazu im Mediendiskurs als Katastrophenursachen wahrnehmbar wird. Diese durch Medien vermittelte Realität kann, wie im Ereignis 2005 beobachtbar geworden, dazu führen, dass demnach auch neue Ursachenzuschreibungen auf den Medienwandel bzw. auf problematische Effekte ihrer Botschaften zurückgeführt werden können. In der öffentlichen Meinung jedenfalls sind diesbezügliche Argumente zur Einflussnahme auf den Katastrophenverlauf zu finden. Recht eindeutig sind mediale Rückwirkungen – insbesondere in einer globalisierten Welt – dann zu erkennen, wenn solche Unwetterbilder um die Welt

---

<sup>444</sup> NLZ, 26.8.2005: 2.

<sup>445</sup> NLZ, 11.4.2006: 21.

<sup>446</sup> TA, 2.9.2005: 38.

<sup>447</sup> TA, 2.9.2005: 38.

gehen. So wirft die Kommunikationschefin von Schweiz Tourismus den Medien im TA (3.9.2005: 13) vor, zu dramatisieren: „Es wirkt umso mehr, als die Konsumenten solche Bilder kaum differenziert wahrnehmen. [...] Obschon nur noch wenige Orte Probleme melden, sind Reisen in diese Gebiete tabu. [...] Man sieht die Schlagzeilen 'Schweiz unter Wasser' und glaubt, das gesamte Land sei betroffen“. Sie reklamiert die Deutungshoheit für sich: „Künftig wollen wir es sein, die sagen, ob bei uns Krise herrscht oder nicht“. So kann dieser neue Problembezug ein Zeichen dafür sein, dass aufgrund rapider Medienentwicklungen in zukünftigen Katastrophen das Schadensausmass auf eine problematische Art und Weise durch die Medienarbeit beeinflusst werden dürfte.

## Fazit

Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, wie schon gesagt, ein Wandel der Katastrophendeutung auch dahingehend zu erkennen, dass sich ein sukzessiver Ausrationalisierungsprozess vollzieht. Indem die Ursachen im Rahmen eines überragend wissenschaftlichen Naturkatastrophenverständnisses verhandelt werden, werden vormoderne Gedankenbilder aus dem öffentlichen Interpretationsrepertoire verdrängt. Was historisch etwa in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue gesellschaftliche Ausgangskonstellation für die sinnvolle Deutung der sinnlosen Zerstörung schafft, weil der mildernde transzendente Schutz vor Naturgefahren und akuten Problemlagen entfällt.

In diesem entzauberten Kontext gestaltet sich in der Tat die öffentliche Problemlage einer sinnlos zerstörenden Naturkatastrophe anspruchsvoller. Das Unwetter von 2000 mit seiner hohen Opferzahl zeigt aber, dass die Medien über extrem schwere Ereignisse mit hohen Opferzahlen auch im 21. Jahrhundert noch durchaus mit Rückgriff auf "vormoderne" Deutungen berichten. Grundsätzlich haben unsere Vorfahren Anfang des 20. Jahrhunderts den Widerspruch zur rationalen Aneignung der Natur und die Auswirkungen ihrer Eingriffe auf die Schadenslage erkannt. Es ist also nicht neu, dass die Unwetterschäden in höherem Masse unter dem Aspekt nicht-intendierter Handlungsfolgen und folglich als menschengemacht gedeutet werden. Gerade das Hochwasser 1910 fiel in eine Zeit, wo die Sensibilität für Modernisierungsfolgen einen Orientierungsrahmen für die Rückbesinnung auf die Natur bildete und in den aufkommenden Heimat- und Naturschutzbewegungen ihren Ausdruck fand (vgl. Kap. 12.3).

Allerdings erreichten diese Anschauungen zum Menschen als Risikofaktor in der Katastrophenberichterstattung zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch keinen durchschlagenden Erfolg. Behauptungen zur Schuld an den Verwüstungen werden ungeachtet des Wissens um die Naturgesetze von magisch-mythischen und religiösen Vorstellungen in den frühen Auseinandersetzungen relativiert. Abgesehen davon, war aufgrund der gesellschaftlichen Ansprüche der damaligen Zeit der Orientierungsrahmen im Katastrophendiskurs auf drängendere soziale Themen ausgerichtet. Beim weitgehenden Fehlen von Versicherungen und anderer sozialer Sicherheiten sowie verbreiteter Armut erlangten in der Berichterstattung die soziale Not der Geschädigten respektive die Rettungsarbeiten mehr Aufmerksamkeit als etwa die Diskussion um Schäden und deren Folgen. Vor diesem Hintergrund bleibt die Beobachtung von selbstgefährdenden Umwelteingriffen schon daher in ihrer Bedeutung begrenzt, weil Anfang des 20. Jahrhunderts diese thematisch nicht gleichzeitig ein öffentlich verhandeltes Problem darstellten.

Angesichts der tiefgreifenden Umgestaltung der Gesellschaft im Modernisierungsprozess, der von zunehmenden Kontrollchancen über die sozialen und natürlichen Risiken des Lebens begleitet wurde, richtete sich um die 1950er Jahre der Fokus der Katastrophenberichterstattung hierzulande nur wenig auf die Gründe für die Schäden. Zudem werden im Mediendiskurs menschlichen Ursachenfaktoren kaum in Betracht gezogen. Dies ist auch Ausdruck des damals vorherrschenden fortschrittsoptimistischen und wissenschaftsfreundlichen Grundtenors in der Nachkriegszeit, wo die Konfrontation mit der bedrohlichen Natur geradezu Legitimität für weitere baulich-technische Massnahmen zu deren



Bändigung war. Hingegen sind die Naturkatastrophen ab den 1970er Jahren und durchschlagend in den 1980er Jahren einem ökologisch fundierten Risikobewusstsein ausgesetzt.

Dieser neue Fokus auf menschliches Handeln als Erklärungsmuster ist von einem Schuldbewusstsein gegenüber der Umwelt geprägt, das in der Schweiz zur Zeit der Entstehung der Verbände wie Heimatschutzvereinigung (1905) und Naturschutzbund (1909) noch nicht vorhanden war. Obwohl die Erklärung der Katastrophen als "Launen der Natur" immer noch stark als Deutungsressource präsent ist, setzt sich nun eine öffentliche Neubeurteilung der Katastrophen durch.

In dem Masse, wie in diesem Wandel die nicht beabsichtigten Folgen wissenschaftlich-technischen Fortschritts sichtbar werden, erweitern sich auch das Wissen über Umweltrisiken sowie die Handlungsoptionen. Diese gesellschaftlichen Veränderungen der Problemwahrnehmung zeigen sich in neu hinzukommenden Vorstellungen zu den Schadensursachen, die das Deutungsrepertoire erweitern, als auch in der Verlagerung der Erklärungskraft, die einzelne Deutungsmuster entwickeln. Für das Schadensausmass verliert bei der Problemsichtung die Erklärung, man habe es nicht besser wissen können, deutlich an Gewicht. Stattdessen wird vermehrt auf die Grenzen effektiver Risikovorsorge als auch Mängel verwiesen. In der Breite ist die traditionelle Vorstellung der naturgegebenen Umstände für die Zerstörungslage aber nach wie vor wirksamer als die menschliche (Mit-)Verantwortung. Vielmehr ist das Abklingen der konfliktreichen Debatte über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweizer Presse seit den 1990er Jahren von einem Rückgang von Behauptungen begleitet, die für die Schäden innergesellschaftliche Verantwortlichkeiten ins Spiel bringen. Dass die Sensibilität für Modernisierungsfolgen und daher die Risikowahrnehmung von ähnlichen Schadenslagen langfristigen Schwankungen unterworfen ist, verdeutlicht sich im Rahmen dieser sozio-historischen Sicht auf die Reaktionen hierzulande nachdrücklich.

Wie sich in Bezug auf die Identifikation der Ereignisursachen die verhandelten Inhalte in der Katastrophenberichterstattung von 1910 bis 2005 gewandelt haben, zeigen die Resultate der folgenden Analyse.

## **17.4 Beachtung und Deutung der Ereignisursachen**

Die neun Katastrophen dieser Zeitreihe sind alle im Zusammenhang mit Starkniederschlägen eingetreten und die Folge extremen Wetters. Nach schweren Unwetterkatastrophen und den erlittenen Schäden stellt sich stets die Frage, wie es ursächlich zu dieser Wetterlage kommen konnte. Wie diese Ereignisursachen in der Medienöffentlichkeit der Zeit entsprechend wahrgenommen und interpretiert wurden, darüber gibt die folgende Analyse Auskunft.

Extreme Wetterereignisse wurden noch vor wenigen Jahren als klimatische Vorgänge der Natur interpretiert, die physikalischen Gesetzen folgen und sich stets in ähnlicher Weise wiederholen. Inzwischen hat sich mit der öffentlichen Thematisierung des Klimawandels seit den späten 1980er Jahren in einer breiten Öffentlichkeit die Erkenntnis durchgesetzt, dass menschliche Aktivitäten das Klima und damit die Wahrscheinlichkeit extremer Wetterlagen beeinflussen (vgl. Kap. 13).

In Hypothese 1b wird postuliert, dass die Problematik des Klimawandels und der inhaltliche Diskursverlauf die Sichtweise spezifisch auf extreme Wettersituationen und deren Bedrohungspotenziale lenken. Vor dem Hintergrund neuer, alternativer Realitätsvorstellungen gilt es zu überprüfen, ob die unmittelbare Existenz von Wetterextremen die Frage nach deren Ursachen dringlicher macht, als dies in früheren Reaktionen auf Naturkatastrophen der Fall war.

**Tabelle 18: Deutungsmuster zu den Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Gefährungskonzept	Deutungsmuster: Ereignisursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Tabu/Sünde	Naturgeister/Schicksal Unglück/ Gottes höhere Gewalt	10.5%	11.5%	5.3%	11.8%	0%	10.9%	0%	12.5%	1.5%	4.9%
		4	3	1	2	0	5	0	11	4	30
	<b>Total</b>	<b>10.5%</b>	<b>11.5%</b>	<b>5.3%</b>	<b>11.8%</b>	<b>0%</b>	<b>10.9%</b>	<b>0%</b>	<b>12.5%</b>	<b>1.5%</b>	<b>4.9%</b>
Risiko (Quelle)	Laune der Natur/Einzelereignis/ historisch-kulturelle Kontinuität	81.6%	65.4%	84.4%	88.2%	72.4%	67.4%	81.2%	76.1%	82.0%	79.0%
		31	17	16	15	21	31	69	67	218	485
	Mangelndes Wissen/Unvorherseh- barkeit	7.9%	23.1%	5.3%	0%	3.4%	4.3%	5.9%	4.5%	4.1%	5.4%
		3	6	1	0	1	2	5	4	11	37
	Klimawandel/Erwärmung	0%	0%	0%	0%	6.9%	10.9%	9.4%	3.4%	7.5%	6.2%
		0	0	0	0	2	5	8	3	20	38
Risikoverursacher	Grenzen/Mangel effektiver Risiko- vorsorge	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0.9%	2%	0.7%
		0	0	0	0	0	0	0	1	3	4
	<b>Total</b>	<b>89.5%</b>	<b>88.5%</b>	<b>89.7%</b>	<b>88.2%</b>	<b>82.7%</b>	<b>82.6%</b>	<b>96.5%</b>	<b>84.9%</b>	<b>94.7%</b>	<b>91.8%</b>
	Menschliches Versagen Einzel- person/ Gruppe/Politik	0%	0%	0%	0%	3.4%	4.3%	0%	0%	1.1%	1%
		0	0	0	0	1	2	0	0	3	6
	Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil	0%	0%	5.3%	0%	13.8%	2.2%	2.4%	2.3%	2.6%	2.8%
Andere Ursachen		0	0	1	0	4	1	2	2	7	17
	<b>Total</b>	<b>0%</b>	<b>0%</b>	<b>5.3%</b>	<b>0%</b>	<b>17.2%</b>	<b>6.5%</b>	<b>2.4%</b>	<b>2.3%</b>	<b>3.8%</b>	<b>3.7%</b>
		0	0	0	0	0	0	1	0	0	1
<b>Total (N* = 614)</b>		<b>38</b>	<b>26</b>	<b>19</b>	<b>17</b>	<b>29</b>	<b>46</b>	<b>85</b>	<b>88</b>	<b>266</b>	<b>614</b>
<b>%-Anteil an N*</b>		<b>6.2%</b>	<b>4.2%</b>	<b>3.1%</b>	<b>2.8%</b>	<b>4.7%</b>	<b>7.5%</b>	<b>13.8%</b>	<b>14.3%</b>	<b>43.3%</b>	<b>100%</b>

N\* entspricht dem Total aller Deutungsmuster zu den Ereignisursachen mit maximal fünf codierten Aussagen je Artikel.

Folglich interessiert hier einerseits die Frage, inwieweit überhaupt Erklärungsbedarf bestand und andererseits, ob auf Risikofaktoren (z. B. der anthropogene Klimawandel) für das primäre Eintreten aussergewöhnlicher Wetterlagen in den Mediendarstellungen Bezug genommen wird bzw. ob diese im gesellschaftlichen Bewusstsein mit Wetteranomalien im eigenen Lande verknüpft werden.

Die Verfügbarkeit von Stellungnahmen zu den jeweiligen Ereignisumständen gibt als quantitativer Indikator erste Hinweise, inwiefern Zeitungen überhaupt nach den Ursachen des Unwetters fragten. Anhand der Verteilung der insgesamt 614 erhobenen Deutungsmuster in Tabelle 18 lässt sich in der Zeitperiode der späten 1980er und besonders der 1990er Jahre ein stetig ansteigender Erklärungsbedarf für ausserordentliche Wetterlagen feststellen. Wobei das Jahrhunderthochwasser 2005 mit 43% aller festgestellten Erklärungen zeigt, dass hier nochmals eine sprunghafte Ausdehnung solcher Stellungnahmen in den Medieninformationen angestossen wurde.

Mit Blick auf diesbezügliche Problemdeutungen Anfang des 20. Jahrhunderts sieht man, dass diese in der Presse umfangreicher ausgefallen sind als danach. Schon durch die kontinuierliche Abnahme seit der Landeskatastrophe von 1910 (38) bis zum Ereignis 1978 (17) bleibt über Jahrzehnte die öffentliche Auseinandersetzung dazu nur am Rande medial präsent. Zudem sind für die Ereignisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis 1978 auf der Ebene der Deutungsmuster deutliche Unterschiede zu erkennen. Bis zur Unwetterkatastrophe 1978 erklärt sich die Konstellation der Ereignisursachen nur aus drei Deutungsmustern: Neben der "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" als das dominante Hauptargument bekräftigen stets Nuancierungen im Rahmen der Kategorie "Nichtwissen/Unvorhersehbarkeit" sowie Restbestände vormoderner transzendentaler Vorstellungen ("Naturgeister", "Schicksal/Unglück", "Gottes höhere Gewalt") die Sichtweisen. Wobei im Unterschied zur Suche nach Gründen für die Schadensdimension, wie vorangehend gezeigt wurde, für die wetterbezogene Ereignisdimension bereits 1910 und 1927 tendenziell weniger auf vormoderne religiöse oder schicksalsgläubige Erklärungen zurückgegriffen wurde. Doch ist man auch in den jüngeren Katastrophen von 1978 bis 2005 nicht immer abgeneigt, in den Medien das Wettergebaren mit diesen weniger realitätsnahen Ursachen in Zusammenhang zu bringen.

Doch überwiegt seit Anfang des 20. Jahrhunderts stets der moderne Interpretationsrahmen einer nicht weiter beeinflussbaren Naturgesetzlichkeit die öffentliche Diskussion. Der naturgegebene Charakter des Ereignisses und die damit verbundene menschliche Unschuld repräsentiert sich in Stellungnahmen, die über das Wetter als „ungünstige Konstellation von verspäteter Schneeschmelze“<sup>448</sup> von „furchtbarer Naturgewalt“<sup>449</sup> sprechen oder in denen die allgemeine Überzeugung herrscht: „Das ist die Natur, meint man, da kann man nichts machen“<sup>450</sup>. Dass man das Wetter als nicht beeinflussbar wahrnimmt, bezeugen damals wie heute stets Nuancierungen der Argumentationsweise. Auf der einen Seite, indem die unverwechselbare Einzigartigkeit der aktuellen Lage betont wird. Nicht selten heisst es in einem unterschiedlichen Zeitkontext, aber mit vergleichbarem Wortlaut, dass „das schwerste Unwetter seit Menschengedenken nieder“ ging, oder „ein solches Ereignis seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen“ sei<sup>451</sup>. Auf der anderen Seite, indem mögliche Ursachen mit früheren Katastrophengeschehnissen direkt verglichen werden und deshalb mittels Analogien die Ursachenfrage beantwortet werden kann. So erinnert z. B. eine der Erklärungen 1978 an das berüchtigte "Jahrhundert-Hochwasser" von 1910<sup>452</sup>. Solange die Kapriolen des Wetters kaum auf gesellschaftlich beeinflussbare Faktoren zurückgeführt wurden, hatte wohl schon daher diese Analyse-Dimension geringen Nachrichtenwert. Infolgedessen blieben in der Medienkommunikation solche Problembezüge Randnotizen. Die Besonderheit der fünf Ereignisse 1987 bis 2005 liegt in einer folgenreichen Änderung der Perzeption der Ereignisursachen. Unmittelbar erweitern sich die Deutungskategorien um neue Risiken, wo sich mit der menschlichen Verursacherproblematik eine neue Bedrohungswirklichkeit abzuzeichnen beginnt. Darauf verweisen erstmals beim Ereignis 1987 einerseits die Nennung des "Klimawandels/Erwärmung" (6.9%) als mögliche Risikoquelle für die Starkregenfälle. Auch wenn dies in den untersuchten Artikeln nicht explizit geschrieben steht, liegt dieser Sichtweise zumindest implizit eine belastende Ungewissheit über menschliche Ursachen zugrunde. Andererseits kommt für das Wettergebaren ganz konkret der Mensch als Risikofaktor (17.2%) ins Spiel, indem einzelne Aussagen auf "Allgemeine menschlichen Eingriffe in die Natur" und "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe/Politik" verweisen.

In dem Masse, wie folglich unter dem Einfluss wissenschaftlicher Neuentdeckungen moderner Risiken die Klimaforschung extreme Wettersequenzen als Hinweis für eine drohende Klimakatastrophe entdeckt und ins öffentliche Bewusstsein zu tragen vermag, schafft dieser Problemzusammenhang auch in der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation Aktivierungseffekte. Dies ist beobachtbar an einem seither massgeblich steigenden Bedarf, die Ursachen der Wetterlage zu thematisieren. Diese Veränderung in der Berichterstattung fällt vor allem ins Gewicht, weil die bisherig quasi traditionelle Vorstellung eines "launenhaften Klimas", die freilich weiterhin mit Abstand den Hauptteil der Erklärungen ausmacht, in Form menschlich beeinflusster Faktoren infrage gestellt wird. Vereinfacht ausgedrückt: Es werden neue Vorstellungen von Wirklichkeit in unser Denken eingeführt.

Schlagzeilen wie „Darum spielt das Wetter verrückt (Vulkanausbrüche, stinkende Autos, Raubbau am Regenwald)“<sup>453</sup>, „Einmaliges Ereignis oder Klima-Alarmzeichen“<sup>454</sup>, „Der Treibhauseffekt nimmt zu“<sup>455</sup>, „Klima wird wärmer – das kann neue Katastrophen auslösen: SP-Burgener warnte Bundesrat“<sup>456</sup>, illustrieren diese neue Perspektive. Sie vermitteln einen Eindruck, wie die Differenzierung der gesellschaftlichen Wissensbestände, die weiterhin von vielen Unsicherheiten geprägt bleiben, die Sicht auf vormals nicht wahrgenommene Zusammenhänge in einer Katastrophe massgeblich verschiebt.

<sup>448</sup> NZZ, 9.8.1978: 23/24.

<sup>449</sup> TA, 20.6.1910: Nr.141.

<sup>450</sup> VA, 26.8.1987: 23.

<sup>451</sup> TA, 14.5.1999: 3.

<sup>452</sup> NZZ, 10.8.1978: 20.

<sup>453</sup> BK, 28.7.1987: 8.

<sup>454</sup> NLZ, 28.9.1993: 2.

<sup>455</sup> NLZ, 28.12.1999: 2.

<sup>456</sup> BK, 18.5.1999: 2.

Einerseits aufgrund des damaligen Neuigkeitswertes dieser Problemdeutung 1987, andererseits, weil zwischenzeitlich eine hohe Sensibilität für menschengemachte Risiken in der Gesellschaft vorherrscht, zeichnen sich in den Medieninhalten erkennbare beängstigende Reaktionen auf die Bedrohungswirklichkeit ab. Dazu kommt, dass 1987 die menschliche Schuld stärker ins Zentrum rückt als die neutralere Problemsicht "Klimawandel/Erwärmung", wie das bei den Ereignissen danach der Fall ist. Fünfmal werden 1987 menschliche Risikoursachen (17.2%) als Gründe für die Katastrophe genannt, indes nur zweimal "Klimawandel/Erwärmung" (6.9%). In den Reaktionen 1993 und 1999 manifestiert sich in rund jeder zehnten Ereignisinterpretation der Unwetterursachen der Bezug zum Klimawandel. In verhältnismässig geringerem Masse kommt das Klimawandel-Deutungsmuster bei den Wetterextremen 2000 und 2005 in Betracht. Wobei quantitativ gesehen 2005 diesbezügliche Positionsbezüge mit 20 Nennungen am bislang höchsten ausfallen. Für die Ereignisse 1999 und 2005 generieren Statements mit expliziten Verweisen auf die "Laune der Natur/Einzelereignis/historisch-kulturelle Kontinuität" im Vergleich zu 1993 (67.4%) allerdings wieder eine grundsätzlich höhere Erklärungskraft (80%) in der Medienkommunikation.

Das opferreiche Ereignis 2000 fällt auch hier aus dem Rahmen. Vom Klimawandel ist nur wenig, nämlich lediglich in drei Ursachenzuschreibungen bzw. in jeder 17. Aussage die Rede. Stattdessen profilieren sich stärker irrationale Argumente und die Religion als sinnstiftendes System in der Katastrophenkommunikation, genauso wie das für die Schadensdimension zu beobachten war. Die möglichen Gründe für dieses Abweichen wurden bereits ausgeführt. Zu diesem Umstand schreibt der TA vom 17.10.2000: 1 unter dem Titel „Von Gott verlassen?“: „Da bricht mit blinder Gewalt etwas absolut Zufälliges über ihn herein, und es gibt, wenn man sich nichts vormacht, keinen Sinn. Mit unseren irrationalen Reaktionen senden wir uns Trost. Warum auch nicht?“

Daneben differenziert sich in den verfügbaren Medieninformationen 2000 und 2005 mit aufkommenden Positionsbezügen entlang der Dimension "Grenzen/Mangel effektiver Risikovorsorge" das Erklärungsspektrum weiter aus. Während dieser neue Deutungsansatz bereits bei der Analyse zu den Schadensursachen zu beobachten war, generieren solche Aussagen in der Frage nach den Ereignisursachen allerdings viel geringere Erklärungskraft.

## Fazit

Hat sich in den letzten Jahrzehnten reichhaltiges Material höchster Abstraktheit in der öffentlichen Wahrnehmung der Klimaproblematik angesammelt, so spielt das im Ursprung verfügbare wissenschaftliche Wissen letztlich die entscheidende Ressource, dass ein solches Problembewusstsein überhaupt existiert. Erstmals bei der Katastrophe 1987 tritt der Klimawandel als neue Erklärung für die Ursachen der extremen Wetterlagen auf. Vormalig nicht wahrgenommene Zusammenhänge, die auch direkt den Menschen als Faktor für Wetterextreme verantwortlich machen, haben entsprechende Signalwirkung und eine neue Bedrohungswirklichkeit ins Bewusstsein gebracht. Dies umso mehr, weil damals höchst abstrakte Wissensstände nicht nur von vielen Unsicherheiten geprägt waren, sondern weil solche Behauptungen, dass CO<sub>2</sub>-Ausstoss, Klimaveränderung und Naturkatastrophen in einem ursächlichen Verhältnis stehen, in der Presse sogleich zum Titelthema mit entsprechend apokalyptisch gefärbten Bedrohungsszenarien gemacht wurden. Bei der Analyse dieser medienspezifischen Wirklichkeitskonstruktion gilt es, den Strukturwandel der Medien kritisch zu betrachten, insbesondere auch zeitgleich resonanzerzeugende Effekte durch Dramatisierung und Visualisierung in der Berichterstattung. Detaillierte Ausführungen dazu beschäftigen uns später.

Mit solchen neuen provozierenden Deutungen steigt auch allgemein der Bedarf, überhaupt nach Gründen für Wetteranomalien in der Katastrophenberichterstattung zu fragen, womit diese Ergebnisse Hypothese 1b bestätigen. Im Sog neuer Themenfelder und anschlussfähiger gesellschaftlicher

Bezugsprobleme der laufenden Umwelt- und Risikodebatte ist folglich der traditionelle Begriffsgebrauch der Naturkatastrophen einer Realitätsprüfung unterzogen worden.

Vorerst war es in der öffentlichen Katastrophenkommunikation die Schadensdimension, die bereits in den 1970er Jahren mit Sichtweisen auf innergesellschaftliche Fehlentwicklungen konfrontierte. Die Hinterfragung der Ereignisursachen und die Perzeption von Verantwortung für das Wettergebaren in Verbindung mit dem Klimawandel kommen erst in den 1980er Jahren auf. Gleichwohl bleibt die Vorstellung, solche Katastrophen seien Ausdruck der "Launen der Natur", das vorherrschende Deutungsmuster. Eine weitreichende Einsicht in diese Phänomene ist damit noch nicht vorhanden. Die öffentliche Akzeptanz wird von der Fähigkeit von Akteuren abhängig sein, die Medien für ihre Sichtweisen sensibilisieren und mobilisieren zu können. Welche gesellschaftlichen Kreise sich an der Deutung von Naturereignissen im Zeitverlauf beteiligt haben, untersucht die Analyse der Akteursstruktur im folgenden Kapitel.

## 18 Akteursanalyse 1910–2005: Akteurskonstellationen in der Schadens- und Ereignisdeutung

Um ein Naturereignis zu deuten und nach Ursachen für die Schäden zu fragen, benötigen Medien in der aktiven Suche nach den Gründen Informationen. Sie greifen daher auch auf Quellen bzw. andere Akteure zurück, die sich dazu äussern. Mit der Frage, welche Akteure im medialen Katastrophendiskurs jeweils vertreten sind – insbesondere mit dem Fokus auf den Stellenwert der Wissenschaft – beschäftigt sich das folgende Kapitel.

Wie in den vorangehenden Kapiteln erläutert, haben die Massenmedien deshalb eine Schlüsselposition in der Gesellschaft inne, weil sie die verschiedenen, teilweise auch konkurrierenden Informationsquellen in der Gesellschaft in unterschiedlichem Ausmass berücksichtigen können. Da die mediale Realität immer nur einen Teil der sozialen Realität vermitteln kann, spielt es eine Rolle, welche Akteure ihre Argumente in den Medien prominent zu platzieren vermögen. Letztlich stecken sie den Rahmen ab, innerhalb dessen Plausibilisierungen zu den Katastrophenursachen öffentlich kommuniziert werden. Diese Informationen werden wiederum für andere Akteure bedeutsam, die sich nun – je nach Glaubwürdigkeit und Erklärungskraft der Quellen – ebenfalls danach ausrichten.

Eine Akteursanalyse hilft verstehen, wer in einer Katastrophenlage welche Deutungen über die Zeit einbringen konnte. Anhand der Akteursstruktur ist es zugleich möglich, die Resonanzchancen und diesbezügliche Veränderungen im Zeitverlauf zu beobachten. Wie in den vorangehenden theoretischen Kapiteln dargelegt wurde, spielt heute wissenschaftliches Wissen im Bereich der Wahrnehmung und Beglaubigung von Risiken eine bedeutende Rolle.

So besteht gemäss Hypothese 1c Anlass zur Annahme, dass im Laufe der ökologischen Krise seit den 1970er Jahren und mit dem Durchbruch eines neuen Umweltbegriffs der Gesellschaft ein neues Bewusstsein für Modernisierungsrisiken aufgedrängt wurde. Wobei die explizite Wissenschaftlichkeit der geführten Diskurse zu Umwelt- und Technikrisiken, auf welche die Medien reagieren, sich auch auf die Deutungen von Naturkatastrophen auswirkt. Mit der Ausbreitung höchst abstrakter Tatsachen um Risiken bei gleichzeitig wachsender Abhängigkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen gewinnen wissenschaftliche Akteure und neue Problemperspektiven an Resonanzintensität ebenso in der medienöffentlichen Katastrophenkommunikation.

So betrachtet, sind die Ergebnisse zu den beteiligten Akteuren, deren Deutungen in der Katastrophenberichterstattung über die Zeit verbreitet wurden, deren Resonanzwerte, ihrer Funktion wie auch Interpretationskompetenz Indikatoren, um die Wahrnehmung und den Perzeptionswandel von Naturkatastrophen im Zeitverlauf auf der Basis der Kommunikationsstruktur zu erklären.

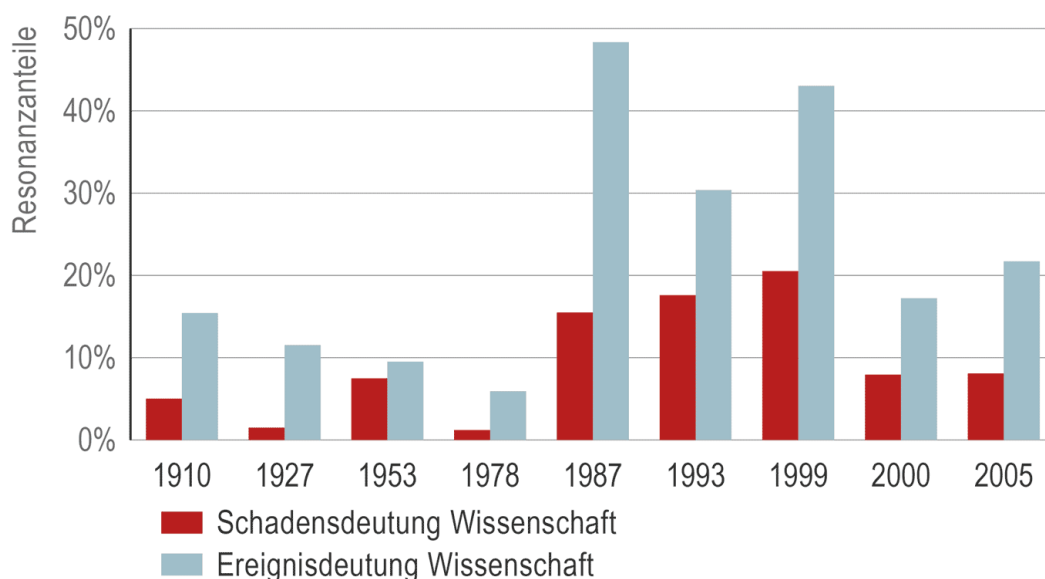
Wobei Experten mit ihren wissenschaftlich-technischen Sonderkompetenzen in der "objektiven" Vergegenwärtigung von Gefahren und Risiken Rückschlüsse zulassen, ob – induziert durch die Übernahme ihrer Positionen – zwangsläufig bisherige Katastrophenrealitäten im gesellschaftlichen Wahrnehmen und Denken durch neue Erkenntnisse und Einsichten als "Realitätsschocks" entzaubert werden. Das heisst: wir erhalten tiefere Einsichten in die aufgezeigte Trendwende in der Bedrohungsperzeption in den letzten Jahren.

Zunächst interessiert uns die Publizität<sup>457</sup> der wissenschaftlichen Akteure in Bezug auf Erklärungen der Schadensursache im Vergleich mit Beweisführungen zu den Ereignisursachen (Kap. 18.1) sowie die diesbezüglichen Artikulationschancen (Kap. 18.2). Wurde im Rahmen des Kapitels 13 aufgezeigt, dass im Klimadiskurs vor allem Naturkatastrophen jene wissenschaftlich begründeten Bedrohungsszenarien zu repräsentieren beginnen, wovor unter Berufung auf Experten gewarnt wird, so ist gemäss Hypothese 1b zudem zu prüfen, ob die unmittelbare Existenz von Wetterextremen die Frage nach deren Ursache dringlicher macht. Hier gilt es, den Erklärungsbedarf entlang der Intensität der darauf bezogenen Deutungsmuster (Indikator) und das Auftreten von Problembezügen mit dem (anthropogenen) Klimawandel (Indikator) zu untersuchen. Zum Schluss berücksichtigen wir die weiteren Akteure und wie sich die Publizitätschancen ihrer Deutungen über die Zeit entwickelt haben (Kap. 18.3–18.4).

## 18.1 Relevanz der Wissenschaft in der Frage nach den Schadens- und Ereignisursachen

Abbildung 13 zeigt, dass die Unwetterkatastrophe 1987 den Medien Anlass gibt, massgeblich stärker als im Zeitraum davor auf wissenschaftliche Quellen bzw. Expertenmeinungen zurückzugreifen – und zwar sowohl um die Frage der Schadensursachen zu klären wie auch im Hinblick auf die Ereignisursachen.

**Abbildung 13: Publizitätschancen wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Schadens- und Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**



Im Unterschied dazu hatten noch bis 1978 wissenschaftliche Erklärungen jeweils nur eine marginale Rolle gespielt. Wobei deren Stellenwert von 1910 bis 1978 sogar deutlich zurückging. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die Meinung der Wissenschaft – insbesondere zu den Wetterkapriolen – noch relativ mehr Gewicht in der Katastrophenberichterstattung als in der Zeitperiode bis zum Ereignis 1978. So erreichten ihre Stellungnahmen 1910 mit einem 5%-Anteil zur Schadenslage und einem

<sup>457</sup> Die Publizitätschance ist eine erste Bedingung, damit eine akteursspezifische Interpretation der Ereignisse breitenwirksam in die Öffentlichkeit Eingang findet. Ob die angebotenen Deutungsmuster in der Berichterstattung als glaubwürdig erscheinen, wird sprachlich durch die Aussagen sowie durch die angegebene Bezugsquelle beeinflusst. Medienschaffende können die Glaubwürdigkeit der Berichterstattung steigern, indem sie sich auf Experten oder prominente und vertrauenswürdige Auskunftspersonen stützen. Werden Akteure nicht nur zum Bezugsrahmen einer Aussage, sondern von den Medien im direkten Wortlaut zitiert, dann ergibt sich eine noch einflussreichere Situation. Dadurch können sie ungefiltert die eigene Perspektive in die medienöffentliche Debatte tragen. Diese journalistisch moderierte öffentliche Kommunikation kann sowohl zur Beruhigung als auch zum Störpotenzial der Öffentlichkeit oder der Politik werden.

15.4%-Anteil zur Ereignislage Publizität. Auf eine völlig veränderte Resonanz der Ereignisse in den Medien verweisen die Resultate für das Unwetter 1987, bei dem knapp die Hälfte (48.3%) der Ereignisursachen und rund ein Sechstel (15.4%) der Schadensursachen durch wissenschaftliche Akteure definiert wurde.

Dieser hohe Anteil an wissenschaftsbezogener Medienresonanz setzt sich gleichermassen in Reaktion auf die Ereignisse 1993 und 1999 insoweit fort, dass weiterhin ein Drittel der Erklärungsmuster in der Ereignisanalyse (30.4%) bzw. gut zwei Fünftel (43%) durch wissenschaftliche Akteure erfolgt. Für den Expertenbezug zur Schadenslage ergibt sich von 1987 bis zum Ereignis 1999 ein leichter Anstieg, sodass hier rund jede fünfte Aussage dazu aus der Wissenschaft stammt.

Wie weiter ersichtlich ist, spielt bei allen neun Katastrophenfällen die Bedeutung der Wissenschaft in der Problemdefinition der Ereignisursachen stets tendenziell eine grössere Rolle als in der Klärung der Schadensursache. Insgesamt berufen sich knapp 25% der 614 Medienaussagen über die Ereignisursachen und knapp 10% jener 1720 über die Schadensursachen auf die Wissenschaft. Allerdings wächst in den Ereignissen 1987, 1993 und 1999 im Bereich der Ereignislage bzw. Wetterkonstellation der Rückgriff auf wissenschaftliche Quellen weit stärker an, als dies in Schadensfragen der Fall ist.

Der starke Anstieg der wissenschaftsgestützten Aussagen im Jahr 1987 ist nicht folgenlos. Wie eine Detailanalyse zu den vorgebrachten Ereignisursachen zeigt, bringen tatsächlich WissenschaftlerInnen 1987 die erstmalige Nennung des Klimawandels und ebenso die Interpretation "Allgemeine menschlichen Eingriffe in die Natur/Lebensstil" für die extreme Wetterlage ins Spiel<sup>458</sup>. Für diese Neubewertung der klimatischen Gegebenheiten, die damals noch als eigentliche Hiobsbotschaft eine völlig neue Realität schuf, trägt über einen längeren Zeitraum massgeblich die Medienpräsenz der Wissenschaft mit ihren Deutungsmustern bei. Erst in den jüngeren Ereignissen 2000 und 2005 sind deutlich weniger vorrangig Experten involviert als in den Jahren 1987, 1993 und 1999, wenn auch diese Kernbotschaften in der Katastrophenkommunikation weiterhin präsent bleiben (vgl. Tabelle 18). Das heisst, auch andere Akteure beginnen dieses Erklärungsmuster zu vertreten. Insgesamt gesehen stammen rund die Hälfte aller gefundenen Klimawandel-Deutungsmuster als auch explizite Verweise auf "Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" aus der Wissenschaft<sup>459</sup>. Was indes nicht von Experten vertreten wird, sind Ursachenzuschreibungen, die auf personalisierte Schuldige verweisen. Denn innerhalb der Kategorie "Menschliches Versagen Einzelperson/Gruppe/Politik" finden sich keine Aussagen von WissenschaftlerInnen.

Folgt man dieser Entwicklung, so ist zu beobachten, dass Akteure aus dem Wissenschaftsbetrieb ihre dominante Stellung in der Ereignisdeutung bei den Katastrophen 2000 und 2005 verlieren. Auch hinsichtlich der Deutung der Schadenslage gehen ihre Publizitätschancen zurück. So liefert das Wissenschaftssystem in jeder sechsten (2000) bzw. fünften (2005) Aussage Antworten zu ereignisbezogenen, wetterbedingten Ursachen. Nur rund jede zwölfte Aussage zu den Schadensursachen ist wissenschaftlichen Akteuren zuzuordnen.

Bezüglich dieser plötzlichen Neuorientierung der Medienschaffenden an wissenschaftlichem Wissen ist bemerkenswert, dass – wie bereits diskutiert – in der Berichterstattung 1978 das Thema "Schadensausmass/Folgen" einerseits als neues Thema wichtig geworden ist. Andererseits ist das damalige Schadensereignis sehr ausgeprägt im Zusammenhang mit negativen, innergesellschaftlichen Fehlentwicklungen wahrgenommen worden. Offensichtlich sind diese Kausalzusammenhänge hauptsächlich im Rahmen ausserwissenschaftlicher Informationsquellen diskutiert worden. Der wissenschaftliche

<sup>458</sup> Vgl. zu den Ereignisursachen Kap. 17.4.

<sup>459</sup> Von den total 38 erhobenen Aussagen zum Klimawandel stammen 17 aus Aussagen von Experten. Bei den 17 Aussagen mit Verweis auf "Allgemeine menschliche Eingriffe in die Natur/Lebensstil" handelt es sich neunmal um Aussagen von WissenschaftlerInnen.



Erklärungsbedarf von Naturkatastrophen, deren "Natürlichkeit" in der Berichterstattung bereits in den späten 1970er Jahren in Frage gestellt wird, beginnt folglich erst verzögert einzusetzen.

## 18.2 Definitionsmacht der Wissenschaft in der Frage nach den Schadens- und Ereignisursachen

Für Problemdeutungen aus der Wissenschaft setzt in den 1980er Jahren eine entscheidende Wende in Form eines Bedeutungsschubes ihrer Medienpräsenz ein – insbesondere für die Ereignisse 1987, 1993 und 1999, während zuvor Experten nur marginal für die Katastrophenberichterstattung wichtig waren. Neben dieser angestiegenen Publizitätschance soll hier zudem danach gefragt werden, welche Definitionsmacht den wissenschaftlichen Akteuren über die Katastrophenwirklichkeit durch aufgegriffene Zitate zukommt.

Misst man die Artikulationschance der wissenschaftlichen Akteure in der Medienöffentlichkeit anhand der drei unterschiedlichen Thematisierungsstile "zitiert", "indirekt zitiert", "erwähnt", dann unterstreichen die Befunde, dass ganz allgemein Experten zu hohen Anteilen direkt zu Wort kommen. Sowohl in der Schadens- (vgl. Tabelle 19) wie auch Ereignisdeutung (vgl. Tabelle 20) bestätigt sich, dass fast zwei Drittel ihrer Aussagen in direktem Wortlaut publiziert werden. Zusammen mit dem Gebrauch von indirekten Zitaten können Experten in der schweizerischen Katastrophenberichterstattung insgesamt zu rund 75% ihre Begründungen zu Ereignisursachen und zu rund 80% in der Schadensklärung platzieren. Allerdings findet das indirekte Zitat für wissenschaftliche Aussagen erst ab dem Ereignis 1987 sowohl in der Ereignis- wie Schadensfrage tendenziell mehr Verwendung. Dies lässt eine Differenzierung im redaktionellen Darstellungsspektrum wissenschaftlicher Meinungen vermuten. Die Ergebnisse jener früheren Phase bis zum Ereignis 1978, wo wissenschaftliche Deutungen überhaupt nur marginal in die Medienöffentlichkeit gelangten, weisen jedenfalls darauf hin, dass zumindest die wenigen Stimmen aus Expertenkreisen von den Zeitungen meistens 1:1 an die Bevölkerung transferiert worden sind.

**Tabelle 19: Artikulationschancen wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Schadensursache von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach den Thematisierungsstilen "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Wissenschaft Schadensursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	42.9%	100%	100%	100%	31.3%	68.2%	60.5%	66.7%	70.1%	62.3%
	3	1	4	1	5	9	23	10	47	103
indirekt zitiert	14.3%	0%	0%	0%	37.5%	23.1%	18.4%	13.3%	11.9%	16%
	1	0	0	0	6	3	7	2	8	27
erwähnt	42.9%	0%	0%	0%	31.1%	7.7%	21.1%	20%	17.9%	19.8%
	3	0	0	0	5	1	8	3	12	32
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	<b>7</b>	<b>1</b>	<b>4</b>	<b>1</b>	<b>16</b>	<b>13</b>	<b>38</b>	<b>15</b>	<b>67</b>	<b>162</b>

Weil sich in den Befunden herausstellt, dass Zitate in der journalistischen Praxis der Parteipresse für Betroffene bis zur Katastrophe keine Verwendung in den Katastrophenberichten fanden, hingegen Experten – vor allem auch im Vergleich mit den weiteren publizierten Akteuren und deren Äusserungen – eher überproportional häufiger zitiert werden, lässt das die Herausbildung einer spezifischen journalistischen Routine in der Verwendung von Argumentationen im Sinne des Horizontes der Wissenschaft in der Berichterstattung vermuten. Anders ausgedrückt: Trotz einer sehr unterschiedlichen Wichtigkeit als Quelle in der Ereignis- und Schadensklärung über die Zeit, erhalten Positionen von Experten eine betont hervorgehobene Stellung in der Berichterstattung. Mit hohen Artikulationschancen versehen, fliessen ihre Aussagen entsprechend zu hohen Anteilen ungefiltert in die medienöffentliche Katastrophenkommunikation ein.

**Tabelle 20: Artikulationschance wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Ereignisursache von Hochwasserereignissen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach den Thematisierungsstilen "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Wissenschaft Ereignisursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	50%	33.3%	100%	100%	64.3%	42.9%	75.7%	53.3%	64.9%	64.9%
	3	1	2	1	9	6	28	8	37	95
indirekt zitiert	0%	0%	0%	0%	28.6%	21.4%	8.1%	13.3%	10.5%	10.5%
	0	0	0	0	4	3	3	2	6	18
erwähnt	50%	66.7%	0%	0%	7.1%	35.7%	16.2%	33.3%	24.6%	24.6%
	3	2	0	0	1	5	6	5	14	36
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	<b>6</b>	<b>3</b>	<b>2</b>	<b>1</b>	<b>14</b>	<b>14</b>	<b>37</b>	<b>15</b>	<b>57</b>	<b>149</b>

Diese Praxis in der Bereitstellung von Informationen mag darauf zurückzuführen sein, dass Medienschaffende durch Worttreue die Fakten und die unterstellte Gewissheit von wissenschaftsbasierten Problemdeutungen beteuern wollen – und überdies die Glaubwürdigkeit des Gesagten durch objektive Entsprechung illustrieren. In dieser Form gestaltet sich vor dem Hintergrund des augenfälligen Publizitätsaufschwungs der wissenschaftlichen Akteure in den 1980er Jahren insofern der Zugang zur Ereigniswirklichkeit etwa zum krisenhaften Ereignis von Uri 1987 anders, wenn auch durch entsprechende Definitionsmacht mittels vieler direkt (64.3%) und indirekt (28.6%) wiedergegebener Expertenmeinungen die Ereignisumstände problematisiert werden. Interessanterweise finden 1987 in den Berichten zur Schadensklärung die Statements der Experten nicht eine ebenso hohe Artikulationschance. Rund jedes dritte Argument wird zitiert bzw. indirekt zitiert. Doch in den Folgeereignissen bleiben Schadenshintergründe aus Expertenkreisen mit Anteilswerten von 60% bis 70% konstant stark zitiert. Rechnet man die indirekten Zitate dazu, dann fallen zwischen 80% und 90% ihrer Problemartikulationen im Modus hoher Definitionsmacht über die Realität aus. Für die Ereignisseinschätzung ergeben sich ähnlich hohe Anteilswerte von 60% bis 80%.

## Fazit

Seit den 1980er Jahren haben Aussagen von Akteuren des Wissenschaftsbetriebs in der Katastrophenberichterstattung an Relevanz gewonnen. Ihre spezifischen Rationalität der Argumentationsweise, die sich auf Daten und Modelle stützt, formt das Gefahren- und Risikobewusstsein tiefgreifender als in den Jahrzehnten zuvor, in denen wissenschaftliche Analysen in der Medienöffentlichkeit marginal waren. Wobei deren Problemperspektiven seit Beginn des 20. Jahrhunderts bis 1978 sogar deutlich an Bedeutung verloren haben.

Jedoch ist auch festzustellen, dass WissenschaftlerInnen selbst bei geringer Publizität wie damals, vorwiegend durch wörtliches oder indirektes Zitieren, ihre Meinung an die Öffentlichkeit richten können. Erweisen sich die Medien per se häufig als direktes Sprachrohr für ihre Positionen, dann ergeben sich mit dem Zugewinn an Medienaufmerksamkeit folglich viel mehr Situationen, in denen sie ihre Problemdefinitionen sehr direkt im Blickfeld der Öffentlichkeit ausbreiten können.

Die mit der Medienpräsenz der Wissenschaft einhergehende Verwissenschaftlichung der Katastrophenkommunikation eröffnet gesellschaftlich einen Zugang zu abstrakten Wissensgrundlagen. Dieser wissenschaftsinduzierte Lernprozess hat einen entscheidenden Einfluss auf den Wandel des Blicks auf Unwetterkatastrophen nach sich gezogen. Mit anderen Worten: Ein Rationalisierungsschub hat zu diesen Vorgängen über die Medien stattgefunden und bisherige Katastrophenrealitäten entzaubert. Damit erweist sich die Annahme unserer Hypothese 1c als zutreffend, nämlich dass die Sensibilisierung für Umweltdiskurse dazu führt, dass im Falle von Naturgefahren die Rationalität der Experten das Ausmass und den Grad der Gefährdung bzw. der Risiken in der Medienöffentlichkeit massgeblich stärker zu bestimmen vermag. Allerdings fällt ihnen diese Definitionsmacht in weit geringerem

Masse für die Einordnung der Schäden zu als für den Erklärungsbedarf zur Wetterkonstellation. Dieser Zugewinn an Medienresonanz schlägt sich auch auf die Deutungsmuster nieder. So ist es zunächst massgeblich die Wissenschaft, die in ihren Argumenten explizit auf einen Zusammenhang von Naturkatastrophen mit dem Klimawandel verweist oder auch ganz explizit auf eine menschliche Schuld an den Wetterkapriolen hinweist. Diese Kontextualisierung für die Katastrophen seit den späten 1980er Jahren ist vor allem im neuen Jahrtausend dann so weit verbreitet, dass diese Argumentationsmuster zunehmend auch von anderen Akteuren in der Katastrophenkommunikation vertreten werden.

Worauf diese schlagartige Veränderung der Katastrophenberichterstattung zwischen den Ereignissen von 1978 und 1987 zurückzuführen ist, muss unter anderem im Zusammenhang mit den damals stattgefundenen Umwelt- und Risikodiskursen gesehen werden, die in den 1980er Jahren stärker in den Fokus der Öffentlichkeit gelangen. Neben der gesteigerten Aktualität nehmen auch die Komplexität der Risikoproblematik und das Unbehagen gegenüber modernen Technologien zu. Diesbezüglich entscheidend ist, dass der damals laufende Informationsfluss in der Auseinandersetzung um Umwelt- und Risikoprobleme stark durch wissenschaftliche Themensetzungen mitbestimmt ist. Dabei sind Wissenschaftlerinnen bei der Identifizierung von Problemen und ihren Ursachen und Wirkungen von herausragender Bedeutung geworden. Einerseits gewinnt im Kontext der Umweltproblematik die Orientierung an wissenschaftlichem Wissen insgesamt an Bedeutung in den Medien. Andererseits existiert der anthropogene Klimawandel 1987 im öffentlichen Problembewusstsein – beim Unwetter 1978 war das noch nicht der Fall. Vor dem Hintergrund des engen thematischen Bezuges von Naturkatastrophen mit der beginnenden wissenschaftsaffinen Politisierung des Klimawandels und anfänglich mit dieser Problematik verbundenen vielfältigen Unbekannten lässt sich wohl auch die zwischenzeitlich plötzlich sehr hohe Orientierung an Expertenmeinungen für die Ereignisanalyse erklären.

Prägt die wissenschaftliche Definitionsmacht in den jüngeren Ereignissen 2000 und 2005 die Berichte wieder tendenziell weniger, dann legt dies den Schluss nahe, dass dies einerseits mit dem geringeren Nachrichtenwert von wissenschaftlichen Sichtweisen zu den Wetterkapriolen zu tun haben kann. Die anfänglich vielfältigen Unsicherheiten zum Klima-Issue haben damals die Orientierung an Expertenmeinungen sicher begünstigt. Andererseits sind für diesen abnehmenden Stellenwert von wissenschaftlichen Sichtweisen auch die relevanten Veränderungen des Medienmarktes bzw. der journalistischen Arbeitsbedingungen mitzudenken. Es versteht sich von selbst, dass unter hohem Aktualitätsdruck und Renditeorientierung im Medienmarkt wohl auch begrenzte Ressourcen ein weiterer Grund sein können, wenn im neuen Jahrtausend vermehrt auf die Recherche und Aufbereitung von wissenschaftlichem Wissen verzichtet wird.

### **18.3 Weitere Akteure in der Schadensdeutung**

Wie sieht nun in Fällen von Unwetterkatastrophen die weitere Akteursstruktur ausserhalb der Wissenschaft aus, die bei der Klärung des Schadensausmasses in Erscheinung tritt?

Im Überblick ist Tabelle 21 zu entnehmen, dass die Medien selbst bzw. ihre JournalistInnen als die wichtigsten Kommunikatoren in der Katastrophenkommunikation gesehen werden müssen<sup>460</sup>. Von den 1720 erhobenen Stellungnahmen weist gut ein Drittel auf die Medien selbst zurück. Zumindest ausgiebig bestimmte die redaktionelle Einschätzung in der historischen Phase der parteinahen und parteiorientierten Presse jeweils die Ursachenfrage – also hier von 1910 bis zum Ereignis 1953. Zu

---

<sup>460</sup> Waren bei dieser Akteursanalyse keine Informationsquellen angegeben oder ersichtlich, so wurde das Leitmedium als Akteur verschlüsselt.

insgesamt rund 60% definiert das redaktionelle Urteil die Wahrnehmung der Schadenswirklichkeiten mit. Vorderhand gilt diese vorrangige Deutung bis 1978 (47%)<sup>461</sup>.

**Tabelle 21: Akteure in der Deutung der Schadensursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Akteure Schadensursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Medien	56.1%	66.7%	60.4%	47.0%	33.0%	24.3%	24.4%	40.9%	26.0%	33.9%
	77	44	32	39	34	18	45	79	216	584
Regierung	8.7%	4.5%	13.2%	14.5%	16.5%	6.8%	6.5%	9.4%	10.6%	10.1%
	12	3	7	12	17	5	12	18	88	174
Verwaltung	2.9%	0%	4.8%	0%	6.8%	6.8%	14.0%	4.6%	12.5%	9.1%
	4	0	1	0	7	5	26	9	104	156
Rettungskräfte/Armee/Polizei/Justiz	2.9%	12.1%	0%	2.4%	1.9%	1.4%	7.6%	6.3%	6.8%	5.8%
	4	8	0	2	2	1	14	12	56	99
BürgerInnen	10.2%	10.6%	9.4%	8.4%	6.8%	9.5%	3.8%	3.1%	1.8%	4.4%
	14	7	5	7	7	7	7	6	15	75
Direktbetroffene	3.6%	4.5%	1.9%	12%	8.7%	8.1%	5.9%	15.7%	18.7%	13.4%
	5	3	1	10	9	6	11	30	155	230
Wirtschaft/Versicherung	5%	0%	3.8%	4.8%	8.7%	18.9%	11.9%	7.9%	12.1%	10.1%
	7	0	2	4	9	14	22	15	100	173
Verband/Verein/Parteien	0.7%	0%	0%	0%	1.9%	5.4%	4.9%	1%	2.2%	2.1%
	1	0	0	0	2	4	9	2	18	36
Wissenschaft	5.1%	1.5%	7.5%	1.2%	15.5%	17.6%	20.5%	7.9%	8.1%	9.4%
	7	1	4	1	16	13	38	15	67	162
Religion	4.4%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	2.6%	0.4%	0.8%
	6	0	0	0	0	0	0	5	3	14
Andere	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0.9%	0.5%
	0	0	0	0	0	0	0	0	8	8
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>8.0%</b>	<b>3.8%</b>	<b>3.0%</b>	<b>4.8%</b>	<b>6.0%</b>	<b>4.2%</b>	<b>10.7%</b>	<b>11.2%</b>	<b>48.3%</b>	<b>100%</b>
<b>Total (N*= 1720)</b>	<b>137</b>	<b>66</b>	<b>52</b>	<b>83</b>	<b>103</b>	<b>73</b>	<b>184</b>	<b>192</b>	<b>830</b>	<b>1720</b>

N\* mit 1720 Belegstellen entspricht dem Total aller Akteure in der Deutung der Schadensursachen.

Fragen wir nach weiter resonanten Meinungsvertretern in der Katastrophenkommunikation Anfang des 20. Jahrhunderts, dann sind es vor allem das politische System mit den Regierungsvertretern sowie Stimmen aus der Zivilbevölkerung (Direktbetroffene und BürgerInnen), auf welche die Medien zurückgreifen, um Schadensursachen zu klären. Trotz ereignisbezogener Unterschiede variiert über Jahrzehnte die Zusammensetzung der medienrelevanten Akteure kaum. Hingegen zeigt die Strukturierung der Katastrophenkommunikation ab dem Ereignis 1978 einsichtig, wie sich während des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts ein offensichtlicher Wandel der Publizitätschancen vollzieht. Das einstige Monopol der Medien auf die Interpretation der eingetretenen Schadensfälle geht in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich zurück. In dem Masse, wie die Zeitungen weniger als Welterklärer auftreten, können weitere Akteure intensiver an der Definition der Schadenswirklichkeit partizipieren. Der Ursprung dieses Wandels ist vor dem Hintergrund der geschilderten Umwälzungen in der Zeitungslandschaft zu sehen, die sich seit den 1960er und 1970er Jahren in Richtung parteiunabhängige Forumszeitungen entwickelt. Damit geht die Entwicklung einer kritischen Professionalität im Journalismus einher, was eine analytisch anspruchsvollere Sammlung und Verarbeitung von Informationen zu Katastrophenursachen begünstigte. Die Problemdeutungen der Medienschaffenden liefern zwar nach wie vor als wichtigster Akteur Hinweise zu den Schadensursachen. Machen diese beim Hochwasser 2005 noch 26% aus, während die spezifisch redaktionelle Sichtweise 1910, 1927 und 1953 jeweils zu rund 60% die Perspektive zu den Schadensursachen geprägt hat, kommt zum Ausdruck, wie das Gewicht anderer Akteursmeinungen bedeutend geworden ist. Diese jüngere Ent-

<sup>461</sup> Die Stimmen aus den Medien sind hier vor dem Hintergrund der eigenständig gewordenen Forumsberichterstattung zu sehen und unter Beizug der Berichterstattung der Boulevardpresse.

wicklung weist auf eine stark moderierende Rolle der Medien in der Katastrophenkommunikation hin.

Vormals weitgehend aus der Medienöffentlichkeit ausgeschlossene Akteure werden jetzt für die Einschätzung der Schadensursachen bedeutsam. Wie in der vorangehenden Studie bereits erkennbar, haben wir nicht nur den generellen Befund, dass die Wissenschaft ihre Standpunkte mit Hilfe der Medien in erhöhtem Masse einbringen kann, vor allem in den Ereignissen 1987, 1993 und 1999. In den 1990er Jahren kommt ein überdurchschnittlicher Zugewinn an Bedeutung im Diskurs über Schäden auch für Akteure aus "Wirtschaft/Versicherungen"<sup>462</sup> zustande. Trotz ereignisbezogener Nuancen sind sie seither konstant unter den fünf bedeutendsten Akteuren zu finden. Auch für Akteure aus dem klassischen Milieu der Intermediäre "Verband/Partei/Vereine", die zuvor kaum je mit Meinungen präsent waren, zeigen sich bei den Ereignissen in den 1990er Jahren tendenziell bessere Publizitätschancen. Was offenbar nur kurzfristig zu sein scheint, denn gemäss der Katastrophenkommunikation 2000 und 2005 sind sie im Akteurssegment mit ihren Deutungen kaum mehr wie vormals zu finden.

Im Unterschied dazu gewinnen Perspektiven der Betroffenen in diesen zwei Ereignissen des neuen Jahrtausends soweit an Bedeutung, dass sie zur wichtigsten medienexternen Informationsquelle für die Eruiierung der Schadensursachen 2000 (15.7%) und 2005 (18.7%) aufsteigen. Dieses Vorrücken muss im Zusammenhang mit Themenkonjunkturen gesehen werden. In beiden Ereignissen prägen Human-Interest-Beiträge die thematische Struktur der Katastrophenberichterstattung stark mit. Während die nicht unmittelbar betroffenen "BürgerInnen", deren Standpunkte insbesondere Anfang des 20. Jahrhunderts eine relativ gewichtige Rolle spielten, noch bis 1993 (9.5%) relativ konstant häufig mit Aufmerksamkeit bedacht wurden, fallen sie in ihrer Bedeutung als Informationszulieferer in den Ereignissen 1999 (3.8%), 2000 (3.1%) und 2005 (1.8%) sehr deutlich zurück.

Für die politischen Akteure, die in der Analyse durch die "Regierung" und die "Verwaltung" insgesamt in je rund jedem zehnten bzw. elften Argument vertreten sind und somit unter die bedeutenden Akteure fallen, ergeben sich Schwankungen in der Publizität. Diese sind von ereignisspezifischen Kontextbedingungen geprägt, sodass sich in der medialen Öffentlichkeit insgesamt keine langfristige Verschiebung der Publizität abzeichnet. Augenfällig fallen Einschätzungen der Regierung anteilmässig in den fünf Ereignissen 1910 bis 1987 stets deutlich höher aus als jene von Akteuren aus der Verwaltung. Dieses vormalige Kräfteverhältnis erweist sich in den jüngeren Ereignissen brüchiger, wenn im Vergleich die Verwaltung 1993 gleiche Publizität erreicht wie die Regierung (6.8%), 1999 mit ihren Deutungen deutlich häufiger, 2005 indes nur leicht häufiger als die Regierung vertreten ist. So spielen im Hochwasserfall 1999 Repräsentanten der Verwaltung (14%) neben der Wissenschaft (20.5 %) eine zumindest prominente Rolle. Beim sehr schadreichen Ereignis 2005 fällt ihnen tendenziell mehr Gewicht (12.5%) zu als der Wissenschaft (8.1%). Diese erstarkende Stellung der Verwaltungsebene dürfte damit zu tun haben, dass diese im Rahmen der institutionellen Umsetzung von Umwelt- und Risikopolitik sowie Innovationen im Nachgang von vorangehenden Hochwasserkatastrophen massiv ausgebaut wurde. So werden im Gefolge neu entstandener Institutionen, die über ein spezifisches Fachwissen zu Naturkatastrophen verfügen, diese Stimmen für die Problemdeutung wichtiger. Spezifiziert auf die Beobachtung und Bekämpfung von Katastrophenlagen zählt auch eine rasche Information der Öffentlichkeit zur Aufgabe (vgl. Eisner/Moser; 2003, Hegg/Rhyner 2007). In einem grundsätzlichen Sinn sorgt die erweiterte Teilnahme von Akteuren dafür, dass die Frage nach Ursachen am Ende des 20. Jahrhunderts und zu Beginn des neuen Jahrtausends von den Medien nach anderen Regeln und vielfältigeren Gesichtspunkten aufgegriffen wird. Dieser Wandel der Publizitätschancen für Akteure, die für ihre Einschätzungen nun Medienöffentlichkeit erzielen, ist für den Karriereverlauf der Problematik "Naturkatastrophe" und die aktive Durchsetzung risikobezogener Deutungsperspek-

<sup>462</sup> Allerdings ist zu erwähnen, dass Akteure aus der Versicherungsbranche für sich genommen nur am Rande für Schadensfragen Medienaufmerksamkeit finden.

tiven als ein wichtiger Erklärungsfaktor anzusehen. Durch die Erweiterung des Akteursfeldes finden andere Vorstellungen darüber, was Katastrophen respektive ihre Schäden verursacht hat, ihren Weg in die öffentliche Debatte. Wie bereits festgestellt, nehmen etwa Infragestellungen der naturgegebenen Ursprünge des Schadensausmasses zu, oder neue Aspekte wie etwa das Thema "Schadensausmass/Folge", die bislang in der Berichterstattung unbehandelt blieben, gewinnen an Aufmerksamkeit.

Zu beachten sind ferner Effekte der Medien selbst, die diese Tendenz durch ihre veränderte Funktionslogik ebenso bestärken. Während zuvor ideologische Gesinnungen der Parteipresse bzw. der parteinahen Zeitungen den Spielraum für vielfältige, abweichende Positionen und somit auch für Kritik- und Risikothemen begrenzt hat, gewinnen am Markt orientierte Zeitungstitel Autonomie in Krisen- und Katastrophenlagen. Sie verstehen sich als Forumspresse, welche die Vielfalt der Meinungen abbilden und diese auch zueinander in Widerspruch setzen will. Gewisse Zeitungen machen es sich teilweise zur Aufgabe, für Umwelt- und Risikoprobleme zu sensibilisieren. Mit anderen Worten: Auch das Engagement der marktwirtschaftlich funktionierenden Medienunternehmen für kritische Stimmen ist als Einflussfaktor zu bedenken. Es wird umso wichtiger, je mehr sich die Zeitungstitel für Themen und Anliegen aus der Leserschaft interessieren. All dies befördert auch eine Veränderung der öffentlichen Meinungsbildung zur Unwetterproblematik.

## 18.4 Weitere Akteure in der Ereignisdeutung

Betrachten wir nun die Bedeutung anderer Akteure, die mit ihren Ansichten in der Medienöffentlichkeit vertreten sind, wenn die jeweilige Katastrophensituation Fragen nach den Ursachen solcher Wetterextreme provoziert hat.

**Tabelle 22: Akteure in der Deutung der Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Akteure Ereignisursache	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Medien	56.4%	73.1%	69.7.4%	76.5%	13.8%	26.1%	24.4%	40.2%	29.7%	35.2%
	21	19	13	13	4	12	21	35	79	216
Regierung	2.6%	0%	0%	5.9%	17.2%	4.3%	3.5%	4.6%	4.2%	4.4%
	1	0	0	1	5	2	3	4	11	27
Verwaltung	2.6%	0%	4.8%	0%	6.9%	13.0%	14.0%	4.6%	12.5%	9.6%
	1	0	1	0	2	6	12	4	33	59
Rettungskräfte/Armee/Polizei/Justiz	0%	7.7%	0%	0%	0%	0%	0%	6.9%	3.4%	2.8%
	0	2	0	0	0	0	0	6	9	17
BürgerInnen	7.7%	3.8%	14.3%	0%	10.3%	8.7%	3.5%	5.7%	3.4%	5%
	3	1	3	0	3	4	3	5	9	31
Direktbetroffene	7.7%	3.8%	0%	0%	0%	2.2%	4.7%	4.6%	11.4%	7%
	3	1	0	0	0	1	4	4	30	43
Wirtschaft/Versicherung	2.6%	0%	0%	5.9%	0%	13.0%	2.3%	9.2%	10.5%	7.5%
	1	0	0	1	0	6	2	8	28	46
Verband/Verein/Parteien	0%	0%	0%	5.9%	3.4%	2.2%	4.7%	1.1%	2.7%	2.4%
	0	0	0	1	1	1	4	1	7	15
Wissenschaft	15.4%	11.5%	9.5%	5.9%	48.3%	30.4%	43.0%	17.2%	21.7%	24.4%
	6	3	2	1	14	14	37	15	57	149
Religion	5.1%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	5.7%	0%	1.1%
	2	0	0	0	0	0	0	5	0%	7
Andere	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	1.1%	1.1%	0.7%
	0	0	0	0	0	0	0	1	3	4
%-Anteil an N*	6.2%	4.2%	3.1%	2.8%	4.7%	7.5%	13.8 %	14.3%	43.3%	100%
Total (N* = 614)	38	26	19	17	29	46	85	88	266	614

N\* mit 614 Belegstellen entspricht dem Total aller Akteure in der Deutung der Ereignisursachen.

Auch hier lässt sich feststellen, dass die eigenen Auslegungen der Medien das grösste Gewicht haben. Rund 35% von den insgesamt 617 Statements im gesamten Untersuchungszeitraum weisen auf sie zurück. Am zweithäufigsten vertreten sind Akteure aus dem Wissenschaftsbereich, deren Deutungen zu rund 25% die Bestimmung der Ereignisursachen prägen. Damit positionieren sie sich weit vor den Interpretationschancen politischer Akteure. Wobei deutlich häufiger Repräsentanten aus der Verwaltung (9.6%) als jene der Regierung (4.4%) zum Bezugspunkt der Medien werden. Es folgen Stimmen der Direktbetroffenen (7%), die zusammen mit den nicht unmittelbar betroffenen "BürgerInnen" (5%) die Zivilbevölkerung in rund jeder achten Aussage als inoffizielle Quelle repräsentieren. Im vergleichbaren Rahmen wie die Betroffenen gestaltet sich die Publizität für Repräsentanten aus der "Wirtschaft/Versicherung". Augenfällig wenig Publizität ist sowohl für das Akteurssegment "Retungskräfte/Armee/Polizei/Justiz" sowie kollektive Organisationen wie "Verbände/Vereine/Parteien" oder die Kirche bzw. "Religion" zu beobachten.

Die bereits geschilderte Entwicklung zum Bedeutungsgewinn der Akteure aus der Wissenschaft, die erstmals beim Hochwasser 1987 (48.3%) viel Medienaufmerksamkeit bei der Ereignisursachenklärung erobern, lässt sich nun präzisieren. Zu diesem Zeitpunkt erfährt die allgemein tragende Rolle zeitungseigener Risikoeinschätzungen (13.8%) in der Katastrophenberichterstattung einen massiven Rückgang. Hingegen dominierten in der Katastrophenberichterstattung 1910 zu mehr als die Hälfte (56.4%), 1927, 1953 und 1978 bis zu rund drei Vierteln die Medienakteure die Ereignisklärung. Diese werden seither wieder wichtiger, ohne allerdings das Gewicht zurückzuerlangen, das sie bis 1978 hatten. Indem die Zeitungen sich besonders stark auf externe Einschätzungen zu beziehen beginnen, verzichten sie offensichtlich, in eigenem Namen mit Deutungen stark hervorzutreten.

Noch bis zum Naturereignis 1978 interpretieren die Zeitungen nicht nur stark unter Ausschluss von wissenschaftlichen Betrachtungen sondern auch von Einschätzungen anderer Akteure den Problemgehalt extremer Wettersituationen. Neben Akteuren aus den Wissenschaften erhöht sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts tendenziell auch die Medienaufmerksamkeit 1987 für politisch-institutionelle Einschätzungen aus Regierungs- (17.2%) und Verwaltungskreisen (6.9%). Deren Perspektiven waren in Reflexionen zum Naturgebaren vorher kaum repräsentiert. Während im Akteursangebot der Medien die Verwaltung 1993 (13%), und 1999 (14%) und 2005 (12.5%) eine tendenziell höhere Publizitätschance aufweist und daher zu den bedeutenden Akteuren aufsteigt, bleiben Aussagen der Regierung (3.5%–4.6%) hier allerdings wenig relevant. Diese neue Rolle der Verwaltungsakteure hat wohl die gleichen Ursachen wie die Zunahme des Gewichts dieser Akteure bei der Schadensdeutung. Deren Aufschwung ist demnach auf den massiven Ausbau von institutionellen Einrichtungen bei der Umsetzung der Risiko- und Umweltpolitik zurückzuführen (vgl. Kap. 18.3: Akteure Schadensdeutung). Ein Teilelement dieser neu entstandenen Instanzen und Handlungsfelder macht der Naturgefahrenbereich aus. Insbesondere unter dem Blickfeld ungünstiger Schadensentwicklungen und vor dem Hintergrund des Klimawandels wird zeitgemässen Anpassungen des Tätigkeitsfeldes und der Schaffung neuer Fachstellen hohe Priorität zugemessen<sup>463</sup>.

Einen ähnlichen Bedeutungsgewinn verzeichnen Einschätzungen der "Wirtschaft/Versicherung" im Ereignis 1993 von Brig (13%). Auch in den Katastrophen von 2000 (9.2%) und 2005 (10.5%) sind ihre Perspektiven in der Katastrophenkommunikation tendenziell stärker vertreten, während sie von 1910 bis zum Ereignis 1987 in den Diskussionen bislang kaum präsent waren. Erklärbar wird dies wohl einerseits ereignisspezifisch damit, dass die Katastrophe von Brig 1993 das Wirtschaftsleben im Zentrum von Brig praktisch lahmlegte. Aus diesem Grund stehen auch ökonomische Argumente massenmedial generell etwas mehr im Vordergrund. Andererseits muss die höhere Fokussierung auf

<sup>463</sup> Aus anschliessenden Analysen von Naturkatastrophen werden heutzutage vorhandene Schwachstellen erkennbar. Damit ist klar, dass auf diesen Erkenntnissen weitere Anstrengungen unternommen werden, um auf verschiedenen Ebenen (Bund, Kanton und Gemeinde) Verbesserungspotenziale zu nutzen. Letztlich geht es darum, Sicherheit für Mensch, Umwelt und Sachwerte zu erzielen. Zum Stand und zu aktuellen Entwicklungen in der Schweiz im Rahmen der Optimierungen im Naturgefahrenbereich siehe: Hegg/Rhyner (2007).

ökonomische Argumente, verengt auf die Zeit seit den 1990er Jahren, mit dem allgemeinen Bedeutungsgewinn von wirtschaftlichen Faktoren gesehen werden, die neben Umweltaspekten und gesellschaftlichen Faktoren zu einer wichtigen Angelegenheit von Umwelt- und Nachhaltigkeitsdebatten geworden sind<sup>464</sup>. Das heisst: In Verbindung mit der hohen Komplexität und den negativen Folgen von Natur- und Umweltrisiken entfalten Perspektiven aus der Wirtschaft in der Medienthematisierung von Naturkatastrophen ebenso mehr Stellenwert.

Einschätzungen aus der Bevölkerung erhalten ausser 1978 bei allen weiteren Ereignissen Publizität, wobei diese eher ereignisbezogenen Schwankungen unterliegen und vor allem in den jüngeren drei Ereignissen gering sind. Für die Betroffenen hingegen ist bemerkenswert, wie diese als inoffizielle Quelle bei der Katastrophe 2005 mit einer bislang nicht zu beobachtenden Definitionsmacht (11.4%) versehen sind. Mit gut jedem neunten Statement fungieren sie neben den Medien (29.7%), der Wissenschaft (21.7%) und Verwaltung (12.5%) unter den bedeutenden Akteuren. Hingegen waren ihre Stimmen bisher am Rande oder gar nicht vertreten wie im Falle 1953, 1978 und 1987.

Betrachtet man die medienöffentlichen Aussagen, die sich jeweils überhaupt mit den Ursachen der Ereignisse befassen, so fällt auf, wie sehr der Erklärungsbedarf seit 1987 zugenommen hat – nach einer Abnahme von 1910 (6.4%) bis 1978 (2.8%). Solange Wetterextreme als Ausdruck natürlicher Schwankungen gesehen wurden und noch niemand bzw. kaum jemand etwas vom anthropogenen Klimawandel wusste, war es auch eher müssig, nach Ursachen für die Wetterbedingungen zu fragen.

Gemäss Hypothese 1b bestätigt sich folglich, wie mit dem Aufscheinen der Bedrohungsszenarien zum Klimawandel im öffentlichen Diskurs die unmittelbare Existenz von Wetterextremen die Frage nach deren Ursachen dringlicher macht. Mit dem Auftreten von Problembezügen zum (anthropogenen) Klimawandel und dem Menschen als Mitverursacher beim Hochwasser 1987 ist damit der Wendepunkt eingetreten. Insbesondere zur Klärung des Katastrophengeschehens 1999 (13.8%), 2000 (14.3%) und 2005 (43.3%) fällt der Informationsfluss dazu sehr umfangreich aus.

## Fazit

Wir haben es nicht nur mit einem grundsätzlichen Zugewinn an Definitionsmacht der Wissenschaft in der Schadens- und vor allem in der Ereignisklärung im ausgehenden 20. Jahrhundert zu tun. Es stellt sich heraus, dass sich die Medienschaffenden in einem sehr grundsätzlichen Sinne an neuen Quellen zu orientieren beginnen. Bis in die späten 1970er Jahre spielten folglich wissenschaftliche Perspektiven in der Medienkommunikation bei Katastrophen nur am Rande eine Rolle. Dasselbe bestätigt sich auch für andere gesellschaftliche Akteure in ähnlichem Masse. Über einen langen Zeitraum erfolgte die Diagnose der Problemlage primär durch die damals parteinahen Presseorgane selber, ohne allzu viele externe Stimmen beizuziehen. Am ehesten verschafften die Medientätigen der Perspektiven der Regierung – vor allem wenn es um die Schadensbeurteilung ging – oder inoffiziellen Quellen aus der Zivilbevölkerung Beachtung. Dies ändert sich erst im ausgehenden 20. Jahrhundert. So stellt sich bei der Unwetterkatastrophe 1987 heraus, dass sich an diesem Punkt die Medien intensiver an neuen Quellen orientieren und von nun an verschiedene Akteure bei der Identifizierung der Ursachen der Wetterlage involviert sind. Wobei die Medien besonders der Wissenschaft und ihren Entwürfen des Weltbezuges einen wichtigen öffentlichen Resonanzraum zu bieten beginnen.

Die in der Zwischenzeit grundlegend veränderten Kontextbedingungen als Teil eines übergreifenden Wandels spielen für diese Ausdifferenzierung der involvierten Akteure sicher eine Rolle. Dazu passt, dass die seit den 1970er Jahren aufkommenden Umwelt- und Risikodebatten stark im Rückgriff auf

---

<sup>464</sup> Das Konzept der Nachhaltigkeit geht auf den Brundtland-Bericht aus dem Jahre 1987 der UN-Kommission für Umwelt und Entwicklung zurück. Während vormals die Begriffe "Umwelt" bzw. "Umweltkommunikation" prägend waren, sind die Begriffe "Nachhaltigkeit" bzw. "Nachhaltigkeitskommunikation" in der jüngeren Vergangenheit üblicher geworden (vgl. Dahinden/Schanne (2009: 78–79)).



wissenschaftliche Beweisführungen von Ursachen und Wirkungen der Probleme stattfanden. Zeitlich haben sich in den 1980er Jahren die Komplexität der Umweltproblematik und das Unbehagen gegenüber riskanten Technologien gesteigert. So treffen die Katastrophe 1987 und jene danach auf ein verändertes soziales Umfeld.

Neben der wachsenden Bedeutung und Karriere der ökologischen Thematik in den 1980er Jahren führen die sich zeitgleich häufenden Katastrophenerfahrungen mit Krisencharakter wie etwa das Brandunglück Sandoz in der Schweizerhalle bei Basel (1986) oder der Reaktorunfall von Tschernobyl (1986) zu tiefen gesellschaftlichen Zäsuren. Die stark erhöhte Skepsis gegenüber dem Fortschritt und eine entsprechende Sensibilisierung für gesellschaftliche Katastrophenpotenziale haben mit einer generellen Expansion und Diversifizierung der externen Kommunikation der Wissenschaft stattgefunden. Der zunehmende Stellenwert wissenschaftlicher Deutungen und somit auch Verwissenschaftlichung der Katastrophenkommunikation ist als ein bedeutender Ausrationalisierungsschub zu verstehen. Die Vermittlung wissenschaftlicher Informationen trägt dazu bei, dass eine breite Öffentlichkeit Unwetterkatastrophen auch tendenziell häufiger entlang von komplexen Zusammenhängen auf hohem Abstraktionsniveau wahrnimmt und diesbezüglich ein bemerkenswerter wissenschaftsinduzierter Lernprozess stattfindet. Dies kommt in den Befunden dadurch zum Ausdruck, dass sich zunehmend nichtwissenschaftliche Akteure die ursprünglich wissenschaftsbasierte Deutung des Klimawandels zu eigen machen. So nimmt der Stellenwert der Akteure aus der Wissenschaft für die Ereignisdeutung im 21. Jahrhundert zwar wieder ab, ohne dass der "Klimawandel" selber in gleichem Umfang an Gewicht verloren hätte.

Sicherlich spielen für die starke Veränderung bzw. Ausdifferenzierung der Akteursstruktur im Mediendiskurs seit der Katastrophe 1987 ebenso die Auflösung der Parteipresse und die massiven Veränderungen, die mit dem Strukturwandel der Öffentlichkeit zu einem autonomen Mediensystem einhergehen, eine Rolle. Das wirkt sich auch auf die medialen Selektions- und Interpretationslogiken der medienvermittelten Katastrophenkommunikation der Schweizer Zeitungslandschaft aus. Die nach Marktprinzipien funktionierenden Zeitungen sehen sich als politisch neutrales Forum und als Repräsentanten der allgemeinen öffentlichen Meinung. Im Hinblick auf deren kommerzielle Ausrichtung hilft das ihnen einerseits am effektivsten, Lese- und Anzeigereichweiten zu optimieren. Andererseits begünstigt diese Entwicklung im Journalismus die Übernahme vielfältigerer, analytisch anspruchsvollerer als auch kritischerer Perspektiven in die Katastrophenberichterstattung. Naheliegenderweise können neue Wissensbestände und Argumente dadurch an die breite Öffentlichkeit diffundieren, wie wir dies im Katastrophengebaren von Uri 1987 anhand der sprunghaft erhöhten Aufmerksamkeit zugunsten der Wissenschaftsperspektive gesehen haben. Dabei zeigen sich in diesem resonanzspendenden Raum kommerzialisierte Zeitungen allerdings auch die Effekte dieser marktökonomischen Funktionslogik in jüngerer Zeit deutlich. So werden in den Ereignissen des neuen Jahrtausends gerade auch die Direktbetroffenen zu einer bedeutenden Informationsquelle der Zeitungen – nicht nur bezüglich der unmittelbaren Katastrophenerfahrung, sondern auch der Ursachenzuschreibung. Diese bevorzugte Behandlung entsteht nicht von sich aus. Betroffene erleben bei den jüngeren Katastrophen bereits durch die starke Ausweitung von boulevardesken Human-Interest-Themen einen markanten Anstieg an Medienpräsenz. An diesen Vorgängen zeigen sich die gesellschaftlichen Auswirkungen, wenn sich Arbeitsweisen und Inhalte im Journalismus an neue Umstände anpassen. Der verschärfende Konkurrenzdruck im medialen Gefüge verhilft andere Akteure und ihren Katastrophen-erklärungen zu Publizität. Inwiefern das Bild jüngster Naturkatastrophen durch den Strukturwandel der Medien beeinflusst wird, ist Thema des zweiten Teils dieser Untersuchung.

## Gesellschaftliche Wirklichkeit von Hochwasserkatastrophen im Wandel: Effekte der Medienökonomisierung

Nachdem wir im ersten Teil anhand der medienvermittelten Kommunikation Einblick in Wandlungsprozesse der sozialen Wirklichkeit von Katastrophen in der Schweiz gewonnen haben, betrachtet der Analyseteil 2 die mediale Erscheinungsform der Katastrophenkommunikation im Zusammenhang mit postulierten Effekten des Strukturwandels der Öffentlichkeit und der Medien.

Hier geht es darum, die in den Zeitungen repräsentierte Katastrophenrealität unter Berücksichtigung von variierenden Kontextbedingungen des Mediensystems zu beobachten, das diese Berichterstattung hervorbringt. Im Bereich der Entwicklung der untersuchten Zeitungen erweist sich die dargestellte Auflösung der parteigeprägten Presse in den späten 1960er Jahren als eine eigentliche Zäsur in der Entwicklung des Mediensystems und ebenso für den nationalen Kommunikationskontext. Zeichnen sich im Rahmen der einsetzenden marktökonomischen Ausrichtung der Medien mittlerweile andere Relevanzmuster, Interpretationslogiken sowie Produktionsbedingungen ab, hat dies demgemäss eine erheblichen Relevanz für die formale und inhaltliche Darstellung der gesellschaftlichen Katastrophenkommunikation, die hier über einen langen Zeitraum untersucht wird. Bei der vorangehenden historisch-dokumentierenden Analyse der neun Katastrophenfälle zeichnen sich bezüglich der Medienaufmerksamkeit, welche die Ereignisse mittlerweile gewinnen, markant steigende Publizitätschancen ab. Dieser Analyseteil ist u. a. darauf ausgelegt, zu validieren, wie Veränderungen der Informationsprinzipien und Darstellungslogiken im Umfeld der Medienunternehmen zum Tragen kommen. Der Vergleich der Realitätszugänge zu Katastrophen über die Zeit von knapp hundert Jahren bietet einen vielversprechenden Ansatzpunkt für die Bestimmung verschiedener medialer Einflüsse auf die Art und Weise, wie vergleichbare Unwetter einst und in der Gegenwart von Medienschaffenden aufgegriffen und dargestellt werden. Um zu aussagekräftigen Resultaten zu kommen, ist ein wichtiges Ziel die schrittweise Prüfung folgender Haupthypothese:

Als Folge des Strukturwandels der Öffentlichkeit und mit der Ausrichtung auf den Absatzmarkt verändern sich die Selektions- und Darstellungslogiken des Mediensystems, zu denen Katastrophenergebnisse nunmehr eine hohe Affinität aufweisen. In der Folge dieses Prozesses werden Katastrophen einerseits zu "Medienereignissen", und andererseits verändert sich die Art und Weise, wie Naturkatastrophen dargestellt werden.

Dabei dienen die abgeleiteten fünf Hypothesen (2a–2e)<sup>465</sup> dazu, die Ergebnisse zu den analytisch gut voneinander abgrenzbaren Einflussfaktoren des Mediensystems am Beispiel der Katastrophenkommunikation darzustellen. Die Hypothesen werden eingangs der einzelnen Analysen jeweils genannt sowie das methodische Vorgehen nochmals kurz erläutert. Die Darstellung der Ergebnisse zu den vermuteten Einflüssen erfolgt sowohl mit aggregierten Daten, um zutage tretende allgemeine Entwicklungen der Medien aufzuzeigen, als auch mit Blick auf die Art und Weise, wie sich die einzelnen vier untersuchten Zeitungstitel diesbezüglich modifizieren.

Zunächst geht es um die Analyse der Bildebene. Wegen des bemerkenswerten Einflusses auf die mediale Katastrophenkommunikation, den Bilder erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts einnehmen, richtet sich der Fokus auf das Ausmass und die Prinzipien der visuellen Darstellung von Unwetterkatastrophen. Im Lichte dieser Befunde lassen sich dann Visualisierungseffekte betrachten und wie diese auf die Medienwirklichkeit von Katastrophen einwirken (Kap. 19).

Danach konzentriert sich die Analyse auf Veränderungen der Katastrophenrealität, die sich aus dem Einfluss der mediendramaturgischen Umwertungen sowie Tendenzen zur Dramatisierung der Ereig-

---

<sup>465</sup> Die fünf Hypothesen sind unter Kapitel 14.2 bereits vorgestellt worden.

nisse ergeben können (Kap. 20). Anschliessend sind die Betroffenheitskommunikation das Kernthema der Analyse sowie die Praktiken, wie die betroffenen Menschen in Mediendarstellungen im Lauf der Zeit in Erscheinung treten (Kap. 21). Danach richtet sich die Aufmerksamkeit auf den medienvermittelten Informationsfluss und wie weit die Katastrophenthematisierung entlang von menschlichen Ereignissen, die dem Human-Interest-Bereich entstammen, verläuft. Daran lässt sich beurteilen, inwieweit Mechanismen des kommerziellen Mediensystems Anteil an einer erhöhten Medienaufmerksamkeit für Katastrophen haben (Kap. 22). Gleichzeitig liefern Beobachtungen zur Themenselektion einzelner Zeitungstitel Anhaltspunkte zur Qualität ihrer Katastrophenkommunikation und ob sie zu Boulevardisierungstendenzen der öffentlichen Kommunikation beitragen (Kap. 22.2). Zum Schluss bietet die Zusammenführung der unterschiedlichen Entwicklungen im Erscheinungsbild der Katastrophenkommunikation eine wichtige Grundlage, um nach den Konsequenzen und Trends zu fragen, die sich im Rahmen der Marktentwicklung der Medien für die Repräsentation und die gesellschaftliche Rezeption von Unwetterkatastrophen ergeben.

## 19 Bildanalyse 1910–2005: Vom Primat des Wortes zum Primat des Bildes in der Katastrophenberichterstattung

Im Mittelpunkt dieser Auswertungen stehen die Bilddokumente und deren Bedeutung in der redaktionellen Aufbereitung des Katastrophengeschehens in schweizerischen Tageszeitungen im Untersuchungszeitraum von 1910 bis 2005.

Damals wie heute macht das, was unsere Augen von Katastrophen und Unglücken einfangen können, die faszinative Anziehungskraft von Desaströsem aus. Da wir selten Zeugen von Unwetterkatastrophen sind, spielt für die gesellschaftliche Wahrnehmung des Katastrophenausmasses die Art und Weise des medialen Agenda Settings und der Präsentation der Ereignisse eine bedeutende Rolle. Technologische Innovationen und daraus resultierende visuelle Kommunikationsmittel haben im Verlauf des 20. Jahrhunderts bislang nicht vorhandene Möglichkeiten der Katastrophenkommunikation geschaffen. Indem Textbeiträge und vor allem die zur Verfügung gestellten Bilder uns die Verwüstung, das Leid der Betroffenen oder deren Zuversicht vor Augen halten, erschliessen sich uns Erfahrungsräume. Ebenfalls wird dadurch unser Wissen von Katastrophenrealitäten geprägt. Kommt hinzu, dass gerade Katastrophenbilder die stets vorhandene menschliche Neugier auf das Desaströse befriedigen. Doch lässt das Informationsangebot von Bildern Mediennutzende leicht verkennen, dass sie nicht das reale Geschehen selbst sehen. Die verwendeten Bilder sind unweigerlich durch die Handschriften der Medien geprägt. Und von den Medien – in unserem Falle Zeitungsredaktionen – hängt es letztlich ab, welche Katastrophenbilder an die breite Öffentlichkeit gelangen. Ob und welche Bilder die Zeitungen für ihre Berichterstattung wählen und als Beleg für das "objektive" Katastrophengeschehen in der jeweiligen Zeit vorlegen, hängt auch mit unterschiedlichen Qualitätsmassstäben zusammen, die sich Zeitungstypen setzen.

Vor dem Hintergrund des marktökonomischen Konkurrenzdruckes stellt sich die Frage, inwiefern das von den Medien gezeigte Bildmaterial zu Unwetterkatastrophen Veränderungen durchläuft. Im Sinne der Anpassung der Medienprodukte an den verschärften Wettbewerb und einer konkurrenzfähigen Aufmerksamkeitserzeugung werden gut visualisierbare Themen favorisiert. So postuliert Hypothese 2a einen neuen Stellenwert der visuellen Kommunikationsebene (Indikator: Visualisierung) in Printmedien seit den späten 1960er Jahren nach dem Strukturwandel der Öffentlichkeit. In der Unterwerfung der öffentlichen Katastrophenkommunikation unter das Prinzip der Visualisierbarkeit gehen Medien entsprechend visuell offensiver mit dem Katastrophenthema um. Das zieht sowohl eine verstärkte Bildpräsenz des Katastrophengeschehens in den Medien nach sich als auch veränderte Formen und Inhalte auf der visuellen Kommunikationsebene.

Auf der Basis der medialen Bildpräsenz von Katastrophen beschäftigen wir uns hier mit den notwendigen medialen Selektionsprozessen, die letztlich die Problemwahrnehmung und Folgehaftigkeit einer Naturkatastrophe seitens der Gesellschaft mit berühren.

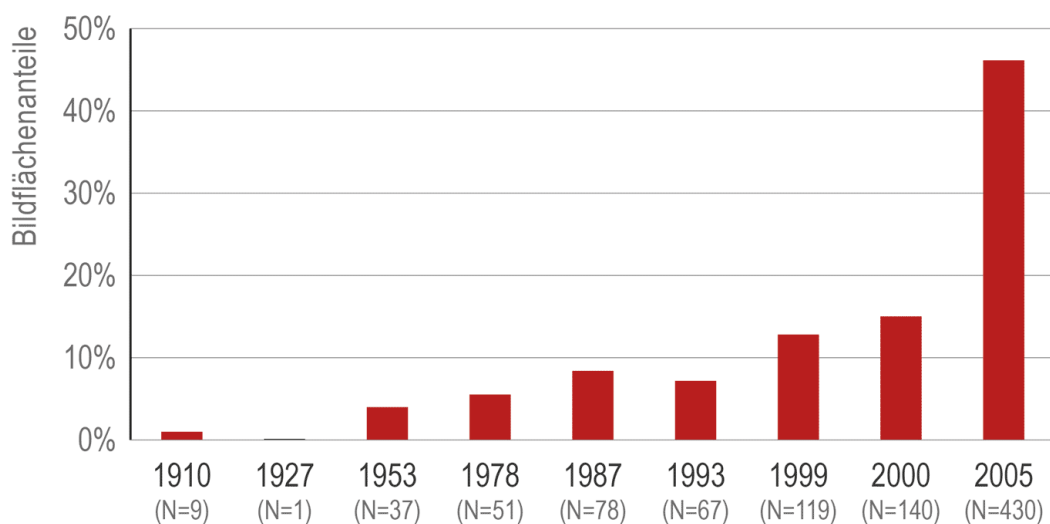
Die Befunde dieses Kapitels basieren auf 932 Bilddokumenten (Grafiken, Fotografien und Illustrationen), die im Zusammenhang mit den erhebungsrelevanten 619 Artikeln publiziert wurden – einschliesslich ganzseitiger Bildbeiträge. Diese wurden einer differenzierten quantitativ-qualitativen Analyse unterzogen. Zur quantitativen Einschätzung des Bildumfanges ist die Bildfläche in cm<sup>2</sup> vermessen worden. Da diese Bildanalyse auch auf Vergleichen und Interaktionen mit dem Printtext basiert und zugleich Fragen zu qualitativen Aspekten, also dem "Wie" der inhaltlichen Darstellung zu klären sind, gibt zuerst eine historische Übersicht Einblick in die Bildverwendung und den visuellen Kommunikationsumfang. Zu prüfen ist, ob sich zum einen Bildbeiträge massiv vervielfältigen (Resonanz) und zum anderen umfangreicher ausfallen (Visualisierung) (Kap. 19.1–19.2). Danach wird, als weiterer Indikator des Strukturwandels, der Stellenwert von Personenbildern im Vergleich zu objekt-

bezogenen Präsentationsformen untersucht (Kap. 19.3). Die Frage, ob sich inhaltlich die Motive der verwendeten Katastrophenbilder verschieben und ob Unterschiede in der fotografisch repräsentieren Katastrophenrealität auf Effekte zurückzuführen sind, die sich im Gefolge von Personalisierungstrends (Kap. 19.4-19.4.2) vollziehen, wird in späteren Abschnitten analysiert. Eine Akteursanalyse (Kap. 19.4.3) ermittelt abschliessend, mit welcher Bildpräsenz in der Presse unterschiedliche Personen rund um das Katastrophengeschehen – insbesondere die Betroffenen (Kap. 19.4.4) – als Zeitzeugen vertreten sind.

## 19.1 Medienresonanz für Katastrophen unter dem Aspekt ihrer Visualität

Um in einem ersten Schritt den Stellenwert von Bildern in der Berichterstattung der Tagespresse zu den neun Naturkatastrophen von 1910 bis 2005 zu klären, sind pro Bericht bis maximal 5 Bilddokumente (Fotografien, Karten, Diagramme) berücksichtigt und anhand der Fläche (cm<sup>2</sup>) ihre Grösse gemessen worden. Wie sich die 932 erfassten Bilder auf die neun Katastrophen über den untersuchten Zeitraum verteilen, zeigt folgende Abbildung.

**Abbildung 14: Bildpräsenz (Fotografien, Karten, Diagramme) der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in % an der Summe aller Bilder (N = 932)**



Die Befunde aus der Bildanalyse demonstrieren die massive Expansion der visuellen Katastrophenkommunikation über die Untersuchungszeitpunkte von 1910 bis zum Hochwasser 2005. Offensichtlich nimmt das Bildangebot in der Zeitungslandschaft von einer Katastrophe zur nächsten beinahe stetig zu. Naheliegenderweise beginnen durch Bilder bezeugte Wirklichkeiten hinsichtlich der Medienpräsenz von Katastrophen und daher auch für deren Wahrnehmung und Wichtigkeit in der Öffentlichkeit eine immer bedeutendere Rolle zu spielen.

Dabei ist die Bildpräsenz des Hochwassers 2005 allerdings bemerkenswert. Die aus dieser Katastrophe resultierenden 430 Bilder übertreffen selbst die hohe Bildpräsenz der Ereignisse 1999 (119) sowie 2000 (140). Über 46% der insgesamt 932 Bilder wurden 2005 publiziert. Im Vergleich mit der Katastrophenberichterstattung im Jahr 2000 bedeutet dies mehr als eine Verdreifachung der visuellen Beiträge, im Kontrast zum Hochwasser 1910 eine Steigerung um das 48-fache.

Betrachten wir die frühe visuelle Bildpräsenz der Unwetterereignisse 1910, 1927 und 1953 im zeitlichen Rahmen der traditionell parteiendominierten Presselandschaft. Bereits 1953 spielen Bildbeiträge, die neben den Printtexten 37-mal in Erscheinung treten, in der medialen Vermittlung der Katastrophenwirklichkeit eine deutlich grössere Rolle als noch zum Zeitpunkt 1910 (9) und 1927 (1). Diese Steigerung ist auf bedeutende technische Errungenschaften in der Bildverarbeitung zurückzuführen. Diese schaffen erst Voraussetzungen für eine einfachere massenmediale Übermittlung von Fotografien. Denn bei den insgesamt zehn Bildern der Jahre 1910 und 1927 handelte es sich nicht um Fotografien, sondern um Illustrationen zum Katastrophengeschehen. Doch insgesamt fallen für die drei frühen Ereignisse die eingesetzten Bilder und der Raum, den sie belegen, vergleichsweise spärlich aus. Lediglich rund 5% aller Bilddokumente der Untersuchung, was 3.6% der gemessenen Fläche gleichkommt, stammen aus dieser Zeitphase. Wenden wir uns der Entwicklung der Bildpräsenz der Unwetterereignisse von 1978 bis 2005 zu, welche in der Zeit eines kommerziell gewordenen Mediensystems stattfindet. Hier haben wir es – unter Einbezug der Boulevardpresse BK – mit beinahe stetig steigenden Zuwachsraten des bildspezifischen Angebotes zu Katastrophen zu tun. Um rund die Hälfte mehr Bilder als 1978 (51) kommen für das Hochwasser 1987 (78) zum Einsatz. Auch wenn die Katastrophe 1993 bekanntlich auf relativ wenig Berücksichtigung in Zeitungsberichten stiess, erreicht das Geschehen mit 67 publizierten Bildern dennoch eine beachtlich hohe Visualität<sup>466</sup>. Beim Hochwasser 1999 steigert sich der Bildoutput gegenüber 1993 um 78%. Nach erneuten Zuwachsraten im Jahr 2000 erreicht die mediale Verfügbarkeit von Bildern zum Ereignis 2005 in bislang nicht gekanntem Mass einen Anstieg um gar 200% im Vergleich zu 2000. Dieses sprunghafte Anwachsen unterstreicht die gleichzeitig sehr hoch ausfallende Anzahl Medienberichte für das Extremereignis 2005.

Sicherlich stimmen diese empirischen Belege zum massiv angewachsenen Volumen an Katastrophenbildern mit entscheidenden Merkmalen überein, wie sie in den theoretischen Ausführungen zum wettbewerbsbedingten Ökonomisierungsschub der Medien beschrieben werden. Denn mit steigender Kommerzialisierung der Medien gewinnt Visualität als Nachrichtenfaktor an Stellenwert, lautet die These. Insofern mag dieses Anschwellen der Visualität von Katastrophen aus einem eigendynamischen Wechselspiel herrühren: So dürften weit mehr als früher Kriterien der bildlichen Attraktivität dafür bestimmend sein, welche Ereignisse oder Themen von den Medien intensiv aufbereitet werden. Für Letzteres spricht die einfache Regel, dass die notwendige Aufmerksamkeitsbindung bei der Leserschaft über visuelle Kommunikationsformen und Darstellungsstrategien optimal zu erreichen ist. Daher bekräftigt die skizzierte Entwicklung zum massiven Bedeutungszuwachs der Bildangebote bis zu einem gewissen Punkt die journalistischen Präferenzen für das Risikothema und seine Bildfähigkeit im Rahmen der Verlagerung von einer parteinahen zu einer kommerziellen Presse seit den 1970er Jahren. Auch wenn dieser Einfluss sicherlich vorhanden sein dürfte, lässt er sich hier allerdings nicht direkt nachweisen. Durchaus bestätigen aber jüngste Befragungen im Journalismus die zunehmende Bedeutung des Nachrichtenfaktors Visualität in ihrer Selektionspraktik im Zusammenhang mit der Orientierung an Publikumsvorlieben (vgl. Kap. 5.4). Diese Wahrnehmung der JournalistInnen spiegelt sich in der Katastrophenberichterstattung wider.

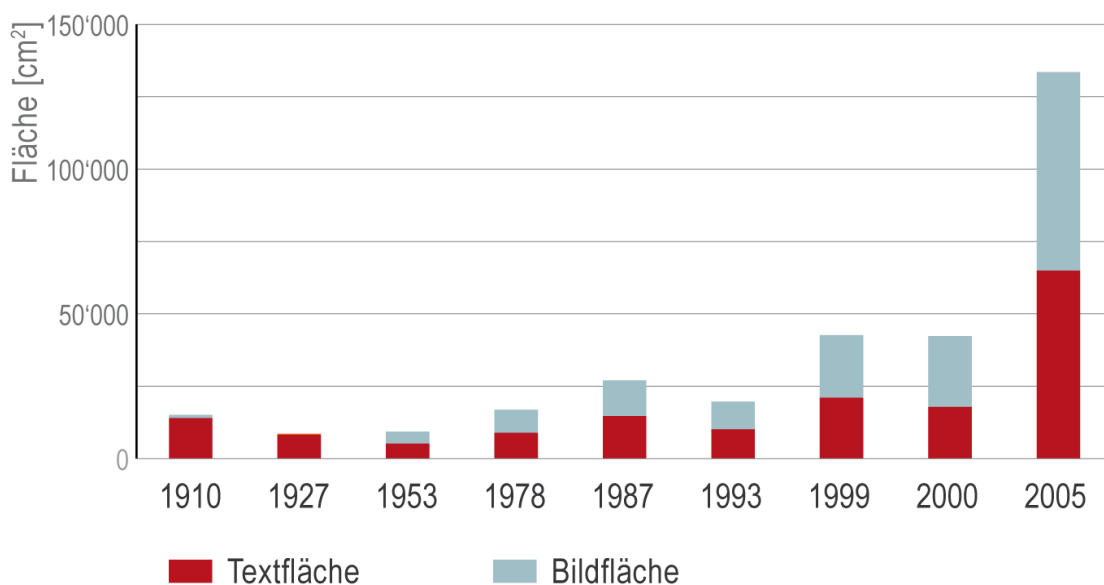
Trotzdem ist die Annahme zu oben geschilderten Visualisierungseffekten auf das Bild von Katastrophen noch nicht als valide zu erachten. Denn die Funktionsbestimmung sowie die Form, wie Bilder eingesetzt werden, können ebenso variieren. So lautet eine interessante Frage, ob die klassische Anwendung des Bildes als Zusatzinformation die Katastrophenbebilderung prägt, oder ob marktstrategische Eigenschaften im Aufmerksamkeitswettbewerb für den Bildeinsatz vorherrschen. Schon daher scheint es notwendig, die langfristige Entwicklung der visuell vermittelten Katastrophenrealität im Zusammenhang mit der Textebene genauer nachzuzeichnen.

<sup>466</sup> Die Erklärung betreffend geringere Resonanz ist unter Kapitel 15 nachzulesen.

## 19.2 Von der Wort- zur Bilddominanz in der Katastrophenberichterstattung

Die Visualisierungsthese anhand der inhaltsanalytischen Aufarbeitung der visuellen Katastrophenkommunikation komparativ weiter zu diskutieren und dies auf mehreren Ebenen zu tun, drängt sich auf: Es sind dies die Ebene der sprachlichen Aufbereitung von Katastrophen im Text, die formalen Aspekte der Bildwirklichkeiten sowie Interaktionen zwischen der Text- und der Bildebene. Dabei sei für die weitere Diskussion angemerkt, dass die optische Aufmachung sowohl von Texten wie auch von Bildern bei der Zeitungslektüre gleichermassen wichtig ist, wie auf der Seite der Rezipienten eine medial vermittelte Katastrophe jeweils mit Bedeutung versehen wird. Gemäss Experimenten scheint es sogar wahrscheinlich, dass in Presseberichten bereits geringe Veränderungen von Bildvorlagen Effekte auf die Wahrnehmung eines Themas haben. Insbesondere können Bildelemente nicht nur die Aufmerksamkeit für Bedrohung und Gefahren wecken bzw. deren Erinnerbarkeit steigern, sondern kurzfristig oder langfristig eine Rolle spielen, wie Risiken eingeschätzt und in ihrer Gefährlichkeit empfunden werden (vgl. Zillmann/Gibson/Sargent 1999). Angesichts der wachsenden Bedeutung von visuellen Elementen im Journalismus und ihrer Einflussnahme auf die Wirklichkeit von Katastrophen ist eine quantitative Messung der Verhältnisse von Text und Bildmaterial daher aufschlussreich, um solche Veränderungsprozesse langfristig zu erkennen.

**Abbildung 15: Medienpräsenz der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) verglichen anhand des Text- und Bildumfanges (Fotografien, Karten, Diagramme) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in cm<sup>2</sup>**



Betrachtet man die Textfläche und Bildfläche je Katastrophenereignis in Abbildung 15, dann unterstreicht die Darstellung, wie über die Zeit hinweg durch die bildvermittelte Kommunikation die Präsenz von Unwetterkatastrophen in der Presse massgeblich erhöht wird. Bereits aus dem Vergleich der drei Ereignisse 1910–1953 ist erkennbar, wie sich beim Unwetter 1953 aufgrund der Bedeutungszunahmen der visuellen Kommunikation die Medienpräsenz erhöht. Zwar ist sie die Katastrophe mit dem tiefsten Beachtungsgrad auf der Textebene, erfährt aber mit der Zurechnung der Bildfläche insgesamt eine knapp 10% umfangreichere Berichterstattung (9'240 cm<sup>2</sup>) als die Katastrophe 1927 (8'530 cm<sup>2</sup>). Sowohl 1910 als auch 1927 sind die Bildanteile vernachlässigbar im Hinblick auf die Gesamtresonanz in der Medienberichterstattung. Dazu vermitteln die Zahlen in Tabelle 23 deutliche Hinweise: Zwischen Text- und Bildfläche beträgt die Differenz rund 93% bzw. 97%. Was die Medienwirklichkeit dieser Ereignisse prägt, beruht praktisch nur auf der Wortkultur.

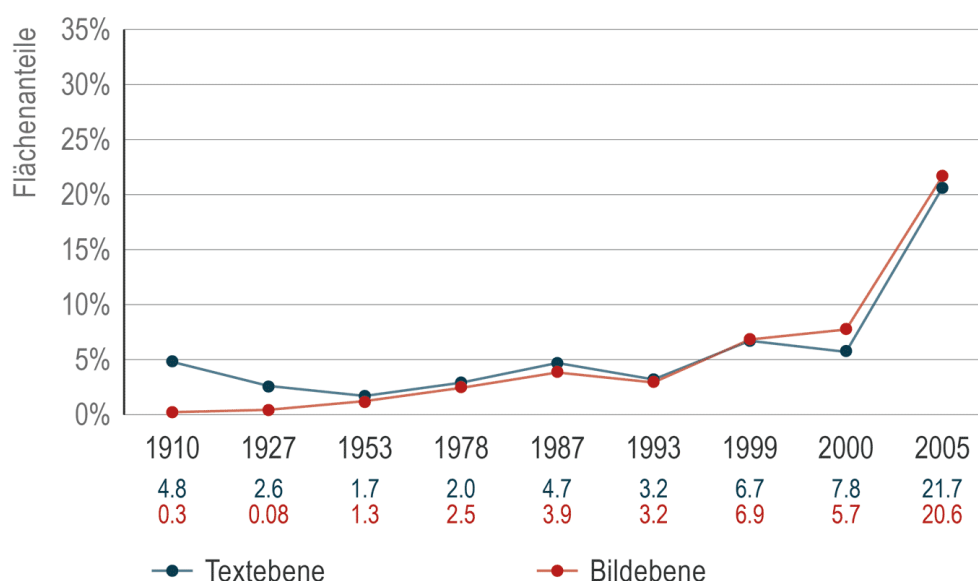
**Tabelle 23: Medienpräsenz der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) verglichen anhand des Bild- und Textumfanges (cm<sup>2</sup>) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), absolut und Differenz in %**

Bild- und Textumfang [cm <sup>2</sup> ]	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Bildfläche in cm <sup>2</sup>	1'010	260	3'980	7'820	12'240	9'590	21'720	24'440	68'460	149'520
Textfläche in cm <sup>2</sup>	14'110	8'270	5'260	9'030	14'800	10'150	21'030	17'860	65'040	165'550
Differenz zw. Text-u. Bildfläche [%]	+92.8%	+96.9 %	+24.3%	+13.4%	+17.3%	+5.5%	-3.3%	-36.8%	-5.3%	9.7%

Doch zeigt sich ab dem Ereignis 1953, wie über die weiteren Jahrzehnte der textuelle Vorrang schwindet. 1953 fällt der Text- gegenüber dem Bildanteil noch um rund ein Viertel umfangreicher aus. Bis zum Ereignis 1993 bleibt dieser Vorrang noch erhalten. Mit einem nur noch um 5.5% höheren Anteil sprachlich verfasster Katastrophenberichterstattung behauptet sich hier zu Beginn der 1990er Jahre das Primat des Wortes knapp gegenüber der Bildberichterstattung. Beim Ereignis 1999 hat erstmals die Bildpräsenz in den Zeitungen überhandgenommen. Auch in der Berichterstattung zu den beiden folgenden Ereignissen nehmen die Bilder mehr Platz ein als die Texte. Wobei vor allem bei der Katastrophe 2000 der Bildanteil beträchtlich höhere Werte (36.8%) gegenüber der Textfläche annimmt. Dies lässt darauf schliessen, dass das Ereignis 2000 besonders ausgeprägt als "Sehereignis" vermittelt wurde. Dieser statistische Ausreisser erklärt sich u. a. aus dem Umstand, dass das opferreiche Unwetter in Gondo vor allem in der Boulevardzeitung BK hohe Beachtung fand. Bekanntlich charakterisiert eine ausgeprägte Bebilderung per se diesen Zeitungstyp.

Unternimmt man den Versuch, die verschiedenen Fallbeispiele von 1910 bis 2005 unter Rückgriff auf die starken Unterschiede in der Medienresonanz sowie mit den Veränderungen auf der Bildebene zusammenfassend zu interpretieren, so zeigt die folgende Abbildung 16 nochmals deutlich, wie im Übergang ins 21. Jahrhundert die einst textdominierte Katastrophendarstellung durch eine bilddominierte abgelöst wird. Anhand der prozentualen Verteilung der gesamten Medienresonanz (Bild und Text = 100%) über den Untersuchungszeitraum hinweg wird der steigende Stellenwert der bildlich vermittelten Darstellung im Verlaufe der 1990er Jahre sichtbar. Ein klarer Trend zu bildreichen als auch gross aufgezeigten Katastrophen ist für das neue Jahrtausend auszumachen.

**Abbildung 16: Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen in % am Gesamtumfang**





Als Folge dieses Wandels journalistischer Berichterstattung erweisen sich neuerdings Zeitungen als Sehmedien von Katastrophen. Berechtigterweise müsste deshalb von "Zeitungssehen" statt von Zeitungslesen gesprochen werden, wenn die zur Verfügung gestellten Informationen durch die Dominanz der visuellen Kommunikation geprägt sind.

Die skizzierte Entwicklung legt die Annahme nahe, dass es sich um Visualisierungseffekte der Medien handelt. Indem Zeitungen der visuellen Ebene eine bedeutendere Rolle in der Berichterstattung einräumen, als dies bislang der Fall gewesen war, greifen sie in die gesellschaftliche Wirklichkeit von Katastrophen ein. Hält man sich zudem vor Augen, dass Aufmerksamkeitswerte für Risikothemen in modernen Mediengesellschaften durch die Bebilderung mit beeinflusst werden, so ist anhand der prozentualen Verteilung der Bild- und Textanteile und deren erkennbare Steigerung über die Zeit hinweg abzulesen, wie unterschiedlich neun vergleichbare Katastrophen in Text und Bild insgesamt in den Zeitungen aufgegriffen worden sind.

Gemäss den Befunden zur Medienresonanz von Katastrophen in Wort und Bild ändert sich die Rangfolge der medialen Bedeutungszuweisung in unserer Studie. Nicht mehr die Katastrophe von 1953 (3%) hat am wenigsten Aufmerksamkeit generiert, sondern das Ereignis 1927. So machen 1927 Bild- und Textinformationen zusammen nur 2.68% am Total der Medienresonanz aus. Im Weiteren haben aus dieser Perspektive betrachtet auch die beiden Katastrophen 1999 (13.6%) und 2000 (13.5%) in der Medienthematisierung beinahe identisch viel Platz eingenommen. Zwar ist 1999 die Medienaufmerksamkeit auf der Textebene umfangreicher ausgefallen als 2000 (6.7% versus 5.7%), aber die Bildebene (7.8%) verschafft dem Ereignis 2000 zu einer vergleichbaren Medienpräsenz. Auch wenn dem Extremereignis 2005 rund 42% des gesamten Berichterstattungsumfangs seit 1910 zukommen, darf trotz der sukzessiven Zunahme der durch Bilder vermittelten Katastrophenwirklichkeiten nicht kurzerhand angenommen werden, dass dies die (zukünftige) Normalität der Resonanz und damit einhergehende Kommunikationsverdichtung generell für Wetterextreme darstellt.

## **Fazit**

Über den Zeitraum des 20. Jahrhunderts bis ins neue Jahrtausend konnte aus den ersten Ergebnissen eine massive Erweiterung der bildlich unterlegten Präsenz von Naturereignissen festgestellt werden. Ein eindeutiges Ergebnis ist die sich in den 1990er Jahren vollzogene Wende zur Dominanz der bildvermittelten Katastrophenwirklichkeit gegenüber dem Raum, den das gedruckte Wort einnimmt. Wie im Rahmen der Hypothese 2a erwartet, tragen die Ausdehnung der Bildberichterstattung und folglich die Visualisierungseffekte der Medien stark zur Intensität der Medienpräsenz von jüngeren Katastrophen bei. Deutlich manifestiert sich dieser Bedeutungszuwachs bei den Katastrophen 1999, 2000 und 2005.

Noch lässt diese skizzierte Entwicklung in der Katastrophenberichterstattung hin zu einer visuellen Informationsvermittlung wenig präzise Rückschlüsse zu qualitativen Auswirkungen auf die mediale Katastrophenkommunikation über die Zeit zu. Präzisere Befunde ergeben sich aus dem Vergleich der einzelnen Text- und Bildmaterialien, die im Journalismus zu unterschiedlichen Zeitpunkten eingesetzt worden sind.

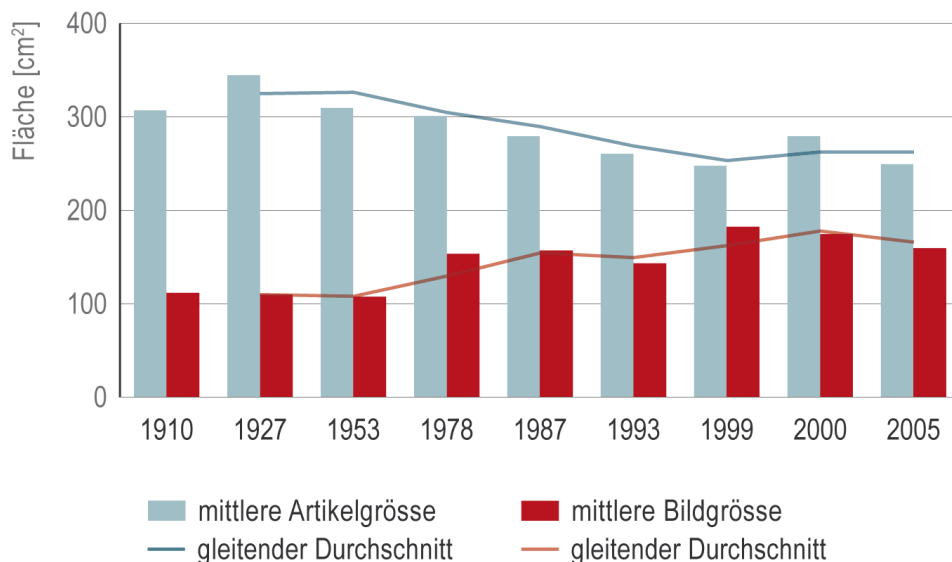
### **19.2.1 Wort- und Bildanteile in der Katastrophenberichterstattung**

In welchem Ausmass die Visualität auf Kosten argumentativer bzw. narrativer Kommunikationsformen geht, ist im Folgenden festzustellen.

Als Indikator für Visualisierungseffekte spielen einerseits die Bildgrösse und ihr Verhältnis zu den Textteilen eine Rolle, andererseits, wie die Art der formalen Gestaltung im Journalismus an informa-

tive und emotionale Bedürfnisse des Zeitungspublikums "anzudocken" versucht. Anhaltspunkte dazu ergeben sich aus dem Vergleich der durchschnittlichen Textfläche pro Artikel im Verhältnis zur mittleren Bildgrösse. Die Zusammenstellung in der folgenden Abbildung 17 lässt erkennen, wie sich die Schwerpunkte der Nachrichtenaufbereitung in sprachlicher und visueller Form über neun Beobachtungspunkte von 1910 bis 2005 verlagern.

**Abbildung 17: Vergleich der mittleren Textfläche im Verhältnis zur Bildgrösse in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**



Es zeigt sich, dass Einzelbilder in ihrer durchschnittlichen Fläche gegenüber den Ereignissen 1910 bis 1953 insbesondere in den 1970er/1980er Jahren ausserordentlich an Format zulegen konnten. Dieser Prozess wiederholt sich im ausgehenden 20. Jahrhundert. Wobei bei den Ereignissen von 1999 und 2000 die diesbezügliche Zuwachsrate an Bildfläche von rund 15% deutlich moderater ausfällt als beim ersten Grössenzuwachs ab 1978 von rund 50%.

Gleichzeitig verkleinert sich der sprachbasierte Informationsausstoss, nachdem in der Katastrophenberichterstattung 1927 mit einer mittleren Textfläche von 345 cm<sup>2</sup> ein Maximalwert erreicht worden ist. Das entspricht übrigens einer Artikellänge von 76.6 cm<sup>467</sup>. In der damaligen Zeitungsgestaltung können Bildmittel noch keinen Platz behaupten<sup>468</sup>. Ausführlich auch im Wort abgehandelt bleibt das Katastrophenthema 1953 bei einem mittleren Artikelumfang von 309 cm<sup>2</sup>. Obschon die visuelle Kommunikation mit der Etablierung der Pressefotografie deutlich zunimmt, heben sich Bildelemente in der Fläche (108 cm<sup>2</sup>) nicht wesentlich von 1910 (112 cm<sup>2</sup>) ab. Erscheinen 1978 die Bilder zwar augenfällig grösser (Ø 153 cm<sup>2</sup>), bleibt interessanterweise eine weiterhin umfangreichere sprachliche Katastrophenvermittlung auf dem Niveau erhalten, wie das bis in die 1950er Jahre der Fall war. Alles in allem kann für die Phase der Parteipresse der Schluss gezogen werden, dass visuelle Aspekte allmählich ihren Platz behaupten. Jedoch treten Katastrophenbilder in einer klar auf das Wort konzentrierten Medienkommunikation bloss als informativer Zusatz in Erscheinung.

In der Zeit von 1987 bis 2005 nimmt hingegen mit dem Trend zu grösser werdenden Bildelementen die textliche Verarbeitung der Katastrophen je Artikel im Durchschnitt beinahe konstant ab. Wobei die Zeitungstexte zur Katastrophe 2000 diesen Abwärtstrend erstmals zu durchbrechen vermögen. Somit ergeben sich für die Berichterstattung 1999 (247 cm<sup>2</sup>) sowie 2005 (249 cm<sup>2</sup>) die geringsten

<sup>467</sup> Wobei die Erfassung und Messung der Artikellänge ausgehend von einer Spaltenbreite von 4.5 cm zustande gekommen ist und Vergleichbarkeiten auch der Textfläche gewährt sind.

<sup>468</sup> 1927 ist bloss eine Grafik publiziert worden.

Durchschnittswerte zur Textaufmachung über die gesamte Beobachtungszeit. Beziehen wir diese Ergebnisse wieder zurück auf die Parteipresse, so beträgt im Vergleich zu 1927 der Rückgang der Textfläche rund 38%. Und rund 20% macht dieser Rückgang aus, wenn der Textumfang 1978 (301 cm<sup>2</sup>) mit den Katastrophenberichten 1999 oder 2005 verglichen wird. Umgekehrt platzieren Zeitungen 2005 im Mittel jede Bildnachricht um rund 63% grösser als noch 1953. Das heisst mit anderen Worten: Als nicht-intendierte Folge des Medienwandels hat in quantitativer Hinsicht das Primat des Bildes jenes des Wortes abgelöst.

Mit der Verlagerung von einer parteibestimmten zu einer kommerziellen Presse verschiebt sich der Berichterstattungsfokus. Dadurch, dass mit der Kommerzialisierung die Orientierung an Publikumsbedürfnissen bedeutender wird, nehmen optische Eindrücke in der Darstellung vergleichbarer Naturkatastrophen eine immer bedeutendere Rolle ein. Wobei in Reaktion auf einzelne Katastrophenereignisse deren attraktive Bildwelt den Medienschaffenden Anlass gibt, diese auch in zunehmendem Masse für die Berichterstattung zu verwerten.

## Fazit

Retrospektiv ist anhand der Entwicklung der bildvermittelten Katastrophenberichterstattung in den untersuchten Tageszeitungen abzuleiten, dass Bilder stetig mehr Platz einnehmen. Der Ursprung dieses Trends ist sicher zu einem erheblichen Teil in den erörterten Umwälzungen des Mediensystems nach der Ära der Parteipresse zu suchen. Mit dem Aufschwung der kommerziellen Forumsberichterstattung und der hier ab 1978 berücksichtigten Boulevardzeitung machen die Daten diese Verlagerung hin zur Bildebene offensichtlich. Mittlerweile zeichnet sich ab, dass sich in den ausgehenden 1990er Jahren diese Tendenz weiter verstärkt. Auf die Auswirkungen dieses Trends verweisen die abermals grösser werdenden Bilder und das Schwinden von umfangreichen Texten in der Zeitungsgestaltung. Diese Neigung der Medienschaffenden, der Bildebene noch mehr Platz einzuräumen, kann als Indiz für fortschreitende kommerzielle Zwänge und die daher noch wichtiger gewordene Orientierung an der Leserschaft bzw. bildverwöhnten Medienkonsumierenden gesehen werden. Aufgrund massiver Veränderungen im Mediensystem und in der Gesellschaft werden traditionelle Tageszeitungen durch strukturelle und konjunkturelle Krisen stark herausgefordert und ihre journalistischen Konzepte entsprechend an die neuen Rahmenbedingungen angepasst, was sich in unseren Befunden zur Katastrophenberichterstattung denn auch in einer formal offensiver werdenden Visualisierung abbildet. Gewissermassen Ausdruck dieser vielfältigen jüngeren Einflusskräfte auf das Zeitungswesen ist die visuelle Kommunikationsverdichtung für die Ereignisse 1999, 2000 und 2005, wo insgesamt der visuelle Kommunikationsfluss in der Katastrophenberichterstattung nun mehr Platz einnimmt als der sprachliche.

Die Auswirkungen dieses Veränderungsprozesses auf die Gesellschaft, die durchaus noch durch medientechnische Innovationen begünstigt sein mögen, sind komplex. Auch wenn sie hier nicht umfassend analysiert werden können, spricht einiges dafür, dass diese bildbezogene Katastrophenberichterstattung das Risikobewusstsein und die Sensibilisierung für wiederkehrende Wetterextreme in den letzten Jahren begünstigt haben mag. Anzunehmen ist dies, weil die Bedrohungslage ähnlicher Naturgeschehnisse jetzt viel anschaulicher in den Medien präsent ist. Auch dürften aufgrund der zunehmenden Bildpräsenz der Wetterextreme deren bedrohliche Aspekte durch die fotografische Vermittlung direkter ins gesellschaftliche Bewusstsein vordringen als zuvor. Wobei die bildliche Beglaubigung medial gross aufgezogener Katastrophen auf Seite der RezipientInnen unabwendbar als Beweise oder Belege dieser "Wirklichkeit" registriert werden.

Letztlich soll hier, um die Vielschichtigkeit der Konsequenzen medialer Visualisierungseffekte zu erahnen, das Zusammentreffen mit sozialen Wandlungsprozessen in Erinnerung gerufen werden. Seit den 1970er Jahren werden ebenso die Folgen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zuneh-

mend als risikoreich und bedrohlich erlebt. Wie zuvor bereits gezeigt, kommen bei den Unwetterkatastrophen nun jene Deutungsmuster in öffentlichen Diskursen zum Tragen, die deren Ursache dem menschlichen Handeln zuschreiben. Gerade in der Zeit der Hochblüte der Umweltkrise und einschneidender Katastrophenkonfrontationen wie in den 1980er Jahren vollzieht sich in der journalistischen Praxis der Rückgriff auf mehr und grössere Bilder. Dieser Aufschwung macht sich unter anderem bei der Darstellung des alpinen Hochwassers von 1987 bemerkbar. Unter diesen gesellschaftlichen Voraussetzungen und mit der stärkeren Berücksichtigung etwa des Unwetters 1987 scheint es wahrscheinlich, dass eine offensive Bildberichterstattung der Medien zu einem gewichtigen Teil zur Sensibilisierung und Stärkung des Problembewusstseins für die negativen Folgen der Umwelteingriffe beigetragen hat, inklusive des technischen Hochwasserschutzes sowie für die Klimaproblematik in der Schweiz. Existieren globale Risikoszenarien des Klimawandels nur in Modellen, finden vorherige Befürchtungen seitens der Akteure aus der Klimadebatte nun weit mehr durch symbolträchtige Bilder ihre Rechtfertigung. Auf diese Weise gewinnt die Annahme, solche Wetterextreme seien dem Treibhauseffekt anzulasten, in der Schweiz breitenwirksamer Gehör als zuvor. Wobei eine entscheidende Rolle das Medienecho auf weitere klimatische Turbulenzen spielt (drei schneearme Winter 1988–1990, Orkan Vivian am 27. Februar 1990). Dadurch wurde die Bevölkerung aufgeschreckt wie auch der Problemdruck verstärkt. In der Schweiz zeigte sich die erhöhte politische Aufmerksamkeit für das Thema etwa in der Lancierung des Nationalen Forschungsprogramms 31 "Klimaänderung und Naturkatastrophen" 1994 oder im CO<sub>2</sub>-Gesetz von 1999, einem der ersten derartigen nationalen Gesetze weltweit (vgl. Zemp 2005: 154).

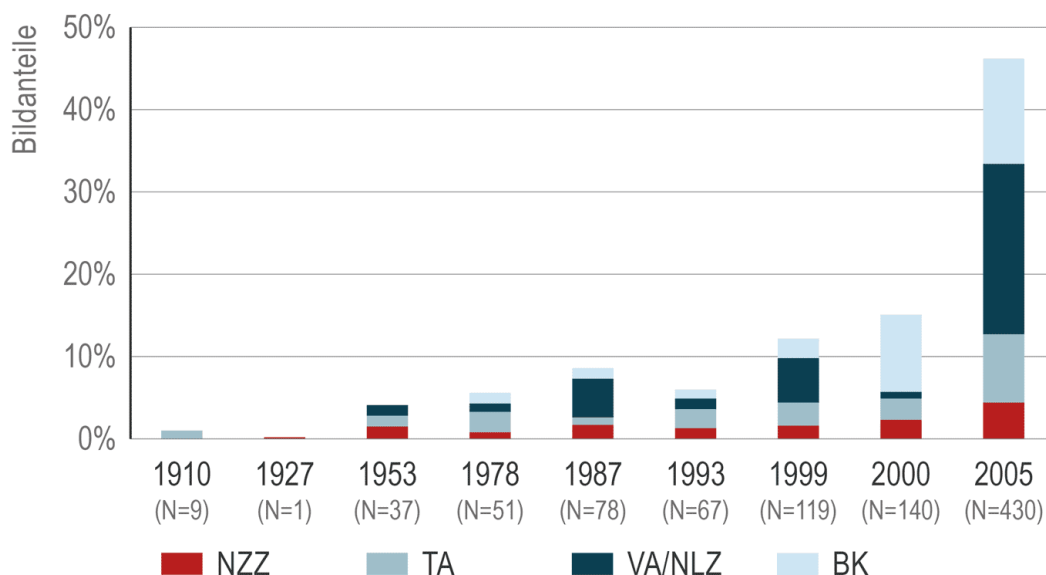
Insgesamt lässt sich das Fazit ziehen, dass die veränderte Bedeutung der visuellen Kommunikation im Mediensystem bewirkt, dass das Bedrohungspotenzial von Naturkatastrophen in modernen Gesellschaften des ausgehenden 20. Jahrhunderts und bis in die Gegenwart stark ins Blickfeld gelangt. Das zunehmende Interesse kommerzialisierter Medien an Bildern garantiert damit solchen gut visualisierbaren Ereignissen einen hohen Nachrichtenwert und bewegt die Medien zu immer mehr Katastrophenberichten.

### **19.2.2 Medienresonanz für Katastrophen unter dem Aspekt ihrer Visualität im Zeitungsvergleich**

Der bisher beschriebene Trend in der Bildverwendung, der durch eine massive Expansion der visuellen Katastrophenkommunikation geprägt ist und in einer verstärkten Zunahme der Thematisierungskraft von Naturkatastrophen im Untersuchungszeitraum ihren Ausdruck findet, beschäftigt uns hier mit Blick auf die Entwicklungen einzelner Zeitungen. Bekanntlich ist eine ausgeprägte Verfügbarkeit von Bildern in Tageszeitungen typisch für die Erzählstruktur der Boulevardpresse. Gemäss Hypothese 2a ist die Frage zu beantworten, wie sich einerseits die visuelle Kommunikation zeitungsspezifisch entwickelt hat und inwiefern diesbezügliche Visualisierungstendenzen in den verschiedenen Qualitätsmedien (NZZ, TA, VA/NLZ) sowie im Vergleich mit der seit jeher eher bildlastigen Boulevardpresse BK differieren.

Da bislang noch unberücksichtigt blieb, wie sich auch im Zusammenhang mit Innovationen in der Bildtechnik die von den Zeitungen an die Öffentlichkeit vermittelten Katastrophenrealitäten im Zeitverlauf ändern, liegt es auf der Hand, gleichzeitig auf solche Unterschiede einzugehen. Einen ersten Überblick über die langfristige Entwicklung der visuellen Resonanz je Zeitung für die neun Hochwasser gibt die folgende Abbildung 18. Die prozentuale Verteilung der Bilder verdeutlicht einerseits die grossen Unterschiede bezüglich des Stellenwerts der Bildberichterstattung innerhalb einzelner Zeitungen als auch über die Zeit.

**Abbildung 18: Bildpräsenz (Fotografien, Karten, Diagramme) der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in % an der Summe aller Bilder (N = 932)**



Andererseits ist ein Trend in Richtung Zunahme der visuellen Kommunikation seit 1910 in allen Zeitungen festzustellen. Bei allen Zeitungen erreicht zwar erwartungsgemäss das Wetterextrem 2005 das bisherige Höchstmass an visueller Resonanz. In Bezug auf die quantitative Zunahme des Bildausstosses 2005 als auch im Zeitverlauf sind allerdings ebenso deutliche Unterschiede zwischen den Zeitungstypen auszumachen. Während die Elitezeitung NZZ – ausser 1953 – anteilmässig stets hinter den Bildangeboten der anderen Zeitungen zurückliegt, heben sich seit den 1980er Jahren die visuelle Präsenz von einzelnen Katastrophen in VA/NLZ (1987, 1999, 2005) und der Boulevardpresse (2000, 2005) deutlich hervor. Demgegenüber fällt beim TA der diesbezügliche Aufschwung der Bildpräsenz einzelner Katastrophen sichtlich moderater aus. Wobei der TA insgesamt dennoch grössere Bildanteile als die NZZ ausweist. Diese Unterschiede werden beim Ereignis 2005 mit 77 Bildern (8.3%) im TA gegenüber 41 (4.4%) in der NZZ offensichtlicher als zu anderen Zeitpunkten.

Dass in Bezug auf die visuelle Katastrophenvermittlung der Stellenwert von Bildern in den vier Zeitungen stark variieren muss, verweist die Zuordnung der Gesamtzahl der 932 Bilder nach Zeitung. Für die neun Ereignisse sind für die NZZ nur 127 Bilder bzw. 13.6% auszumachen. Das ist nicht weiter bemerkenswert. Vielmehr spiegelt sich in dieser ersten Bestandsaufnahme die Tradition und ein Qualitätsmerkmal der sogenannten Elitezeitung mit einem generell zurückhaltenden, konservativen Bildeinsatz. Deutlich übertreffen sowohl der TA mit 199 Bildern (21.4%), VA/NLZ mit 327 Bildern (35.1%) sowie der BK mit 279 Bildern (29.9%)<sup>469</sup> die Anteile der Elitezeitung. Die grosse Nähe der Qualitätspresse VA/NLZ zur Boulevardpresse BK bezüglich Bildausstoss ist insofern unübersehbar. Dies lässt bereits erahnen, dass die Komplementarität der beiden Blätter in der Gestaltung ihrer Katastrophennachrichten heute allenfalls weniger ausgeprägt ist als gemeinhin erwartet. Nicht zuletzt kann der Zwang zur Optimierung der Auflagenzahlen bzw. der Werbefläche mit Boulevardelementen wie hoher Visualität in der sogenannt seriösen Presse eingelöst werden.

Die vorliegenden Ergebnisse in Tabelle 24 erlauben es, Entwicklungen der visuellen Katastrophenkommunikation in der schweizerischen Presselandschaft differenzierter nachzuzeichnen und ebenso zu ermitteln, welche zeitungsspezifischen Veränderungen zum Tragen kommen. Als Basis der Beschreibung dienen die zusammengestellten Daten. Sie enthalten Angaben zur visuellen Relevanz (Anzahl Bilder, Bildfläche und %-Anteile) und zur durchschnittlichen Bild- und Textgrösse je Ereignis. In

<sup>469</sup> Für den BK sind nur sechs Ereignisse mitberücksichtigt.

ihrer Kombination lassen sich die formale Verwendung von Bildern, ihr Stellenwert sowie zeitungsspezifische Wandlungsprozesse bestimmen.

**Tabelle 24: Umfang der visuellen Kommunikation in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen in cm<sup>2</sup>, Anzahl Bildelemente, durchschnittliche Bildgrösse und Artikel-länge**

Zeitungen, Ereignisjahr		Anzahl Bilder	%-Anteil an Total Bilder	Bildfläche ge- messen in cm²	%-Anteil an Total Bildfläche	Durchschnittliche Bildgrösse in cm²	Mittelwert Arti- kellänge in cm
NZZ	NZZ 2005	41	4.4%	5'952	4.0%	145	63.8
	NZZ 2000	21	2.3%	4'829	3.2%	230	82.3
	NZZ 1999	15	1.6%	2'244	1.5%	150	43.5
	NZZ 1993	12	1.3%	1'450	1.0%	121	51.8
	NZZ 1987	16	1.7%	2'490	1.7%	156	78.0
	NZZ 1978	7	0.8%	9'36	0.6%	134	65.9
	NZZ 1953	14	1.5%	1'579	1.1%	113	65.3
	NZZ 1927	1	0.1%	260	0.2%	260*	82.6
	NZZ 1910	0	0%	0	0%	0	59.4
	Total	127	13.6%	19'740	13.2%	155.4	65.5
VA/NLZ	NLZ 2005	193	20.7%	33'880	22.7%	176	55.6
	NLZ 2000	7	0.8%	1'395	0.9%	199	72.4
	NLZ 1999	50	5.4%	9'813	6.6%	196	60.1
	NLZ 1993	12	1.3%	1'293	0.9%	108	67.4
	VA 1987	44	4.7%	6'341	4.2%	144	57.9
	VA 1978	9	1%	8'30	0.6%	92	76.0
	VA 1953	12	1.3%	1'173	0.8%	98	63.2
	VA 1927	0	0%	0	0%	0	67.0
	VA 1910	0	0%	0	0%	0	73.2
	Total	327	35.1%	54'725	36.6%	167.4	59.0
TA	TA 2005	77	8.3%	11'618	7.8%	151	54.4
	TA 2000	24	2.6%	3'527	2.4%	147	55.4
	TA 1999	26	2.8%	5'203	3.5%	200	54.1
	TA 1993	21	2.3%	4'220	2.8%	201	56.9
	TA 1987	8	0.9%	1'594	1.1%	199	60.2
	TA 1978	23	2.5%	3'284	2.2%	201	70.7
	TA 1953	11	1.2%	1'228	0.8%	143	76.8
	TA 1927	0	0%	0%	0%	0	66.3
	TA 1910	9	1.0%	1'006	0.7%	151	76.2
	Total	199	21.4%	31'680	21.2%	159.2	60.0
BK	BK 2005	119	12.8%	17'006	11.4%	143	48.2
	BK 2000	88	9.4%	14'689	9.8%	167	53.0
	BK 1999	28	3.0%	4'456	3.0%	159	55.1
	BK 1993	22	2.4%	2'630	1.8%	120	56.1
	BK 1987	10	1.1%	1'815	1.2%	182	58.3
	BK 1978	12	1.3%	2'774	1.9%	231	57.9
	Total	279	29.9%	43'370	29.0%	155.5	52.4
Gesamttotal		932	100%	149'514	100%	160.4	59.4

\*Hier handelt es sich um eine einzige grafische Darstellung.

Generell zeigt der Blick zurück auf die Katastrophenberichterstattung, dass es sich die Zeitungen Anfang des 20. Jahrhunderts noch leisten konnten, ganz ohne Bild über Unwetterkatastrophen zu berichten: 1910 waren die Wetterextreme als "visuelle Sensation" einzig den Zeitungsmachern des TA Illustrationen von Zeichnern wert. Diese hielten vor Ort Impressionen und Auswirkungen dieser Landeskatastrophe fest, während die NZZ und das VA ohne Bilder auskamen. Trotz dieses bemerkenswerten Aufwands in der Nachrichtenaufbereitung halten allerdings nur wenige Strichzeichnungen die Hochwassersituation fest. Ferner vermitteln derartige Zeichnungen im Vergleich zu Fotografien bloss eine oberflächlich distanzierte Ansicht des Geschehens. Sie ergänzen die Reportagen und Berichte, welche die Eindrücke der Katastrophenwirklichkeit dafür anschaulich mit Worten schilder-

ten. Damals sind 93.5% aller Artikel bzw. 43 unbebildert erschienen. Die neun Bilder im TA illustrieren drei Artikel. Bei der Katastrophe 1927 begrenzt sich die visuelle Kommunikation auf nur ein Schaubild in der NZZ (vgl. Zemp 2005: 157).

Bilddokumente in der Katastrophenberichterstattung bleiben sowohl 1910 als auch 1927 je eine Exklusivität von marginalem Ausmass des TA bzw. der NZZ. Deutlich anders bringen fotografische Bilder erstmals 1953 (und für die Ereignisse danach) authentische Spuren wichtiger Katastrophenaspekte in die Berichterstattung hinein. Mit der Etablierung der Pressefotografie erhöht sich in der NZZ, im TA und in VA/NLZ die visuelle Resonanz<sup>470</sup>. Interessant ist, dass in allen drei Zeitungen über das Ereignis mit einer sehr ähnlichen Anzahl Bildangebote (+/-12 Bilder) berichtet wird. Deutliche Unterschiede zeigen sich in der Bildgrösse. Im TA sind die Bilder bereits grösser platziert: Wir beobachten für den TA einen Mittelwert von 143 cm<sup>2</sup>, für die NZZ 113 cm<sup>2</sup> und 98 cm<sup>2</sup> für das VA. Wenn 1953 nur noch rund ein Drittel bzw. sechs der Artikel ohne Bildinformationen bleiben, handelt es sich um typisch kleinformatige Schwarzweiss-Aufnahmen. Diese wirken insgesamt dokumentarisch. Aus der Totalen fotografiert, bleibt der Blick auf die Schauplätze des Geschehens und die betroffenen Menschen schon von daher distanziert. Auch bleibt in der Zeitungsgestaltung das Bild eindeutig der Textberichterstattung untergeordnet. Hingegen zeigen sich bis zur Katastrophe 1978 bemerkenswerte Unterschiede. Nicht weiter überraschend hebt sich das Boulevardblatt BK, das hier erstmals in der Studie berücksichtigt ist, mit deutlich grösseren Bildern (Ø 231 cm<sup>2</sup>) unter den Zeitungen besonders stark ab. Die Tendenz für eine bereits offensiv werdende Visualisierungsstrategie deutet sich vor allem für die Forumszeitung TA (Ø 201 cm<sup>2</sup>) und in geringerem Ausmass für die NZZ (Ø 134 cm<sup>2</sup>) an. In Abgrenzung dazu hat sich im VA (Ø 92 cm<sup>2</sup>) der Umgang mit Bildern nicht massgeblich verändert. Allerdings fand im VA die Katastrophe auch insgesamt nur geringe Resonanz. Zudem druckt es seine Bilder erst ab 1987 in grösserem Format. Eine gewisse ereignisabhängige Wahl der Bildgrösse ist anzunehmen. Die redaktionelle Entscheidung, eine Katastrophe "gross" aufzuziehen oder mit wenig Nachrichtenwert zu versehen, kann bei der Bestimmung der Bildformate eine Rolle spielen. Hinweise für die Existenz solcher Differenzen in der Nachrichtengestaltung liefert die Berichterstattung 1993. Im Zusammenhang mit dem eher geringen Medienecho für die Katastrophen von Brig herrschen kleinere Bilder in der Boulevardpresse (120 cm<sup>2</sup>) genauso wie in der Qualitätspresse NZZ (Ø 121 cm<sup>2</sup>) und VA/NLZ (Ø 108 cm<sup>2</sup>) in höherem Masse vor als in den Ereignissen zuvor und danach. Einzig beim TA bleiben die Bildangebote wie schon in den Ereignissen 1978 und 1987 überdurchschnittlich grossformatig (201 cm<sup>2</sup>), selbst wenn sich 1993 die textliche Aufbereitung auf durchaus gleichem Niveau bewegt wie in den übrigen drei Zeitungen. Das verweist darauf, dass einerseits durch den Strukturwandel forcierte Visualisierungstendenzen die Qualitätszeitungen zeitlich unterschiedlich erfassen können. So präsentiert die NLZ erst seit der Katastrophe 1999 (196 cm<sup>2</sup>) ähnlich grossformatige Bilder wie der TA. Andererseits kann über alles gesehen der gezielte Bildinformationseinsatz ereignisbezogenen Schwankungen und insbesondere zeitungsspezifischen Relevanzkriterien unterliegen. Vor diesem Hintergrund scheint es angebracht, diesbezügliche Handhabungen und Veränderungen der visuellen Kommunikation im Folgenden je Zeitungstitel separat zu diskutieren.

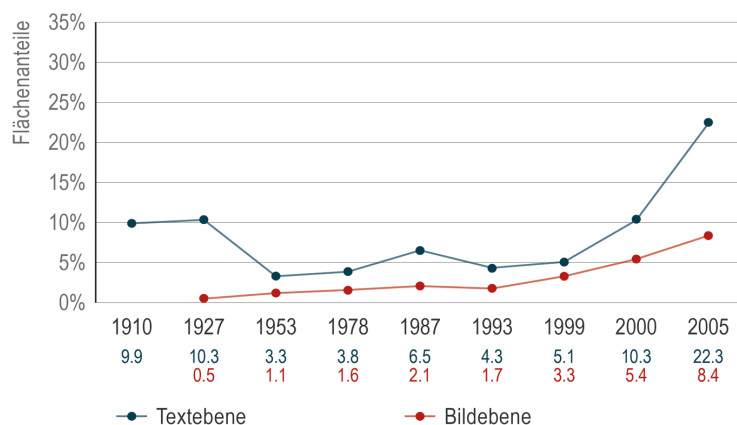
Insbesondere für die Ergebnisse zum Bildeinsatz seit den 1980er und 1990er Jahren ist zu bedenken, dass sich mittlerweile die Attraktivität optischer Blickfänge unter dem Einfluss der Farbigkeit und – u. a. mit Hilfe der Zoomtechnik – durch detailreichere Aufnahmen noch verstärkt. Als hier nicht weiter berücksichtigte Einflussfaktoren spielen diese Veränderungen neben der Bildgrösse für eine publikumsattraktivere Katastropheninszenierung ebenfalls eine Rolle.

<sup>470</sup> Ab Ende der 20er Jahre löst die Fotografie die Zeichnungen in den Zeitungen ab. Die technische Entwicklung, welche die Fotografie als Informationsträger und formales Gestaltungsmittel in Printmedien allgemein vorantreibt, ist ein Phänomen von ausserordentlicher Bedeutung. Das wirkt sich unmittelbar auf den Repräsentationsstil in den Zeitungen aus. Hierzu zählt nun, dass durch Bilddokumente viel direkter Informationen zum Ausmass der Zerstörung wie Personen des öffentlichen Lebens oder seelische Realitäten der Betroffenen als Aktualität zugänglich werden.

## Neue Zürcher Zeitung

Sieht man von der einzigen grossformatigen Zeichnung im Jahr 1927 ab, so sind die Bildformate in der NZZ tendenziell grösser geworden. Allerdings bewegt sich die durchschnittliche Bildgrösse von 1978 bis 2005 in einem recht engen Rahmen. Im Vergleich zu 1953, wo sich das kleinformatige Pressefoto ( $\emptyset$  113 cm<sup>2</sup>) etabliert hatte, zeigen sich 1978 die Bilder um einen Fünftel grösser ( $\emptyset$  134 cm<sup>2</sup>). Seit den 1980er Jahren bewegt sich der Zuwachs um rund einen Drittel ( $\pm$  150 cm<sup>2</sup>). Auch im Vergleich zu Anpassungen in der Gestaltungsroutine der zwei anderen Qualitätszeitungen (TA, NLZ) fallen diese insgesamt gering aus. Einzig das opferreiche Unwetter von 2000 lässt die NZZ klar von der üblichen Linie abweichen. Auch die Anzahl der Bilder (21) wird nur noch 2005 (41) übertroffen. Wo bei das optische Gewicht, die dem Ereignis zugewiesen wird, in klarer Relation zu den ausgesprochen langen Texten steht ( $\emptyset$  82.3 cm). Diese sind 2000 durchschnittlich fast doppelt so lang wie 1999 und erreichen einen Wert, der nur noch bei der Katastrophe 1927 zu finden ist; es wird folglich auch profund berichtet. Wie dazu Abbildung 19 zeigt, bleiben alle neun Katastrophen in der NZZ in deutlich grösserem Umfang in Worten abgehandelt als visuell erschlossen. Seit 1999 hat der Textumfang sogar stärker zugenommen als der Bildumfang.

**Abbildung 19: Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in der NZZ, gemessen in % am Gesamtumfang**



So fällt, gemessen an der NZZ-spezifischen Resonanz für Katastrophen, mit einem Anteil von 22.3% Text- und 8.4% Bildumfang etwa für das Ereignis 2005 nur rund ein Drittel der Bildebene zu. Die Elitezeitung weist hinsichtlich der visuellen Kommunikation eine völlig anders geartete Entwicklung auf als die anderen Zeitungen. Das widerspiegelt sich darin, dass in der NZZ Katastrophen in Bildmitteln bislang nur in begrenztem Format Beachtung finden – trotz Anpassungen über die Untersuchungszeit. Auf-

grund eines zurückhaltenden Umgangs in der visuellen Aufbereitung von Katastrophen wird solchen Ereignissen weniger Gewicht zugemessen als in den anderen Zeitungen. Anders als bei den anderen Zeitungen bleiben zudem Bilder im Berichterstattungsprofil der NZZ bis 2005 konsequent schwarzweiss gehalten. Wenn im Berichterstattungsprofil der NZZ der Platz für die textliche Bearbeitung der jüngeren Katastrophen 1993 ( $\emptyset$  51.8 cm), 1999 ( $\emptyset$  43.5 cm) als auch 2005 ( $\emptyset$  63.8 cm) unterdurchschnittlich ausfällt, so lassen die Befunde vermuten, dass möglicherweise eine leserfreundlichere Aufmachung Bedeutung gewinnt, die zwar weniger auf die visuelle als auf die sprachliche Informationsvermittlung Effekte zeitigt. Allerdings unterliegt die Textlänge je nach Ereignis Schwankungen. Beispielsweise findet auch das Ereignis 1910 in weniger umfangreichen Texten Beachtung. Angesichts der Datenlage kann man keine klare langfristige Tendenz erkennen.

## Tages-Anzeiger

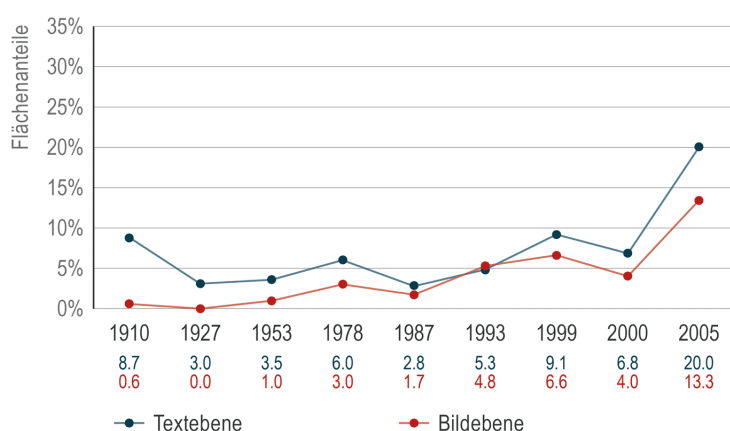
Die Tendenz, das Katastrophenthema "leserfreundlich" zu gestalten, zeigt sich im TA verhältnismässig früh. Dies offenbart sich bereits bei der bildspezifischen Beachtung der Ereignisse 1910 oder 1953 (vgl. Tabelle 24). Im Vergleich zu 1953 ( $\emptyset$  143 cm<sup>2</sup>) sind die Bildelemente bereits 1978 ( $\emptyset$  201 cm<sup>2</sup>) im Schnitt um 40% grösser. Bis zum Ereignis 1999 bleibt dieser bildliche Massstab überwiegend beibehalten und zwar unabhängig davon, ob der Katastrophe im TA verhältnisswenig wenig Aufmerksamkeit zuteilwird, wie das 1987 oder auch 1993 zu beobachten war. Ähnliches gilt auch in Bezug auf



die Anzahl der Bilder, die seit 1978 bis zum Ereignis 2000 relativ gleichförmig ausfällt, nämlich zwischen 21 (1993) und 26 (1999). Eine Ausnahme ist beim wenig beachteten 1987er-Unwetter (8) gegeben. Interessanterweise zeigen sich im neuen Jahrtausend für die Ereignisse 2000 ( $\bar{O}$  147 cm<sup>2</sup>) und 2005 ( $\bar{O}$  151 cm<sup>2</sup>) im Mittel deutlich weniger offensive Bildformate. Da der TA erst 2005 (77) deutlich mehr Bilder als zuvor druckt, nehmen sie viel mehr Raum ein, obwohl sie kleiner geworden sind.

Ausgeprägte Visualisierungseffekte sind allerdings auch darin ausgewiesen, wenn parallel dazu die durchschnittliche Textlänge im TA relativ kontinuierlich sinkt. Im Vergleich zu 1910 oder 1953 sind bis 2005 ( $\bar{O}$  54.4 cm) rund 30% kürzere Artikel vorzufinden. Wie Abbildung 20 zu entnehmen ist, nimmt zwar der gesamte textliche Umfang der Katastrophenberichterstattung fast stetig zu. Jedoch sind Visualisierungseffekte soweit bestätigt, als 1993 erstmals die visuelle Resonanz für die Katastrophe mehr Fläche beansprucht als der Text.

**Abbildung 20: Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene im TA, gemessen in % am Gesamtumfang**



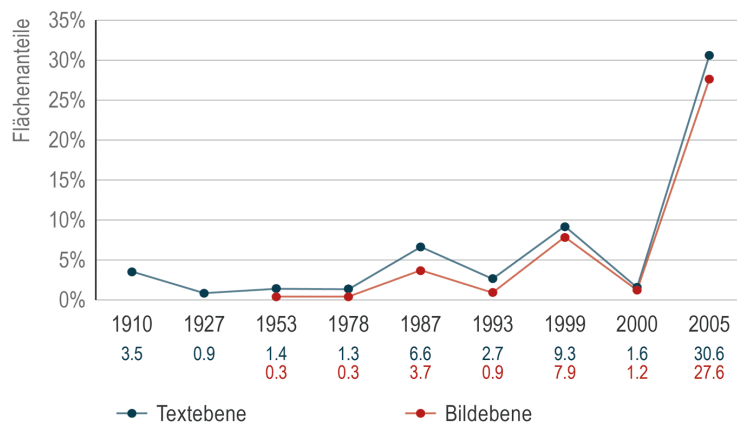
von 20% Text- und 13.3% Bildumfang für die Katastrophe 2005 rund zwei Fünftel der Bildebene zu. Möglicherweise drängt das Boulevardblatt BK seit seinem Markteintritt 1959 die Forumszeitung TA früher zu entsprechenden Anpassungen in der Blattlinie als beim damaligen VA, einem typischer Vertreter der Parteipresse. Eine tendenziell bildlastige Katastrophenthematisierung ist generell festzustellen.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

Wie bereits festgestellt, verwendet das Parteiblatt VA 1978 noch vornehmlich kleinformatige Bilder (vgl. Tabelle 24). Als einzige Zeitung werden 1978 (92 cm<sup>2</sup>) Bilder jetzt im Schnitt sogar noch etwas kleiner als 1953 (–6%) eingesetzt. Allerdings hat das VA weder dem Unwetter von 1953 noch jenem von 1978 viel Aufmerksamkeit geschenkt. Seit 1987 hat das Bild einen deutlich anderen Stellenwert als noch 1978, was sich in Bildanzahl und Bildgrösse markant ausdrückt. Um 56% grossformatigere Bilder behaupten sich 1987 (144 cm<sup>2</sup>). Nochmals deutlich grösser fallen die Bilder 1999 (196 cm<sup>2</sup>) und ebenso bei den zwei Katastrophen des neuen Jahrtausends aus. Somit vermitteln rund doppelt so grosse Bilder die Katastrophenereignisse 1999 bis 2005 als beispielsweise beim Unwetter 1978. Kleinformatig visualisiert bleibt die Katastrophe von Brig 1993 (108 cm<sup>2</sup>), über die insgesamt – bei deutlicher Textdominanz – nur wenig berichtet wurde (vgl. Abbildung 21). Tendenziell werden die Bilder umso grösser, je stärker die Zeitung ein Unwetter beachtet. Wobei die Katastrophe von Gondo 2000 diesbezüglich ausschert. Obwohl die NLZ das Ereignis zwar nur in wenigen Beiträgen vermittelt, widmet sie dem Ereignis grosse Bilder. Der Wandel des parteinahen Blattes VA zur modernen Forumszeitung NLZ manifestiert sich in der einsetzenden Tendenz zu einer bildstarken Berichterstattung zusammen mit deutlich mehr Bildeinsätzen. Die Katastrophenthematisierung erreicht in

quantitativer Hinsicht bei den Hochwasserereignissen 1987, 1999 und weit ausgeprägter bei jenem von 2005 Höchstwerte. Sowohl was die Anzahl gedruckter Bilder 1987 (44), 1999 (50) bzw. 2005 (193) betrifft als auch bezüglich der Bildgrösse vermögen die Zahlen jene für die Zeitungen NZZ sowie TA genauso in den Schatten zu stellen wie jene des Boulevardblattes BK.

**Abbildung 21: Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in VA/NLZ, gemessen in % am Gesamtumfang**



zwei Drittel Text- und einem Drittel Bildfläche zustande. Beim TA überwiegt der Text hier mit 40%. Ausgeprägt kürzer als bislang zeigt sich 2005 die durchschnittliche Textlänge je Beitrag (Ø 55.6 cm). Im Vergleich etwa zu 1910 oder 1978 haben die Berichte rund ein Viertel ihrer Länge eingebüsst. Das schliesst zwar nicht aus, dass einzelne Katastrophen weiterhin im Rahmen ausführlicher Berichte vermittelt werden.

Zusammenfassend lässt sich für das VA bzw. die NLZ festhalten, dass der Wandel vom Parteiblatt VA zur modernen Forumszeitung NLZ, die aus Fusionen mit der Konkurrenz hervorgeht, den Stellenwert der Bildebene in der Katastrophenberichterstattung seit den späten 1980er Jahren massgeblich verändert. Bereits beim VA 1987, aber insbesondere mit der Neuausrichtung der Blattlinie wird stärker auf das Bild gesetzt. Entsprechend sind Berichte in grossem visuellen Rahmen aufgezogen. Wie das für Bildstrategien aus dem Boulevard gilt, wird die Bildwelt als Thematisierungsstrategie vorrangiger. Umgekehrt geht diese Entwicklung auch auf Kosten der sprachlichen Kommunikation bzw. eine zunehmende Textmenge wird "leserfreundlicher", also in kürzeren Berichten, aufbereitet. Fehlten im katholisch-konservativen Parteiblatt zu Beginn des 20. Jahrhunderts Katastrophenbilder, so ist das Nachfolgeblatt NLZ jene Zeitung, in der die meiste Bildberichterstattung für Katastrophen zustande kommt.

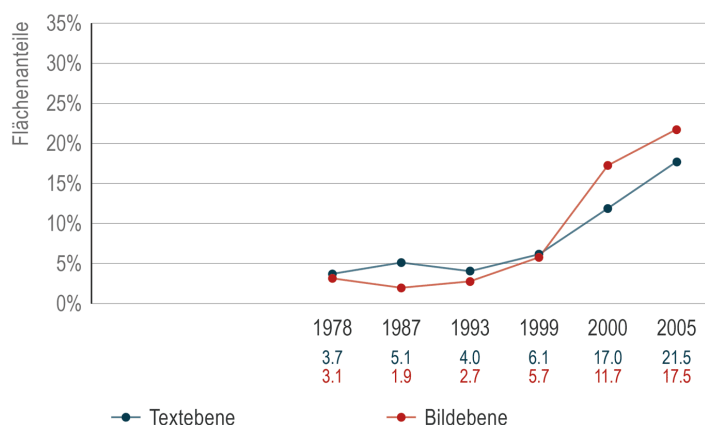
## Blick

Der BK tritt 1978 mit beeindruckend grossformatigen Bildern (Ø 231 cm<sup>2</sup>) auf, was unweigerlich den für ein Boulevardmedium typisch hohen Visualisierungsgrad abbildet (vgl. Tabelle 24). Damit grenzt sich die im Bildverwendungim BK zu dieser Zeit noch deutlich von jener der Qualitätspresse ab. Allerdings sind die Bilder des BK zu den späteren Zeitpunkten deutlich kleiner, und weit umfangreichere Bildbeiträge von TA, NLZ sowie 2000 und 2005 sogar jene der NZZ übertreffen die Bildformate des Boulevardblattes. Bereits seit den 1980er Jahren bis zum jüngsten Ereignis 2005 (Ø 142 cm<sup>2</sup>) tritt im BK formal gesehen die bildbezogene Aufmachung von Katastrophen deutlich zurückhaltender in Erscheinung. Somit erreichen die Bildformate 2005 im Zeitvergleich die tiefsten Werte. Auch im Zeitungsvergleich druckt keine andere Zeitung durchschnittlich so kleine Bilder wie der Blick, wenn auch jene der NZZ (Ø 145 cm<sup>2</sup>) fast gleich gross sind.

Eine Erklärung, dass 2005 die Bilder im BK noch deutlich kleinformatiger ausfallen als noch 2000, kann auch der zwischenzeitliche Format-Wechsel zum kleineren Tabloid geben. Dass Themen und auch Werbung weniger grossflächig platziert werden können, wird im Jahr 2009 als ein wichtiger Grund angeführt, warum das Boulevardblatt zum traditionellen Zeitungsformat zurückkehrt (Lüscher 2009).

Schaut man sich die Entwicklung auf der Textebene an, so habe die boulevardtypisch kurzen Berichte seit den 1980er Jahren relativ kontinuierlich an Länge eingebüsst. Bis zum Zeitpunkt 2005 (48.15 cm) sind das rund 20%. Was hingegen die Anzahl Bilder angeht, ist die Tendenz klar: Seit 1978 werden es von Katastrophe zu Katastrophe konstant mehr. So zählen die Katastrophen 2000 und 2005 zu jenen Ereignissen, die mit einem bisherigen Höchstmass an Visualität in der Boulevardpresse Beachtung fanden. Wie Abbildung 22 zeigt, war es bislang so, dass Katastrophenwirklichkeiten selbst im Boulevardblatt durch die Wortdominanz vermittelt wurden. Im neuen Jahrtausend verschiebt sich dieses Verhältnis klar zugunsten der Bildebene. Erstmals in der Katastrophenberichterstattung 2000 nimmt das Bild mehr Raum ein als der Text. So findet z. B. die opferreiche Katastrophe von Gondo 2000 in Bildberichten zu rund 70% mehr Beachtung als auf der Textebene.

**Abbildung 22: Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1978–2005) auf der Text- und Bildebene im BK, gemessen in % am Gesamtumfang**



Da das Katastrophenthema zu einem viel beachteten Inhalt der Forumszeitungen geworden ist, die in Anpassung an Visualisierungsstrategien des Boulevards Wetterextreme zugleich visuell offensiver aufbereitet abdrucken, verweist auf wechselnde Umstände des Marktumfeldes für den BK. Möglicherweise versucht das Boulevardblatt für eine erfolgreiche Positionierung im Medienmarkt und hinsichtlich Absatzchancen am Kiosk den Schwerpunkt der Berichterstattung einerseits noch stärker auf die Bildebene zu verlagern, andererseits gleichzeitig mit erhöhtem Echo auf Katastrophen zu reagieren, um sich abzuheben bzw. damit wieder eine grössere Exklusivität zu schaffen.

## Fazit

Aufgrund der historisch unterschiedlich gegebenen technischen Möglichkeiten, Bilder in der Presse einzusetzen, verändert sich die Art und Weise der medialen Vermittlung von Katastrophenrealitäten im Verlauf des 20. Jahrhunderts stark. Mit der Etablierung der Pressefotografie gibt in allen Zeitungen erstmals das Unwetter 1953 Anlass für Bildbeiträge. Dieser Einsatz von Pressebildern in der Ära der Parteipresse erfolgt nach heutigen Massstäben in zurückhaltendem Ausmass. Indem sich die Zeitungen seit den 1960er Jahren allmählich von der Politik entkoppeln, gleichzeitig die Handlungslogik der Ökonomie im Medienbereich wichtiger wird, beginnt eine allgemeine Aufwertung der visuellen Umsetzung von Katastrophennachrichten in den 1970er Jahren einzusetzen. Bereits bei der Katastrophe 1978, wo der BK als Boulevardmedium die Bilder bereits viel grossformatiger abdruckt, setzt jetzt vor allem der TA stärker aufs Bild. Etwas grossformatiger werden die Bilder auch in der NZZ. Als Reaktion auf eine publikumsabhängige Wettbewerbssituation gewinnen in den Qualitätszeitungen bis 2005 solche offensiven, weil publikumskonformen Visualisierungsstrategien überall an Bedeutung.

Dabei sind die verschiedenen Zeitungen durch unterschiedliche Entwicklungen geprägt. Das VA, das länger als die anderen Zeitungen in der Logik der Parteipresse funktioniert, vollzieht diesen Wandel ab 1987. Seine Nachfolgezeitung NLZ als moderne Forumszeitung, die aus Fusionen mit der Konkurrenz hervorgeht, verhilft Katastrophen zu besonders hoher Bildpräsenz. Diese Neuausrichtung der Blattlinie mit der Tendenz, die Unwetterberichterstattung "leserfreundlich" zu gestalten, drückt sich in Bildanzahl und Bildgrösse drastisch aus.

Als eindeutiges Komplementärmedium im Aufmerksamkeitsprofil und in der Visualisierung von Katastrophen erweist sich die Qualitätszeitung NZZ. Das Eliteblatt NZZ, das Katastrophen auch über den jüngsten Zeitraum vergleichsweise weniger Aufmerksamkeit einräumt als die anderen Zeitungen, zeichnet sich durch einen relativ geringen, zurückhaltenden Einsatz von Bildern aus. Sowohl was die Anzahl wie auch die Grössen der Bilder betrifft, liegen die Werte insgesamt deutlich hinter jener der anderen zurück. Konkret heisst das: Weil der Schwerpunkt der Informationsprinzipien weiterhin stark auf die sprachliche Kommunikation ausgerichtet bleibt, lässt der geringe Visualisierungsgrad auf eine relativ konstante redaktionelle Grundhaltung im Bildeinsatz schliessen. Zumindest wenn es um die Entscheidung geht, über Katastrophen zu berichten, dürfte deren gute Visualisierbarkeit allein kaum Ansporn für Berichterstattung sein. Anzeichen dafür, dass sich dies ändern wird, gibt es. So kommen bei der Katastrophe 2000 ungewöhnlich grossformatige Bilder zum Einsatz.

Unverkennbare Spuren hingegen hinterlässt der Strukturwandel im TA und in VA/NLZ. Als Repräsentanten des Typs Forumszeitung kommen Visualisierungsprinzipien mit sichtlichen Grenzüberschreitungen hin zum Boulevardblatt BK zum Tragen. Mit dem Bedeutungszuwachs visueller Strategien der Darstellung von Inhalten verlagert sich die Thematisierung von Katastrophen entsprechend intensiver auf die Bildebene. Die visuelle Informationsvermittlung nimmt in diesen Zeitungen jetzt oft fast gleich viel oder sogar etwas mehr Platz ein als der Text. Einzelne Katastrophen werden, anders ausgedrückt, zu eigentlichen "Sehereignissen" in der Berichterstattung. Zweifellos drängt dies als weitere Begleiterscheinung die sprachliche Katastrophenkommunikation in diesen Blättern zurück. Denn die Artikel werden kürzer und somit die Textmenge "leserfreundlicher", d. h. in kleineren Leseportionen aufbereitet. Während es 1953 noch eindeutig dem Bild oblag, den primären Text zu begleiten, haben wir es mit einer Katastrophenberichterstattung zu tun, die zunehmend primär über das Bild aufbereitet wird mit Texten, die jetzt die Abbildungen begleiten. Jedenfalls handelt es sich um einen Entgrenzungsprozess in der optischen Gestaltung in Richtung Boulevard. Eindrucksvoll zeigt allerdings auch die Entwicklung des Boulevardmediums BK, dass sich hier der Zugang zur Medienwirklichkeit von Katastrophen seit den 1970er Jahren stark verändert hat. Prägen hier tendenziell kurze Berichte mit attraktiven Bildangeboten grundsätzlich den Berichterstattungsstil, dann verliert bis 2005 das gedruckte Wort weiter an Bedeutung. Stetig kürzer werden die Berichte, während immer mehr Bildangebote das Katastrophengeschehen nahe bringen. So liegt im 21. Jahrhundert der Schwerpunkt der Informationsvermittlung klar auf der bildberichteten Katastrophe.

Dieser Sachverhalt, der Naturereignisse bis 2005 zu kontinuierlich umfangreicheren "Sehereignissen" macht, lässt erkennen, dass sich Bildelemente in immer stärkerem Masse vom einstigen Medium, Katastrophen zu veranschaulichen in Richtung eines gewissermassen werbewirksamen Mittels der Medienunternehmen entwickeln. Im Zentrum der publizistischen Entscheide geht es darum, – bewusst oder unbewusst – möglichst umfangreich die Aufmerksamkeit eines grossen Massenpublikums anzusprechen.

Gerade diese Präferenz für Bildcodes, wie sie sich in den sonst qualitätsbedachteren Forumszeitungen TA und insbesondere der NLZ für die Realitätsvermittlung von Unwetterkatastrophen abzeichnet, dürfte auch deren Berücksichtigung und eine über die "Pflichtberichterstattung" hinausgehende Thematisierung begünstigen. Wobei die Boulevardpresse erst mit einer gewissen Verspätung die Bewirtschaftung des Katastrophenthemas intensiviert, als seine eigenen Bildstrategien an Exklusivität

einzubüssen beginnen. Jedenfalls liefern die Ergebnisse starke Hinweise, dass dadurch ein selbsttragender Aufschwung mit hoher Präsenz für einzelne Naturkatastrophen im Mediensystem angestossen worden ist (vgl. Zemp 2005: 161).

Offen bleibt dabei die Wirkung auf die RezipientInnen. Es ist davon auszugehen, dass Bildcodes und die bildliche Vermittlung von Katastrophenbedrohungen für die öffentliche Meinungsbildung eine viel grössere Bedeutung zu spielen beginnen. Obgleich die Schlussfolgerung etwas paradox klingen mag, dass „die Wirklichkeit unsichtbarer wird, wenn sie immer überwältigender ins Bild gesetzt wird“, kann sie in Bezug auf Extremwetterereignisse gezogen werden (vgl. Zemp 2005: 161).

### **19.3 Vom distanzierten zum personenbezogenen Bild der Katastrophe**

Katastrophenbilder sind stets auch Belege dafür, dass der Schaden gross und die Betroffenen hart vom Schicksal getroffen sind, dass die Hilfe vor Ort greift etc. Wenn Katastrophen zunehmend über Bilder an die Öffentlichkeit vermittelt werden und diese aufgrund kommerzieller Gebote und Erfordernisse im Aufmerksamkeitswettbewerb zunehmend offensiver eingesetzt werden, interessiert hier die Frage, welche Aspekte des Geschehens dabei erschlossen werden. Denn die Anziehungskraft eines Bildes hängt immer auch vom Inhalt des Dargestellten ab<sup>471</sup>.

Dies führt gemäss Hypothese 2a zur Vermutung, dass der Wandel von der eher politisch und partei-geprägten zur stärker marktorientierten Presse die Publizitätswürdigkeit und Wichtigkeit von Personenfotografien begünstigt. Ereignisse, die anhand von konkret identifizierbaren Personen dargestellt werden, besitzen einen höheren Nachrichtenwert. Wie in Kapitel 11.5 erklärt, ziehen nämlich Bilder mit Menschen im Unterschied zu rein statischen Bildern von Sachaspekten ohne Menschen die Aufmerksamkeit der Betrachtenden eher auf sich.

Ein Katastrophenereignis anhand von Personenaufnahmen abzubilden, wird hier folglich als ein Stilmittel (strategischer Frame) mit hohem Nachrichtenwert betrachtet. Personenbezogene Darstellungen lassen sich folglich nicht nur verbal, sondern analog ikonisch als visuelle Stimuli von den Medienschaffenden instrumentalisieren. Mit der Verwendung von ansprechenden und effektvollen Personenfotografien lässt sich am besten an Emotionen des Publikums andocken und Bedürfnisse wie etwa nach Identifikation stillen. Dass zunehmend Menschen in Bildern gezeigt werden, ist mit Blick auf eine publikumskonforme bzw. offensive Präsentationsform zu erwarten.

Anhand welcher grundlegenden Realitätsausschnitte die Medien ihre Visualisierungen von Katastrophen vornehmen, wird in einer ersten Analyse rekonstruiert. Anhand dieser Visualisierungsmuster ist gemäss Hypothese 2a (vgl. Kap. 14.2) anschliessen zu verifizieren, ob seit der Abkehr von der parteiverpflichteten Tagespublizistik die ins öffentliche Blickfeld gebrachte Katastrophenwirklichkeit durch Personalisierungstendenzen geprägt ist. Demnach gewinnt in den Pressebildern die Fokussierung auf individuelle Einzelakteure gegenüber kollektivierten/anonymisierten Protagonisten an Bedeutung (vgl. Kap. 19.4).

#### **19.3.1 Medienpräsenz von personenbezogenen Bildern**

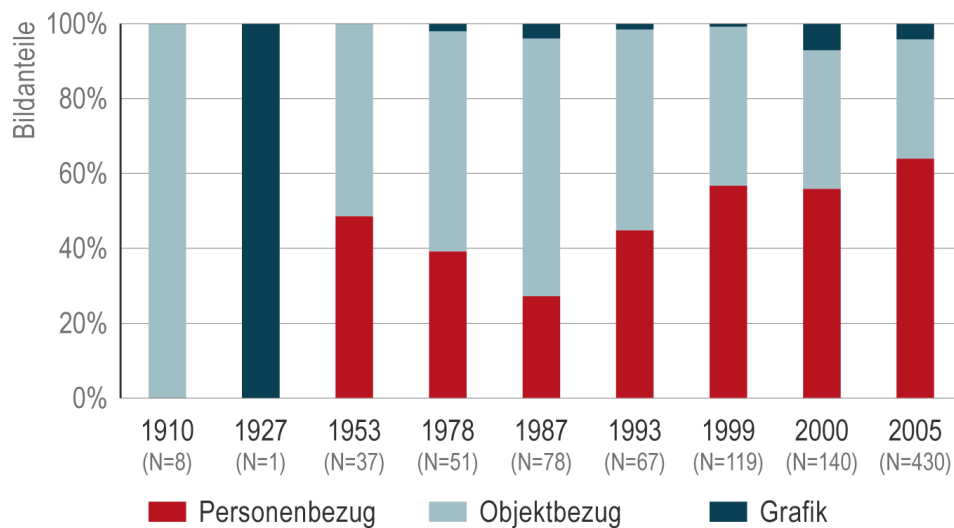
Eine einfache Kategorisierung des Bildinventars (N = 932) zeigt, ob die vermittelten Katastrophen-eindrücke auf Personen- oder auf Objektbezügen basieren. Als weitere optische Elemente sind Grafiken (Tabellen, Karten, Modelldarstellungen) als Kategorie einbezogen worden. Anhand Abbildung 23

---

<sup>471</sup> Je nach Bildmotiv und seinem Informationsgehalt entstehen unterschiedliche offensive Anreize, was grundlegend beeinflusst, ob und in welcher Weise Bilder die Aufmerksamkeit eines Rezipienten stimulieren. Umgekehrt gehört dazu die theoretisch ausgeführte Einsicht, dass sich Bildcodes als spontane Stimuli zur Aufmerksamkeitsgenerierung durch die Medien nutzen lassen (vgl. Kap. 11.5).

wird deutlich, wie sich die jeweiligen Anteilswerte personenbezogener, objektbezogener und grafischer Bildinhalte in der Berichterstattung im Zeitverlauf entwickeln.

**Abbildung 23: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**



Insgesamt zeigt sich, dass Grafiken in der Visualisierung der Katastrophenberichterstattung wenig verwendet werden. Mit einem Anteil von 3.8% am Bildangebot spielen sie gegenüber der Bedeutung von Personenfotos, die gut die Hälfte (54.8%) aller Bilder ausmachen und Objektdarstellungen, auf die rund zwei Fünftel (41.5%) entfallen, eine untergeordnete Rolle. In Bezug auf Bilder, die Personen des Katastrophengeschehens zeigen, spielen diese erst 1953 eine Rolle. Anfang des 20. Jahrhunderts waren Personenbilder sowohl 1910 als auch 1927 schlicht eine publizistische "Leerstelle". Wenn 1953 knapp die Hälfte des Bildangebotes dieser Kategorie zufällt, bewahren Zeitungen eine tendenziell grössere Zurückhaltung in der Verwendung personenbezogener Bilder bei den Ereignissen der 1970er und 80er Jahre. Ab 1953 sinkt der Anteil dieser Bilder und erreicht 1987 mit einem Viertel der insgesamt 78 Bilder den Tiefstand. Entsprechend bleibt die Bebilderung stark auf Schauplätze der Zerstörung und auf das Naturspektakel fokussiert. Das ändert sich im Zeitrahmen der 1990er Jahre sehr deutlich. Sichtbar wird diese Veränderung der Visualisierungsmuster 1999 (56.7%) als auch 2000 (55.9%), wo erstmals mehr als die Hälfte der Bilder durch Personendarstellungen charakterisiert sind. Noch ausgeprägter manifestiert sich diese Präferenz 2005. Knapp zwei Drittel (63.9%) der Bildangebote beinhalten Personendarstellungen. In gleichem Masse nachvollziehbar wird diese Verlagerung im Bildprofil der Presse anhand der Ergebnisse zu den objektbezogenen Visualisierungen mit den erkennbar niedrigen Anteilen für die Katastrophen 2000 (37.1%) als auch 2005 (31.9%). Somit verlieren in der Presse Sachdarstellungen zum Katastrophengeschehen, die noch 1910 (100%) den alleinigen Bezugsrahmen für die Katastrophenbebilderung hergaben, seit den 1950er Jahren und durchgehend noch bis Anfang der 1990er Jahre zumindest für knapp mehr als die Hälfte des Bildangebotes bestimmend blieben, in der jüngsten Zeit deutlich an Stellenwert.

Berücksichtigt man für die Beurteilung dieser Entwicklung, dass die jüngsten Ereignisse ausserordentlich mehr Aufmerksamkeit in den Medien erlangen, dann fällt diese Bildpräferenz quantitativ umso mehr ins Gewicht. Bislang deutlich tiefer ausgefallen ist diese Anzahl mit je rund 20 Personendarstellungen für 1953, 1978 und 1987. Rund 30 sind es im Katastrophenfall 1993. Mehr als doppelt so viele Personenbilder sind es 1999 (68), während die weitere Zunahme 2000 um rund ein Siebtel (78) moderat erscheint, thematisiert die Presse jedoch das Extremereignis 2005 mit dreieinhalb Mal mehr Personenbildern (273) als im Jahr 2000.



Zusätzlich lässt sich das Ausmass dieses qualitativen und quantitativen Wandels der Bildmotive im Zusammenhang mit der beschriebenen Tendenz zu visuell gross aufgezogenen Katastrophendarstellungen verfolgen (vgl. Kap. 19.2). Auch wenn diese Studie nicht den Anspruch erhebt, hierfür einen Beweis zu liefern, können wir aufgrund dieser Entwicklung, auch betreffend der Vervielfachung der Bilder von 1910 bis 2005, annehmen, dass der aufmerksamkeitsbindende Gehalt solcher personenbezogener Bildcodes nicht nur, aber auch strategisch für Zwecke der Katastrophenberichterstattung gesucht wird. Die Mutmassung, dass die Betroffenen der Katastrophen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert auf der Bildebene eine wichtige Rolle spielen, lässt sich bereits erahnen. Dazu werden in einer noch folgenden Analyse die Befunde verifiziert (vgl. Kap. 19.4.3–19.4.4).

Dieser Überblick ist eine erste Grundlage. In einer weiterführenden Recherche – und anhand zeittypischer Berichterstattungsbilder illustriert (vgl. Abbildung 24) – sind kurz die Hintergründe und strukturellen Voraussetzungen des Pressewesens anzusprechen, die Einsicht in die Unterschiede und Ursachen für diese Differenzierungsgrade im Bildangebot seit Beginn des 20. Jahrhunderts geben. Das Katastrophengeschehen 1910 ist rein durch Sachdarstellungen vermittelt, und 1927 findet sich nur ein einziges grafisches Element. Das fehlende Angebot an Personenbildern erklärt sich aus der auf Illustrationen begrenzten Möglichkeiten der Bildvermittlung. Wie bereits gezeigt wurde, spielt die Fotografie in der Katastrophenberichterstattung erst ab 1953 eine Rolle.

#### Abbildung 24: Bildpräsenz von Hochwassern im Wandel der Zeit

Hochwasser 2005  
Quelle: Blick vom 23.08.2005, S. 14 und 15



Hochwasser 1910  
Quelle: Tages-Anzeiger vom 24.06.1910, S. 13



Hochwasser 1953  
Quelle: Tages-Anzeiger vom 27.06.1953, 2. Blatt



Nachvollziehbar schwieriger ist es für Zeichner vor Ort, Menschen rund ums Katastrophengeschehen festzuhalten, als dies mittels Fotografie möglich ist. Erst die Fotografie verdrängt die auf Objektzeichnungen begrenzte Illustrationstechnik der Katastrophenbebilderung aus der Presse, die noch 1910 die Bildpräsenz der Landeskatastrophe prägte<sup>472</sup>. Mit der Benutzung fotografischer Darstellungen – und darauf verweisen die Personenfotografien 1953 – zählen ebenfalls Aufnahmen von Akteuren rund um das Katastrophengeschehen wie von Betroffenen zum Bildangebot. Wobei 1953 relativ

<sup>472</sup> Die Weiterentwicklung der Drucktechnik und insbesondere die Fotoreproduktion spielen als Voraussetzungen für personenbezogene Visualisierungen in den Massenmedien insofern eine wesentliche Rolle, als sich grundsätzlich der Zugang zu Personen des Zeitgeschehens als öffentliche Identifikationsfiguren in der Bildberichterstattung erhöht.

häufig personenbezogene Fotografien (48.6%) das Katastrophengeschehen veranschaulichen, falls Pressebilder zum Einsatz kommen<sup>473</sup>.

Dieser veränderte Bezugsrahmen ist nicht weiter überraschend und mit dem modernen Bildjournalismus zu erklären. Dieser begann in der Schweiz 1929 in der Redaktion der "Zürcher Illustrierten". (dazu: Haldner 1986). Nicht allein die Attraktivität von Fotografien in der Zeitungsgestaltung 1953, sondern auch das augenfällig aufgelockerte typografische Erscheinungsbild im Kontrast zu den "Textwüsten" von 1910 oder 1927 weisen auf Umwälzungsprozesse im damaligen Zeitungsgewerbe hin. Was hingegen die Visualisierung von Personen wie Sachdarstellungen in der Zeitphase der Parteipresse betrifft, ist all diesen Bildern gemeinsam, dass es kleinformatige Schwarzweiss-Aufnahmen sind. Das typische Bild wirkte insgesamt dokumentarisch.

Auf den veröffentlichten Katastrophenbildern von 1953, die geradezu durch heimatliche Sachlichkeit sowie Strenge geprägt sind, bleiben jegliche abgebildeten Personen kaum erkennbar. Dazu trägt der Umstand bei, dass Personenbilder neben ausführlichen Texten stehen (vgl. Kap. 15.1). Unter diesen Umständen eignet sich ihr Einsatz kaum nennenswert, Sensationslust zu befriedigen.

Im direkten Vergleich mit dem traditionellen Stil, wie Personen in Nachrichtenbildern präsentiert werden, verbreitet sich über alle Zeitungen gesehen ab dem Ereignis 1978 ein anderes Bild von Unwetterkatastrophen, indem sie diesen distanzbewahrenden Blick langsam aufgeben. Wie bereits dargestellt, wird die Visualisierungsstrategie der Tageszeitungen im Zeitraum von 1978 bis zum Hochwasser 2005 zunehmend offensiver. Bilder werden insgesamt grösser (vgl. Kap. 19.2). Und wie noch zu zeigen ist, beginnen Bildjournalisten auch persönliche Angaben zu den Personen im Bild in den Bildlegenden mitzuliefern (Kap. 19.4).

Offensichtlich werden die Katastrophen dem Publikum "näher gebracht", was sich anhand der Bilder in Abbildung 24 mitverfolgen lässt. Zum anderen ist gut zu erkennen, wie sich über die Jahre ein stärker am Markt und den Bedürfnissen des Publikums orientiertes Erscheinungsbild der Presse herausbildet. So ist es weniger überraschend, wenn in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre mit dem Aufkommen der Forums- und Boulevardpresse – und in sichtlicher Konkurrenz mit dem Fernsehen – zugleich attraktive Gestaltungselemente wie Farbe, Spitzmarke, Lead und Ähnliches in den Tageszeitungen zunehmen (vgl. Diggelmann 1996: 176). Eine breite Leserschaft anzusprechen, bedeutet zugleich, attraktiv für den Inserate- und Werbemarkt zu sein. Was insbesondere den parteipolitisch neutralen Zeitungen hilft, im Medienmarkt zu überleben. Tendenziell grossformatiger werden die Bilder schon 1978 insgesamt eingesetzt (vgl. Kap. 19.2). Insbesondere für die Unwetter von 1993 bis 2005 wird zudem ein Trend in Richtung einer zunehmend personenbezogenen Visualisierung des Katastrophengeschehens bestimmend. Und da die Presse ausser der Bevorzugung von Personendarstellungen auch noch stetig mehr Bilder abdruckt, sind zwar bezogen auf die blossе Anzahl immer noch weit mehr Sachdarstellungen von Katastrophen in der Presse präsent als zuvor. Durch die Präferenz für Pressebilder mit Fokus auf Menschen werden sie in der Katastrophenberichterstattung allerdings in den Hintergrund verdrängt. Dass dies bei der Katastrophe 1987 noch nicht der Fall war und Personendarstellungen über alle Zeitungen sogar aussergewöhnlich geringe Anteile ausmachen, mag eine unmittelbare Ursache der Kontextfaktoren sein, die dieses Extremhochwasser in den Gotthardkantonen prägten. Angesichts der angerichteten Schäden an öffentlichen Infrastrukturanlagen wie Strassen, dem Bahn- oder Stromnetz war dieses Ereignis mit einer Schadenssumme von 800 Millionen Franken ein für die Schweiz ausserordentlich verheerendes und auch für die Bevölkerung aufrüttelndes Ereignis. Letzteres auch, weil allmählich klar wurde, dass der bisherige Hochwasserschutz den Schutz vor den Gefahren nicht mehr erfüllen konnte. Zugleich haben vorangehende Unwetter

---

<sup>473</sup> Was hier möglicherweise mitspielt, ist der damalige Zeitgeist, dem die dokumentierenden Fotografen unterworfen waren. Fotografen waren bis in die 1950er Jahre darauf ausgerichtet, mit Bildern als sozialen Dokumenten Leid und Not der Menschen aufzudecken, mitzutragen und auch zu jedem Zeitpunkt das spezifische Zeit- und Lebensgefühl der Gesellschaft festzuhalten. Vgl. ausführlich dazu: Time-Life International (1972: 12–15): Das Foto als Dokument.



das Jahr 1987 gekennzeichnet. Auch wenn es hier nicht möglich ist, diesen Beweis zu erbringen, so könnte eine Erklärung für die Dominanz von Sachdarstellungen darin liegen, dass die Presse hier eng in Verbindung mit prioritären gesellschaftlichen Problemen bestrebt war, diese Verheerungen ins Zentrum zu rücken bzw. diese schockierenden Schadensbilder zu vermitteln. Zumindest hat sich mit dem Hochwasser 1987 der Veränderungsdruck auf den bisherigen technischen Hochwasserschutz verstärkt (vgl. Zaugg 2006). Zudem wiesen Experten bei diesem Ereignis bei der Ursachenklärung erstmals auf mögliche Auswirkungen des Klimawandels hin. So steuerten spektakuläre Medienbilder eine Fülle von konkretem Anschauungsmaterial zum aufkommenden Klimadeutungsmuster bei und führten der Öffentlichkeit die weitreichenden Konsequenzen vor Augen. Inwiefern andere Einflusskomponenten zu diesem Vorrang objektbezogener Katastrophenbilder geführt haben, muss hier offen bleiben.

Anhand der Zeitvergleiche wird ersichtlich, wie weitreichend sich die bildvermittelte Wirklichkeit von Katastrophen bis 2005 geändert hat. Dazu trägt auch bei, dass Katastrophen grundsätzlich häufiger Anlass geben, personenbezogene Einblicke zu publizieren, während Sachdarstellungen von Katastrophenrealitäten an Stellenwert verlieren.

Jedenfalls steht diese Entwicklung nicht mehr in der Tradition der publizistischen Visualisierung von Katastrophen in den Jahrzehnten zuvor, wo die eigentliche Bedeutung von Personendarstellungen im Medienbild im engeren Sinne an die journalistische Gepflogenheit der Dokumentation der Katastrophe gebunden war.

## Fazit

Die oben dargestellten Resultate können anhand einer einfachen Bildcodierung bewusst machen, wie die in der Nachrichtenproduktion verwendeten Bilder im Zeitverlauf massiv andere "Realitäten" des Katastrophengeschehens erschliessen. In einem Kontinuum habe wir es mit inhaltlichen Extrempolen im Bildangebot der Katastrophenberichterstattung zu tun: Fehlten zu Beginn des 20. Jahrhunderts personenbezogene Ansichten des Katastrophengeschehens, entwickelt sich aus dieser Totaldistanz zu Personen eine inhaltliche Vorzugsbehandlung in den Zeitungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts und neuen Jahrtausends. Dank bildtechnischer Entwicklungen erweitert sich mit dem Aufkommen der Pressefotografie für die Gesellschaft die Spannbreite der Katastropheneindrücke. Abbildungen von Menschen bringen sozusagen Licht ins Dunkel einer objektbezogenen Anonymität der Bildeindrücke. Wobei unter den Voraussetzungen der Parteipresse relevante Personen nur klein und zurückhaltend abgebildet sind. Diese journalistische Gepflogenheit, kleinformatige Bilder zur Ergänzung des Textes zu verwenden, schafft letztlich eine „genormte Distanz zu solchen Bildbotschaften“ (Zemp 2005: 165).

Hingegen belebt die allgemeine Entkoppelung der Zeitungen von ihren Wurzeln im politischen System einen Trend zur visuellen Kommunikation bzw. der kommerziellen Verwertung der Bilder. Mit der deutlich höheren Bildorientierung und der Perfektionierung der Aufmachung entsteht in den späten 1990er Jahren ein stärkerer Anreiz, Naturereignisse gewissermassen mit Blick auf Personen für die Öffentlichkeit ins Zentrum zu rücken. Solche Bildinhalte unterstreichen allgemein die "menschlichen Züge" rund um das Katastrophengeschehen. Scheinbar braucht es diesen Mehrwert, um Lese- und Anzeigereichweiten zu optimieren. Die Verlagerung, aber auch die Zunahme solcher offensiver Bildreize lassen vermuten, dass damit der Emotionalisierung der Katastrophenberichterstattung zugleich Vorschub geleistet wird.

Anerkennen wir die Bedeutung der Massenmedien für die individuelle bzw. gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktion, dann ist im Zusammenhang speziell auf die problematische Funktion dieser personenbezogenen Nuancierung der Bildangebote hinzuweisen. Denn durch diese Form der Medi-

enrealität werden offenbar Sachaspekte des Katastrophengeschehens aus dem Blickfeld der Medien verdrängt.

Es ist naheliegend, diese Entwicklung in erster Linie mit strukturwandelbedingten Effekten des Mediensystems, welche die Kommerzialisierung der Printmedien vorantreiben, zu erklären. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass andere, ausserhalb des Mediensystems liegende Faktoren zu der beobachteten Entwicklung beigetragen haben. Um zu einer zuverlässigeren Einschätzung zu gelangen, sollen im Folgenden die Bildpräferenzen der einzelnen Zeitungen genauer untersucht werden.

### 19.3.2 Medienpräsenz von personenbezogenen Bildern im Zeitungsvergleich

Der Anteil an personenbezogenen Bildern im Rahmen der visuellen Katastropheninformationen hat sich gemäss den bisherigen Befunden im Zeitverlauf verändert. Wie entwickelt sich nun in einzelnen Zeitungen die Verwendung von personenbezogenen Bildern im Verhältnis zu objektbezogenen über die Zeit?

Als Grundlage für eine erste Beurteilung, wie prominent einzelne Bildinhalte insgesamt vertreten sind, und um grobe Angaben zu ihren Darstellungskonzepten zu erhalten, dient der Blick auf die redaktionellen Bildpräferenzen insgesamt. Gemäss der ermittelten Werte in Tabelle 25 kristallisieren sich in der Bildverwendung der vier Zeitungen deutliche Unterschiede heraus. Deshalb können wir vorerst ausschliessen, dass eine stark personenbezogene Bebilderung von Unwetterkatastrophen bloss Effekte der augenblicklichen Nachrichtenlage abbilden. Vielmehr dürften die "Ursachen" in medieninternen, redaktionellen Auswahlmaximen zu finden sein.

**Tabelle 25: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

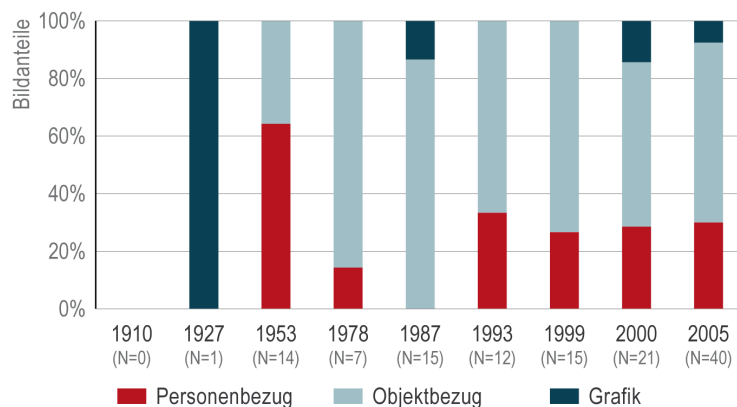
Schwerpunkt Bildinhalt	NZZ	TA	VA/NLZ	BK	Total
Personenbezug	28.8%	43.9%	67.7%	59.1%	54.8%
	36	87	220	167	510
Objektbezug	64%	51.5%	29.8%	37.8%	41.5%
	80	102	97	107	386
Grafik	7.2%	4.6%	2.5%	3.18%	3.8%
	9	9	8	9	35
Total	100%	100%	100%	100%	100%
	125	198	325	283	931

Die NZZ orientiert sich an objektbezogenen (64%) und entsprechend sachlich distanzierenden Bildtypen, während bei der Boulevardzeitung BK, aber auch beim VA respektive der NLZ der Schwerpunkt auf Personenfotografien liegt. Interessanterweise fällt anders als erwartet der Anteil personenbezogener Bilder im VA/NLZ (67.7%) höher aus, als dies bei der Boulevardpresse BK (59.1%) der Fall ist. Auch in Bezug auf die Anzahl codierter Personenbilder lässt sich das nachzeichnen.

Die Werte für den TA, mit einem Anteil von gut der Hälfte objektbezogener Bildelemente, liegen zwischen der Elitezeitung NZZ und den boulevardjournalistischen Bildstrategien des BK bzw. von VA/NLZ als Vertreterin der Qualitätspresse. Grafiken kommen in allen Zeitungen etwa in gleichem Umfang vor, doch anteilmässig häufiger werden grafische Elemente in der NZZ verwendet. Was ein weiteres Indiz für den hohen Informationsanspruch dieser der sachlich-distanzierten Berichterstattung verpflichteten Zeitung ist. Die Bildberichterstattung aller vier Zeitungen hat aber im Untersuchungszeitraum starke Veränderungen durchlaufen. Wenn hier den Zeitungen eine Profilierung mittels einer offensiven und daher personenbezogenen Visualisierung unterstellt wird, geht es in der folgenden Analyse darum, Visualisierungsstrategien zeitungsspezifisch seit 1910 zu präzisieren. Hinter den oben vorgefundenen allgemeinen Tendenzen verbergen sich teilweise beträchtliche Neuorientierungen in den vier Zeitungsredaktionen.

## Neue Zürcher Zeitung

**Abbildung 25: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote der NZZ im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005)**



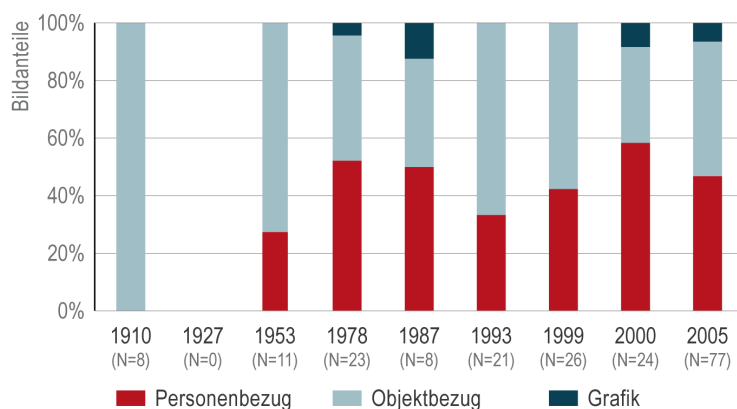
das Ausmass stets auf tiefem Niveau. Das zeigt sich 1978 (14.3%) mit einem einzigen personenbezogenen Bild und insbesondere 1987, wo auf keinem der 13 Katastrophenbilder Menschen zu sehen sind. Von 1993 bis zum Ereignis 2005 fallen die Visualisierungschancen für Personen rund um das Katastrophengeschehen bemerkenswert ähnlich aus. Es sind 1993 als auch 2005 in rund jedem dritten Bild sowie 1999 und 2000 in rund jedem vierten Bild Personenfotos auszumachen. Da überwiegend Sachdarstellungen die Realität von Katastrophen sichtbar machen, stellt die Katastrophenberichterstattung der NZZ eine Ausnahme dar. Diese werden in den beiden jüngsten Ereignissen etwas zurückgedrängt. Stattdessen kommen je drei grafische Elemente 2000 (14.3%) als auch 2005 (7.5%) zum Einsatz. Als weitere Bildelemente sind diese in der NZZ weder ein neues Phänomen, denn bereits 1910 ist eine Grafik zu beobachten, noch handelt es sich bei Grafiken um ein konstantes Element in der Katastrophenberichterstattung der NZZ.

Trotz einer sich verändernden Medienlandschaft und unternehmerischen Rahmenbedingungen bleibt sich die NZZ in der Art und Weise der visuellen Vermittlung des Katastrophengeschehens über Jahrzehnte bemerkenswert treu. Bildvermittelte Informationen dienen in erster Linie dazu, sachbezogen die Problemlage zu veranschaulichen – womit auch eine gewisse Distanz gewahrt bleibt. Dies legt nahe, dass das Festhalten an traditionellen Qualitätsstandards umgekehrt die Chancen für Personen in einer Katastrophenlage mindert, über Bildberichte ins öffentliche Blickfeld zu gelangen. Der Umstand, dass auch die Anzahl Personenbildern relativ stabil bleibt, begrenzt auch in quantitativer Hinsicht die Bildpräsenz von Personen in der Katastrophenberichterstattung der NZZ. Diese Visualisierungsstrategie ist umso auffällender, vergleicht man sie mit den Relevanzkriterien der beiden anderen untersuchten Qualitätszeitungen TA und VA bzw. NLZ.

Augenfällig an der Katastrophenvisualisierung der NZZ ist, dass sie nur 1953 den personenbezogenen Bildinhalten (64.3%) gegenüber objektbezogenen den Vorzug gab. Hingegen werden in den späteren Ereignissen jeweils deutlich mehr objektbezogene Fotografien eingesetzt. In absoluten Zahlen ausgedrückt fokussieren 1952 insgesamt neun Fotografien auf Personen. Auch im weiteren Untersuchungszeitraum 1978 bis zur Katastrophe 2005 mit 12 Personenbildern bleibt

## Tages Anzeiger

**Abbildung 26: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote des TA im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005)**



(52%) fällt die Präsenz mit 12 Personenfotos gegenüber 10 Sachdarstellungen (43.5%) relativ ausgeglichen aus. Ähnlich liegen die visuellen Schwerpunkte in der Ereignisdarstellung 1987 (50%) und 1999 (42.3%). Hingegen vermittelt der TA das Ereignis von Brig 1993 überwiegend anhand von Objektbezügen bzw. Umgebungsbildern (66.7%). Die eigentliche Höchststrategie an Personenfotos wird bei der Katastrophe 2000 (58.3%) erreicht. Dagegen liegen 2005 diesbezüglich die Werte (46.75%) anteilmässig tiefer. Im Zuge der insgesamt hohen Bildpräsenz der Katastrophe 2005 manifestiert sich hier quantitativ gesehen mit 36 Fotografien eine optische Fülle an Personendarstellungen, während ihre Präsenz noch 2000 auf 14 Fotografien begrenzt blieb. Grafiken setzt der TA eher zurückhaltend ein; 1953, 1993 und 1999 fehlen sie ganz.

Insgesamt zeigt sich im Visualisierungsstil beim TA, dass seit den 1970er Jahren eine personenbetonte Bildwahl einen bedeutenden Bestandteil der Katastrophenbilder ausmacht. Was die Trendentwicklung dieser Art der Bebilderung betrifft, akzentuiert sich seither das Präsenzverhältnis zwischen personenorientierten Bildern und Sachdarstellungen je nach ereignisbezogenen Kontextbedingungen unterschiedlich.

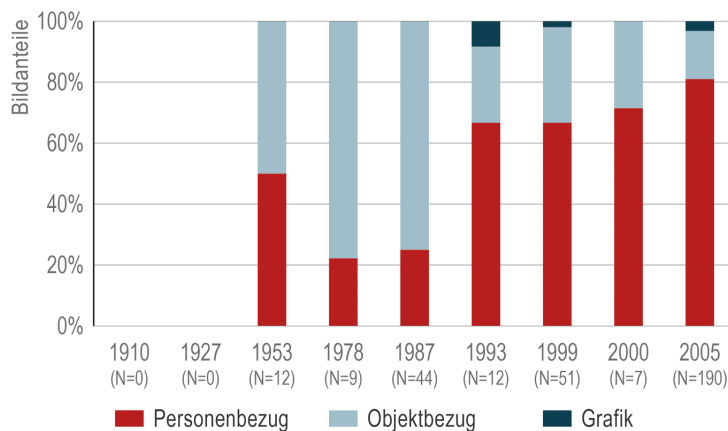
Aufgrund dieser sichtbaren variablen Handhabung der optischen Präsentation von Katastrophen sind seriöse Schlüsse zur langfristigen Präsenzentwicklung so nicht möglich, um im Sinne einer verstärkten Personenorientierung in der Katastrophenberichterstattung zu sprechen. Quantitativ sind es die zwei jüngeren Ereignisse, die bezüglich der Anzahl eingesetzter Personenbilder mehr als je zuvor mit Fotografien versehen sind. Dieser Konzentrationsprozess sowie die höheren Anteilsraten zugunsten der Personenbilder – zumindest was das Ereignis 2000 betrifft – lassen den Schluss zu, dass jüngere Katastrophen in zumindest deutlich geringerem Ausmass als in der NLZ einen "Publizitätsdruck" auslösen, Realitätsdarstellungen von Katastrophen stärker entlang der Aufmerksamkeit fördernden Wirkung von Personenfotos zu erschliessen.

Bildjournalistisch reiht sich die Orientierung des TA bezüglich der Personenfotos zwischen der Elitezeitung NZZ und der Boulevardzeitung BK ein. Eine Annäherung an Boulevardstrategien darf nicht überbewertet werden, da Personenfotos auch quantitativ in bescheidenerem Masse eingesetzt werden als im BK oder in der NLZ. Zumindest kann im TA von popularisierenden Neigungen in der Inszenierung von Unwetterkatastrophen gesprochen werden.

Gemäss bereits bekannten Gründen druckt der TA 1910 reine Sachdarstellungen. Insgesamt acht Zeichnungen illustrieren das Hochwassergeschehen. Fehlen Bilder zur Katastrophe 1927, so finden erstmals 1953 drei personenbezogene Bilder (27.3%) in der Katastrophenberichterstattung Verwendung. Deutlich personenbezogener dargestellt werden insgesamt die Ereignisse von 1978 bis 2005. Wobei der Anteil der Personenbilder auch Schwankungen unterliegt. 1978

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 27: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote von VA/NLZ im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005)**



und 1999 zu rund zwei Dritteln die Aufmerksamkeit auf das Geschehen. Mit nochmals gesteigerten Anteilen im neuen Jahrtausend werden das Hochwasser 2000 zu rund 70% und 2005 zu 80% entlang von Personenbildern zugänglich gemacht. Aufgrund des zudem enormen Bildausstosses 2005 lenken insgesamt 154 Personenfotografien die Aufmerksamkeit auf sich. Im Falle der Katastrophe 1999 sind es 34 Fotografien.

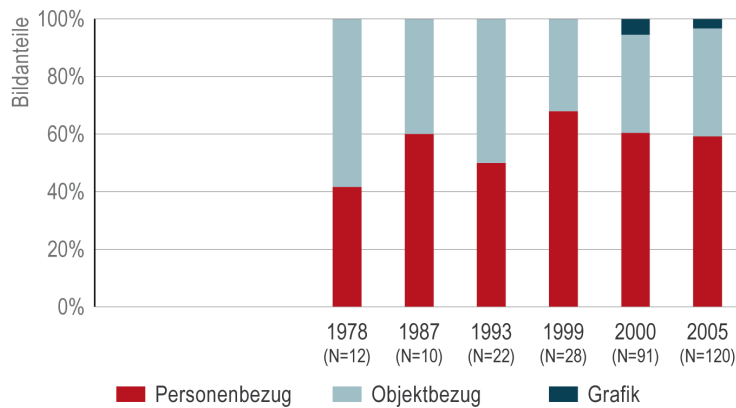
Diese Entwicklung auf der Bildebene lässt deutliche Boulevardtendenzen erkennen. Vergleicht man die personenbezogenen Anteile der Bilder mit jenen des Boulevardmediums BK, erweist sich die NLZ sogar als boulevardesker als der BK. Denn in der NLZ erlangen seit den 1990er Jahren zum einen Personenaufnahmen bzw. stimulierende Bildcodes sogar höhere Anteile als in der Boulevardpresse BK oder – wie 1999 – zumindest ein gleiches Niveau<sup>474</sup>. Zudem ist auch in Bezug auf die absolute Anzahl der personenbezogenen Veröffentlichungen der Bildausstoss in der NLZ bereits 1999, und insbesondere 2005, deutlich höher als im Boulevardblatt.

Dass zwischen 1987 und 1993 ein klarer Bruch in den Visualisierungsstrategien feststellbar ist, erklärt sich aus der Geschichte der Zeitung. Mit dem Niedergang des konservativen Parteiblattes VA und der Gründung der parteiunabhängigen LZ respektive NLZ durch Fusionen mit (liberalen) Konkurrenzblättern gewinnen personenbezogene Auswahlkriterien für die Katastrophenbebilderung stark an Bedeutung. Noch mehr im Detail betrachtet sprechen die Befunde für die Tatsache, dass die Tendenz zur Visualisierung nicht nur die mediale Aufmerksamkeit für das Katastrophenthema stimuliert, sondern in Wechselwirkung mit dem Stellenwert einer offensiven Aufmachung und daher Präferenz für personenbezogene Nachrichtenbilder der Leserschaft der NLZ auch stark veränderte Realitätsausschnitte ähnlicher Naturereignisse vor Augen geführt werden.

<sup>474</sup> Die Personenzentrierung in den Nachrichtenbildern beim BK würde in den Daten vermutlich höher ausfallen, wenn nicht aufgrund der kurzen Textbeiträge, die nicht erhebungsrelevant sind, viele Bilder nicht in die Resultate Eingang gefunden haben.

## Blick

**Abbildung 28: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote des BK im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1978–2005)**



Zur Prominenz der Platzierung von Personenbildern in der Funktionslogik der Boulevardpresse lässt sich sagen, dass personenbezogene Bilder in der Katastrophenberichterstattung genretypisch sind. Allerdings haben Sachdarstellungen zum Zeitpunkt 1978 (58%) tendenziell noch mehr Gewicht als in den Ereignissen danach. Seit 1987 intensivierte sich tendenziell die Verwendung personenbezogener Bildmotive, sodass ihr Anteil mehr als die Hälfte – 1993 genau die Hälfte – aller Katastrophenbilder ausmacht.

Sind personenbezogene Bilder zwar 1999 mit einem Spitzenwert von knapp 70% vertreten, dann bleibt die selektive Begünstigung von Personenfotografien selbst im Boulevardblatt BK relativ konstant auf ein Niveau von rund 60% begrenzt. Wobei ihre Anzahl seit dem Ereignis 1978 mit nur gerade fünf Bildern kontinuierlich ansteigt. Auf diese Weise erreichen in den Katastrophen 2000 (55) und 2005 (71) diesbezüglich weit mehr Bilder die Leserschaft als davor. Das sind im Jahr 2000 11-mal mehr personenbezogene Bildbeiträge bzw. rund 14-mal mehr als 1978 oder auch 1987. Dieser quantitative Wandel und Konzentrationsprozess kann so gelesen werden, dass vor allem durch die Veröffentlichung von überdurchschnittlich vielen Fotos von Menschen des Katastrophengeschehens versucht wird, Aufmerksamkeitshürden der Medienkonsumierenden zu überwinden. Erstmals werden im 21. Jahrhundert Anstrengungen sichtbar, grafische Mittel in die Berichterstattung einzubeziehen. Offenbar ist auch die Boulevardpresse bemüht, den Sachverhalt einer Katastrophe durch eher informative Bildbeiträge zu präsentieren. Als Randerscheinung war diese Art der visuellen Umsetzung zuvor vorwiegend für die Qualitätspresse kennzeichnend gewesen.

## Fazit

Als ein bedeutender Effekt des Strukturwandels der Medien ist neben der Zunahme der Katastrophenvisualisierung auch ein qualitativer Wandel der inhaltlichen Aufzeichnung des Geschehens festzustellen. Lässt die Fotografie Naturereignisse in Erfahrungen und Vorstellungen der Öffentlichkeit vordringen, so präsentieren sich die festgehaltenen Augenblicke in den Medien zunehmend personenbezogen. Insofern schmälert sich infolge strukturell bedingter Medieneffekte der Stellenwert von objektbezogenen Bildbeiträgen im Zeitverlauf. Was mittlerweile die Katastrophenrealität in den Medien zunehmend als "personenbezogenes Katastrophen-Event" sichtbar macht. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs kommerzieller Zeitungen, die zueinander im Wettbewerb um Anzeige- und Lesermärkte stehen, braucht es einen Berichterstattungsstil, der am effektivsten die Aufmerksamkeit der Mediennutzenden zu erlangen vermag. Dazu eignen sich Bilder mit emotional-involvierenden Inhalten, was personenzentrierte Bildmotive begünstigt, weil sie im Allgemeinen effektvoller als sachbezogene an die "Sehgewohnheiten" des Publikums anknüpfen können.

Abgesehen von der Tatsache, dass personenbezogene Katastrophendarstellungen auch in der partei-lich orientierten Presse wie im Falle 1953 zu beobachten sind, stellen sie gemeinhin ein Charakteristikum für kommerzielle Medien und insbesondere die Boulevardpresse dar. Spielt die Boulevardpresse diesbezüglich eine Vorreiterrolle, was sich hier in der insgesamt dauerhaften Präsenz von Personenbildern in der Katastrophenberichterstattung des Boulevardblattes BK bestätigt hat, übernehmen in

ähnlicher Weise auch Qualitätszeitungen diese Akzentuierungen im Bildangebot. Jedenfalls spricht dieser Nachahmungsprozess dafür, dass Forumszeitungen einem verschärften Konkurrenzdruck unterliegen, was entsprechende Visualisierungseffekte nach sich zieht. Insgesamt betrachtet zeigt sich anhand dieser Befunde, dass nicht nur auf der Textebene, sondern auch auf der Ebene der Medienbilder die Personalisierung der medienöffentlichen Kommunikation vorangetrieben wird.

Gleichzeitig kann festgehalten werden, dass diese Tendenz innerhalb der hier erfassten Zeitungstitel keine homogenen Züge zu entfalten vermag, was auf unterschiedliche Positionierungen im Medienmarkt und Unterschiede in den publizistischen Qualitätsansprüchen und somit Darstellungslogiken schliessen lässt. Dies zeigt sich darin, dass Anpassungen an allgemeine Trends bei den vier untersuchten Zeitungstiteln weder zeitgleich noch in selbem Umfang erfolgen.

Die Bildberichterstattung der NZZ zeichnet sich über einen langen Untersuchungszeitraum durch Konstanz aus und bleibt im Umgang mit Personenbildern zurückhaltend. Die dominierenden Bildinhalte machen Sachdarstellungen aus, die etwa den Verlauf des Wettergeschehens, die Entwicklungen oder die Folgeerscheinungen in der Umgebung des Ereignisses visualisieren. Aufgrund dieser Zurückhaltung im Abbilden von Menschen bleibt ein vornehmlich objektivierender sowie distanzierender Zugang zum Katastrophenthema in den Bildinformationen der NZZ bestimmend. Demgegenüber rückt der TA bereits 1978 Personen vermehrt ins Bild, während dies beim Parteiblatt VA noch nicht geschieht. Erst in den 1990er Jahren bildet sich bei seinem Nachfolgeblatt NLZ eine Präferenz für Personenbilder heraus, die im Ergebnis ungleich stärker ausfällt als beim TA oder beim Boulevardblatt BK. Es ist nicht überraschend, dass sich infolge dieses Trends die Unterschiede zwischen den Zeitungen des Qualitätssektors umso stärker akzentuieren. Weil sich die NZZ in ihrer Katastrophenberichterstattung gegen Visualisierungstrends des Medienmarktes zu behaupten vermag, offenbaren sich zwischen der NZZ und der NLZ die klarsten Unterschiede.

## **19.4 Von anonymisierten zu personalisierten Bildakteuren in der Katastrophenberichterstattung**

Entscheidende Veränderungen, die mit dem Wandel des Mediensystems und einer zunehmenden marktwirtschaftlich funktionierenden Zeitungslandschaft einhergehen, äussern sich in einem Siegeszug der Visualität und einem in wachsendem Masse durch Bilder mit Personenbezug geprägten Zugang zum Katastrophengeschehen. Diese aufkommende Affinität für Bildakteure bildet den Ausgangspunkt für die folgende Untersuchung, die sich mit näheren Eigenschaften der visuellen Darstellung befasst.

Es stellt sich gemäss Hypothese 2a die Frage, ob visualisierte Personen (Bildakteure) unter marktköonomischem Konkurrenzdruck im Mediensystem in einem personalisierenden Kontext (Indikator) dargestellt werden. Damit ist hier eine bildliche Darstellung gemeint, die durch die Präsenz eines Individuums in einem persönlichen und emotionaleren Rahmen die Bildaussage prägt. Werden Personen im Nachrichtenangebot bildlich dargestellt, dann bestimmt die Art und Weise ihrer Medienpräsenz mit, ob in der Medienöffentlichkeit die Aufmerksamkeit auf die hintergründigeren Personalien im Sinne der Fixierung auf die Individualität des Einzelnen oder das persönliche Schicksal gelenkt wird oder nicht. Bei der Rezeption einer Bildnachricht kanalisieren die näheren Eigenschaften der Personendarstellungen, wie direkt wir von den Bildakteuren angesprochen werden (vgl. Doelker 1999: 57–58). Vergleichbar mit der verbalen Sprache spielt es folglich in der Bildsprache eine Rolle, ob in visuellen Darstellungen eine Person weitgehend anonym, im Kollektiv bloss als Repräsentant eines Typus zu sehen ist oder ob individualisierte "Bildkommunikatoren" zum Bezugspunkt und zur Identifikation einer bestimmten Realität werden.

Gleichzeitig entsteht eine andere Rezeptionssituation, sobald in den Berichten statt eines Distanz bewahrenden Blicks die Bildaussage konkrete Merkmale einer Person akzentuiert, die von sich "reden macht" und visuell die Aufmerksamkeit mit allen Facetten – auch ihrer emotionalen Persönlichkeit – in Besitz zu nehmen versucht. Der Wiedererkennungswert und somit personalisierende Bildcodes spielen demnach eine Rolle, ob unser Blick beispielsweise beim Zappen durchs Fernsehprogramm oder bei der Zeitungslektüre bei bestimmten "Köpfen" verharret. Gilt es gemäss der Marktlogik des Mediensystems, die Zuwendung zu einem Medieninhalt seitens des Publikums dauernd zu optimieren, besteht Grund zur Annahme, dass mehr und mehr der Fokus auf die prominente, mitteilungsbe-reite Einzelperson die Bildbotschaften zu prägen beginnt. Dieses Phänomen soll hier als Personalisierung der visuellen Kommunikation bezeichnet werden (vgl. Zemp 2005: 169).

Da ein Bild üblicherweise keine feste Bedeutung transportieren kann, ist es im Journalismus üblich, mittels einer Legende anzugeben, in welchem Sinn das Bild zu lesen ist (vgl. Kap. 11.6)<sup>475</sup>. Diese Wahrnehmungssteuerung enthält zusätzliche Informationen, die in dieser Analyse zur eindeutigen Erfassung des Personalisierungsgrades beigezogen werden. Ohne konkrete Angaben zu den Personen bewahrt die Bildaussage Distanz durch Anonymität (anonym/kollektiviert). Ist demgegenüber ihre Individualität erkennbar, beispielsweise durch Namensangaben, Verhaltensbeschreibung oder persönliche Botschaften, gilt die Darstellungsform als "individualisiert". Anhand dieser kategorialen Unterscheidung ist es möglich, den Personalisierungsgrad auch in Bilddokumenten von Zeitungen empirisch zu erfassen.

Anhand von Bildlegenden lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie sich eine vergleichbare Stamminformation im Bild "Aufräumarbeiten nach dem Hochwasser" massgeblich verändert, sobald der Personenbezug durch Nähe und Distanz variiert:

#### A) kollektiviert/anonymisiert/

"Unser Bild zeigt ein überschwemmtes Grundstück an der Winterthurerstrasse. Eimerweise wird Wasser aus einem Keller weggetragen. Die **ganze Bevölkerung** hilft mit."<sup>476</sup>

#### B) individualisiert

"Die **Bäuerin Lydia Schächli** ist verzweifelt: Der Talbachhof in Altikon ist seit 1965 bereits zum zweiten Mal vom Thurhochwasser schwer heimgesucht worden."<sup>477</sup>

"**Brigs Bezirksrichter Reinhard Schweri** befreit den Eingang seines Hauses von den Schlammassen."<sup>478</sup>

Während das erste Beispiel (A) auf Nähe verzichtet und die Protagonisten anonym bleiben, wird im zweiten Fall (B) Unmittelbarkeit durch die Alltagsnähe zur konkreten Einzelperson zu erzeugen versucht<sup>479</sup>.

### 19.4.1 Dynamik und Ausmass der visuellen Personalisierung

Die folgende Analyse zeigt entlang der Personenbilder (N = 509), welchen Stellenwert der Fokus auf das Individuum im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Visualisierungsmustern in der Katastrophenberichterstattung insgesamt hatte. In Abbildung 29 sind die Katastrophen von 1910 und 1927 nicht aufgeführt, da damals in den Bildnachrichten keine Personen vorkamen.

<sup>475</sup> Vgl. Doelker (1999: 100)

<sup>476</sup> TA, 29.6.1953: Nr.149/Bl. 3.

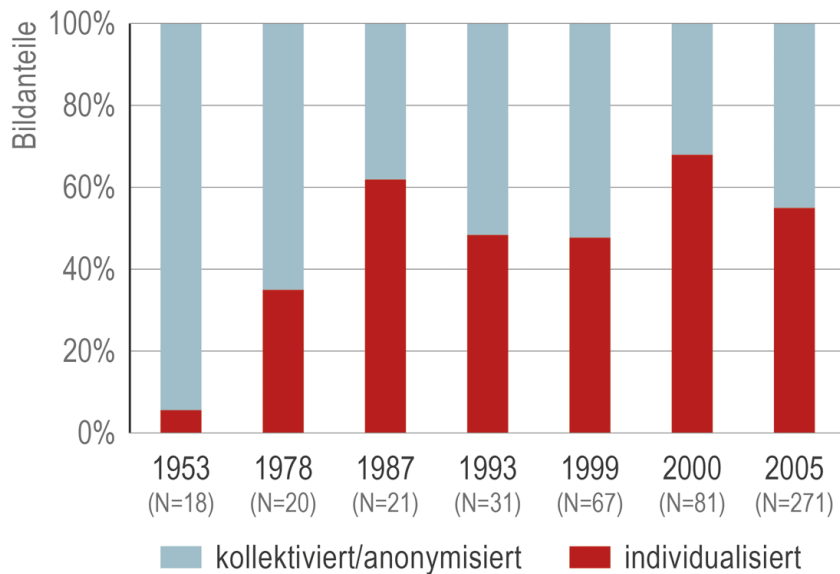
<sup>477</sup> TA, 18.8.1978: 13.

<sup>478</sup> BK, 27.9.1993: 6.

<sup>479</sup> Diese Beispiele und die Ausführungen dazu sind von Zemp (2005: 169–170) übernommen worden.



**Abbildung 29: Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**



Eindrucksvoll belegen die Daten, wie seit 1978 ein Trend hin zu individualisierten Personenbildern bestimmend wird, während noch 1953 in den parteiverbundenen Tageszeitungen zu rund 94% anonyme Personen und Personengruppen die Katastrophenbilder dominierten. Gewinnt mit der Etablierung der Pressefotos bei der Katastrophe 1953 erstmal die Verwendung von Personenfotografien Bedeutung, dann ist folglich eine Distanz bewahrende Darstellung die Regel gewesen. Als namhafte Augenzeugin ist nur im VA 1953 „Frau Kuchler und ihre Tochter auf Hochrütli“<sup>480</sup> vor ihrem zerstörten Hausvorbau gezeigt worden. Steigt der Anteil personalisierter Bildeinsätze in den Tageszeitungen 1978 auf 35% an, spielt hier die erstmalige Berücksichtigung der Boulevardpresse BK eine Rolle. Ohne BK fällt der Fokus auf individualisierte Menschen mit einem Anteil von 20% moderater aus. Tendenziell bedeutender wird die Personalisierung der Bildakteure im Zusammenhang mit der Auflösung der parteidominierten Tageszeitungen. Dieser Befund lässt sich plausibel auf den beschleunigten Strukturwandel der Zeitungen zurückführen.

Solche "Schnappschüsse" namhafter Persönlichkeiten und Betroffener machen bereits 1987 mehr als 60% und sowohl 1993 wie 1999 knapp 50% der verwendeten Personenfotografien aus. Tendenziell lässt sich an diesen Personalisierungsraten erkennen, dass seit den 1980er und 1990er Jahren Bilder, die ein Individuum ins Bild rücken, dauerhaft und bezüglich ihrer Intensität stärker vertreten sind als davor. Noch deutlicher akzentuiert sich im Falle der Katastrophe 2000 dieser Trend zur Personalisierung der abgebildeten Menschen in rund zwei Dritteln der Pressefotos. Auch für die Katastrophe 2005 präsentiert sich immerhin mehr als die Hälfte der Personenfotografien mit Fokus auf individualisierte Akteure.

In diesem Personalisierungsprozess auf der Bildebene äussert sich eine offensiver werdende Veröffentlichungspraxis, die unbestritten den Emotionen im Bild mehr Raum gibt. Zwar liegen in Bezug auf die Bildebene bislang kaum Daten zur Personalisierung der Berichterstattung vor. Allerdings bestätigen Forschungsergebnisse auf der Ebene von textbasierten Analysen diesen Trend ebenso bereits in den 1960er und 1970er Jahren (Schulz 1976/1990). Ausserdem stellen andere Forschungsbefunde – unter anderem zur medialen Politikvermittlung – zugleich die oben dargelegte Fortsetzung und Verstärkung des Personalisierungsniveaus in den 1990er Jahren fest (z. B. Lengauer 2007: 145–154).

<sup>480</sup> VA, 2.7.1953: 4.

Das lässt die Annahme zu, dass sich diese Dimension des Wandels der medialen Kommunikationsvermittlung in analoger Weise und zu einem ähnlichen Zeitpunkt auf die Bildberichterstattung der Presse niedergeschlagen hat. Dazu wird eine textbasierte Analyse zur Betroffenheitskommunikation in einem späteren Kapitel weitere Erkenntnisse liefern (vgl. Kap. 21).<sup>481</sup>

Wie im vorherigen Kapitel gezeigt, haben in Zeitungen im Untersuchungszeitraum, parallel zur zunehmenden Visualität von Katastrophen, Personenbilder mehr Gewicht erhalten. Wenn zugleich der visuelle Nachrichtenwert "Personalisierung der Bildakteure" stärker gewichtet wird, verändert sich unter diesen Einflüssen die faktische Präsenz von Individuen in der medienvermittelten Katastrophenwirklichkeit zwangsläufig stark.

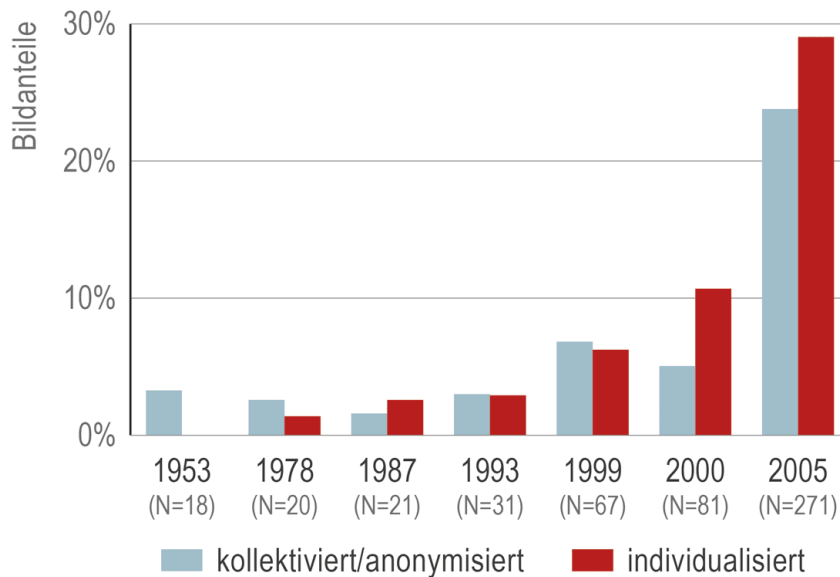
Eine Vorstellung zu dieser Entwicklung liefert die folgende Auswertung anhand der maximalen Anzahl individualisierter Bildakteure je Katastrophe, gewichtet nach dem prozentualen Vorkommen über die Zeit (1953–2005) und verglichen mit kollektivierten/anonymisierten Personenbildern (vgl. Abbildung 30).

Im Datensample mit 509 personenbezogenen Bildinhalten macht die Fokussierung auf individualisierte Bildakteure insgesamt einen Anteil von 53.4% aus (N = 272). Leicht geringer vertreten mit insgesamt 237 Bildern sind folglich anonymisierte bzw. kollektivierte Personenaufnahmen im gesamten Untersuchungszeitraum.

---

<sup>481</sup> Abermals verstärkende Effekte dieser Entwicklung kommen insgesamt im Zusammenhang mit der allgemeinen Zunahme an Bildelementen, größeren Einstellungen und auch mit der Farbigkeit individualisierter Bildakteure bis 2005 dazu.

**Abbildung 30: Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gewichtet je Katastrophe**



Die prozentuale Verteilung der Bildpräsenz individualisierter Akteure über die Zeit unterstreicht in Abbildung 30 einerseits, dass diese quantitativ gesehen im Untersuchungszeitraum in einst bescheidenem Rahmen medial präsent waren, andererseits aber schrittweise und relativ stetig von Katastrophe zu Katastrophe zunehmen.

Innerhalb der Gesamtzahl der in dieser Studie erhobenen Personenbilder sind medienübergreifend 1953 0.2% individualisierte Bilder und 1978 nur 1.4% dazu vertreten. Das entspricht einem einzelnen Bild 1953 bzw. sieben in der Bildauswahl 1978. In beiden Katastrophen prägen insgesamt Abbildungen anonymer Bildakteure die Pressefotos. Bereits 1987 fallen beinahe doppelt so viele Bilder mit Fokus auf Individuen (13) dazu an als 1978. Zudem werden bei der Katastrophe 1987 tendenziell mehr individualisierte Bildmotive (2.55%) verwendet als anonymisierte/kollektivierte Personenaufnahmen (1.6% bzw. 8). Für die beiden Ereignisse der 1990er Jahre kommen Personenfotos in einem sehr ausgeglichenen Verhältnis zwischen anonymisierten/kollektivierten und individualisierten zum Einsatz, wobei der Vorrang bei den anonymisierten/kollektivierten Bildmotiven liegt. Allerdings hat sich 1999 der Bildoutput gegenüber 1993 mehr als verdoppelt. Somit sind individualisierte Betroffene 1999 zu 6.3% bzw. in 32 Personenfotos vertreten gegenüber 15 in der Katastrophenberichterstattung 1993. Bei den Ereignissen 2000 und 2005 kommt die Tendenz zur Personalisierung der visuellen Kommunikation besonders deutlich zum Tragen. Einerseits fällt hier die Gesamtzahl personalisierter Bildmotive deutlicher höher aus als bislang. Hinzu kommt, dass ausser ihrem gehäuften Vorkommen diese im Verhältnis zu anonymisierten/kollektivierten Personenaufnahmen deutlich mehr Platz einnehmen können. Im Zusammenhang mit der Katastrophe 2000 sind sie sogar gut doppelt so häufig (10.8%) vertreten als anonymisierte bzw. kollektivierte Personenfotos (5.1%). Somit erhöht sich die Sichtbarkeitsquote individualisierter Bildakteure auf 55 Belegstellen.

Auch 2005 übertreffen sie mit rund einem Fünftel mehr Abbildungen (149) die Bildpräsenz der anonymisierten/kollektivierten Darstellungsformen (122). Kumuliert betrachtet, entpuppt sich das Extremereignis 2005 als jene Katastrophe, aus der über die Hälfte der individualisierten Bilder hervorgeht. Somit umfassen diese personalisierten Fotos der Berichterstattung 2005 30% aller erhobenen Personenbilder dieser Studie. Das sind rund 11-mal mehr individualisierte Bildbeiträge als 1987 (13) bzw. 10-mal mehr als 1993 (15).

Durch den häufigen Gebrauch im Journalismus und die Dichte dieser Bildelemente entfaltet sich kumulativ die "volle" Wirkung dieser visuellen Vermittlungslogik von Katastrophen, die über die Zeit gesehen dem Katastrophengeschehen allmählich ein personalisiertes Gesicht verleihen. Vor allem betrifft dieser Anstieg sehr wohl die Sichtbarkeitsquote von Betroffenen, was in einem späteren Kapitel noch Thema ist.

## **Fazit**

Auf der Ebene der publizierten Pressebilder zu Katastrophen bestätigt sich ein aufkommender Trend zur Personalisierung der visuellen Kommunikation in der Presse. Mit der Herausbildung einer kommerziellen Zeitungslandschaft, die ihre Produkte auf einen neuen Abnehmerkreis auszurichten hat, beginnt sich seit den 1970er Jahren allmählich eine auf das Individuum fokussierte Bildpräsenz von Katastrophen herauszukristallisieren. Demgegenüber war es für Visualisierungen in der politisch- und parteigeprägten Zeitungslandschaft bezeichnend, anonyme oder auf das Kollektiv zentrierte Personen zum Träger von massenmedialen Bildbotschaften zu machen. Auf diese Weise werden die bildpräsenten Personen auch vor den Blicken der Öffentlichkeit auf Distanz gehalten. Mit dem Aufkommen von Visualisierungstendenzen in Richtung personalisierter Träger von Bildbotschaften als probate Strategie, um für die Lesenden bei der Informationsversorgung einen "Mehrwert" schaffen, wird diese Zurückhaltung aufgegeben.

Bereits in den 1980er Jahren manifestiert sich eine Verlagerung weg von anonymisierten/kollektivierten Bildbeiträgen hin zum Fokus auf individualisierte Personendarstellungen. Im Zusammenhang mit der stetigen Ausweitung von Personenbildern in der Katastrophenberichterstattung haben wir es vor allem im neuen Jahrtausend mit einem Bildangebot zu tun, dessen Realitätsausschnitte einerseits durch die Dominanz von individuellen Einzelakteuren bestimmt sind. Andererseits ist eine massive Präsenz von Fotodokumenten mit namhaften Akteuren rund um das Katastrophengeschehen die logische Fortsetzung dieses Wandels.

Somit ergibt sich im Rahmen der Katastrophenberichterstattung ein Bildspektrum, dass sich weniger am Vermögen der Fotografie orientiert, Informationen zu sammeln und zur Aneignung von komplexen Problem- und Sachlagen zu objektivieren. Aufgrund kommerzieller Zwänge seitens der Medienschaffenden, Publikumsaufmerksamkeit bzw. Marktanteile zu maximieren, erlangen andere Realitätsausschnitte mit individuellen Akteuren an Bedeutung, was unter anderem die Emotionalisierung der Katastrophenberichterstattung vorantreibt.

### **19.4.2 Dynamik und Ausmass der visuellen Personalisierung im Zeitungsvergleich**

Im Rahmen einer weiteren Analyse lässt sich entsprechend Hypothese 2e zeigen, dass unter den Bedingungen des harten Wettbewerbs der Medien dieses Bemühen um personalisierte Bildcodes in den untersuchten Zeitungen nicht gleich ausgeprägt ist.

Hierzu ist anzumerken, dass für die Analyse aufgrund zeitungsspezifischer oder ereignisbezogener Eigenheiten die Datenbasis teilweise dünn ausfällt. Doch ergeben sich aus der Verknüpfung von qualitativer und quantitativer Betrachtung der journalistischen Veröffentlichungspraxis von Personenfotografien wichtige Hinweise zu bildjournalistischen Konzepten und diesbezüglichen Entwicklungsrichtungen der Zeitungen.

Unter Anbetracht der Annahme, dass eine stark personalisierende Bebilderung für die Boulevardpresse charakteristisch ist, vermittelt zunächst das allgemeine Profil der Bildpräferenzen erste grobe Angaben zu zeitungsspezifischen Visualisierungskonzepten. Mit Hilfe der ermittelten Werte zum Stel-

lenwert individualisierter bzw. kollektivierter/anonymisierter Darstellungsformen von Personen in Tabelle 26 lässt sich zudem abschätzen, dass eine stark individualisierte Katastrophenbebilderung medieninterne "Ursachen" hat und nicht bloss Effekte der jeweiligen Nachrichtenlage oder den Einfluss neuer fototechnischer Errungenschaften (z. B. Zoomtechnik) reflektieren kann.

**Tabelle 26: Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Darstellungsform: Person im Bild/Bildinhalt	NZZ	TA	VA/NLZ	BK	Total
individualisiert	8.1%	39.5%	49.8%	75.5%	53.4%
	3	34	109	126	272
kollektiviert/anonymisiert	91.9%	60.5%	50.2%	24.5%	46.6%
	34	52	110	41	237
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
	<b>37</b>	<b>86</b>	<b>219</b>	<b>167</b>	<b>509</b>

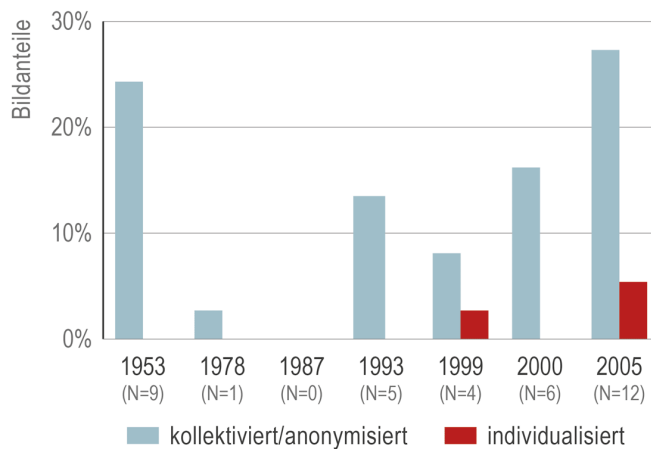
Die Daten bestätigen, dass individualisierte Akteure ganz klar als Stilmittel für die Bildberichterstattung der Boulevardpresse BK (75.5%) typisch sind. Einmal mehr fällt die Bildwelt der Qualitätszeitung NZZ durch ihre drastisch gegensätzliche Schwerpunktsetzung auf: Namhaften Personen wird in Katastrophenbildern nur am Rande (8.1%) Präsenz einberaumt. Nur gerade drei Fotografien fallen in der NZZ unter diese Kategorie. Auch nur eine geringe Anzahl Fälle (34) ist im Zeitungsvergleich unter der bevorzugten Kategorie der Personendarstellung "kollektiviert/anonymisiert" auszumachen. Diesbezüglich ist nochmals in Erinnerung zu rufen, dass in der bildjournalistischen Orientierung der NZZ Personenfotografien im Verhältnis zu Sachdarstellungen eine deutlich geringere Rolle spielen und ausserdem das Vorkommen weniger Bilder die Tatsache unterstreicht, dass die visuelle Resonanz für Katastrophen im Medienvergleich relativ gering ausfällt.

Zwischen der Elitezeitung NZZ und den boulevardesken Präferenzen liegen die Werte für den TA (39.5%) und VA/NLZ (49.8%). Zumindest überwiegen in Distanz zum Boulevardframe allgemein anonyme und die Intimität wahrende Personenfotografien. Sowohl mit Blick auf die höhere Gewichtung individualisierter Bildakteure in VA/NLZ und im TA als auch aufgrund deutlich quantitativer Unterschiede bezüglich der effektiven Anzahl vorgefundener personalisierender Bildbeiträge reiht sich VA/NLZ mit 109 Belegstellen gegenüber 34 im TA näher bei der Boulevardpresse ein. Wie die Werte in Tabelle 26 belegen, sind überdurchschnittlich viele Fotos mit Fokus auf das Individuum in der Boulevardpresse mit 126 Belegstellen nachweisbar.

Ist für das Boulevardmedium eine hohe Präsenz und Dominanz von individualisierten Personen in Katastrophenbildern generell kennzeichnend, lassen sich mit Blick auf die langfristige Entwicklung der vier Zeitungen folgende weitere Details zu Tendenzen im Einsatz von Personenfotografien ableiten:

## Neue Zürcher Zeitung

**Abbildung 31: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierte/anonymisierten Abbildungen von Personen in der NZZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



Für die visuelle Katastrophenkommunikation in der NZZ ist eine zurückhaltende kollektivierte bzw. anonymisierte Veröffentlichungspraxis von Personen kennzeichnend. In der Summe stehen bei neun von zehn publizierten Personendarstellungen keine individuellen Akteure im Mittelpunkt. Nur für die Katastrophenergebnisse 1993 und 2005 sind individualisierte Personenbilder überhaupt nachweisbar. Wenn im Bildjournalismus der NZZ relativ konsequent darauf verzichtet wird, die Darstellungsperspektive auf individuelle Aspekte von Personen zu richten, dann unterstreichen die Ergebnisse die stabile Grundhaltung in den Berichterstat-

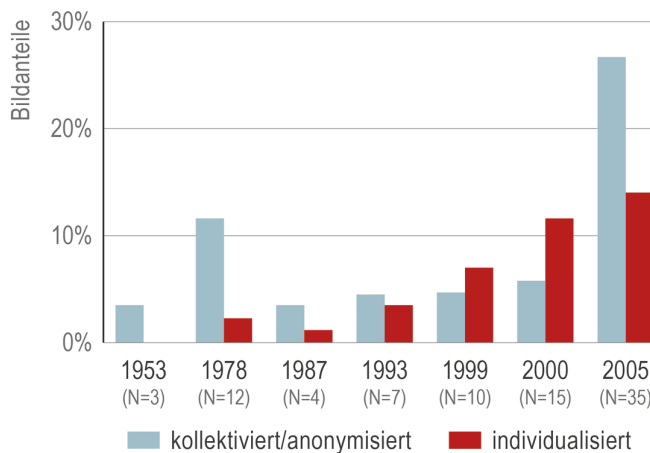
tungsstrukturen der NZZ. Zudem bedeutet dieser Verzicht auf die Personalisierung von Bildakteuren, dass ebenso medienöffentliche Zugänge zu individuellen Schicksalslagen aus den Pressebildern bislang ausgeschlossen bleiben.

In der Verfolgung einer traditionellen Visualisierungsform, wie sie einst auch in den zwei Qualitätszeitungen VA/NLZ und TA gegolten hat, offenbart sich, wie sich die Elitezeitung gerade dadurch von den übrigen Qualitätszeitungen deutlich stärker abheben kann. Auffallend auch mit Blick auf die Entwicklung der Fallzahlen zu den anonymisierten bzw. kollektivierte Personenfotos, die 1953 (24.3%) mit neun und 2005 (27.3%) mit zehn Bildern die maximale Anzahl solcher Veröffentlichungen in der Katastrophenberichterstattung repräsentieren. Selbst diese fallen in der NZZ vor dem Hintergrund völlig veränderter Kontextbedingungen über die Zeit und im Vergleich mit einem siebenmal grösseren Artikelausstoss 2005 als 1953 bescheiden aus.

Durch diese Visualisierungsstrategie der NZZ, die über Jahrzehnte als Bestandteil der redaktionellen Katastrophenberichterstattung zum Tragen kommt, bleibt eine notwendige Voraussetzung für eine objektive Informationsvermittlung bewahrt. Somit fördert diese Diskretion im Bildeinsatz eine allgemeine, gesamtgesellschaftliche Perspektive auf Katastrophenrealitäten statt eine individualisierte. Gerade auch viele Emotionalisierungen in Bildnachrichten fallen dadurch weg.

## Tages-Anzeiger

**Abbildung 32: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen im TA (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



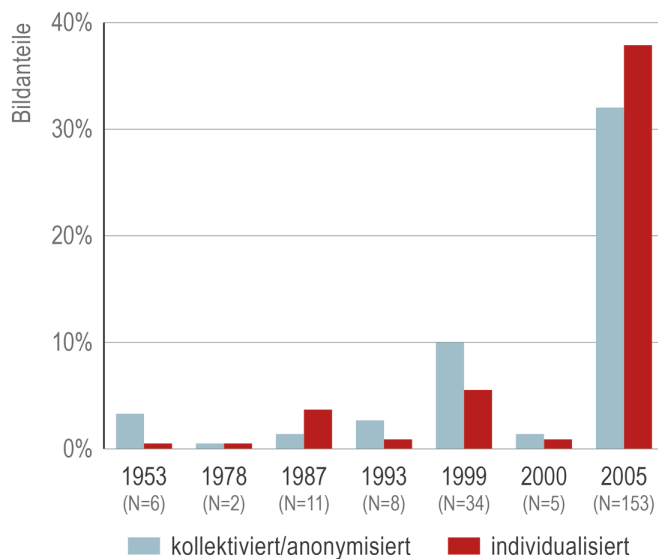
Beim TA sind insgesamt gesehen Bilder mit Fokus auf anonymisierte/kollektivier-te Personenmotive zu 60.5% (52) besser vertreten als solche "direkten" Bilder mit Blick auf das Individuum (34). Auch wenn die Fallzahlen der Bebilderungen je Katastrophe teilweise gering ausfallen, um gültige Aussagen dazu abzuleiten, dann zeichnet sich seit der Katastrophe 1978 bis zu jener 2005 eine beinahe stetig steigende Affinität für individualisierte Personenaufnahmen ab. Individualisierte Bildakteure und somit emotional involvierende Bildangebote überwiegen bereits 1999 mit einer Dreifünftelmehrheit bzw. in sechs Belegstellen. Wenn aller-

dings die 7% den 4.7% Bildanteilen distanzwahrender Pressebilder gegenübergestellt werden, dann fällt quantitativ der Unterschied von zwei Bildern noch bescheidener aus, als dies in der Katastrophenberichterstattung 2000 der Fall ist. Hier machen anonyme Personenaufnahmen nur noch ein Drittel der Bildmotive (5.8%) aus, was fünf Bildern entspricht. Folglich kommen diesmal insgesamt zehn individualisierte Pressebilder zum Einsatz. Das Extremereignis 2005 ist zwar deutlich entlang von Bildmotiven mit distanzwahrenden Personenfotos dargestellt (26.7%). Im Verhältnis ist hier folglich nur rund jedes dritte Bild personalisiert. In der Summe gesehen kommen am meisten emotional involvierende Bildanteile (14%) zusammen, wo die Individualität der Protagonisten im Fokus steht. Insgesamt betrifft dies zwölf Pressebilder.

Insgesamt hat sich folglich im TA die Präsenz von personalisierenden Bildangeboten seit den 1970er Jahren von Ereignis zu Ereignis relativ kontinuierlich erweitert. Zudem gewinnen individuelle Protagonisten in den Katastrophenbildern der späten 1990er Jahre und im neuen Jahrtausend zumindest zwischenzeitlich einen höheren Stellenwert als "kollektivierte/anonymisierte" Personenmotive. Dieser insgesamt doch bedeutend gewordene Fokus auf Einzelpersonen im Bildspektrum erreicht zwar weder qualitativ noch quantitativ das Ausmass der Boulevardpresse BK oder der NLZ. Doch aufgrund dieser aufmerksamkeitsoptimierenden Visualisierungstendenzen im TA ist zumindest eine klare Abgrenzung zur Boulevardpresse aufgehoben. Insofern begünstigt diese Entwicklung seitens der Leserschaft auch eine emotionalere Teilhabe an Katastrophenrealitäten. In einer Analyse, die sich auf die Bildberichterstattung zum Irak-Krieg (2003/2004) konzentriert, kommt Müntener (2006: 81) zu einem ähnlichen Befund bezüglich des Ausmasses der Personalisierung im Tages-Anzeiger und der Nähe zum Boulevardblatt Blick.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 33: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierte/anonymisierten Abbildungen von Personen in VA/NLZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



men nur wenige Personenfotos zum Einsatz. Demgegenüber fällt in der Katastrophenthematisierung 1999 speziell die quantitative Präsenz von 34 Personenfotos auf. Da hier das Ereignis stark personenbezogen veranschaulicht wird, vermittelt sich eine völlig andere Ansicht des Katastrophen geschehens als bisher. Zwar dominieren im Bildangebot mit einer Zweidrittelmehrheit kollektivierte/anonymisierte Personenbezüge (10.5%) gegenüber individualisierten Bildakteuren (5.5%). Aber immerhin handelt es sich um zwölf individualisierte Darstellungen. Von der Anzahl her erreicht der Platz, der emotional involvierenden bzw. personalisierten Bildbezügen eingeräumt wird, ein Ausmass wie in der Boulevardzeitung BK. Allerdings unterstreichen die Ergebnisse 2005 diese visuellen Personalisierungstendenzen weitaus deutlicher. Hier erreichen zum einen individualisierte Personen als Bildmotiv gegenüber den Distanz wahrenden Personendarstellungen mit 54.2% einen höheren Stellenwert. Zum anderen ergibt sich aus der Häufung solcher Veröffentlichungen mit 83 Belegstellen eine starke Konzentration in einem einzelnen Ereignis. Somit verdichten sich die individualisierten Akteure mit knapp 40% am Gesamt der erhobenen Personenfotos in einem Ereignis, wie das auch bei der Boulevardpresse BK der Fall ist. Allerdings übertrifft dieser Bildausstoss in der NLZ jenen des Boulevardblattes mit insgesamt 53 individualisierten Personenbildern deutlich. Zumindest fallen die Selektionsentscheidungen der NLZ nicht so einseitig stark zugunsten individualisierter Bildangebote aus wie im Boulevardblatt BK. Im BK kommen anonymisierte/kollektivierte Bildangebote weniger häufig zum Einsatz.

Anhand dieser langfristigen Entwicklung lassen sich visuelle Personalisierungstendenzen erkennen, die zumindest ereignisbezogen durchwegs ähnliche Züge annehmen wie jene der Boulevardpresse. Dabei werden deutliche Abweichungen von vormalig geltenden Darstellungslogiken im Parteiblatt VA erkennbar. Noch in den 1970er Jahren werden zum Katastrophen geschehen einerseits nur wenige Personenfotos vermittelt, die überdies nur am Rande individualisierte Einzelpersonen zeigen. Bereist 1987 im VA, aber viel stärker in der Forumszeitung NLZ, verändert sich die optische Vermittlung von Katastrophen – sofern sie in regionaler Nähe zur Leserschaft stattfinden wie 1987, 1999 oder 2005. Sowohl die drastisch anwachsende Präsenz, die Personenbilder in der Katastrophenvermittlung bis 2005 einnehmen und zugleich das steigende Interesse, personalisierende, lebensweltnahe Katastropheneindrücke zu vermitteln, schlagen sich auf das mediale Erscheinungsbild dieser Katastrophen nieder. Dies mag sich vor allem mit der Vermarktungsstrategie von einzelnen Katastrophen

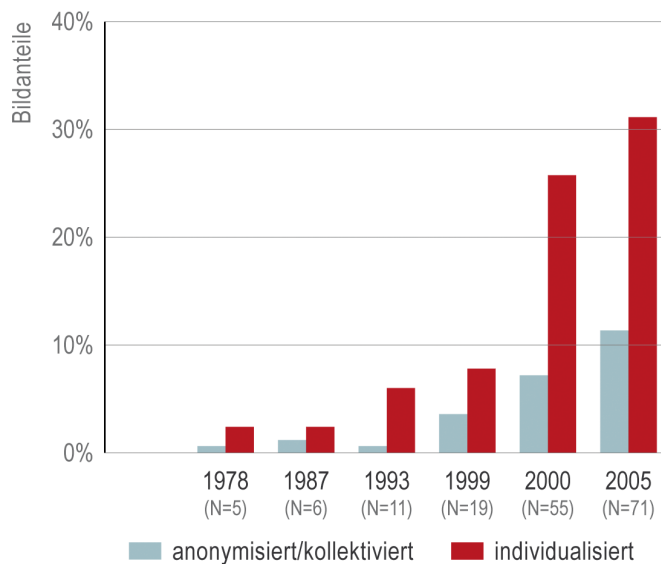
Im damaligen Vaterland und heutigen Forumsblatt NLZ sind seit 1953 stets individualisierte Personendarstellungen in der Katastrophenberichterstattung vertreten. Was allerdings im VA 1953 als auch für die Katastrophe 1978 mit je einem Bild zur Darstellung gebracht wurde, steigert sich in der Katastrophenbebilderung 1987 auf acht Fotografien. Hier ist erstmals ein Vorrang von individualisierten Bildmotiven zu einem Anteil von rund drei Vierteln bzw. 3.7% gegenüber anonymer Personenfotos (1.4%) zu erkennen. Weniger sichtbar ist diese Affinität für visualisierte Einzelpersonen bei der Katastrophe 1993 sowie 2000, was sich vor allem damit begründet, dass die beiden Ereignisse nur in bescheidenem Rahmen zur Berichterstattung Anlass gegeben haben. Auch ka-



begründen. Mit diesem Trend in der Visualisierungsstrategie beginnen nicht nur zunehmend mehr Personenbilder, sondern auch mehr individuelle Protagonisten, die zusätzliches Identifikationspotenzial bieten, im Bildangebot eine unterstützende und bedeutende Rolle zu spielen.

## Blick

**Abbildung 34: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/-anonymisierten Abbildungen von Personen im BK (1978-2005), gewichtet je Katastrophe**



Nicht weiter überraschend haben in der Boulevardzeitung BK individualisierte Personenbilder einen hohen Stellenwert in der Katastrophenberichterstattung. So dominiert bei allen Katastrophen zu hohen Anteilen diese personalisierte Bildpräferenz mit Fokus auf Einzelakteure, während anonyme oder auf das Kollektiv bezogene Personen zur Vermittlung des Geschehens nur im Hintergrund stehen. Besonders ausgeprägt zeigt sich diese Bildpräferenz für eher emotionalisierende Bildinhalte 1993, wo zehn solcher Bilder (6%) und nur eine anonymisierte bzw. kollektivierte Personendarstellung (0.6%) vorzufinden sind. Ein deutliches Übergewicht an personalisierenden Bildern bleibt über den gesamten Untersuchungszeitraum relativ stabil vorhanden. Allerdings

beliefert die Boulevardpresse in stetig ansteigendem Ausmass über den weiteren Untersuchungszeitraum die Leserschaft mit individualisierten Personenfotos. So gesehen unterscheidet sich die Konstruktion von Katastrophenwirklichkeit in den 1990er Jahren bereits durch ein tendenziell stärkeres Vorkommen von personalisierten Bildakteuren im Vergleich zu den Katastrophen 1978 und 1987. In jenen Jahren mit je 2.4% Bildanteilen bzw. nur je vier Visualisierungen fiel das Angebot dazu bescheiden aus gegenüber 6% bzw. zehn Bildern 1993 und dreizehn 1999 (7.8%). Diese fortgesetzte Erweiterung der Bildangebote zu individualisierten Protagonisten – in Reaktion auf das Unwetter 2000 auf 43 Belegstellen (25.75%) und 2005 auf bereits 53 (31.2%) – erhöht im neuen Jahrtausend massgeblich ihre Sichtbarkeitsquote.

Dieser quantitative Wandel führt in Kombination mit der ebenso stattfindenden Ausweitung der Bildangebote zu "kollektivierten/anonymisierten" Personendarstellungen dazu, dass geradezu sprunghaft mehr Personenfotos medial vermittelt werden, die bei den Katastrophen eine stark personenorientierte, aber vorwiegend individualisierte Medienpräsenz verleihen. Dies ist deshalb der Fall, weil sich im neuen Jahrtausend die Aufmerksamkeit für Katastrophen im Blick besonders stark erhöht hat. Somit vermittelt sich das Hochwasser 2005 im Vergleich zu 1978 entlang von rund 14-mal mehr Personenbildern, was eine um das 13-fache gesteigerte Sichtbarkeitsquote von namentlich erwähnten Einzelpersonen des Katastrophengeschehens mit sich bringt.

Im Boulevardblatt zeichnen sich Veränderungen in den bildjournalistischen Strategien der Katastrophenpräsentation in einem quantitativen Wandel aus. Dieser widerspiegelt sich in einer kontinuierlichen Expansion von individualisierten Bildakteuren seit den 1970er Jahren bis in die jüngste Gegenwart. Hingegen unterliegt das Präsenzverhältnis zwischen individualisierten und anonymisierten/kollektivierten Personenaufnahmen nicht massgeblichen Veränderungen, sondern ereignisbezogenen Schwankungen. Je mehr wohl auch die redaktionellen Linien der Forumsblätter (VA/NLZ, TA) ähnliche Präferenzverhältnisse für personalisierte Bebilderungen entwickeln, versucht der BK auf diese

neuen Marktbedingungen durch eine stetig höhere Präsenz von Personenbildern, die durch individuelle Bildakteure dominiert sind, auf Katastrophen zu reagieren.

## Fazit

Bieten sich Fotografien im Journalismus an, Momentaufnahmen des Katastrophengeschehens für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, so vermittelt sich das Katastrophengeschehen seit den 1950er Jahren nicht nur in zunehmendem Masse personenzentriert. Ein aufkommender Trend, der sich seit dem Unwetter 1978 abzuzeichnen beginnt, verschafft nun zusätzlich Einzelpersonen zu mehr bildlicher Präsenz. Mit stetig anwachsendem Bildoutput bis 2005 sind solche Bilder mit Fokus auf Einzelpersonen umso häufiger zu sehen, wobei in Bezug auf diesen visuellen Personalisierungstrend die vier Zeitungen beachtlich unterschiedliche Entwicklungen und somit Bildpräferenzen bei ihrer Katastrophenaufbereitung prägen.

Zum einen gehört dieses personalisierte Bildangebot, das auch mehr Identifikationspotenzial bietet, besonders ausgeprägt zur Visualisierungsstrategie der Boulevardpresse. Bilder als Momentaufnahmen von Katastrophen werden hier weniger nach politischen Informationsbedürfnissen ausgewählt, sondern vorrangig danach, inwieweit die Betrachtung der Publikumsaktivierung dient. Darauf beruht, wie sich auch in der Untersuchung bestätigt, bis in die Gegenwart das Bildspektrum der Boulevardzeitung BK. Entsprechend in der Minderheit sind eher Distanz wahrende anonyme Personendarstellungen oder das Kollektiv repräsentierende Katastrophenbilder. Solche bildeten in den traditionellen parteibestimmten Zeitungen bis 1953 die Norm für die Vermittlung von Personendarstellungen zum Katastrophengeschehen.

Bei der aufkommenden Bedeutung von Medienbildern mit Bezug zu einzelnen, namhaften Personen mit mehr Identifikationspotenzial als abstrakte Bildprotagonisten im TA und insbesondere im VA bzw. in der NLZ handelt es sich um Effekte, die der Strukturwandel der Öffentlichkeit bzw. der Medien eingeleitet hat und vorantreibt. Der Bedeutungsverlust von Parteizeitungen und der Aufschwung einer kommerzialisierten Medienlandschaft spiegelt sich in den sich verändernden Visualisierungsstrategien, wo der einberaumte Platz, den individualisierte Bildakteure einnehmen, zunimmt – wenn auch anfänglich schleichend. Andererseits begünstigen diese veränderten bildjournalistischen Selektionskriterien zugleich, dass in manchen Katastrophen die auf das Individuum fokussierten Ansichten gegenüber den anonymen und das Kollektiv betreffenden Bildbezügen dominieren. Dies tritt beim VA erstmals beim Hochwasser 1987 und im TA 1999 zutage. Zudem kommt es in quantitativer Hinsicht zu einer Steigerung der visuellen Präsenz und somit der Sichtbarkeitsquote von Individuen rund um das Katastrophengeschehen. Wobei dies insgesamt weit umfangreicher für die Entwicklung der NLZ zutrifft als für den TA. Im TA geschieht diese Expansion dafür relativ kontinuierlich von Ereignis zu Ereignis.

Sicherlich mag für diese Veränderungen der Einfluss des beschleunigten Strukturwandels des Mediensystems Mitte der 1980er Jahre eine Rolle spielen, wo die Nachrichtenproduktion des Fernsehens in vielerlei Hinsicht die Marktkonkurrenz verschärft. Insbesondere mit der Zulassung privater Fernsehsender verbreiten sich neue Visualisierungspraktiken. Dieser Einfluss auf die Bildberichterstattung der Zeitungen ist zwar schwierig zu belegen, kann aber durchaus vorhanden sein. Jedenfalls ist gut zu erkennen, wie sich im neuen Jahrtausend diese Tendenz zu personalisierten Bildangeboten in der Darstellung von Katastrophen bestätigt und weiter fortsetzt. Vor dem Hintergrund der krisenhaften Entwicklungen im Pressewesen, unter anderem mit der Digitalisierung und Etablierung neuer Medien seit den 1990er Jahren und damit einhergehenden Anpassungsstrategien, findet eine weitere Verschärfung dieses Personalisierungs-Trends im neuen Jahrtausend statt. Bemerkenswert sind die Veränderungen, die sich auch im Boulevardblatt BK abzeichnen. Ein neues Phänomen ist die eigentliche Flut

an Personenbildern und demnach vorrangige Präsenz von personalisierten Katastropheneindrücken, die im BK die Bildwelt zu den Ereignissen 2000 und insbesondere 2005 beeinflussen.

Eine diesbezügliche Ausnahme stellt dabei die Katastrophenberichterstattung der NZZ dar, die bis 2005 äusserst konsequent an der traditionellen Visualisierungsstrategie festhält. In ihrer Distanz wählenden Bildauswahl, wo generell Sachdarstellungen gegenüber Personendarstellungen dominieren, haben bei personenbezogenen Bildmotiven anonymisierte oder das Kollektiv repräsentierende Momentaufnahmen den Vorrang. Da Personen in Bildern kaum personalisiert in Erscheinung treten, rücken die präsentierten Informationen selbst und nicht das Exklusive von Menschen in den medialen Fokus. Insofern bleiben in diesen objektivierenden und eher auf gesamtgesellschaftliche Aspekte bezogenen Bildbotschaften jene semantischen Codes ausgeschlossen, die der medialen Emotionalisierung der Katastrophenberichterstattung Vorschub leisten. Auch die Privatsphäre von Personen und insbesondere von Betroffenen wird dabei vor neugierigen Blicken der Öffentlichkeit verschont. Aus dieser Visualisierungsstrategie der NZZ resultieren aussergewöhnlich grosse Unterschiede zu den anderen zwei Qualitätszeitungen TA und NLZ. Insofern kann bei der NZZ der grundsätzliche Verzicht auf personalisierte und demnach Aufmerksamkeit erheischende Bildcodes ein Indiz für ihre Qualitätsansprüche bzw. Absicherung gegenüber Boulevardisierungstendenzen sein. Gleichzeitig grenzt sie sich damit gegenüber den boulevardesker werdenden Forumszeitungen TA und insbesondere der NLZ ab.

Um den Ansprüchen ihrer Leserschaft zu genügen, greifen der TA und vor allem die NLZ ereignisbezogen teilweise stark auf Boulevardelemente zurück. Je stärker eine Hochwasserkatastrophe personenbezogen und zugleich durch die Linse von individuellen Zeugen oder Repräsentanten erschlossen wird, umso mehr sinkt in jüngerer Zeit die Ähnlichkeit mit historischen Ereignissen und was dazu als soziale Wirklichkeit in den Pressebildern zu sehen war.

Wie wir uns erinnern, waren Anfang des 20. Jahrhunderts noch keine ins Katastrophengeschehen involvierte Personen präsent. In der Gegenwart sorgt ein stark am kommerziellen Erfolg orientiertes Mediensystem dafür, dass Menschen in Katastrophengebieten mit viel Bildpräsenz rechnen dürfen oder müssen.

### **19.4.3 Bildpräsenz unterschiedlicher Akteure in der Katastrophenberichterstattung**

Eine wesentliche Veränderung der mittels Pressefotos bezeugten Realität von Katastrophen über die Zeit liegt im stetig bildpräsender werdenden Bezug auf (Einzel-)Personen. Vor dem Hintergrund dieser Differenzen als Folge veränderter Vermittlungs- und Darstellungslogiken der Medien stellt sich auf der inhaltlichen Ebene die Frage, welchen Akteuren innerhalb der Katastrophenberichterstattung Bildresonanz zukommt. In diesem Abschnitt werden die empirischen Ergebnisse der Untersuchung der Akteurs-Struktur der Bildberichterstattung komparativ dargestellt. Dabei wird zuerst ein allgemeiner Überblick über die Bildpräsenz zentraler Akteure rund um das jeweilige Katastrophengeschehen gegeben (vgl. Tabelle 27). Da in den Zeitungen 1910 sowie 1927 keine Fotografien mit Personen vorkommen, sind somit nur sieben Katastrophen aufgeführt.

Vergleicht man die Intensität der visuellen Darstellung entlang von unterschiedlichen Akteuren, wird deutlich, dass in der Bildberichterstattung vor allem Direktbetroffene eine zentrale Rolle spielen. Im Untersuchungszeitraum sind sie in den 509 personenbezogenen Bildern mit einem Anteil von rund 40% vertreten. Insgesamt auf weit tieferem Niveau erhalten Rettungskräfte (17.8%), die übrige Bevölkerung (13.9%), Akteure aus der Wirtschaft (11.2%) oder aus Politik (9.8%) Bildpräsenz.

**Tabelle 27: Bildpräsenz von Akteuren in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Bildakteure	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
Politik (Regierung/Verwaltung)	0%	5%	19.1%	19.4%	5.9%	7.5%	10.6%	9.8%
	0	1	4	6	4	6	29	50
Rettungskräfte/Armee/Polizei	38.9%	5%	23.8%	25.8%	16.2%	23.8%	14.7%	17.8%
	7	1	5	8	11	19	40	91
Wirtschaft	5.6%	15%	14.3%	12.9%	19.1%	6.3%	10.3%	11.2%
	1	3	3	4	13	5	28	57
Wissenschaft	0%	0%	0%	0%	4.4%	1.3%	1.5%	1.6%
	0	0	0	0	3	1	4	8
Medien	0%	0%	4.8%	0%	1.5%	7.5%	1.8%	2.5%
	0	0	1	0	1	6	5	13
Direktbetroffene	27.8%	65%	28.6%	0%	30.9%	45.1%	45.1%	39.9%
	5	13	6	0	21	36	123	204
NormalbürgerInnen	27.8%	10%	9.5%	38.7%	20.6%	6.3%	11.4%	13.9%
	5	2	2	12	14	5	31	71
Andere	0%	0%	0%	3.2%	1.5%	2.5%	4.8%	3.3%
	0	0	0	1	1	2	11	15
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>3.5%</b>	<b>3.9%</b>	<b>4.1%</b>	<b>6.1%</b>	<b>13.3%</b>	<b>15.7%</b>	<b>53.4%</b>	<b>100%</b>
<b>Total (N* = 509)</b>	<b>18</b>	<b>20</b>	<b>21</b>	<b>31</b>	<b>68</b>	<b>80</b>	<b>273</b>	<b>509</b>

N\* mit 509 Belegstellen entspricht dem Total aller Bilder von Akteuren über den Untersuchungszeitraum 1910–2005.

Differenziert man Akteure aus dem politischen System entlang von Regierung und Verwaltung, dann spielen allerdings Personen aus der Verwaltung (2.3%) als Bildmotiv über die ganze Zeit so gut wie keine Rolle. Wobei dies auch für die Wissenschaft (1.6%) oder die Medienschaffenden (2.5%) gilt. Was im diachronen Vergleich seit 1953 weiter deutlich wird, ist eine klare Ausdifferenzierung der Präsenzverteilung, sodass sich Visualisierungschancen auf mehr Akteurskategorien verteilen. Noch begrenzt sich die Bildwirklichkeit 1953 hauptsächlich auf vier Akteurskategorien, nämlich vor allem auf Rettungskräfte, Direktbetroffene und die übrige Bevölkerung bzw. NormalbürgerInnen sowie am Rande auf wirtschaftliche Akteure. Ab 1978 sind Personen aus der Politik, ab 1987 Medienschaffende, seit der Katastrophe 1999 Akteure auch aus der Wissenschaft vertreten. Zugleich deutet auch die Kategorie "Andere" an – insbesondere im Zusammenhang mit dem umfangreichen Bildausstoss 2005 –, dass das Feld um weitere einzelne Akteure erweitert wird (z. B. Prominente, Kirchenvertreter).

Weiter zeigt sich, dass die Betroffenen unter den Bildakteuren über die ganze Zeit als ein sehr gewichtiges Bildsujet in der Presse auszumachen sind. Wobei ihnen 1953 gut ein Viertel der Bildanteile zufällt – sodass sie leicht hinter der Bildpräsenz der Rettungskräfte (38.9%) rangieren. Hingegen fällt den Geschädigten 1978 rund zwei Drittel der Visualität zu. Unter Ausschluss der hier mitberücksichtigten Boulevardpresse würde die Resonanz etwas tiefer ausfallen (45%). Eine sehr vergleichbare Präsenz wie 1953 kommt Betroffenen 1987 in gut jedem vierten Bild bzw. insgesamt sechs Fotografien zu. Beim Hochwasser 1999 treten in knapp jedem dritten Personenbild Betroffene in Erscheinung, allerdings mit einer deutlich gesteigerten absoluten Sichtbarkeit als bisher. Darauf verweisen die 21 Bildbelege. In den jüngsten Ereignissen 2000 und 2005 sind sie in knapp jeder zweiten Personenaufnahme (45.1%) präsent. Vor dem Hintergrund allerdings, dass die Berichterstattung im neuen Jahrtausend zugleich umfangreicher ausfällt, sind mit Blick auf das quantitative Ausmass Betroffene so gesehen 2000 (36) mit knapp 3-mal mehr Bildern und 2005 (123) mit knapp 10-mal mehr Bildern in der Katastrophenberichterstattung vertreten als beispielsweise 1978. So ist 1978 zwar der Anteil der Betroffenenbilder leicht höher (65%), doch erhellen die 13 Belegstellen, wie rudimentär Betroffene damals effektiv vorkommen. Dies ist noch bezeichnender für die Ereignisse 1953 (5), 1987 (6) und 1993 (0).

Das Phänomen der hohen Betroffenen-Zentrierung vor allem in den beiden jüngsten zwei Katastrophen unterstreicht ein Blick auf die nächstprominenten Akteure – die Rettungskräfte. Sind diese 2000 mit 23.8% und 2005 noch mit 14.7% Bildanteilen vertreten, so entspricht dies einem halb so grossen Anteil 2005 bzw. noch einem Drittel der Betroffenenpräsenz. Wobei sich in ähnlicher Weise auch für die drittprominentesten Akteure 2000 (mit 7.5% Politik und Medien) und 2005 (mit 11.4% NormalbürgerInnen) gegenüber Betroffenen eine deutlich untergeordnete Bildpräsenz abzeichnet. Daran ist zu erkennen, wie sich in den Selektionsentscheidungen der Medien eine Präferenzordnung einseitig zugunsten der Bilder von Betroffenen gegenüber anderen Personenbildern abzeichnet. Diese Tendenz, in Verbindung mit einer bereits beim Ereignis 1999 erkennbar werdenden quantitativen Ausweitung des Bildangebotes zu Betroffenen, rückt die Wirklichkeit von Betroffenen massgeblich stärker als bislang in den Vordergrund der durch Fotografien bezeugten Faktizität von Katastrophengeschehen.

Umso mehr fällt daher auf, wenn 1993 Betroffene unter den Pressebildern fehlen. Dies mag mit der Gegebenheit des Ereignisses zusammenhängen. Damals wurde das Katastrophengebiet abgesperrt, und Informationen wurden vor allem via Pressekonferenz nach aussen vermittelt. So gesehen ist der Zugang zu Betroffenen wohl mehr als üblich durch die Art des Katastrophenmanagements eingeschränkt gewesen. Anstelle auf Betroffene bleibt 1993 der Fokus überdurchschnittlich stark auf die "NormalbürgerInnen" (38.7%) gerichtet, die neben den Direktbetroffenen insgesamt mit relativ höheren Bildanteilen als etwa Akteure aus Politik und Wirtschaft das Bild der Katastrophe mitprägen. Aus den Ergebnissen zeigen sich Akteure aus der Politik 1987 und 1993 in rund jedem fünften Bild präsent, wobei auch ersichtlich wird, dass in den folgenden Katastrophen bis 2005 politischen Akteuren tendenziell weniger Gewicht beigemessen wird. Auch wenn der Bildfokus situativ und von ereignisspezifischen Gegebenheiten mitgeprägt ist, kann diese tendenzielle Zurückdrängung mit dem Bedeutungsverlust von Politik als Thema im Rahmen der Katastrophenberichterstattung zu tun haben. Das jedenfalls haben die Befunde aus der Analyse der thematischen Strukturierung der Hochwasserberichterstattung gezeigt (vgl. Kap. 16).

## Fazit

Insgesamt zeigt sich, dass Betroffene im Rahmen der visuellen Katastrophenkommunikation parallel zur Entwicklung und Verbreitung der Fototechnik im Verlauf der Zeit stets ein bedeutenderer Stellenwert in der Aufzeichnung von Katastrophengeschehen zukam. Ist in der damaligen Parteipresse, wie das Ereignis 1953 zeigt, die Bildpräsenz im Vergleich der Leitmedien relativ ausgeglichen, aber einseitig und eher volksnah auf Betroffene, Rettungskräfte und die übrige Bevölkerung begrenzt gewesen, erweitert sich über die Zeit das Akteursspektrum.

Allerdings finden wir in den Ereignissen im neuen Jahrtausend Hinweise auf eine sich einseitig auf Betroffene hin verlagernde Bildvermittlung von Katastrophen. Diese Neigung ist im Hinblick auf die sich abzeichnende Human-Interest-Orientierung (vgl. Kap. 22) und neue Intensität der medialen Betroffenheitskommunikation (vgl. Kap. 21) wenig verwunderlich. So lassen sich deutliche Parallelitäten erkennen, da Betroffene das Rohmaterial für diesbezügliche Storys liefern. In Bezug auf die postulierte These eines offensiveren Umganges der Medien mit Katastrophen zeichnen sich folglich im personenbezogenen Bildinventar der Medien weitere Auswirkungen auf die Bildinhalte ab; dadurch, dass Betroffene tendenziell häufiger dargestellt werden als andere Personen des Zeitgeschehens.

### 19.4.4 Bildpräsenz Direktbetroffener im Zeitungsvergleich

Die bisherigen Ergebnisse zur langfristigen Entwicklung der personenbezogenen Aufzeichnung von Katastrophen zeigen, dass Betroffene zwar stets mit relativ viel Bildpräsenz rechnen können, inhalt-

lich ist allerdings das mediale Bildangebot zu den jüngsten Ereignissen (2000, 2005) durch einen "Betroffenalisierungstrend" gekennzeichnet.

Wie sind nun in den einzelnen Zeitungstiteln betroffenenbezogene Darstellungen im Verhältnis zu Bildern anderer Protagonisten über die Zeit akzentuiert?<sup>482</sup> Zu prüfen ist allein, inwiefern sich eine offensivere Visualisierungsstrategie zugunsten Bildern von Betroffenen in einzelnen Zeitungen abzeichnet. Auf der Basis einer allgemeinen Übersicht zur Datenlage gewinnen wir aus dem Zeitungsvergleich erste Angaben zu diesbezüglichen Grundtendenzen.

**Tabelle 28: Prozentanteile von Direktbetroffenen in der Akteursstruktur der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

Bildakteur	NZZ	TA	VA/NLZ	BK	Total
Direktbetroffene	27%	40.2%	34.1%	50.3%	39.9%
	10	35	75	84	204
Anderer Akteur	73%	59.8%	65.9%	49.7%	46.6%
	27	51	144	83	305
<b>Total %</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>
<b>Total Personenbilder</b>	<b>37</b>	<b>86</b>	<b>219</b>	<b>167</b>	<b>509</b>

Nicht weiter überraschend prägen in der Boulevardzeitung BK Betroffene stärker das Bildangebot als in den übrigen Zeitungen. In rund jeder zweiten Personenfotografie ist das der Fall. Zugleich sind am meisten Betroffenenbilder (84) aus dem BK in diese Untersuchung eingeflossen. Massgebliche Unterschiede bestehen zum Bildinventar der NZZ. In Personenfotografien sind nur in gut jedem vierten Bild Betroffene repräsentiert. Zudem sind nur gerade 10 Belegstellen dazu auszumachen. Auch für weitere Akteure (73%) fällt hier die Bildpräsenz quantitativ gesehen gering aus. Das resultiert aus dem Umstand, wie vorangehend festgestellt, dass primär sachbezogene Bilder in der Katastrophenberichterstattung eingesetzt werden.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Bildangebot von VA/NLZ besonders stark von der NZZ. Insgesamt prägen viel mehr Bilder sowohl zu Betroffenen (75) wie zu anderen Akteuren (114) das Bildinventar. In gut jedem dritten Bild sind Betroffene repräsentiert.

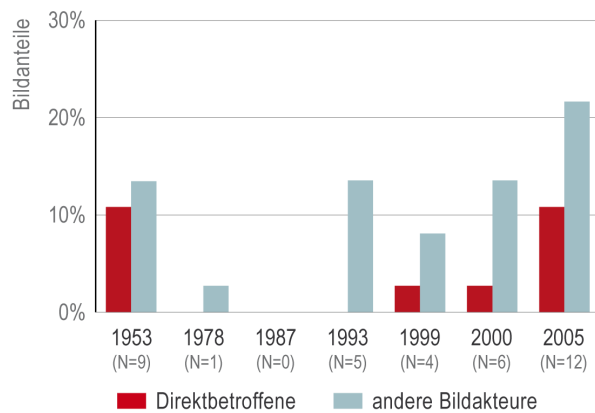
Ist im TA zwar eine tendenziell höhere Affinität für betroffenenbezogene Bilder (40%) zu erkennen als etwa in VA/NLZ, dann verweisen die absoluten Werte bzw. 35 Belegstellen auf massgebliche quantitative Unterschiede hin, wie sich der diesbezügliche Bildoutput dazu gestaltet. So sind für VA/NLZ gut doppelt so viele bzw. 75 Betroffenenbilder in die Untersuchung eingegangen. Dieser Bildfluss zu Betroffenen übertrifft demnach nur noch das Bildangebot der Boulevardpresse.

Die folgenden Befunde präzisieren den Stellenwert von Betroffenenbildern im Verhältnis zu anderen Bildangeboten im Rahmen zeitungsspezifischer Entwicklungen der visuellen Kommunikation (vgl. Abbildung 35–38) Wenn wir dazu die prozentuale Verteilung über die Ereignisse wie auch die absoluten Fallzahlen betrachten, so finden wir schlüssige Hinweise, ob und in welchem Ausmass eine Betroffenalisierung der Bildwelt sich abzeichnet. Es ist daran zu erinnern, dass die Katastrophen 1910 und 1927 hier nicht aufgeführt sind. Personenaufnahmen sind damals nicht vorgekommen.

<sup>482</sup> Auf eine detaillierte Analyse der Akteursstruktur im Bildinventar der Zeitungstypen wird hier verzichtet. Die Datenbasis ist nicht gegeben, um akteurspezifische Bildpräsenzen verifizieren zu können.

## Neue Zürcher Zeitung

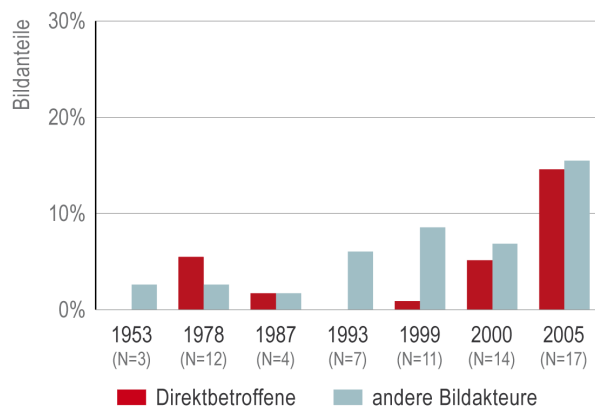
**Abbildung 35: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation der NZZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



oder zumindest als ein Randphänomen wie 1978 in Erscheinung treten. Bisher am häufigsten sind weitere Akteure bei der Katastrophe 2005 (21.6%) in 8 Bildern zu erkennen. Zusammen mit den Betroffenenbildern (10.8%) sind zum Hochwasser 2005 bislang am meisten Personenfotografien (12) überhaupt vermittelt worden. Allerdings unterscheidet sich dieser Bildoutput nicht wesentlich vom Ereignis 1953 (9). Von einer Betroffenalisierung der Bildberichterstattung im Sinne einer offensiven und daher publikumskonformen Visualisierung von Katastrophen kann hier kaum die Rede sein. Ersichtlich ist dies daran, wenn die Betroffenen im TA 2005 durch rund 4-mal mehr Bilder, im BK durch rund 9-mal mehr und in VA/NLZ durch rund 16-mal mehr Visualität repräsentiert sind.

## Tages-Anzeiger

**Abbildung 36: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation des TA (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



fien sowohl in der Berichterstattung 2000 (5.16%) und 2005 (14.62%) Betroffene dar. Im Unterschied zur Bildpräsenz Betroffener 2000 mit 6 Belegstellen erweitert sich dieser Output auf 17 Betroffenenbilder in der Katastrophe 2005. Diese neue Intensitätsstufe an betroffenen- und personenbezogenen Katastrophenbildern sowie die Verlagerung der Präferenzordnung in Richtung Betroffenenbilder im neuen Jahrtausend lassen darauf schliessen, dass hier eine offensivere Visualisierungsstrategie bedeutend wird, die folglich der Wirklichkeit von Betroffenen einen tendenziell höheren Stellenwert und quantitativ mehr Bildpräsenz in der Aufbereitung von Katastrophenwirklichkeit zuweist. Dabei ist anzumerken, dass sich solche Betroffenalisierungseffekte im TA mit Blick auf die Entwicklung bild-

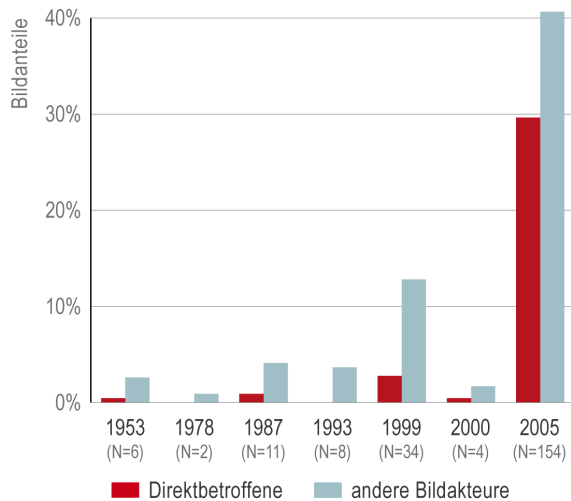
Unter den gegebenen Umständen, dass in der NZZ der Zugang zu Katastrophen innerhalb langer Zeiträume visuell begrenzt über Personen erfolgt und weil zudem Betroffenenbilder (10) nur mit grosser Zurückhaltung zum Einsatz kommen, sind Betroffene überhaupt nur in den vier Ereignissen 1953, 1999, 2000 und 2005 abgebildet. Die grösste Bildpräsenz ist ihnen 1953 (10.8%) und 2005 (10.8%) zugekommen, allerdings entspricht das nur je vier Fotografien. Bei den Katastrophen 1999 und 2000 stammt nur je ein Bild von Betroffenen. Tendenziell stets stärker vertreten als Betroffene sind andere Akteure im Bildangebot. Wobei auch solche Bildangebote wie bei der Katastrophe 1987 fehlen können

Im TA mit insgesamt 35 Belegstellen zu Direktbetroffenen ist bei der Katastrophe 1978 eine überdurchschnittliche Präsenz von diesbezüglichen Bildmitteln (7.74%) gegenüber anderen Personendarstellungen (2.6%) zu beobachten. Handelt es sich hier um 9 Betroffenenbilder, dann sind solche Szenen in der Berichterstattung 1987 (2), 1993 (0) und 1999 (1) weniger häufig bzw. 1993 gar nicht vorhanden. Hier prägen andere Akteure das Bildangebot, das sich im TA seit den 1980er Jahren relativ konstant von Ereignis zu Ereignis erweitert. Zusätzlich gewinnen in den Ereignissen im neuen Jahrtausend auch Betroffene an Stellenwert. Somit stellen knapp die Hälfte aller Personenfotografien

präsenter Betroffener in VA/NLZ oder in der Boulevardpresse seit den späten 1990er Jahren durchaus moderater entfalten.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 37: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation von VA/NLZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**

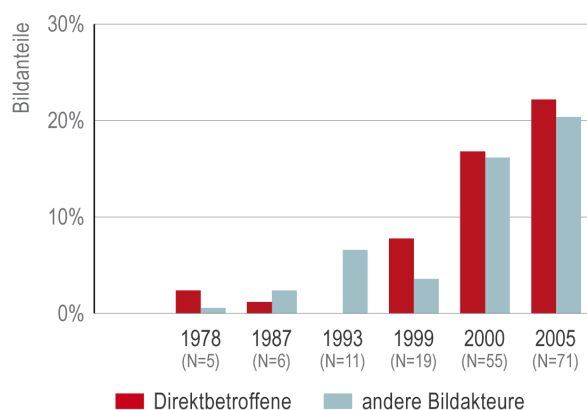


Anhand des Stellenwerts von Betroffenenbildern ist in VA/NLZ eindrücklich zu sehen, wie ihre Wirklichkeit noch bis in die 1990er Jahre in der Zeitung kaum im Bildangebot in Erscheinung trat. Demgegenüber fallen zwar bereits beim Ereignis 1999 mehr Bilder (6) dazu an, was beim Ereignis 2005 allerdings in einen Visualisierungsschub mündet, der sowohl für Betroffene (29.7%) als auch für andere Akteure (40.6%) zu einer massiven Bildpräsenz führt. Rund 70% aller personenbezogenen Bilder (106) kumulieren sich hier. Zwar dominieren andere Akteure (89) gegenüber Betroffenenbildern den Bildoutput (65). Allerdings hat sich im Vergleich zum Präsenzverhältnis 1999 mit sechs Bildbeiträgen und 28 anderen Personenfotografien oder auch 1987 (2 versus 9) die Sichtbarkeitsquote in der Bildselektion deutlich in Richtung Betroffene verschoben.

Wie sich auch zeigt, vermitteln sich jene Katastrophen, über die wenig berichtet wurde (1978, 1993, 2000), kaum mit Fotografien von Betroffenen. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung ist im Bildangebot quantitativ und qualitativ ein Betroffenalisierungstrend zu erkennen, der zumindest im quantitativen Ausmass die Boulevardpresse zu übertreffen vermag. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, wenn seit den 1980er Jahren eine stetig anwachsende Publizität für Betroffene zustande kommt (vgl. Kap. 21.4)

## Blick

**Abbildung 38: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation des BK (1953–2005), gewichtet je Katastrophe**



Zunächst bestätigt sich im BK, dass in der Regel mehr als die Hälfte aller Personenfotografien in der Katastrophenberichterstattung Betroffene fokussieren. Diesbezüglich stellen die Ereignisse 1987 und 1993 eine Ausnahme dar, die insbesondere 1993 ohne Bildmaterial zu Betroffenen mit den bereits angeführten Gegebenheiten im Katastrophengebiet zu erklären ist. Besonders offensichtlich in Erscheinung tritt im Zeitverlauf die quantitative Erweiterung des personenbezogenen Bildangebotes insgesamt. Dadurch sind nur stetig mehr Betroffenenbilder – insbesondere deutlich seit den späten 1990er Jahren bis zum Ereignis 2005 – festzustellen. Massgeblich gilt dieser qualitative Wandel auch für andere Akteure des Katastrophengeschehens.

So erreicht ihre Bildpräsenz erstmals in den Ereignissen 2000 (16.2%) und 2005 (20.4%) mit 27 bzw. 34 Belegstellen eine sehr ähnliche Sichtbarkeitsquote wie Betroffene. Letztere tragen bei der opferreichen Katastrophe 2000 mit 28 Bildsujets (16.8%) und



ebenfalls 2005 mit 37 (22.2%) zur massiven menschenbezogenen Bildpräsenz von Katastrophenrealität bei. Diese Intensität des Bildausstosses und der Umstand, dass sich die Katastrophe tendenziell weniger nur betroffenenbezogen vermittelt, sind neue Phänomene in der langfristigen Entwicklung des Boulevardblattes.

Im Verhältnis dazu vermittelten sich die Katastrophen 1978 mit 4 Betroffenenbildern (1.2%) und einer weiteren Personenfotografie und auch noch 1999 mit 13 (7.8%) Betroffenenbildern und 6 (3.6%) anderen Bildakteuren zwar tendenziell eher betroffenenbezogener als im neuen Jahrtausend. Aber aufgrund des massiv gesteigerten Bildoutputs repräsentiert sich das Katastrophengeschehen 2005 mit rund 10-mal mehr oder 1999 mit rund 3-mal mehr Betroffenenszenen als noch 1978. Daran ist zu erkennen, dass über die Zeit im Boulevard ebenso eine deutlich offensivere, weil publikumskonformere Visualisierung von Katastrophen zum Tragen kommt, die sich in quantitativen Betroffenalisierungseffekten widerspiegeln bzw. eine stetig umfassendere Bildpräsenz von Betroffenen begünstigen.

## Fazit

Aus diesem direkten Vergleich der langfristigen Entwicklung der vier untersuchten Zeitungen ergeben sich in Bezug auf die Katastrophenberichterstattung mehrere Einsichten. In der Darstellung von Personen sind sowohl in qualitativ-inhaltlicher als auch in quantitativer Hinsicht vor allem in den Katastrophen des neuen Jahrtausends (2000, 2005) starke bildjournalistische Veränderungen zu beobachten, die man unter dem Stichwort Betroffenalisierung subsumieren kann. Stark ausgeprägt ist diese Tendenz in VA/NLZ seit den späten 1990er Jahren, und zwar vor allem bei den Katastrophenereignissen mit regionaler Nähe. Auch das Boulevardblatt Blick – traditionell der Darstellung Betroffener verpflichtet – wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts von einem signifikanten quantitativen Betroffenalisierungsschub erfasst. Im TA vermitteln sich Katastrophen in deutlich geringerem Umfang durch eine betroffenenzentrierte als auch auf andere Personen fokussierte Bildwelt. Je stärker sich ein Zeitungstitel der Bilddominanz und einer personenbezogenen statt objektbezogenen Katastrophenbebilderung verschreibt, umso mehr wirkt sich das beschriebene Trendmuster auf den gesamten journalistischen Inhalt aus.

Bezeichnenderweise ist es die NZZ, die sich an anderen bildjournalistischen Grundsätzen orientiert, sodass diesbezügliche Betroffenalisierungstendenzen nicht festzustellen sind. Dass die wenig bildlastige NZZ inhaltlich weiterhin den Fokus auf Objektfotografien legt und weniger Personenfotografien favorisiert, ist eine Erklärung für diese bemerkenswert anders verlaufene Entwicklung.

All diese Veränderungen konstruieren schlussendlich neue Wirklichkeiten von Katastrophen. Eine wichtige Rolle, wie wir noch sehen werden, spielt für diesen Betroffenalisierungstrend der parallele Aufschwung des Phänomens Human Interest.

## 20 Dramatisierung der Berichterstattung 1910–2005: Von der Wassernot zu „SOS! Die Schweiz versinkt“

Da die Medienrealität der Katastrophe nicht einfach "die" Katastrophenrealität wiedergibt, stellt sich an dieser Stelle die Frage, welche Rhetorik in der medialen Darstellung von Katastrophen verwendet wird. Wenn der Vollzug journalistischer Katastrophenberichterstattung stärker auf die Vermarktung von Ereignissen und Themen ausgerichtet wird, steht hier für den Nachweis von Strukturwandlungseffekten die gewählte Katastrophenrhetorik und die Frage nach der Dramatik und Dramatisierung der Katastrophenberichterstattung im Zentrum der Analyse. So ertönt denn auch häufig der Vorwurf, die kommerzialisierten Medien schürten die Katastrophenstimmung. Ob der Vorwurf berechtigt ist, untersucht die folgende Auswertung anhand der Überschriften der Zeitungsartikel.

Werden Naturkatastrophen als neues Modernisierungsrisiko in der Gesellschaft anerkannt, dann soll gemäss Hypothese 2b geprüft werden, wie weit das kommerzialisierte Mediensystem im konkurrierenden Werben um Publikumsaufmerksamkeit Wetterextreme stärker in einer negativen, dramatischen "Tonalität" vermittelt. Ergänzend zu dieser Frage wird gemäss Hypothese 2e danach gefragt, ob sich in den verschiedenen Zeitungen diesbezügliche Unterschiede bestätigen.

Während einer Katastrophe sind die Medien meist die wichtigsten Informationsquellen der Bevölkerung, um über kritische und alarmwürdige Zustände unterrichtet zu bleiben. Mit der bewussten Wortwahl in Überschriften schaffen die JournalistInnen einen ersten sprachlichen Blickfang, um ihre potenzielle Leserschaft zu erreichen. Anhand ihrer inhaltlichen Dimension werden Katastrophenmeldungen journalistisch als "Aufhänger" in Szene gesetzt und durch das mediendramaturgische Gestaltungselement mit Nachrichtenwert versehen. Folglich geben die Überschriften der Beiträge einen ersten Hinweis auf die rhetorischen Strategien, mit denen die Zeitungen über Katastrophen berichten.

Wie im Theorieteil dargelegt, hat eine negative, beunruhigende Katastrophenrhetorik grundsätzlich mehr Nachrichtenwert als eine beruhigende. Medienschaffende, die für ein anonymes Publikum berichten, müssen Leseanreize schaffen, um deren Aufmerksamkeit zu erreichen. Wenn ähnlich den Grundstrukturen des Dramas die Tonalität der Überschrift eines Zeitungsartikels auf "Furcht und Schauern" aufbaut, lassen sich anhand des Ausmasses an explizit oder implizit auf Gefahr und Risiko verweisende Schlagzeilen Dramatisierungseffekte erfassen. Diese Ergebnisse zu negativen und "bedrohungsbehafteten" Schlagzeilen werden hier unter Berücksichtigung von extramedialen Wandlungsprozessen erörtert.

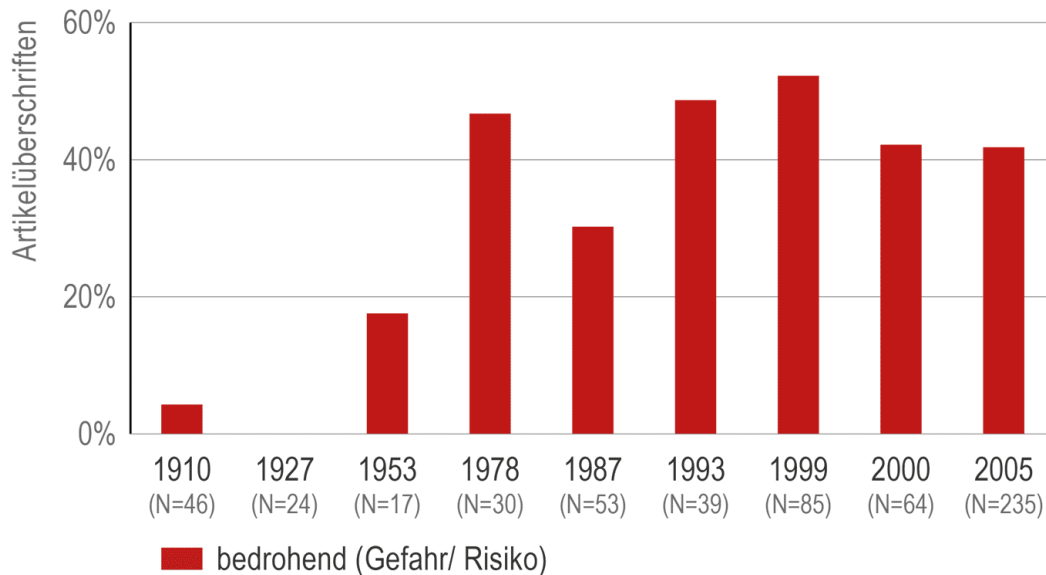
Neben der Beantwortung der Hauptfrage zu Dramatisierungseffekten geht es zugleich darum, zu einem differenzierteren Bild der verwendeten Tonalität in der Aufmachung von Katastrophen zu gelangen. Um diesbezügliche Titelsetzungen und deren Entwicklungen über die Zeit exakt beschreiben zu können, wird als Bestandteil der Analyse zusätzlich Folgendes mitberücksichtigt: positive bzw. beruhigende Titelsetzungen, die auf Sicherheit oder Entwarnungen aufbauen, deskriptive, objektivierende Schlagzeilen, die neutralisierend das Katastrophengebare z. B. schlicht als Faktum "Wassernot" oder "Hochwasser" benennen sowie weitere Überschriften "ohne katastrophischen Bezug".

Zuerst wird allgemein auf die Grundgestalt der Mediendramaturgie und Dramatisierungsdynamiken eingegangen (Kap. 20.1–20.2). Danach stehen allgemeine Entwicklungen und Tendenzen der vier untersuchten Zeitungstitel zur Diskussion (Kap. 20.3).

## 20.1 Grundgestalt der Mediendramaturgie und Dramatisierungseffekte in der Katastrophenberichterstattung

Zunächst wurden die Schlagzeilen (Titelsetzungen) aller Zeitungsartikel daraufhin untersucht, ob sie über eine bedrohungsbehaftete Rhetorik (Gefahr/Risiko) aufgemacht werden oder nicht.

**Abbildung 39: Prozentanteil der Berichte zu Hochwasserkatastrophen (1910–2005) mit Bedrohungsappeal (Gefahr/Risiko) in Artikelüberschriften Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**



Es fällt auf, dass in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre der relative Anteil an bedrohungsbehafteten Schlagzeilen sprunghaft ansteigt. Hingegen fehlt von 1910 bis zur Katastrophe in den 1950er Jahren in schweizerischen Tageszeitungen eine Katastrophenrhetorik, die den Bedrohungscharakter des Unwettergebarens betont. Während diese inhaltliche Rahmung 1910 nur gerade in jeder 25. Titelsetzung (4%) und 1927 gar nicht vorkommt, baut 1953 jedoch bereits knapp jede sechste Artikelüberschrift auf sie auf. Allerdings stützt diese letztere Aussage nur auf drei Belegstellen ab; noch handelt es sich also um ein Randphänomen. Hingegen trägt 1978 knapp die Hälfte (46.7%) der nunmehr 30 Artikel eine Überschrift, die auf Gefahr bzw. Risiko verweist. Diese neue Akzentuierung 1978 lässt sich zum Teil durch das Auftreten der Boulevardzeitung BK erklären, die 1978 erstmals bei der Unwetterkatastrophen-Berichterstattung in die Analyse Eingang findet: 43% aller 14 Belegstellen bzw. sechs Artikel mit Bedrohungsappeal sind in der Boulevardzeitung erschienen. Für ein Boulevardmedium ist eine dramatische Tonlage genretypisch und mithin erwartbar. Dennoch scheint es so, dass der Gebrauch einer alarmwürdigen Titelwahl seit 1978 über die weiteren Jahre hinweg auch in der Qualitätspresse generell zugenommen hat.

Beim Unwetter 1987 beobachten wird zwar nochmals geringere Anteile (30.2%), doch bleibt ab 1978 eine dramatischere Tonlage im Titelprofil weitgehend erhalten, mit Höchstwerten in den 1990er Jahren. Bei den Katastrophenberichten 1993 verweisen knapp 50% der Schlagzeilen (48.7%) und 1999 (52.3%) erstmals mehr als die Hälfte auf Gefährdungs- oder Risikoaspekte hin. Im neuen Jahrtausend ist hingegen bei den zwei betrachteten Ereignissen – 2000 (42.2%) und 2005 (41.8%) – ein moderater Rückgang der bedrohungsbetonten Elemente festzustellen.

Für die Veränderung des journalistischen Darstellungsprofils von Katastrophen in Richtung bedrohungsbetonter Tonalität spielt auch das Faktum eine Rolle, dass seit den 1970er Jahren Katastrophen grundsätzlich vermehrt in den Medien aufgegriffen werden. Dass dieser quantitative Unterschied der

Medienaufmerksamkeit ausschlaggebend an der Veränderung der medialen Darstellungsweise der Katastrophenwirklichkeit mitwirkte, beweisen die 45 Artikelüberschriften von 1999, die unter die Kategorie "Gefahr/Risiko" zu fassen sind, und insbesondere die 109 Belegstellen für das Hochwasser 2005 in Abbildung 39. Wenngleich in einem schwächeren Ausmasse 2000 (27), so zeigt sich im Vergleich zu diesen Zahlen, wie für die Katastrophen von 1978, 1987 und 1993 die bedrohungsbetonte Darstellungsweise jeweils auf weniger als 20 Artikel (1978: 14, 1987: 16, 1993: 19) begrenzt blieb. Demzufolge waren aufgrund dieser quantitativen Verdichtung die Schlagzeilen über die Hochwassersituation 2005 auch knapp sechsmal häufiger mit Bedrohungsaapel behaftet, als dies beispielsweise 1993 der Fall gewesen war.

Diese Ergebnisse zur verwendeten Rhetorik in Schlagzeilen sind insofern interessant, als das Unwetter im Jahre 1987, das einerseits schwere Schäden zur Folge hatte, andererseits in die Hochblüte des Umweltdiskurses fällt und zudem erstmals unter dem Aspekt des Klimawandels problematisiert wird, medial zu relativ geringen Anteilen mit einer negativ gefärbten Katastrophenrhetorik (30.2%) vermittelt wurde. Offenbar lässt sich der im Zeitverlauf steigende Alarmismus, der sich in den Schlagzeilen spiegelt, nicht ausschliesslich auf die Ereignisrealität selbst zurückzuführen – also weder allein durch die Dramatik eines Ereignisses noch durch eine allgemeine Sensibilisierung für Umweltrisiken erklären.

Die Tendenz zu mehr "alarmistischen" Schlagzeilen im Journalismus dürfte mit der wachsenden Marktkonkurrenz zusammenhängen. Der verschärfte Wettbewerb macht es für Zeitungen notwendig, die Aufmerksamkeit ihrer LeserInnen mit neuen Leseanreizen zu erreichen. Infolge dieser Notwendigkeit gewinnen auch neue journalistische Darstellungsstrategien oder Strategien der Ereignisauswahl im Medienangebot an Bedeutung. Daraus resultieren Dramatisierungseffekte, welche die negativen Effekte von Katastrophen respektive deren Bedrohungsgehalt betonen.

Die Gegenüberstellung einiger Schlagzeilen aus der Katastrophenberichterstattung parteinaher Zeitungen von 1910 und derjenigen kommerziell orientierter Tageszeitungen zum Zeitpunkt 1999/2005 dient dazu, die beschriebenen substanziellen Veränderungen der journalistischen Darstellungslogik weiter am Material zu konkretisieren. Dabei wird bei den Tageszeitungen 1999/2005 eine gesteigerte Publikumsorientierung sichtbar, die in der Verwendung neuer Darstellungskonzepte zum Ausdruck kommt.

**Tabelle 29: Auswahl von Schlagzeilen aus der Berichterstattung über die Hochwasserkatastrophe von 1910 und 1999/2005 in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978)**

<b>Schlagzeilen aus der Berichterstattung 1910</b>	
Hochwasser, Geschiebe und Lawinen	NZZ, 15.6.1910: Nr.131.
Hochwasser-Katastrophe (Die Katastrophe in Zürich)	TA, 16.6.1910: Nr.138.
Luzern im Wasser	VA, 18.6.1910: Nr.139.
Das Überschwemmungsgebiet des Vierwaldstättersees	TA, 19.6.1910: Nr.141.
Durch die Prättigauerklus in der Hochwassernacht	NZZ, 20.6.1910: Nr.168.
Das Hochwasser und die Landwirtschaft	VA, 21.6.1910: Nr.141.
Periodische Wiederkehr von Wassernot und Wassermangel	NZZ, 23.6.1910: Nr.171.
Wassernot und Munitionsfabrik Uri	VA, 30.7.1910: Nr.149.
<b>Schlagzeilen aus der Berichterstattung 1999 und 2005</b>	
Wachsende Gefahr für die Linthebene (Angst vor Damnbrüchen und Durchsickerungen)	NZZ, 15.5.1999: 49.
Klimaforscher Christian Pfister: „In den Bergen tickt eine Zeitbombe“	BK, 15.5.1999: 5.
Neue Gefahr: Schneeschmelze! (Meteorologen warnen – Nullgradgrenze auf 3000 m)	BK, 17.5.1999: 62.
Weesen droht ein gewaltiger Erdersch	TA, 25.5.1999: 2.

Alle Anzeichen deuten auf Riesenflut (Experten schliessen noch verheerendere Hochwasser als 1910 nicht mehr aus)	NLZ, 28.5.1999: 25.
Unwetterisiko – für Anleger kaum handelbar (Spuren des Schweizer Hochwassers am Aktienmarkt)	NZZ, 5.9.2005: 20.
Das nächste Hochwasser lässt sich höchstens verzögern	TA, 25.8.2005: 2.
SOS! Die Schweiz versinkt	BK, 23.8.2005: 1.
Ein Tal versinkt im Hochwasser	NLZ, 23.8.2005: 1.

## 20.2 Katastrophenrhetorik – von der objektivierenden zur negativen Tonalität in der Katastrophenberichterstattung

Folgende Auswertung veranschaulicht anhand der Aufschlüsselung der Schlagzeilen in die Kategorien "beruhigend", "bedrohend", "objektivierend" und "ohne katastrophischen Bezug", wie sich die Dramaturgie der Titelseite im Detail verändert hat.

**Tabelle 30: Katastrophenrhetorik in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach Artikelüberschriften mit beruhigendem (Sicherheit/Entwarnung), bedrohendem (Gefahr und Risiko), objektivierendem (Hochwasser) oder ohne katastrophischen Bezug**

Artikelüberschrift	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
beruhigend (Sicherheit/Entwarnung)	0%	8.3%	0%	10%	13.2%	7.7%	9.3%	17.2%	9.6%	9.4%
	0	2	0	3	7	3	7	11	25	58
bedrohend (Gefahr/Risiko)	4.3%	0%	17.6%	46.7%	30.2%	48.7%	52.9%	42.2%	41.8%	38%
	2	0	3	14	16	19	45	27	109	235
objektivierend (Hochwasser)	41.3%	41.7%	5.9%	10%	15.1%	2.6%	4.7%	3.1%	9.6%	11.8%
	19	10	1	3	8	1	4	2	25	73
ohne katastrophischen Bezug	54.3%	50%	76.5%	33.3%	41.5%	41%	34.1%	37.5%	39.1%	40.9%
	25	12	13	10	22	16	29	24	102	253
<b>Total</b>	<b>46</b>	<b>24</b>	<b>17</b>	<b>30</b>	<b>53</b>	<b>39</b>	<b>85</b>	<b>64</b>	<b>261</b>	<b>619</b>
	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

Betrachten wir die Unwetterberichterstattung der Jahre 1910 und 1927, so unterscheidet sich die damalige Katastrophenrhetorik in der Parteipresse prinzipiell von den übrigen untersuchten Ereignisdarstellungen. Als Spezifikum erweist sich in diesen frühen Darstellungen der hohe Anteil an objektivierenden Überschriften. Bei diesen Artikelüberschriften handelt es um oft vage und äusserst knapp gehaltene Mitteilungen wie "Hochwasser" oder "Wassernot".

Eine solch neutral vermittelte Faktenpräsentation steht bekanntlich in der Tradition des objektiven Journalismus bzw. des Informationsjournalismus. Dieser prägte in den Anfängen der Presse wesentlich das journalistische Rollenselbstverständnis, bei dem eine passiv vermittelnde Nachrichtenweitergabe im Vordergrund stand und nicht etwa die Bewertung, Analyse oder Kommentierung. Die Ergebnisse vorliegender Untersuchung verweisen hier also auf ein gängiges Grundmuster der journalistischen Präsentationsform, wie es für die frühe Parteipresse Gültigkeit hatte<sup>483</sup>. Die mediale Katastrophenrealität wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch diese Konzeption geprägt. In rund 50% der betrachteten Beiträge der Jahre 1910 und 1927 wird im Titel kein direkter Bezug zur Gefährdung hergestellt. Bedrohungsbetonte oder aber auch beruhigende "Aufhänger" sind in den Schlagzeilen dieser Jahre höchstens als Randphänomene zu erkennen.

Im Jahr 1953 zeichnet sich eine inhaltlich-formale Änderung in den Titelvergaben der Zeitungen ab. Einerseits äussert sich diese dadurch, dass die neutrale, aber unscheinbare Überschrift "Hochwasser" (5.9%) massiv an Bedeutung verliert. Andererseits bilden in der Berichterstattung differenzierte, fa-

<sup>483</sup> Der Parteipresse wird zwar ein ausgeprägter Meinungsjournalismus nachgesagt, wobei Verlautbarungen persuasiver Art insofern im Sinne der Beeinflussung und Vermittlung von Politik eine wichtige Rolle spielen. Zumindest in der Titelseite dominiert die neutrale Faktenvermittlung (vgl. Meier (2007: 185)).

cettenreiche Überschriften, die gar keinen direkten Bezug zur Katastrophe (76.5%) enthalten, ein eigentliches Übergewicht. Diese Veränderung lässt sich möglicherweise damit erklären, dass innovative journalistische Strategien der Repräsentation an Gewicht gewinnen, die sich in der Titelseizung weniger an den nüchternen Fakten orientieren, sondern diese auch im Hinblick auf die RezipientInnen stark mit Bezügen zu interessanten Hintergründen des Geschehens vermitteln<sup>484</sup>. In den nachfolgenden Jahrzehnten spielt der Anteil der objektivierenden Schlagzeilen trotz ereignisbezogenen Schwankungen insgesamt nur noch eine untergeordnete Rolle. Schon aus Gründen des tiefen Nachrichtenwerts, welche diesen wenig schlagkräftigen und vagen Kommunikationsinhalt kennzeichnen, müssen vor dem Hintergrund des beschleunigten Medienwandels und der zunehmend ökonomischen Abhängigkeit der Zeitungen attraktivere Titelseizungen forciert werden.

Wobei die damals parteinahen Zeitungen 1953 einer dramatisierenden Titelwahl und somit einer negativen Tonalität in ihrer Darstellungslogik aber nach wie vor verschlossen bleiben. Nur in drei Fällen von insgesamt 17 spielten die Titel auf Gefahren oder Risiken an.<sup>485</sup> Eine diesbezüglich neue Phase ist für die Katastrophendarstellungen von 1978 bis 2005 zu beobachten. In dieser Zeitspanne fällt, wie bereits vorangehend erwähnt, der hohe Anteil des Schlagzeilen-Typs "Gefahr/Risiko" auf. Mit dieser unverkennbaren Verschiebung ist im Titelprofil das stete Vorkommen der beschwichtigenden Schlagzeile "Sicherheit/Entwarnung" verbunden. Es scheint, dass mit dem höheren Grad des Bedrohungssappeals auch der Stellenwert von beruhigenden und entwarnenden Hinweisen in Medien grösser geworden ist, wenn auch in bescheidenem Ausmass. Für die beiden Ereignisse 1987 und 2000, die in der positiveren Form von "Sicherheit/Entwarnung" dargestellt worden sind, war dies in rund jedem achten bzw. jedem sechsten Artikel der Fall gewesen. Dass die alarmierenden Schlagzeilen gegenüber den positiv konnotierten, beruhigenden aber stets deutlich in der Überzahl sind, erstaunt nicht – sind sie doch am ehesten geeignet, Aufmerksamkeit zu erwecken. Hingegen signalisieren positiv konnotierte Titel wenig Nachrichtenwert. Auch daher findet Entwarnung nur sehr begrenzt statt. In der Berichterstattung zwischen 1978 und 2005 nehmen zwischen 30% und 50% der Schlagzeilen der Katastrophenberichterstattung direkten Bezug auf "Gefahr/Risiko". Diese Schlagzeilenkategorie bildet in dieser Zeitspanne neben den Betitelungen "ohne katastrophischen Bezug", die zwischen 30% und 40% aller Schlagzeilen ausmachen, die Hauptkategorie der journalistischen Rhetorik.

Es ist naheliegend anzunehmen, dass diese neue Präferenzordnung hin zu einer betont negativen, dramatischeren Rhetorik in der Titelwahl der Zeitungen mit der Ökonomisierung der Medienlandschaft zu tun hat. Doch diese Entwicklung dürften gleichzeitig zusätzlich Faktoren wie die damals aktuelle Themenlage in den 1970er Jahren geprägt und beeinflusst haben. Hinweise dazu finden wir in der Veränderung der Themenfelder, die sich für die Unwetterberichterstattung herausbilden und durch Problemperspektiven des allgemeinen Umwelt- und Risikodiskurses ebenso beeinflusst sind (vgl. Kap. 16.1–16.3). Eine ausgeprägte Katastrophenrhetorik entsteht in den 1970er Jahren und ist bekanntlich ein Kennzeichen des neu entstandenen Umweltdiskurses.<sup>486</sup> Entsprechend ist in den frühen 1970er Jahren und zwischen 1984 und 1987 die schweizerische Bevölkerung bereits mit vielen Katastrophenmeldungen konfrontiert (vgl. Eisner/Graf/Moser, 2003). Auch die alltägliche Wahrnehmung wird nach der ökologischen Wende seither durch Deutungsmuster des Umweltdiskurses wie etwa "Umweltzerstörung", "Waldsterben" oder "anthropogener Klimawandel" bestimmt.

Die Rhetorik in der Medienberichterstattung, die eine Vorliebe für ein katastrophisches Vokabular zu entwickeln beginnt, trifft auf ein Publikum, das ökologisch sensibilisiert ist. Naheliegenderweise dürften die Medien, wenn sie über eine Katastrophe berichten – und sei es "nur" eine Unwetterkata-

<sup>484</sup> Als Ausdruck dieser Verschiebung zu einer leserfreundlichen Präsentationsform hin können auch Veränderungen im Zeitungsdesign gesehen werden. So kommen bereits 1953 mehr Gestaltungselemente als noch 1910 oder 1927 zum Tragen. Mit der Etablierung der Pressefotografie hat sich das Erscheinungsbild der Parteipresse massgeblich verändert.

<sup>485</sup> Allerdings war 1953 auch das einzige der neun untersuchten Ereignisse, das nicht "katastrophal" sondern lediglich "sehr schwer" war.

<sup>486</sup> Die Entstehung dieser Rhetorik, insbesondere zur Erzeugung öffentlicher respektiver medialer Aufmerksamkeit entwickelt, ist seither aus Diskursen über Umwelt- oder Technikprobleme nicht mehr wegzudenken (vgl. Eisner, 2003: 251).

strophe – ebenfalls Überschriften einsetzen, die auf Gefahren und Risiken verweisen. Naturereignisse werden durch die so vermittelten Botschaften in erster Linie unter dem Risikoparadigma wahrgenommen. So kann vermutet werden, dass im gesellschaftlichen Umfeld jener Zeit die Katastrophenrhetorik der Medien – häufig untermauert von spektakulärem Bildmaterial – sichtlich dazu beiträgt, der Gesellschaft die Gefährlichkeit von Naturereignissen erkennbar zu machen. Das heisst umgekehrt, dass die Naturereignisse auch durch die medial vermittelten Botschaften zu risikobehafteten problematischen Realitäten werden. Darüber hinaus hat eine mediale Rhetorik, die von Bedrohungs- und Katastrophenängsten genährt wird, in diesem gesellschaftlichen Umfeld eine weitaus grössere Ausstrahlungskraft, als sie dies in einer Zeit gehabt hätte, in der im öffentlichen Raum ein "Unwetter" noch nicht die Frage nach einer "Umweltkatastrophe" nach sich zog.

Wie bedeutend die Wortwahl in Überschriften für die unmittelbar öffentliche Sichtbarkeit und Einschätzung der Katastrophenbedrohung sein kann und wie daraus Anknüpfungspunkte für latent vorhandene Umwelthanliegen resultieren können, veranschaulicht der folgende Auszug aus einem Leserbrief im VA vom 26.9.1987: 17.

*"Die Medien berichteten in grossem Umfang über die spektakulären Vorfälle. Viele Tageszeitungen betiteln gar einen Zeitungsteil mit dem Wort 'Unwetter'. Ich überlege mir, ob die Betitelung 'Umweltkatastrophe' nicht zutreffender gewesen wäre [...]. Die Frage nach den Ursachen dieser katastrophalen Überschwemmung wurde kaum oder doch nur am Rande diskutiert; das Wort 'Unwetter' des Jahrhunderts ist Erklärung genug [...]. Dass ein geschädigter oder gar toter Wald nur noch einen Bruchteil des in kurzer Zeit niederprasselnden Regens aufhalten und speichern kann, ist einleuchtend. Wären unsere Gebirgswälder in einem besseren Zustand, so wären auch diese Überschwemmungen von bedeutend geringerem Ausmass gewesen. Der Verdacht, dass es sich hier nicht um ein 'gottgewolltes' Jahrhundert-Unwetter handelt, sondern um den Anfang einer Umweltkatastrophe unabsehbaren Ausmasses, liegt nahe ..."*<sup>487</sup>

Einerseits in Reaktion auf die bedrohlich in Szene gesetzten Medienereignisse, welche die Risiken solcher Überschwemmungen deutlich machen und das Vertrauen in den bisherigen technischen Hochwasserschutz erschütterten, sowie andererseits auf die zeitgleich real zunehmenden Wetterextreme entstand damals ein Angstklima, in dem das Thema "Naturkatastrophe" auch für die Politik relevant wurde. Dies äussert sich u. a. im entstandenen Druck für eine Neuorientierung im Hochwasserschutz.<sup>488</sup>

Auch der zuvor oft vernachlässigte Dringlichkeitsaspekt der Klimaproblematik "profitiert" von der hier beschriebenen journalistischen Verschiebung zur Negativität der Titelsezung und gewinnt an Aufmerksamkeit (vgl. Kap. 13.8). Unwetter wie jenes 1987 können fortan selbst dem Laien als Exempel und hochkompatible Konkretisierung der übergeordneten Katastrophe "Klimaerwärmung" vermittelt werden. Entsprechend rasch reagierte damals auch die Bundespolitik auf diese Situation. Sie vergab am 27. Juni 1990 das bis dannzumal teuerste Nationale Forschungsprogramm "Klimaänderungen und Naturkatastrophen" (NFP 31).

In den 1990er Jahren lässt sich eine weitere Verschärfung der Dramatisierung feststellen. Werden Katastrophen im historischen Kontext der Umwelt- und Technikfolgedebatte und durch die so vermittelten Botschaften stärker unter dem Risikoparadigma wahrgenommen, vermögen sie mehr Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Mit umfangreicherer Berichterstattung im Anschluss an "grosse Katastrophen" sichern sich Medienhäuser Aufmerksamkeit für ihre Produkte – was im Spannungsfeld des erhöhten finanziellen Erfolgsdruckes dann für die nachfolgenden Ereignisse wiederum eine ge-

<sup>487</sup> Leserbrief von Thomas Rössli in: VA, 26.9.1987: 17.

<sup>488</sup> Dies äussert sich im entstandenen Druck für eine Neuorientierung im Hochwasserschutz. Die Forderung nach naturnahem Wasserbau, die auf der Gesetzesebene im Jahre 1991 ihren Niederschlag in einem neuen Wasserbaugesetz findet, wurde entscheidend durch die Analyse der Hochwasser der 1970er und 1980er Jahre geprägt (ausführlich dazu siehe: Zaugg Stern (2006: 90–103)).

steigerte Medienthematisierung wahrscheinlicher macht. Jedenfalls zeichnet sich ein Trend in Richtung einer Zunahme katastrophenträchtiger Meldungen bis zum Hochwasser 2005 ab. Es kann angenommen werden, dass durch die Zunahme dramatisch aufgeladener Medienbeobachtungen die gesellschaftliche Bedeutung einzelner Unwetterkatastrophen ebenso zunimmt.

Allerdings sind die Medien nie ein unabhängiger Faktor in der Bedrohungswahrnehmung. Seit dem Aufkommen des Umweltdiskurses in den 1970er Jahren wird die zunehmend risikobehaftete Tonlage bei Katastrophen von weiteren Faktoren beeinflusst. Dazu gehören etwa die primären Informationsquellen (Behörden, Krisenstäbe, Expertinnen und Experten). Im Urteil der unmittelbar involvierten Kreise verschlechtert sich die Einschätzung der Risikohaftigkeit von Naturgefahren im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts umfassend. Das auch aufgrund der Einsicht in die Grenzen der Gefahrenabwehr durch den bisherigen technisch orientierten Hochwasserschutz oder in die negativen Folgen, die letzterer hinsichtlich Schadens- und Risikopotenziale oder auf die Ökosysteme zeitigt (vgl. Zaugg Stern 2006). Die via Medien vermittelten Alarmierungen der primären Informationsquellen zuhanden der Bevölkerung wirken sich auf die Dramatik der Berichterstattung aus. Die Rolle, die dramatisierende Aussagen spielen, zeigt sich nämlich in einer neuartigen Strategie der Titelsetzung. Bei der Zeitungsaufmachung nutzen Redaktionen schlagkräftige Zitate insbesondere prominenter Experten in Schlagzeilen wie „*Klimaforscher Christian Pfister: 'In den Bergen tickt eine Zeitbombe'*“ (BK, 15. 5.1999: 5) oder „*Das ist der Übergang zum Treibhauseffekt,*“ (TA, 7.6.1999: 8). So wird die Risikohaftigkeit eines Ereignisses "wissenschaftlich" beglaubigt. Die Personalisierung der Nachrichten als Eigenschaften kommerzieller Medien beginnt offensichtlich auch die Schlagzeilen zu prägen. Die nicht mehr wegzudenkende Rolle der wissenschaftlichen Akteure mit ihren Prognosen und Ursachendeutungen trägt zu dieser dramaturgischen Umgestaltung in Verbindung mit neuen Praktiken in der Darstellungslogik kommerzialisierter Medien mit bei.

## Fazit

Im Profil der Titelsetzung lassen sich, wie wir gesehen haben, im Zeitverlauf des 20. Jahrhunderts abgrenzbare Phasen erkennen, in denen sich als folgerichtige Fortsetzungen allgemeiner Wandlungsprozesse in der Zeitungsgestaltung neue Trends in der Katastrophendarstellung etablieren. Während zur Zeit der parteinahen Presselandschaft für die Katastrophenberichterstattung in den 1960er Jahren eine objektivierende, neutrale Präsentationsform üblich war, verlagert sich mit der Entfaltung von Forumszeitungen und der zunehmenden Marktorientierung die Tonalität hin zu bewertenden Überschriften mit einem katastrophischen Vokabular. Die Ökonomisierung des Mediensystems, wo der Markterfolg in höherem Masse als zuvor von der Aufmerksamkeit des Publikums abhängt, führt offensichtlich zu einem neuen journalistischen Rollenselbstverständnis, das die medialen Auswahlkriterien bei Katastrophenereignissen beeinflusst. Mit dem Interesse an publikumskonformen Darstellungen und zur Steigerung der Absatzchancen entsteht in der Presse seit den 1970er Jahren ein stärkerer Anreiz, schlagkräftige und dramatisch aufgeladene Überschriften zu verwenden und sie bei der Darstellung von Wetterextremen generell zum massgebenden Kriterium zu machen.

In der einsetzenden Marklogik dürfte eine wichtige, aber nicht die einzige Begründung dafür liegen, dass Tagesmedien seit den 1970er Jahren den Eindruck eines weit dramatischeren Katastrophenverlaufs vermitteln, als dies bis dahin der Fall gewesen war. Die Konnotation von Naturereignissen in der Darstellung der Medien verschiebt sich auch durch das veränderte kulturelle Umfeld mit dem Erstarken der Umweltbewegung. Einerseits befördert die Umwelt- und Risikodebatte massgeblich einen Berichterstattungsstil, der bis heute durch eine starke Katastrophenrhetorik geprägt ist. Daher begünstigen diese neuen Praktiken der kommerzialisierten Medien, diese ebenso bei Unwetterkatastrophen anzuwenden. Andererseits beginnen im Kontext der Umweltkrise die involvierten Kreise oder politische Informationsquellen die Risikohaftigkeit der Unwetterkatastrophen grundsätzlich bedrohli-



cher einzuschätzen als zuvor. Ihre Deutungsmuster kennzeichnen denn auch die entsprechende Berichterstattung.

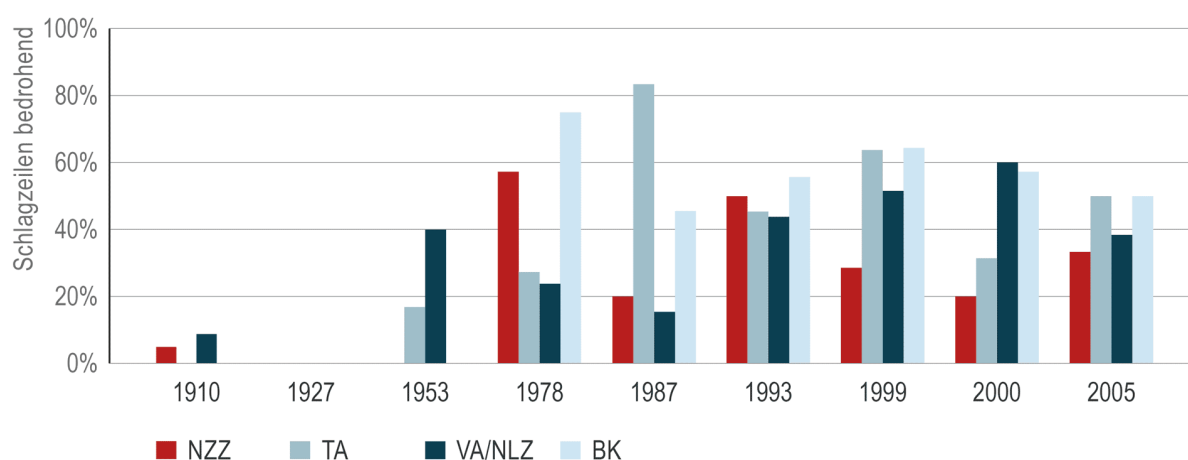
Vor allem in den späteren 1990er Jahren verändert sich die Berichterstattung auch dahingehend, dass zunehmend wissenschaftliche Akteure mit ihren Prognosen und Ursachendeutungen in die Dramaturgie der Darstellung einbezogen werden. Als neuartige Strategie in der Zeitungsaufmachung etabliert sich die Nutzung schlagkräftiger Zitate prominenter Experten. Diese Personalisierung dient dazu, die Risikohaftigkeit des Ereignisses wissenschaftlich zu beglaubigen und ist als eine weitere Strategie der Dramatisierung zu deuten.

Die Gegenüberstellung unterschiedlicher Zeitungslinien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK) bietet sich an, die beobachteten Einflüsse des Mediensystems auf den vermittelten Bedrohungsgehalt differenzierter beurteilen zu können. Die Auswertung dieser Gegenüberstellung wird nachfolgend besprochen.

### 20.3 Mediendramaturgie und Dramatisierungseffekte im Zeitungsvergleich

Abbildung 40 präzisiert entlang der vier Zeitungstitel den Stellenwert von zunehmend negativen Schlagzeilen (Gefahr/Risiko) im Zeitverlauf. Die prozentuale Gewichtung einer bedrohungsbetonten Tonalität zeigt im Medienvergleich ein uneinheitliches Bild sowohl in der zeitlichen Dynamik wie auch im unterschiedlichen Gewicht dieses Trends.

**Abbildung 40: Katastrophenrhetorik in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gewichtet nach Artikelüberschriften mit bedrohender Tonalität (Gefahr/Risiko)**



Nicht überraschend vermittelt die Boulevardzeitung BK Katastrophen insgesamt mit einem deutlicher höheren Anteil bedrohungsbetonter Schlagzeilen, nämlich in 55% der Fälle, als dies insgesamt in der Elitezeitung NZZ (Ø 23%), im TA (Ø 40%) und in VA/NLZ (Ø 36%) der Fall ist. Begrenzte sich die negative Rhetorik 1953 auf VA/NLZ und den TA, so wird sie seit dem Unwetter 1978 zwar bei allen Zeitungen konstant verwendet. Jedoch fallen die jeweiligen Anteile zum gleichen Ereignis zeitungsbetogen unterschiedlich aus. Lediglich die Katastrophe von Brig 1993 präsentiert sich in allen Zeitungen in vergleichbarem Ausmass bedrohungsbetont. Namentlich 1978 und 1987 sind grosse Diskrepanzen augenscheinlich. So beobachten wir 1978 einen 75%-Anteil bedrohungsbetonter Schlagzeilen im BK und rund 57% in der NZZ, aber nur gerade 25% in VA/NLZ und einen ähnlich niedrigen Wert im TA. Die Katastrophe 1987 wird vor allem im TA bedrohungsbetont präsentiert. Über 80% der Artikelüberschriften fallen in diese Kategorie, während dies für das Titelprofil von VA/NLZ nur zu 15% gilt.

Umso augenfälliger ist es, dass in VA/NLZ seither der Anteil an bedrohungsbetonten Betitelungen bis zum Ereignis 2000 stetig ansteigt. Im Jahr 2000 übertrifft dieser mit 60% gar das Niveau der Boulevardzeitung. Auch beim TA lässt sich diese Entwicklung seit den 1950er Jahren bis zum Ereignis 1999 beobachten. Bereits bei der Katastrophe 1987 werden im TA die Anteile der Boulevardpresse deutlich übertroffen. Interessanterweise hat der TA über diese Katastrophe quantitativ aber kaum berichtet – d. h. konkret: Fünf (83%) von insgesamt sechs Beiträgen sind in einer dramatischen Tonlage dargestellt. Für 1999 (64%) als auch 2005 (50%) liegen die Anteile gleichauf wie im BK.

Für die NZZ fällt zwar der hohe Anteil an bedrohungsbetonten Schlagzeilen 1978 (57%) auf. Doch berichtete die NZZ lediglich in sieben Artikeln über das Ereignis – wovon vier mit dieser negativ konnotierten Überschrift versehen waren. Tendenziell verlieren die dramatischen Titelsetzungen jedoch seit 1978 bis zum Ereignis 2000 (20%) oder 2005 (33.3%) insgesamt wieder an Gewicht. In deutlicher Distanz sowohl zur Boulevardpresse als auch hinsichtlich der Anteilswerte in TA und VA/NLZ zeigt sich die Berichterstattung der NZZ in den jüngsten Ereignissen 1999 bis 2005.

Spielen in der Boulevardpresse die negativ besetzten Titel eine wichtige Rolle, ist ein Wert von um die 55% mit relativer Konstanz von 1978 bis 2005 auszumachen. Generell sind hier in geringerem Masse ereignisbezogene Unterschiede über die Zeit zu konstatieren.

Dass sich die Titelsetzungsstrategie mit dem Übergang von der parteinahen zur mehr marktorientierten Presse verschiebt, lässt sich bei allen untersuchten Zeitungen des Qualitätssektors (NZZ, TA, VA/NLZ) feststellen. Genretypisch und zum Image gehörend überrascht die stark dramatisierende Affinität im BK nicht weiter. Vergleicht man die vier Zeitungen, zeigt sich ein uneinheitlicheres Bild sowohl in der zeitlichen Dynamik wie auch im unterschiedlichen Gewicht dieses Trends. In Ermangelung an z. T. umfangreichem Artikelausstoss pro Zeitung verdecken die Prozentwerte bis zum Ereignis 1993 das eigentliche quantitative Ausmass einer bedrohungsbetonten Titelsetzung. Prinzipiell stark zur Geltung kommt jedoch diese Entwicklung im Rahmen der deutlich umfangreicher gewordenen Berichterstattungswürdigkeit für die Hochwasser 1999 und 2005 im TA und in der NLZ<sup>489</sup>. Entsprechend den korrespondierenden Befunden für die beiden Forumszeitungen (TA, NLZ) mit der Boulevardpresse liegt es nahe, diese jüngere Entwicklung hauptursächlich auf sich verschärfende Effekte des Medienwettbewerbs zurückzuführen.

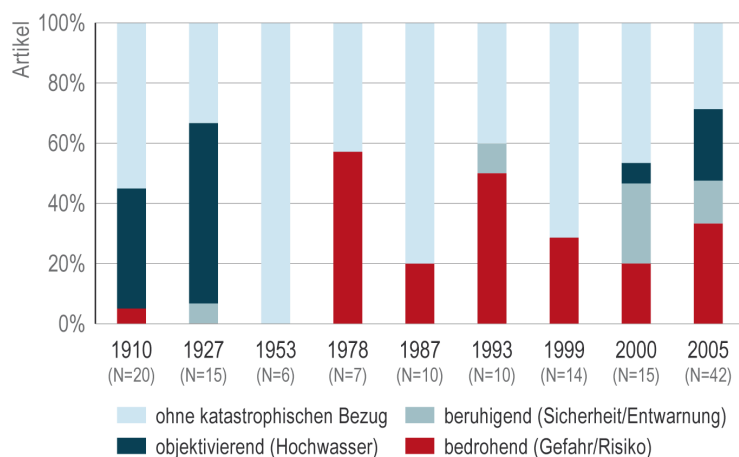
Ein vollständigeres Bild und weitere plausibilisierende Hinweise dazu liefert die historische Datenlage in der folgenden Auswertung. Die Abbildung 41 bis 44 präzisieren die Darstellungskriterien der einzelnen Zeitungen.

---

<sup>489</sup> Der höhere Wert des Jahres 2000 für die NLZ ist nicht aussagekräftig, weil die NLZ in jenem Jahr fast nicht über das Unwetter berichtete.

## Neue Zürcher Zeitung

**Abbildung 41: Artikelüberschriften der NZZ in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005)**



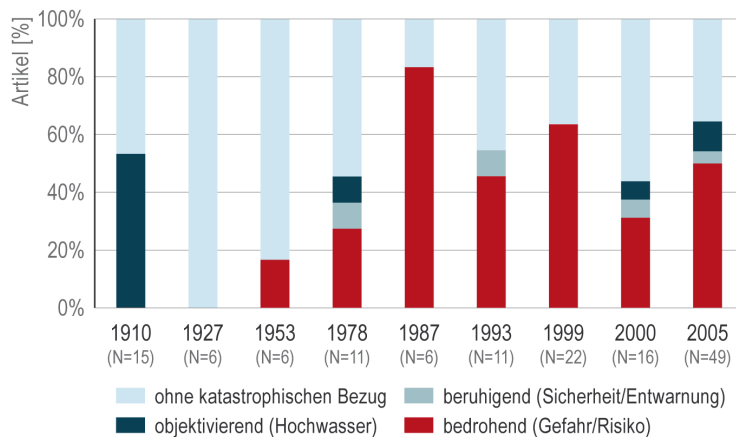
zu den folgenden Ereignissen bleibt diese Titelkategorie wichtig. Dies bringt u. a. zum Ausdruck, dass in der NZZ Hintergrundberichte stets berücksichtigt werden, die demnach nicht direkt von einer ereignisbezogenen Präsentation geprägt sind.

Demgegenüber tritt für die Ereignisse von 1978 bis 2005 die negative Dimension des Bedrohungscharakters in Erscheinung, wobei eine überwiegend negative Tonalität die Ereignisse 1978 (57.1%) und 1993 (50%) betrifft. Deutlich abgeschwächt tritt dieser Trend jedoch bei der Darstellung der drei jüngsten Ereignisse 1999 bis 2005 (20%–30%) auf. Die NZZ setzte also früher als die beiden anderen Qualitätszeitungen auf einen eher alarmierenden Ton – was wiederum dazu passt, dass das Eliteblatt besonders früh Aufmerksamkeit für Umweltfragen zeigte. Gemäss Eisner (2003d: 105) hatte die NZZ für die damals aktuelle Thematik des Gewässerschutzes (1958–1972) ein überdurchschnittlich offenes Ohr. In den 1970er und den frühen 1980er Jahren pflegte die NZZ – gemäss einer NZZ-Vertreterin – einen eigentlichen „Enthüllungsjournalismus mit vielen reisserischen Schlagzeilen“ zum Kernenergie-Thema, bis die Behörden allgemein offener zu informieren begannen (Enderlin Cavigelli 1996: 182). Möglicherweise haben in Bezug auf Naturkatastrophen ähnliche publizistische Beweggründe eine Rolle gespielt. Wenn auch hier nach dem Niedergang der Parteipresse erste bedrohlichere Aspekte gelegentlich in den Vordergrund rücken, so muss angemerkt werden, dass in der NZZ das Thema Naturkatastrophen im Lauf der Zeit nur in relativ geringerem Umfang seine Resonanzstärke erweiterte. Aufgrund der geringen Fallzahlen können auf dieser Datenbasis keine gültigen und repräsentativen Aussagen zu Dramatisierungstendenzen abgeleitet werden. Langfristig gesehen werden die Titel vielfältiger. Namentlich die zwei Katastrophen im neuen Jahrtausend (2000 und 2005) heben sich in der NZZ bezüglich ihrer Aufmachung deutlich von den bisherigen Darstellungen ab. Erkennbar ist dies einerseits an Titelsetzungen mit beruhigender und Sicherheit vermittelnder Rhetorik, die bei den zwei jüngsten Ereignissen 2000 (26.7%) und 2005 (14.3%) angewendet werden. Andererseits ergibt sich mit dem erneuten Aufkommen von objektivierenden Schlagzeilen bei der NZZ eine bislang nicht beobachtete Vielfalt in der Aufmachung von Katastrophen. Allenfalls geht dies auf die NZZ-interne Interpretation gesteigerter Publikumsorientierung zurück.

Im Vergleich zu anderen Zeitungen grenzen sich die Katastrophendarstellungen der NZZ im neuen Jahrtausend also weniger bezüglich ihrer inhaltlichen Elemente ab, sondern vielmehr durch das qualitative und quantitative Ausmass einer bedrohungsbetonten Tonalität in der Berichterstattung. Im Gegensatz dazu fallen diese bei VA/NLZ und dem TA parallel zur Boulevardpresse durch inhaltliche Akzentuierung auf. Das inhaltliche Profil der NZZ neigt seit den 1970er Jahren also ungleich schwächer zu bedrohungsbetonten Darstellungsmitteln.

## Tages-Anzeiger

**Abbildung 42: Artikelüberschriften des TA in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005)**



grossen Anteilen (83.8%) auf. Mit Ausnahme der Katastrophe 2000 gewinnt diese zum negativen Extrem tendierende Schlagzeilensetzung im TA ebenso 1993 (45.5%) und 2005 (50%) mit rund der Hälfte und 1999 mit knapp zwei Dritteln (63.6%) an Gewicht. Unter Berücksichtigung der effektiven Fallzahlen relativiert die Anzahl der dazu veröffentlichten Katastrophenberichte in den Jahren 1978 (3), 1987 (5) sowie 1993 (5) allerdings die Häufigkeit des Bedrohungsappeals von 1999 (14) und 2005 (24) bei weitem. Das heisst mit Blick auf die Zeitungslesenden: Beim Hochwasser 1999 finden sie rund 3-mal und 2005 rund 6-mal häufiger besorgniserregende Schlagzeilen zur Katastrophenlage als dies bei den Ereignissen 1987 oder 1993 der Fall war.

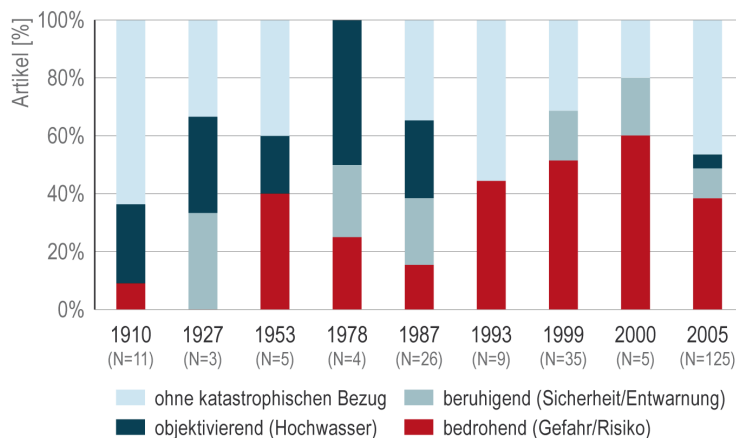
Beruhigende Schlagzeilen "Sicherheit/Entwarnung" bleiben im TA über die ganze Zeit eine ausgeprägtere Randerscheinung als in den übrigen Zeitungen. Dies zeigt sich u. a. daran, dass diese Elemente auch in den Ereignissen 2000 (6.3%) und 2005 (4.2%) im Zeitungsvergleich deutlich die Anteile der übrigen Zeitungstitel unterschreiten – auch jene der Boulevardpresse.

Die Veränderungen zugunsten einer bedrohungsbetonten Präsentationslogik und der massgebliche Anstieg diesbezüglicher Veröffentlichungen vor allem in den Überschriften der späten 1990er Jahre können darauf zurückgehen, dass hier Medieneffekte zum Tragen kommen, die diese Tendenz zu einer stärkeren Dramatisierung von Unwetterkatastrophen hervorbringen. Mit der zunehmenden Publikumsorientierung gewinnen andere Darstellungskomponenten an Bedeutung. Die Forumszeitung TA übernimmt, wie sich auch hinsichtlich der sonst schon gewonnenen Ergebnisse bereits mehrfach gezeigt hat, Charakteristika des Boulevard.

Dem TA als Forumszeitung ist eigen, dass bereits 1927 – im Medienvergleich demnach früh – die schlichte Artikelüberschrift "Hochwasser" nicht mehr verwendet wird. Deutlich im Vordergrund stehen bis zum Ereignis 1978 Titelvergaben ohne katastrophischen Bezug. Allerdings stösst mit kleinen Anteilen 1953 die Kategorie der bedrohungsbetonten Headline zum Repertoire. Ihre verstärkte Gestaltungskraft entscheidet über die weiteren Jahre hinweg das Titelprofil zu ihren Gunsten. 1987 fällt sie im TA mit

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 43: Artikelüberschriften von VA/NLZ in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005)**



über den ganzen Untersuchungszeitraum zu beobachten. Im Kontrast zum Nachfolgeblatt NLZ verwendete das VA dramatisierende Schlagzeilen mit zwei Headlines 1953 (40%), einer 1978 (25%) und deren vier 1987 (15.4%) wenig. Das Vorgängerblatt VA rückt augenfällig und relativ konstant – seit 1927 in jeder dritten sowie 1978 und 1987 in jeder vierten Überschrift – auch Sicherheit und entwarnende Inhalte in den Vordergrund.

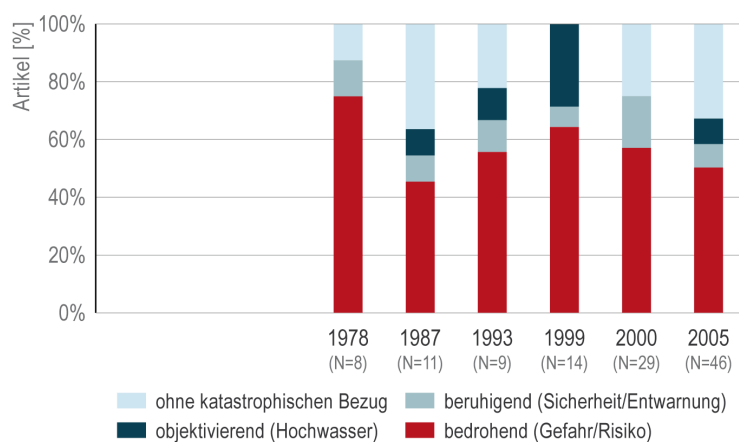
Dass sich diese konservative Mediendramaturgie im Zug der Fusionswirren der 1990er Jahre markant verändern wird, zeigt sich bereits 1993. Die redaktionellen Präferenzen der NLZ verschieben sich zugunsten von Headlines mit Bedrohungsappeal (44.4%). Die objektivierende Schlagzeile "Hochwasser" gibt es jetzt nicht mehr – mit Ausnahme einiger weniger Überschriften in der ausserordentlich intensiven Berichterstattung im Jahr 2005.

Die Befunde zum Zeitpunkt 1999 illustrieren sowohl in qualitativer Hinsicht (51.4%) als auch im Gefolge des markanten quantitativen Anstiegs auf 18 Titelvergaben (1993 nur 4), welche weit dramatisierenden Akzente bei der Thematisierung der Katastrophen hier nun gesetzt werden. Selbst wenn rund jede sechste Betitelung (17.1%) entwarnend ist und als positive Botschaft insgesamt den dramatischen Gehalt etwas "ausbalanciert", passt die Aufmachung durchaus ins Repertoire der Vermarktungsstrategien von Katastrophenereignissen. Für diese Entwicklung sind zahlreiche weitere Belege in den Medieninhalten zu finden (z. B. Human Interest). Mit zwar nur drei bedrohungsbetonten Beiträgen 2000 (60%) bleibt für das opferreiche Ereignis die dramatische Tonalität zumindest erhalten, auch wenn die Katastrophe mit insgesamt fünf Artikeln wenig Resonanz findet. In der jüngsten Katastrophe 2005 fällt der Anteil an bedrohungsbetonten Schlagzeilen mit 38.4% zwar geringer aus, als dies allgemein seit Anfang der 1990er Jahre zu beobachten ist. Auch mit Blick auf die 50%-Anteile im TA und des Boulevardblatts BK wird die Lage weniger durch Negativität und offensichtlich ausgeprägt im Kontext von katastrophenerfernen Betitelungen (46.4%) dargestellt. Wobei hier aufgrund der umfangreichen Berichterstattung das quantitative Ausmass mit 48 Belegstellen im Vergleich zu TA (24) und BK (23) eine bislang neue Dimension erreicht. Nur noch 10 Prozent der Berichte weisen bei diesem Extremereignis eine positive und entwarnende Betitelung auf. Im Langzeitvergleich fällt die Neigung hin zu "Sicherheit/Entwarnung" im Titelprofil tendenziell geringer aus als bislang.

Die skizzierten Veränderungen der Präsentationsformen von Katastrophen zeigen sehr deutlich, wie sich strukturelle Veränderungen der Zeitung seit den 1990er Jahren in journalistischen Konzepten der Darstellungslogik in Form von Dramatisierungseffekten der Katastrophenberichterstattung widerspiegeln.

## Blick

**Abbildung 44: Artikelüberschriften des BK in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1978–2005)**



nissen (2000: 57.1%, 2005: 50%) ist im Vergleich zu 1999 (64.3%) die Präferenz für bedrohungsbedonte Darstellungen tendenziell tiefer ausgefallen.<sup>490</sup> Zudem scheint als weiteres konstantes Element der Nachrichtengestaltung – wenn auch mit deutlich geringeren Anteilen – die positive Konnotation "Sicherheit/Entwarnung" für die Katastrophenberichterstattung charakteristisch zu sein. Im Mittel sind dies rund 11%, allein 2000 ergibt sich mit 18% ein etwas höherer Anteil.

Deutlich auch im Unterschied zu den Qualitätszeitungen TA, VA/NLZ und zum Eliteblatt NZZ im Besonderen haben Schlagzeilen ohne direkten Bezug zur Katastrophe tendenziell im BK ein geringeres Gewicht. Erklärbar ist dies dadurch, dass der redaktionelle Umgang mit Katastrophen nicht auf Hintergrundberichterstattung ausgerichtet ist. Wenn diese Kategorie im Titelprofil des BK rund 25% ausmacht, dann sind ereignisbezogen grössere Schwankungen auszumachen. Während z. B. 1999 diese Titelsetzung gar nicht vorkommt, macht sie 1987 oder 2005 ein Drittel der Schlagzeilen aus. Auch die objektivierende Schlagzeile "Hochwasser" kommt in der Boulevardpresse vor, wenn auch nicht konstant. Beim Ereignis 1999 fällt rund jede vierte Artikelüberschrift (28.6%) in diese Kategorie, bei den Ereignissen 1987, 1993 und 2005 jedoch nur rund jede zehnte.

## Fazit

Bei der Titelsetzung handelt es sich um eine aktive Form der Nachrichtengestaltung. Dieser publizistische Entscheid zur Darstellung eines Berichtes wirkt sich letztlich darauf aus, wie die Medienschaffenden die Öffentlichkeit mit Katastrophen konfrontieren.

Der Vergleich der Tonalität, wie sie in den Artikelüberschriften der vier Zeitungen NZZ, TA, VA/NLZ und BK auftritt, lässt Parallelitäten als auch redaktionelle Unterschiede in der Darstellungslogik erkennen. Dass die Mehrheit der Überschriften über einen langen Zeitraum hinweg kaum Wertungen enthielten und die Unwetterkatastrophen bis 1953 neutral darstellten, gilt für alle damals existierenden Zeitungen.

Seit den 1970er Jahren weicht dieses redaktionelle Muster einem negativen Grundtenor, wenngleich auch in unterschiedlich starkem Ausmass in den vier Zeitungen auf Gefahr und Risiko verweisende Schlagzeilen eine Rolle zu spielen beginnen.

<sup>490</sup> Allerdings muss angemerkt werden, dass die Fallzahlen zu negativen Bewertungen so gering sind, dass keine gültigen und repräsentativen Aussagen und Interpretationen daraus abgeleitet werden können.



Werden in jüngerer Zeit Katastrophen bereits in den Schlagzeilen generell stärker in Form negativer, bedrohungs betonter Darstellungen hervorgehoben, lässt sich das durch den Strukturwandel des Mediensystems erklären. Wie aus den theoretischen Überlegungen hergeleitet, begünstigt der Prozess der Autonomisierung der Medien eine starke Kommerzialisierung und Konkurrenzorientierung. In klassischen Zeitungen gewinnt folglich im Zug der Neupositionierung als Forumsmedien das "Wie" der Katastrophendarstellungen in einem sich rasch verändernden Medienumfeld mehr Bedeutung. In der verschärften Konkurrenz um die Aufmerksamkeit des Publikums spielen Schlagzeilen als Blickfänge eine wichtige Rolle, ob ein Bericht beim Massenpublikum ankommt oder nicht. Die im Untersuchungszeitraum entstehende Varianz in der Katastrophendarstellung kann als Indiz für einen Bedeutungsgewinn der Publikumsorientierung gesehen werden. Objektivierende Titel oder solche, die nicht direkt auf das Ereignis Bezug nehmen, eignen sich daher weniger als solche, die auf Bedrohung oder alarmwürdige und dramatische Aspekte verweisen. Die Qualitätszeitungen haben sich in dieser Hinsicht dem Boulevard angenähert, jedoch in unterschiedlichem Ausmass.

Demgegenüber bevorzugten die Zeitungen bis 1953 (1960er Jahre) vergleichsweise nüchterne Titel in ihrer Nachrichtengestaltung. Generell nur vage angesprochen und als objektive Tatsache "Wassernot" oder "Hochwasser" festgehalten wird die Bedrohungslage den Zeitungslesenden vermittelt. Impulse für das Bereitstellen von bedrohungsbehafteten, dramatisierenden Schlagzeilen lösten die Katastrophenereignisse bei den Medienschaffenden kaum aus. Weit häufiger fehlt ein direkter Katastrophenbezug im Titel. An dieser traditionellen Vermittlungslogik orientiert sich noch bis in die späten 1980er Jahre das katholisch-konservative Parteiblatt VA stark.

Erlangen die untersuchten Wetterextreme seit den 1970er Jahren eine tendenziell negativere und risikobehaftetere Etikettierung, spielt es für diese Verschiebung auch eine Rolle, dass durch den Strukturwandel vorangetriebene Ausdifferenzierungen der Selektions- und Darstellungslogik im Journalismus im Umfeld der konfliktiven Debatte zu Umwelt- und Technikrisiken ablaufen. Das heisst: Der Prozess der Entideologisierung der Presse hat auch den Effekt, dass die Medienschaffenden die Realität als solche eigensinniger bzw. nach eigenen Kriterien für ihre LeserInnen erfahrbar machen und weniger als Lautsprecher der Politik agieren. Mit dem beginnenden Umweltdiskurs und neuen Deutungsmustern kristallisiert sich in den 1970er Jahren ein neuer Stil in der Katastrophenrhetorik der Medien heraus (vgl. Eisner 2003c: 38-39). Entsprechend benutzen die Zeitungen nachweislich auch bei Naturkatastrophen häufiger die Rhetorik der Bedrohung, die diesen eine entsprechend "alarmträchtige" und gleichzeitig emotionalere Färbung verleiht. Diese aufkommenden Varianzen der Darstellungsweisen wirken sich jedenfalls auf die mediale Wirklichkeitskonstruktion von Unwetterkatastrophen aus: Sie durchlaufen eine dramaturgische Umdeutung. Solche Meldungen haben zwangsläufig den Negativismus von einzelnen Wetterextremen plötzlich und jäh verstärkt. Für das Publikum erhalten vergleichbare Gefahrensituationen somit eine zunehmende Bedrohlichkeit. Das gilt, wie zu erwarten war, für Leserinnen und Leser des Boulevardblattes BK in besonderem Masse. Hier kommt die bedrohliche Variante der Titelsetzung bei der Katastrophenthematisierung stets zur Geltung – dies bestätigt die vorgenommene Untersuchung. Für die seriöseren Zeitungen gilt im Zeitraum der 1970er Jahre bis Anfang der 1990er Jahre hingegen eine unterschiedliche Bereitschaft, sich dieser Rhetorik zu bedienen.

Zwar akzentuiert die Elitepresse NZZ die Bedrohlichkeit von Wetterextremen früh, nämlich bereits in den 1970er Jahren. Generell begrenzt sich die Anzahl bedrohungs betonter Inszenierungen auf eher diskretem Niveau. Hingegen verschieben sich die redaktionellen Präferenzen der NLZ zugunsten von Headlines mit Bedrohungsaapel erst in den 1990er Jahren – die herkömmlichen Standards objektivierender Titelsetzung des Vorgänger- und Parteiblattes VA fallen jetzt fast gänzlich aus der Nachrichtengestaltung weg. Beim TA bestimmt die graduelle Tendenz zu bedrohlicher Tonalität neben dem Hochwasser 1987 vor allem die Katastrophenberichterstattung der späten 1990er Jahre und da-

nach, wo sich eine Summierung solcher Schlagzeilen – allerdings weniger umfangreich als bei der NLZ – abzeichnet.

Das heisst, dass speziell in den Forumszeitungen TA und insbesondere in der NLZ sich Konvergenz-Tendenzen bezüglich der Standards in der Katastrophengestaltung in Richtung Boulevard abzeichnen. Es sind auch hier jene Zeitungen, die sich bislang bereits bezüglich ihrer gewachsenen Eigeninteressen am Katastrophenthema in den vorangehenden Analyseresultaten hervortaten. Demgegenüber ist die Berichterstattung der NZZ weder ganz nüchtern noch ausgeprägt dramatisierend. Wir erinnern uns, dass den Ereignissen hier sowieso ein niederer Informationswert in der Berichterstattung zugewiesen wird. Diese Befunde bestärken als weiteres Indiz die Hypothese 4 einer zunehmenden Boulevardisierung, wenn im BK wie in den Forumszeitungen (TA, NLZ) der Verlauf von Katastrophen demgegenüber weit negativer entlang von Risiken und Gefahren öffentlich gemacht wird – und insofern auch eine Katastrophenstimmung geschürt wird.

Die aufkommende Bedeutung dramatisierender Schlagzeilen muss nicht in jedem Fall in einem Gegensatz zu Qualitätsstandards stehen. Die besondere Problematik dieses Medientrends liegt wohl darin, dass die Orientierung an tatsächlichen Begebenheiten und eine adäquate Alarmierung vom Publikum immer weniger gefragt sind. Die Positionierung solcher Einzelereignisse durch stark am Markt orientierte Medien erfolgt immer mehr auch nach Marktkalkülen. Es besteht die Gefahr, dass dramatisch aufbereitete Informationen eine "angemessene" Einschätzung der Lage erschweren.



## 21 Betroffenheitskommunikation 1910–2005 unter Gesichtspunkten des Medienwandels

Ohne Frage zählt die Betroffenheitskommunikation zum Wesen einer Katastrophe. In dieser Analyse geht es um die Frage, wie die Zeitungen die Realität der Opfer im Untersuchungszeitraum von 1910 bis 2005 der Öffentlichkeit jeweils vor Augen geführt haben.

Für die Schweiz ist in der Forschungsliteratur bereits umfangreich aufgearbeitet worden, wie seit dem 19. Jahrhundert die Zeitungen über die Notlage und das Leid der Betroffenen informiert haben. Abhängig vom jeweiligen Grad der damit wachgerufenen Betroffenheit in der Bevölkerung hat die Medienthematisierung wesentlichen Einfluss auf Hilfe und Spendenbereitschaft zu Gunsten der Opfer genommen<sup>491</sup> und darüber hinaus identitätsstiftende Schübe zugunsten des nationalen Zusammenhaltes ausgelöst. Oftmals fanden öffentlich gemachte Forderungen von Direktbetroffenen das "richtige Gehör", sodass hieraus entscheidende Impulse für politische Veränderungen ausgingen (vgl. Pfister 2002; Waser 2003; Pfister 2004). Das Gesagte trifft nicht nur auf vergangene Katastrophenfälle im eigenen Land zu. Zweifelsfrei können im Hinblick auf die Lebenswelt Betroffener heutzutage wichtige und weniger wichtige Informationen im In- und Ausland die Menschen weltweit und schneller als je zuvor erreichen, zur Meinungsbildung und zu Reaktionen darauf beitragen. Allerdings werden diese sozial-karitativen und gesellschaftspolitischen Aspekte der Berichterstattung in der folgenden Analyse weitgehend ausgeblendet.

Sodann ist für die Wahrnehmung der Katastrophenbetroffenen stets entscheidend, wie sie, ihre Situation und ihre Probleme in der Berichterstattung zur Geltung kommen. Bislang selten sind Analysen, die sich mit der Art der Nachrichtenauswahl und der Darstellung der Betroffenen unter Berücksichtigung des Strukturwandels der Medien beschäftigen. Freilich schaffen mithin relevant gewordene kommerzielle Interessen der Nachrichtenverwertung in Zeitungsredaktionen Folgeeffekte auf das Bild von Betroffenen (vgl. Zemp 2005: 86–87; 190–207). Diese sind in der Medienwirklichkeit nachzuzeichnen.

Entsprechend der Hypothese 2c (vgl. Kap. 14.2) ist zu klären, ob sich mit dem Niedergang der ideologisch geprägten Parteipresse der Bezug der Medien zu den Betroffenen ändert, indem zwangsläufig neue Zuwendungsmotive in der Berichterstattung aufkommen, die eine Affinität für Informationen zu und von Betroffenen wahrscheinlicher machen. Dieser Wandel manifestiert sich in qualitativen und quantitativen Veränderungen in der Thematisierung der Betroffenen. Durch den Vergleich der Betroffenheitskommunikation in der Parteipresse mit derjenigen im kommerzialisierten Mediensystem erschliessen sich diese Einflüsse.

Hierzu werden fünf Aspekte von medienspezifischen Einflüssen auf das Bild Betroffener untersucht: Die Bedeutung von Betroffenen in der Katastrophenberichterstattung (Publizität), der thematische Rahmen (Aspekte der thematischen Anbindung für Publizität), in denen Betroffene Medienpräsenz erreichen, das Echo, das sich für ihre Stimmen in den Mediendarstellungen ergibt (Artikulationsfähigkeit), der Stellenwert der medial in Erscheinung tretenden individuellen Betroffenen gegenüber kollektivem Betroffensein (Personalisierungsgrad) sowie der rollenspezifische Orientierungsrahmen (öffentlich/privat), in dem die Umstände und Angelegenheiten der Betroffenenrealität aufgegriffen werden (Privatisierung).

<sup>491</sup> In diesem Zusammenhang ist besonders auf die Initiative der Zeitungen hinzuweisen, eingegangene Spenden namentlich zu erwähnen. Diese Initiierung eines eigentlichen Sammelwettbewerbs hat zur Mobilisierung der Leserschaft zum Spenden zusätzlich beigetragen. Auf diese Weise kamen gemäss Pfister (2004: 77) im Laufe des 19. Jahrhunderts bei Katastrophen wie dem Brand von Glarus 1861 oder bei Überschwemmungen 1868, 1876 oder 1910 Summen von Geldern zusammen, die umgerechnet den jüngsten „Spendenrekord“ für Gondo (2001) von 72 Mio. in den Schatten gestellt haben.

Zudem ist im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Zeitungstypen die folgende Hypothese 2e zu prüfen: Der Grad der Veränderung der Betroffenheitskommunikation ist in den untersuchten Qualitätszeitungen (NZZ, VA/NLZ, TA) unterschiedlich ausgeprägt, da die redaktionellen Erfordernisse des jeweiligen Zeitungstyps verschiedene Qualitätskriterien herausbilden, die einen boulevardmässigen Rückgriff auf Betroffene beschränken – insbesondere in der Elitezeitung NZZ. Unter Berücksichtigung der spezifischen Selektions- und Darstellungsweisen einzelner Zeitungslinien über die Zeit lassen sich allfällige Boulevardisierungstendenzen herausarbeiten.

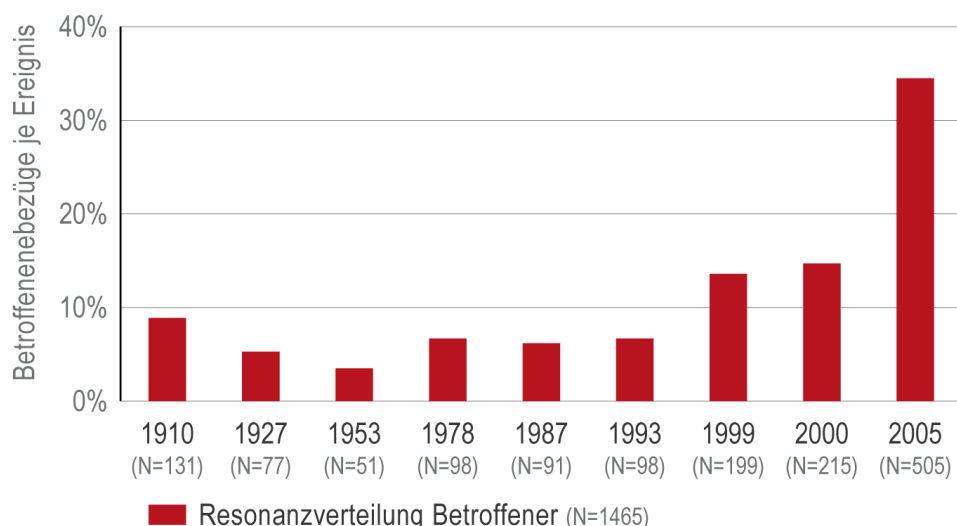
Was im Rahmen dieser Untersuchung mit "Betroffenheitskommunikation" gemeint ist, bezieht sich „ausschliesslich auf Meldungen von oder über direkt involvierte Personen und Kollektive, welche zum Zeitpunkt des Katastrophengeschehens oder im weiteren Ereignisverlauf materiell oder immateriell zu Schaden kommen. Betroffene können sowohl als Opfer, Bedrohte wie Gerettete u. a. in die mediale Darstellung eingehen. Ebenso wurde festgelegt, dass maximal bis 5 Akteure pro Artikel berücksichtigt werden können“ (Zemp 2005: 190). Dabei sind in den neun Unwetterkatastrophen (1910–2005) insgesamt 1465 Betroffenenbezüge registriert worden. Diese stammen aus insgesamt 452 Zeitungsbeiträgen, was hinsichtlich der Gesamtzahl von 619 analysierten Zeitungsberichten für Betroffene eine Medienpräsenz in rund drei Vierteln aller Beiträge bedeutet.

Die folgende Überblicksanalyse liefert erste Anhaltspunkte, in welchem quantitativen Ausmass die von Naturgewalten Betroffenen in der Presse Berücksichtigung fanden.

## 21.1 Veränderungen der Publizitätschancen Betroffener

Die folgende Analyse zeigt die Bedeutung, die den Betroffenen in Katastrophennachrichten im Zeitverlauf insgesamt zukam. Die Häufigkeit der redaktionellen Aktivitäten und Resonanz je Ereignis ist ein Indikator für deren Wichtigkeit. In Abbildung 45 sind die %-Anteile an der Gesamtzahl der Betroffenen (1465) je Katastrophe dargestellt. Pro Zeitungsbericht sind bis maximal fünf Betroffene co-diert worden.

**Abbildung 45: Publizität der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), Prozentanteile der Betroffenenbezüge je Ereignis**



Anhand der Resultate wird ersichtlich, dass die Intensität der Betroffenheitskommunikation beim Hochwasser 1910 (8.9%) erst wieder unter dem Eindruck der Katastrophen 1999 (13.6%), 2000 (14.7%) und 2005 (34.5%) erreicht bzw. deutlich übertroffen wird. Dabei sorgt allerdings das August-Hochwasser 2005, wie zu erwarten war, für ein neues Höchstmass an Medienaufmerksamkeit für Be-

troffene. Über ein Drittel an der gesamten Betroffenheitskommunikation ist allein in diesem Ereignis angefallen. Insgesamt in 505 ausgewiesenen Belegstellen verbreiten sich Informationen zum Kreis der Betroffenen. Aus diesem Informationsverhalten der Medien resultiert eine rund viermal höhere Publizität für die Risikoexponierten als beispielsweise 1910.

Da die massiven Publizitätsunterschiede zwangsläufig auch auf spezifisch historische Kontextbedingungen der Schadensschauplätze verweisen, steht hier die Frage im Zentrum, welchen Einfluss der Medienwandel auf die Erscheinungsform Betroffener besitzt. So ist ein erster wichtiger Hinweis bezüglich der These von Medieneffekten, dass bei allen sechs Ereignissen der Untersuchungsphase von 1978 bis 2005 nach einem Rückgang der Betroffenenpräsenz bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts seither Betroffene in zunehmendem Masse medienpräsent sind. Dabei weisen die drei Ereignisse 1978, 1987 und 1993 bezüglich der Intensität der Betroffenheitskommunikation erstaunlich ähnliche Werte (zw. 6.2% und 6.7%) auf. Hingegen prägt das Ereignis 1999 nach dieser Phase stagnierender Werte eine drastische Zunahme an Betroffenenpublizität um rund 100%. Auf ähnlichem Niveau fällt diese 2000 (14.7%) aus. Allerdings resultieren hier die 215 publizierten Betroffenen im Vergleich mit 1999 (199) aus einer bescheideneren Anzahl von nur 53 Zeitungsbeiträgen mit Betroffenen gegenüber 66 zum Beobachtungszeitpunkt 1999. Das heisst: Wenn im opferreichen Ereignis 2000 von Betroffenen die Rede ist, dann geschieht dies im Durchschnitt je Artikel intensiver.

Angesichts historisch grundlegender Unterschiede, wie intensiv Betroffene medienöffentlich präsent sind, hilft zur besseren Einordnung von zeitlichen Phasen der Ab- und Zunahme der Betroffenenpublizität, wenn wir kurz einen Blick auf ereignisbezogene Kontextbedingungen werfen. Es gibt Anzeichen, dass sich diese auf das Herstellen von Öffentlichkeit für Betroffene auswirken. Konzentrieren wir uns zuerst auf Katastrophenschauplätze von 1910, 1927 und 1953, wo die Betroffenheitskommunikation im Rahmen der Parteipresse bzw. parteinaher Zeitungen stattfindet. Bezüglich der Medienresonanz für die betroffene Bevölkerung 1910 zeigt sich, dass ihre Situation mit 131 Veröffentlichungen den Zeitungen verhältnismässig viel Anlass gab, darüber zu berichten. Der Grund für eine relativ hohe Präsenz Betroffener 1910 ist nicht weiter erstaunlich. Genauer besehen handelt es sich hier vom effektiven Ausmass mit 27 Toten um die opferreichste Katastrophe dieser Studie. Zugleich dürfen wir davon ausgehen, dass die Bevölkerung damals von Naturprozessen sowohl viel abhängiger als auch direkter betroffen war als in unserer Zeit. Ohne hierzu eine umfassende Analyse der sozialen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen der 1910er und 1930er Jahre vorzunehmen, sind die damaligen Lebensbedingungen zu bedenken. Anfang des 20. Jahrhunderts waren Präventionsmassnahmen und Schutzeinrichtungen, um derartige Unglücke aufzufangen, nur in kleinem Rahmen vorhanden. Da tragfähige Strukturen fehlten, verloren die Menschen durch Naturkatastrophen vielfach ihre ganze Existenz. Im Übrigen lebte die Schweizer Bevölkerung in viel prekäreren wirtschaftlichen Verhältnissen<sup>492</sup>. Die Kommunikationsverdichtung 1910 dokumentiert insofern die Reaktion der Zeitungen auf das Schicksal und die Ohnmacht der Betroffenen (vgl. Zemp 2005: 191). Zudem wissen wir aus vorausgehenden Ergebnissen, dass die Betroffenthematik auch damals ein zentraler Problemaspekt im medialen Diskurs darstellte (vgl. Kap. 16.1–16.3). Dies führte damals, wie etwa bei der Naturkatastrophe 1910, zu eigentlichen Mobilisierungsereignissen für die bedürftigen Opfer und durch die Presse initiierte oder mitgetragene Spendenwellen (vgl. Pfister 2004). Schon weit weniger präsent ist die bedrohte Bevölkerung in der Katastrophe 1927 mit 77 Belegstellen bzw. rund 5% Resonanzanteilen. Weiter nach unten zeigt ihre Publizitätskurve bis zum Ereignis 1953 mit 3.5% Anteilswerten bzw. begrenzt auf 53 Belegstellen. Vor dem Hintergrund, dass seit dem Ereignis 1910 das Ausmass der einzelnen Katastrophen sowohl in Bezug auf Todesopfer mit 12 im Jahr 1927, aber

<sup>492</sup> Damals hatten die Betroffenen für den erlittenen Schaden selber aufzukommen. Erst im modernen Sozialstaat und in der aufkommenden Versicherungsgesellschaft wurden einstige soziale Gefahren in institutionellem Rahmen reguliert. Schon daher war das Bemühen der Presse, die Situation der Opfer und Überlebenden aufzuzeigen, wichtig für das Aufkommen einer allgemeinen ersten Betroffenheit. Insofern hatte die Betroffenheitskommunikation eine stark soziale und politische Komponente: Erst öffentlichkeitswirksame Informationen der Medien machten die Not als auch den Bedarf an Hilfe von aussen erkennbar. Zudem lässt sich beobachten, dass sich die parteinahen Zeitungen von damals selbst aufklärend und kommentierend in die politische Auseinandersetzung einschalteten. An vorderster Front standen sie für die Hilfsbereitschaft wie auch die Organisation der Hilfe für die Betroffenen ein.

keinem einzigen 1953 zurückgeht als auch bezüglich der angefallenen Schadenssummen, dann scheint es plausibel, wenn sich analog dazu die betroffenenbezogene Aufmerksamkeit in den Medien abschwächt<sup>493</sup>. Insofern zeichnet der Bedeutungsverlust der Betroffenheitskommunikation bis 1953 in der Medienöffentlichkeit auch die sich real mildernden Auswirkungen solcher Katastrophen- und Schicksalslagen nach. So interpretiert, kann gemäss den empirischen Befunden von einer wechselseitigen Beziehung zwischen medialer und politischer Brisanz der Betroffenenproblematik ausgegangen werden. Letztere – so scheint es – lieferte damals eine wichtige Vorlage, welche Bedeutung bzw. Aufmerksamkeit das Naturereignis überhaupt in der Medienthematisierung gewinnen konnte. Dagegen prägt die Unwetterberichterstattung im Zeitraum von 1978 bis 2005 eine überaus intensivere Fokussierung auf die jeweiligen Betroffenen als beim Ereignis in den 1950er Jahren. Allerdings erklärt sich dieser quantitative Schub für die Betroffenen nicht mehr allein in Relation zu dem jeweiligen Schadensausmass bzw. den Todesopfern. Zwar vergrössert sich seit 1978 die Betroffenenpräsenz aufgrund der Boulevardpresse, deren Angebote jetzt auch in die Resultate einfließen. Dessen ungeachtet bestätigt sich auch für die Qualitätspresse diese erhöhte Bereitschaft, über Betroffene zu berichten.<sup>494</sup> Wie bereits angesprochen, erreichen Betroffene in den folgenden Katastrophen 1978 (98), 1987 (91) und 1993 (98) eine relativ ausgewogene Medienaufmerksamkeit. Das weist darauf hin, dass in dieser Zeitperiode Risikoexponierte jeweils relativ unabhängig von durchaus gegebenen ereignisspezifischen Katastrophenverläufen in den Medieninformationen Beachtung finden – beispielsweise im Hinblick auf klare ereignisspezifische Differenzen, was die Zahl der Todesopfer betrifft, die Schadenssumme oder die räumliche Ausdehnung der Katastrophe. Auch in Bezug auf die festgestellten Unterschiede des Berichterstattungsumfangs bzw. des effektiven Artikelaufkommens je Ereignis (vgl. Kap. 15) bleibt der Output an Informationen zur betroffenen Bevölkerung auf vergleichbarem Niveau erhalten. Beispielsweise ist das Katastrophengeschehen 1993 in den Medien insgesamt weniger ausführlich behandelt worden als 1987. Wichtiger Erklärungsgrund für diese Wende dürfte sein, dass der Strukturwandel des Mediensystems als Katalysator wirkt und die veränderten Aufmerksamkeits- und Selektionslogiken in der aufkommenden Forums- und Boulevardberichterstattung zum Tragen kommen. Was schliesslich in noch deutlich ausgeprägterem Masse zu einem Aufschwung der Kontaktaufnahmen mit Betroffenen bei den Ereignissen 1999, 2000 und insbesondere 2005 beiträgt. Wie noch zu zeigen ist, spielt für mediale Aufmerksamkeit, die Betroffenen zuteilwird, die inhaltliche Erweiterung und stärkere Gewichtung von Human-Interest-Beiträgen in der Katastrophenberichterstattung eine wichtige Rolle. Wie weit diese Entwicklung letztlich von medialen Wandlungsprozessen abhängig zu machen ist, wird anhand weiterer Analysen verifiziert.

## Fazit

Bei allen Ereignissen der Untersuchungsphase 1978–2005 fällt auf, dass nach einem Rückgang der Betroffenheitskommunikation von 1910 bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts eine Phase der stärkeren Betroffenheitskommunikation einsetzt. Es handelt sich um eine eigentliche Rückkehr der Relevanz Betroffener in die Medienöffentlichkeit. Im Unterschied zu den Ereignissen 1910, 1927 und 1953 lässt allerdings die Medienpräsenz Betroffener in den späteren Ereignissen kaum mehr Rückschlüsse etwa auf das Ausmass der Problematik der Betroffenen oder auf die Anzahl der Todesopfer zu. Da die Informationen zur Situation Betroffener tendenziell mit steigender Kommerzialisierung des Mediensystems anschwellen, ist es sehr plausibel, dass der Medienwandel sich auf den Beachtungsgrad von Betroffenen auswirkt. Aufgrund veränderter Selektions- und Darstellungslogiken im Journalismus passen Katastrophenbetroffene punktgenau ins Kriterienraster sowohl einer attraktiven

<sup>493</sup> Berücksichtigen wir die gesellschaftliche Entwicklung der Schweiz in den dazwischenliegenden Jahrzehnten, so wird im Modernisierungsprozess aufgrund vielfältiger Innovationen das Leben tatsächlich immer sicherer und versicherbarer. Und wohlbegründet zeigt sich das anhand der geringer ausfallenden Anzahl von Toten.

<sup>494</sup> Ohne die Ergebnisse der Boulevardpresse setzt sich das Verlaufsmuster im Sample der Qualitätspresse nämlich ab 1953 folgendermassen fort: 1978 sind es 72 Betroffene, 1978 sind es 59, 1993 deren 74 und 1999 schliesslich deren 164. Da der Blick beim Ereignis 2000 über die Hälfte der Betroffenheitskommunikation ausmacht, fallen die Fallzahlen in den übrigen Zeitungen hier deutlich tiefer aus (103). Unter Ausschluss der Blick-Berichterstattung fallen beim Extremereignis 2005 mit 404 Betroffenen allerdings die Resultate sehr hoch aus.

Verwertung als auch Darbietung von Informationen. Deswegen werden sie häufiger in die Berichterstattung einbezogen – insbesondere seit den ausgehenden 1990er Jahren. Diese erneute Steigerung der Betroffenheitskommunikation in Medieninhalten deutet auf die sich weiter verschärfenden strukturellen und ökonomischen Herausforderungen seit dem Verschwinden der Parteipresse hin, denen die Tageszeitungen mit erneuten Anpassungen zu begegnen haben. Selbstverständlich dürften für diesen Trend neben der Medienstimulierung auch gewisse äussere Auslöser eine Rolle spielen. Ebenso sind weitere Einflussfaktoren wie die ereignisspezifische Dauer der Bedrohungslage, eine generelle Häufung von Natur- und Technikkatastrophen oder ein sich veränderndes Bedrohungsempfinden in der Gesellschaft, bzw. der Wert der Sicherheit nicht auszuschliessen (vgl. Zemp 2005: 192). Entsprechend sind die Nachweise zu Veränderungen der Medienaufmerksamkeit und das Wissen über Verbindungen zu übergeordneten Prozessen des Medienwandels noch recht vage. Um die Effekte des Medienwandels einordnen zu können, ist genauer zu untersuchen, welche Wandlungsprozesse sich auf der inhaltlichen Ebene der Fokussierung auf Betroffene im Untersuchungszeitraum vollziehen. In diesem Zusammenhang dürfte sich im Prozess eines sich von traditionellen Institutionen emanzipierenden Mediensystems ebenso die Art des Bezugsrahmens ändern, aus denen die Publizität Betroffener resultiert. Mit dem thematischen Kontext der medialen Aufmerksamkeit für Betroffene befasst sich die nachfolgende Analyse.

## 21.2 Publizitätschancen Betroffener und thematische Kontexte ihrer Medienpräsenz

Gemäss Hypothese 2c zu postulierten Änderungen im Bild Betroffener unter kommerziellen Bedingungen des Mediensystems kann als weitere Variable der thematische Rahmen aufschlussreiche Hinweise zu diesbezüglichen Medieneffekten geben. Anhand einer historischen Perspektive auf die Themenprofile lässt sich weiter präzisieren, aus welchen Berichtsgegenständen sich die unterschiedlichen Publizitätschancen für Betroffene im Zeitverlauf ergeben. Dazu wird die Art der veröffentlichten Hauptthemen über die drei verschiedenen Untersuchungszeiträume 1910–1953, 1978–1993 sowie 1999–2005 verglichen, in denen Katastrophenbetroffenen unübersehbar eine unterschiedliche Medienpräsenz zuteilgeworden ist.<sup>495</sup>

**Tabelle 31: Themenbezüge medienöffentlicher Aufmerksamkeit für Betroffene in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), verglichen über drei Zeitperioden 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005**

Themenbezug	1910–1953 N = 74		1978–1993 N = 94		1999–2005 N = 284		Total N* = 452	N*
Human Interest	5.4%	4	12.8%	12	26.8%	76	20.4%	92
Schadensausmass/Folgen	0%	0	9.6%	9	3.9%	11	4.4%	20
Allgemeiner Katastrophenverlauf	28.4%	21	20.2%	19	15.8%	45	18.8%	85
Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze	13.5%	10	12.8%	12	8.1%	23	10%	45
Rückblick/Geschichte/Zukunftserwartungen	1.4%	1	0%	0	5.3%	15	3.5%	16
Wirtschaft/Arbeit	2.7%	2	6.4%	6	10.9%	31	8.6%	39
Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung	10.8%	8	12.8%	12	6.7%	19	8.6%	39
Wissenschaft/Technik	5.4%	4	6.4%	6	6.7%	19	6.4%	29
Natur/Umweltprobleme	1.4%	1	2.1%	2	3.5%	10	2.9%	13
Private Hilfe/organisierte Solidarität	6.8%	5	7.4%	7	3.5%	10	4.9%	22
Offizielle Situation Direktbetroffener	18.9%	14	4.3%	4	2.5%	7	5.5%	25
Versicherung/Entschädigung	4.1%	3	2.1%	2	2.1%	6	2.4%	11
Unterhaltung/Prominenz/Kultur	1.4%	1	0%	0	1.8%	5	1.3%	6
Religion/Kirche	0%	0	0%	0	0.7%	2	0.4%	2
Anderes Thema	0%	0	3.2%	3	0.7%	5	1.8%	8
<b>Total</b>	<b>100%</b>	<b>74</b>	<b>100%</b>	<b>94</b>	<b>100%</b>	<b>284</b>	<b>100%</b>	<b>452</b>

N\* mit 452 Belegstellen entspricht dem Total aller Artikel mit Bezug zu einem bis maximal fünf Betroffenen.

<sup>495</sup> Naheliegender wäre auch ein Vergleich der Themenbezüge der vier Zeitungen. Aufgrund der geringen Fallzahlen muss darauf verzichtet werden.

Wie Tabelle 31 zeigt, erlangen Betroffene Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Ereignis 1953 ausser im Rahmen der Beschreibung der Fakten zum allgemeinen Katastrophenverlauf (28.4%) mit dem Thema "Offizielle Situation Direktbetroffener" (18.9%) Publizität. Folglich nehmen Diskussionen um die soziale Problematik, die sich aus ihrer Notlage ergibt, eine wichtige Rolle ein, sodass Betroffene Anfang des 20. Jahrhunderts häufig in der Berichterstattung aufschienen. Wenn immerhin rund jeder fünfte Artikel diese Problemwahrnehmung aufgreift, so kann das Fazit somit heissen: Die öffentliche politische Bedeutung dieses Themas ist als bedeutsam einzustufen, die Publizität Betroffener auch durch und durch ein politisch relevantes Thema. Denn abgesehen von dieser Aufmerksamkeitspriorität erhalten Betroffene im Zusammenhang mit "Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze" Publizität (13.5%) sowie im Zusammenhang mit Sachverhalten betreffend "Sicherheit/Rettungsarbeiten/Folgebewältigung" (10.8%). Diese beiden letzten Dimensionen tragen mit ähnlichem Gewicht auch in der Phase 1978–1993 zum Zugang zu den Medien bei. Demgegenüber büssen frühere Probleme und Anliegen zur "Offiziellen Situation Betroffener" als eine wichtige Determinante der Betroffenenkommunikation Anfang des 20. Jahrhunderts massgeblich an Thematisierungskraft ein. Individuelle Notlagen Betroffener erringen nur noch in rund jedem neunten Beitrag Medienpräsenz. Dabei scheint klar, dass einsetzende Bekämpfungsmassnahmen politischer und staatlicher Instanzen diese soziale Problematik mildern und somit aus der Medienbeachtung weitgehend zurückdrängen.

Demgegenüber ergeben sich im Zeithorizont der Ereignisse 1978–1993 mehr Publizitätschancen für Betroffene allein dadurch, dass Medien einzelnen Schicksalslagen Betroffener tendenziell mehr Beachtung schenken. Das heisst: Der Anteil an Human-Interest-Angeboten (12.8%) rückt in dieser Zeitperiode 1978–1999 tendenziell stärker in den Vordergrund. Bedeutender werden Betroffene zudem im Zusammenhang mit der neu aufkommenden Problemperspektive "Schadensausmass/Folgen" (9.6%), wobei dieser Betroffenenbezug in der späteren Untersuchungsdekade nicht mehr dieses thematische Gewicht hat. Nach den bisherigen Resultaten nicht anders zu erwarten, ist Human Interest in der jüngsten Zeitphase 1999–2005 als wichtigstes Thema für die Medienpräsenz Betroffener auszumachen. Als eine offensichtliche Konsequenz der kommerziellen Presse steigert sich diese Zugänglichkeit in den jüngeren Ereignissen auf gut jeden vierten Medienbeitrag (26.8%). Diese nun typisch den Voyeurismus bedienende Berichterstattung verändert stark den Thematisierungsprozess Betroffener im Journalismus. Vor dem bereits diskutierten Hintergrund einer wachsenden dramaturgischen Notwendigkeit, die Zeitungslesenden gleichwohl mit "interessanten" Betroffenenberichten zu bedienen, wird eine stark entpolitisierte Dimension der Betroffenenendarstellung bedeutsam. Absolut gesehen werden Betroffene in Verbindung mit Schicksalsgeschichten und Kuriositäten in 76 Medienbeiträgen publik. In der Zeitperiode 1978–1993 begrenzte sich diese Art des Betroffenenbezuges auf insgesamt zwölf Human-Interest-Beiträge, und lediglich vier resp. 5.4% der Themenentscheidungen waren 1910–1953 dazu ausschlaggebend. Human Interest als eine eindeutig unpolitische Art und Weise der Darstellung von Betroffenen hat den Effekt, dass allein durch diese aufkommende Themenrelevanz im Journalismus letztlich auch in den Nachrichten die Medienaufmerksamkeit für einzelne Ereignisse in die Höhe getrieben wird; dies erklärt letztlich auch die massgeblich erhöhte Medienpräsenz von einzelnen Katastrophen vor allem seit den späteren 1990er Jahren. Weiterhin spielen Mediendarstellungen des "Allgemeinen Katastrophenverlaufes" für die betroffenenbezogene Wirklichkeitsdarstellung eine wichtige Rolle, wobei diese reine Faktendarstellung mit einem 15%-Anteil 1999–2005 im Vergleich zu 1910–1953 zwar nur noch halb so viel Gewicht hat, aber dennoch an zweitwichtigster Position zur Medienpräsenz der Risikoexponierten beiträgt. Zudem lässt sich über die Zeit eine ansteigende Bedeutung des Kontextes "Wirtschaft/Arbeit" ausmachen. Dieser Zusammenhang rückt von einem Randthema zum drittwichtigsten Aspekt für Betroffenenpublizität 1999–2005 (10.9%) vor. Es handelt sich um Problemdarstellungen, die wirtschaftliche Belange und Interessen Betroffener tangieren. Darunter fallen etwa Beeinträchtigungen allgemeiner Arbeits-, Produktions- oder Geschäftstätigkeiten, wenn Starkniederschläge durch Verkehrsunterbrüche, zerstörte Anlagen, ausbleibende Feriengäste, Ernteauffälle etc. zur Herausforderung für Betroffene werden.

Dieser Bezugsrahmen rangiert als Anstoss für die mediale Betroffenheitskommunikation mittlerweile vor dem politischen Rahmen bzw. der Kategorie "Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze" (8.1%). Neuerdings angesprochen werden Betroffene im Zusammenhang mit dem Risiko kalkulierenden Thema "Rückblick/Geschichte/Zukunftserwartungen" (5.3%), während sich das historisch länger etablierte Katastrophenthema "Wissenschaft/Technik" schon immer in begrenztem Rahmen (Ø 6.4%) als Publizitätsquelle erwies.

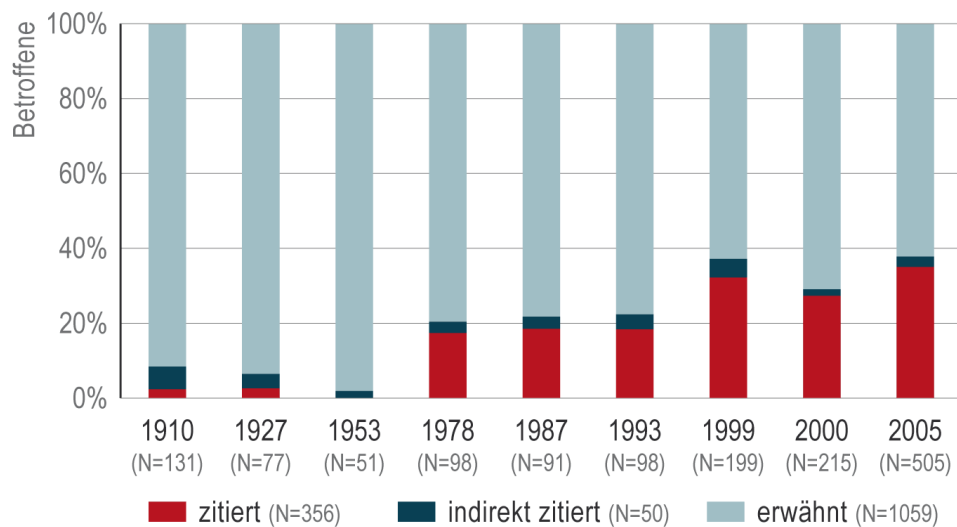
## Fazit

Vor dem Hintergrund fundamentaler Wandlungsprozesse der Medien ergibt sich für Betroffene eine neue Omnipräsenz in der schweizerischen Medienlandschaft, die sich unter anderem aus einer Verlagerung der Nachrichten in Richtung der Schicksalsbewirtschaftung ergibt. Das heisst, veranlasste ursprünglich die soziale Problematik und Art der Not der betroffenen Menschen die damaligen Parteizeitungen, darüber zu berichten, passieren Informationen zu Betroffenen die Auswahlsschranken in ökonomisch orientierten Zeitungsredaktionen aus anderen Motiven: Eben weil Human Interest zulässiger wird, generiert in besonders starkem Masse eine andere Wirklichkeit der betroffenen Bevölkerung Medienaufmerksamkeit. Aufgrund dieser neuen Themenpriorität, insbesondere um die Wende zum 21. Jahrhundert, kehrt die Problemvirulenz Betroffener in die Medienöffentlichkeit zurück. Wobei sich in Abhängigkeit davon viele für die Öffentlichkeit unwichtige Informationen zur Realität Betroffener jedenfalls vor durchaus andere, wichtige Realitätsbilder stellen, die unterschiedlich problematische Seiten des Betroffenseins vermitteln. Als auffallend neue Problembezüge für die medienöffentliche Präsenz Betroffener können ökonomische und die Arbeitswelt betreffende Realitäten ausgemacht werden. Zudem kommt Publizität für Betroffene im Journalismus weiterhin allein durch Faktendarstellungen bzw. Beschreibungen des allgemeinen Katastrophenverlaufes zustande. Jedoch besitzt dieser Output ein geringeres Gewicht in der Themenstruktur kommerzialisierter Presseprodukte. Hingegen trägt eine unterhaltende und die Neugier befriedigende Sensationsmache sowie die gleichzeitige Steigerung der Medienaktivitäten dazu bei, dass Katastrophen zusammen mit ihren Betroffenen umfangreicher sichtbar werden und mithin auch das Leid und das Kuriose, das solche Ereignisse stets mit sich bringen.

## 21.3 Veränderungen der Artikulationschancen Betroffener

In der folgenden Analyse beschäftigt uns ein weiterer Indikator zum Einfluss des Strukturwandels der Medien in Bezug auf den Repräsentationsstil der Betroffenen. Nicht nur die Häufigkeit der Medienpräsenz Betroffener bestimmt das "Bild" mit, dass sich von ihrer Situation als zu Schaden Gekommene vermittelt, sondern auch das "Wie" der Form, in der ihre Perspektive repräsentiert wird. Gemäss Hypothese 2c gilt es zu überprüfen, ob sich ein verändertes Bild der betroffenen Bevölkerung und ihren Schicksalen in den Medien vermittelt, weil die Presse in personalisierter Form und demnach entlang von direkten Aussagen und durch Zitate präsentiert, die Wirklichkeit der Betroffenen darstellt. Werden Artikulationsbefugnisse eingeräumt, dann zeigt sich zwangsläufig eine undistanzierte, sehr konkrete und personalisierte Sicht ihrer Bedrohungslage. Werden stattdessen Betroffene im Rahmen einer beschreibenden Erfassung nur "erwähnt" und somit nur diffus in den Medien sichtbar, vermittelt sich ein anderes Bild, als wenn diese mit ihren Problemwahrnehmungen oder Schicksalsmomenten "direkt" oder "indirekt" ungefiltert zu Wort kommen (Zemp 2005: 192). Die folgende Abbildung zeigt die Resultate zu den eingeräumten Artikulationsbefugnissen im Zeitverlauf.

**Abbildung 46: Artikulationschancen von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**



Deutlich ist zu erkennen, wie Betroffenen erst im Rahmen der Berichterstattung über Katastrophen seit den 1970er Jahren grössere Artikulationschancen zukommen und JournalistInnen ihre Aussagen jetzt weit häufiger ungefiltert publizieren. Gleichzeitig weisen die ermittelten Werte zu zitierten Betroffenen zum Ausklang des Jahrtausends 1999–2005 eine deutliche Steigerung auf gegenüber dem Niveau, wie sich Betroffene in den drei Katastrophen im Zeitraum von 1978 bis 1993 jeweils äussern konnten. So beträgt hier der Anteil der Zitate gleichförmig knapp 20%, während sich dieser Trend für die späteren Ereignisse deutlich in Richtung 30% entwickelt. Sowohl im Betroffenenendiskurs 1999 (32.3%) als auch 2005 (34.5%) mit den höchsten Anteilen direkter Äusserungen sind diese 30% personalisierter Berichterstattung klar überschritten. Hingegen kamen Betroffene zu Beginn des 20. Jahrhunderts und zumindest noch bis zum Katastrophenereignis in den 1950er Jahren kaum zu Wort. Zu gut über 90% in der Berichterstattung 1910 und 1927 oder wie 1953 zu beinahe 100%, d. h. mit nur einem indirekten Zitat, wurden Betroffene in einer faktischen, neutralisierenden Sprache beschrieben. Es fällt zudem auf, dass in der damaligen Parteipresse tendenziell noch eher das indirekte Zitieren von Betroffenen zum Zuge kam als die Übernahme des direkten Wortlautes einer Äusserung. Im Unterschied zum Zitieren in der Betroffenheitskommunikation bleibt der Stellenwert der indirekten Wortübernahmen über die Zeit kaum Veränderungen unterworfen. Folgerichtig handelt es sich in der Betroffenheitskommunikation bis heute um ein Randphänomen in der Presse.

Aufgrund der ausserordentlich geringen Chancen Betroffener, wörtlich oder allenfalls indirekt zitiert in Zeitungspassagen publik zu werden, bleibt die betroffene Zivilbevölkerung mit ihren Katastrophenerfahrungen in den Medien aus Distanz und insgesamt nur vage erkennbar.

Eine völlig andere Charakteristik nimmt die medial erschlossene Wirklichkeit Betroffener an, wenn sie neben der beschreibenden Darstellung seit den späten 1970er Jahren immer häufiger im Originalton Medienpräsenz erlangen. Sobald von Katastrophen überraschte Menschen zunehmend häufiger selbst zu Wort kommen, hat diese Darstellungsweise der Medien ersichtliche Konsequenzen für die Art und Weise, wie sich deren aktuelle Notlage präsentiert. Aufgrund der Definitionsmacht, die den Betroffenen zugestanden wird, gelangen deren individuell geprägten Bedrohungsbilder und –erfahrungen in den Mittelpunkt der medialen Darstellung, was letztlich die Emotionalität der Medienkommunikation verstärkt. Inwieweit die Präsenz individualisierter Betroffener in der Berichterstattung im Zeitverlauf Veränderungen unterliegt, beschäftigt uns in einer späteren Analyse (vgl. Kap. 21.5–21.6).



## 21.4 Veränderungen der Publizitäts- und Artikulationschancen Betroffener im Zeitungsvergleich

Nach der Diskussion von bislang generellen Befunden zur Betroffenheitskommunikation interessieren uns immer auch die Entwicklungen einzelner Zeitungstitel. Gemäss Hypothese 2e ist vor dem Hintergrund der Auflösung der Parteipresse seit den 1960er Jahren und der Herausbildung eines stark kommerzialisierten Mediensystems die Behauptung zu überprüfen, ob sich die Folgeeffekte in unterschiedlichem Ausmass auf die medialen Selektions- und Darstellungslogiken einzelner Zeitungstitel niederschlagen.

Aus Tabelle 32 bis 35 ist anhand der Befunde zu den vier Zeitungen einerseits zu erkennen, mit welchem Engagement sie den jeweiligen Betroffenen der Unwetter im Zeitverlauf Aufmerksamkeit verliehen haben. Andererseits werden ebenso die Artikulationschancen erkennbar, die ihnen hierbei gewährt wurden. Entscheidende Indizien zu den Auswirkungen einer stark durch ökonomische Komponenten angetriebene Betroffenheitskommunikation ergeben sich aus dem Vergleich der vier Zeitungstitel und den Beobachtungen zu redaktionsinternen Veränderungen der Aufmerksamkeits- und Darstellungslogik über die Zeit. Ein differenzierteres Bild zu den strukturwandlungsbedingten Auswirkungen der Medien auf das Bild Betroffener gewinnen wir, wenn sich – wie noch zu sehen ist – die Elitezeitung NZZ mit einer diametral entgegengesetzten Entwicklung in der Betroffenenwahrnehmung positioniert. Für die vier redaktionellen Linien zeigen sich im Zeitverlauf folgende Veränderungen:

### Neue Zürcher Zeitung

Die wenigsten Betroffenen im Datensample kommen mit einem Anteil von knapp 20% bzw. 291 Belegstellen aus der Neuen Zürcher Zeitung. Rund jedem 17. Betroffenen ist eine Artikulationschance in Form eines Zitates zuerkannt worden.

**Tabelle 32: Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Artikulationschance Betroffene	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	1.9%	2.1%	0%	0%	0%	4%	5.3%	13.8%	12.5%	5.8%
	1	1	0	0	0	1	1	4	9	17
indirekt zitiert	0%	4.2%	4.5%	0%	0%	8%	15.8%	6.9%	6.9%	5.2%
	0	2	1	0	0	2	3	2	5	15
erwähnt	98.1%	93.8%	95.5%	100%	100%	88%	78.9%	79.3%	80.6%	89%
	51	45	21	18	6	22	15	23	58	259
<b>Total (N* = 291)</b>	<b>52</b>	<b>48</b>	<b>22</b>	<b>18</b>	<b>6</b>	<b>25</b>	<b>19</b>	<b>29</b>	<b>72</b>	<b>291</b>
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>17.9%</b>	<b>16.5%</b>	<b>7.6%</b>	<b>6.2%</b>	<b>2.1%</b>	<b>8.6%</b>	<b>6.5%</b>	<b>10%</b>	<b>24.7%</b>	<b>100%</b>
	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 291 Belegstellen entspricht dem Total der publizierten Betroffenen mit bis zu maximal fünf codierten Betroffenen je Artikel.

Entgegen dem allgemeinen Trend der Zeitungslandschaft sind es in der NZZ die historischen Ereignisse 1910 (17.6%) und 1927 (16.5%), bei denen die Aufmerksamkeit für Betroffene umfangreich ausfällt. Rund 50 Mal steht die Not der Menschen im Fokus. Diese Befunde passen zu historischen Studien zur Rolle von Katastrophen als nationale Mobilisierungsereignisse, die das Engagement der Zeitung NZZ für die betroffene Bevölkerung namentlich erwähnen. So etwa bei der Initiierung von Spendenaktionen mittels Berichten von den Unglücksstätten, die darauf abzielten, „Emotionen zu wecken und die Leser zum Spenden zu animieren“ (Pfister 2004: 68). Hingegen lässt sich bei den späteren Katastrophen erkennen, wie in den Augen der NZZ die Dringlichkeit der Betroffenenproblematik sowohl 1953 (7.6%), 1978 (6.2%) als auch 1987 (2.1%) zurückgeht. Obwohl Betroffene 1987 mit nur gerade 6 Erwähnungen besonders wenig präsent sind, erreichte die Katastrophe 1987 mit

acht Toten in der NZZ allerdings mehr Aufmerksamkeit, als dies noch für die Ereignisse 1978 und 1953 der Fall war (vgl. Kap. 15.1). Trotz einer tendenziell wieder ansteigenden Beachtung seit den 1990er Jahren mit 25 repräsentierten Betroffenen für die Katastrophe von Brig 1993 (8.6%), 19 beim Hochwasser 1999 (6.5%) und 29 beim opferreichen Ereignis 2000 (10%), bleibt in der NZZ, abgesehen vom Ausnahmeereignis 2005 (24.7%) mit 72 Belegstellen, die Brisanz der Betroffenenproblematik weit unter dem Niveau der früheren Einschätzungen von 1910 und 1927. Allerdings sind beim Ereignis 2005 auch mehr als doppelt so viele Artikel als etwa 1910 erschienen.

Jedenfalls belegen diese Daten, dass in der schweizerischen Presselandschaft die NZZ das Thema "Betroffene" viel selektiver aufgreift als andere Zeitungen. Im Übrigen bestätigt sich mit Blick auf die Artikulationschancen, dass Betroffene äusserst selten direkt zu Wort kommen. Mit einem tiefen Anteil von insgesamt nur gerade 5.8% sind Betroffene in der NZZ im Originalton präsent. Zusammen mit einem ähnlichen Anteil von indirekten Zitaten (5.2%) bleiben Betroffene zu rund 90% in der NZZ in einer vorherrschenden narrativen Form dargestellt, wie es sonst in keiner der anderen Zeitungen der Fall ist. Wobei diese auf Distanz beruhende Darstellungslogik vor allem für die sechs Ereignisse 1910 bis 1993 mit Werten zwischen rund 90% und 100% ausgeprägter ist als für jene drei Unwetter von 1999 bis zum Ereignis 2005 mit Werten um die 80%.

So zeigen die Befunde zu den jüngeren Ereignissen 1999, 2000 und 2005, dass zitierte Betroffene oder indirekte Bezugnahmen in der Summe immerhin 20% ausmachen. Dies ist ein Hinweis auf strukturwandlungsbedingte Effekte bzw. moderate Anpassungserscheinungen an Trends. Insofern als Novum zu erwähnen, aber von den Fallzahlen her mit entsprechender Vorsicht zu interpretieren, erweist sich in der Betroffenheitskommunikation 2000 und 2005, dass sich zitierte Betroffene im Verhältnis zu indirekt zitierten besser positionieren können. Das lässt vermuten, dass für Betroffene, die zu Wort kommen, die Barriere auch in der NZZ tendenziell durchlässiger wird bzw. weiter werden dürfte. Jedenfalls gibt es plausible Indizien, dass bedingt durch die hohe Konkurrenz und krisenhafte Erschütterungen der Zeitungslandschaft selbst die Elitezeitung zu gewissen Anpassungen schreiten muss.

Insgesamt hat aber der fortschreitende Strukturwandel des Mediensystems seit dem Niedergang der Parteipresse in der Aufmerksamkeitslogik der NZZ kaum einen tiefgreifenden Perzeptionswandel der Betroffenen nach sich gezogen. Ein objektiv beschreibender Bezugsrahmen bestimmt in hohem Masse ihre Thematisierung in der NZZ auch im neuen Jahrtausend. Waren Betroffene Auslöser für Berichterstattung vor allem am Anfang des Untersuchungszeitraumes und wird ihnen danach insgesamt keine aussergewöhnliche Bedeutung mehr eingeräumt, so ist diese Langzeitentwicklung vor dem Hintergrund von Qualitätsansprüchen der NZZ zu sehen. Bei der allgemein auf politisches Interesse ausgerichteten Zeitung wird der Betroffenheitskommunikation nur eingeschränkt Bedeutung beigemessen.

## Tages-Anzeiger

Hinsichtlich der Aufmerksamkeit im TA für Betroffene im gesamten Untersuchungszeitraum sind mit 419 Belegstellen und einem Anteil von 28.5% am Total sehr ähnlich viele Betroffenenbezüge festzustellen wie im VA bzw. in der NLZ. Betrachtet man die Artikulationschancen im TA für Betroffene über alle Ereignisse, dann sind diese ungleich stärker ausgeprägt als in der NZZ. Rund jede fünfte Aussage (21.5%) findet als Zitat ihren Niederschlag. Zusammen mit indirekten Zitaten (4.1%) erweitern sich die Artikulationschancen auf insgesamt 25%. Allerdings positioniert sich die redaktionelle Linie mit diesen Werten in deutlicher Distanz zum Vorkommen von direkten Wortmeldungen Betroffener in VA/NLZ und der Boulevardpresse BK, wo rund jeder dritte Betroffenenbezug insgesamt unter diese Kategorie fällt.

**Tabelle 33: Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Artikulationschance Betroffene	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	4.2%	0%	0%	26.7%	6.7%	25%	37.1%	21.3%	26.5%	21.5%
	2	0	0	12	1	9	23	13	30	90
indirekt zitiert	10.4%	0%	0%	6.7%	0%	5.6%	1.6%	1.6%	4.4%	4.1%
	5	0	0	3	0	2	1	1	5	17
erwähnt	84.4%	100%	100%	66.7%	93.3%	69.4%	61.3%	77%	69%	74.5%
	41	23	16	30	14	25	38	47	78	312
<b>Total (N* = 419)</b>	<b>48</b>	<b>23</b>	<b>16</b>	<b>45</b>	<b>15</b>	<b>36</b>	<b>62</b>	<b>61</b>	<b>113</b>	<b>419</b>
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>11.5%</b>	<b>5.5%</b>	<b>3.8%</b>	<b>10.7%</b>	<b>3.6%</b>	<b>8.6%</b>	<b>14.8%</b>	<b>14.6%</b>	<b>27%</b>	<b>100%</b>
	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 419 Belegstellen entspricht dem Total der publizierten Betroffenen mit bis zu maximal fünf codierten Betroffenen je Artikel.

Weiter ist im Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung des Mediensystems beim TA festzustellen, dass wir es vor allem in den jüngeren drei Ereignissen 1999 bis 2005 mit einer Berichterstattung zu tun haben, in der einerseits über Betroffene am intensivsten berichtet wird. Andererseits beruhen vor allem 1999 (37.1%) und 2005 (26.5%), aber im geringeren Ausmass wieder bei der opferreichen Katastrophe 2000 (21.3%) diesbezügliche Verlautbarungen auf ihren Zitaten. Was diese Aufmerksamkeit für Betroffene betrifft, die im direkten Wortlaut vermittelt werden, kündigt sich diese Tendenz im Informationsverhalten des TA bereits in den 1970er Jahren an. So schafft der TA beim Unwetter 1978 nicht nur relativ viel Publizität für Betroffene (45), sondern in rund jeder vierten Aussage (26.7%) dient der TA direkt als Sprachrohr. In deutlichem Unterschied zu den Ereignissen 1910 bis 1953, wo zwar in Reaktion auf die opferreiche Katastrophe 1910 auch die Informationen über Betroffene (55) massgeblich höher ausgefallen sind als 1927 (23) und 1953 (16), kamen sie bislang kaum je zu Wort. Was das Zitieren Betroffener zum Untersuchungszeitpunkt 1978 betrifft, lässt sich dieser Trend gleichzeitig nur in der Boulevardpresse BK nachzeichnen – jedoch fällt im BK 1978 der Anteil an Wortbeiträgen sogar geringer aus als im TA. Offensichtlich setzen sich strukturwandlungsbedingte Veränderungen des Repräsentationsstils Betroffener im TA vergleichsweise früher ein als beim Parteiblatt VA bzw. dem Nachfolgeblatt NLZ.

Das Veröffentlichen personalisierter Eindrücke betroffener Menschen, die wie 1978 an die Leserschaft weitergereicht werden, attraktiviert unbestritten die Betroffenenkommunikation im TA bereits seit den 70er Jahren<sup>496</sup>. Wie zumindest das Ereignis 1987 mit nur einem zitierten Betroffenen illustriert, kann dieser Stellenwert von durchaus situativen Faktoren abhängig sein. Im Zusammenhang mit der relativ geringen Publizität, die im TA den Betroffenen (15) bzw. dieser "ausserregionalen" Katastrophe insgesamt zukommt, erfolgt die Informationsvermittlung an die Leserschaft erneut vorwiegend in Form von Verlautbarungen von Betroffenen. Mit dem redaktionellen Entscheid, dem Hoch-

<sup>496</sup> Das Zitieren bzw. ein personalisierter Repräsentationsstil ist ein in der Boulevardpresse beheimateter Repräsentationsstil.

wasser wenig Berichterstattung einzuräumen, bleiben dann wohl die Recherchetätigkeit und persönliche Kontaktaufnahme mit Betroffenen per se begrenzt, um ihre persönlichen Eindrücke zu erfahren.

In Verbindung mit der tendenziell erhöhten Beachtung Betroffener im TA und einem veränderten Repräsentationsstil erschliesst diese neue Kommunikationsbasis andere Zugänge zur Wirklichkeit von Betroffenen. Unter anderem bedeutet dieser Trend für die zu Wort kommenden Risikoexponierten einen Zugewinn an Macht über die Situationsdefinition vor Ort des Katastrophengeschehens.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

Mit insgesamt 431 Betroffenenbezügen und einem Anteil von 29.4% am Total ist in VA/NLZ für die neuen Ereignisse am meisten Publizität für die Geschädigten nachzuweisen. Rund ein Drittel davon ist durch direkte Wortmeldungen in die Berichterstattung eingegangen.

**Tabelle 34: Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Artikulationschance Betroffene	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	0%	16.7%	0%	0%	20.5%	30.8%	34.1%	63.3%	42.7%	33.6%
	0	1	0	0	8	4	28	7	97	145
indirekt zitiert	9.7%	16.7%	0%	0%	7.7%	0%	3%	0%	1.8%	3.2%
	3	1	0	0	3	0	3	0	4	14
erwähnt	90.3%	66.7%	100%	100%	71.8%	69.2%	62.2%	36.4%	55.5%	63.1%
	28	4	13	9	28	9	51	4	126	271
<b>Total (N* = 431)</b>	<b>31</b>	<b>6</b>	<b>13</b>	<b>9</b>	<b>39</b>	<b>13</b>	<b>82</b>	<b>11</b>	<b>227</b>	<b>431</b>
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>7.2%</b>	<b>1.4%</b>	<b>3%</b>	<b>2.1%</b>	<b>9%</b>	<b>3%</b>	<b>19%</b>	<b>2.6%</b>	<b>52.7%</b>	<b>100%</b>
	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 431 Belegstellen entspricht dem Total der publizierten Betroffenen mit bis zu maximal fünf codierten Betroffenen je Artikel.

Im Zeitungsvergleich zeigt sich, dass in VA/NLZ in der ganzen Zeitphase von 1910 bis zum Ereignis 1978 am wenigsten über Betroffene berichtet wird. Ausser beim Hochwasser 1910 (31) sind sie 1927 (6) und bis 1978 (9) auffallend wenig präsent. Das überrascht nicht, denn entsprechend zurückhaltend fällt damals die Katastrophenberichterstattung aus. Auch in Bezug auf ihre Darstellung ergeben sich bis 1978 kaum Beiträge, in denen ihre Standpunkte direkt oder in indirektem Wortlaut medial vermittelt werden, während sich dieser Trend im Forumsblatt TA 1978 bereits deutlich abzeichnet. Dagegen verändert sich seit den 1980er Jahren massgeblich die Charakteristik der Betroffenheitskommunikation. Neben dem stetigen Bedeutungszuwachs verfügbarer Informationen zu Betroffenen, vorausgesetzt, das Ereignis erfüllt den Nachrichtenwert der regionalen Nähe wie 1987 (39), 1999 (82) und 2005 (227), erreicht der relative Anteil übernommener Originalaussagen einen massgeblich höheren und beinahe konstant steigenden Stellenwert, mit offenkundigen Höchstwerten in den Ereignissen im neuen Jahrtausend. Für über 60% der publizierten Betroffenen erweist sich die Zeitung im Ereignis 2000 als direktes Sprachrohr. Beim Extremereignis 2005 beträgt dieser Anteil 43%. Ein weit geringerer Anteil von 20% Artikulationschancen war 1987 zu verzeichnen, in den 1990er Jahren stieg er immerhin bereits über die 30%-Marke. Wobei bei der wenig beachteten Katastrophe 2000 der dadurch begrenzte Informationsfluss zu Betroffenen zumindest das effektive Ausmass mit nur 7 direkten Wortmeldungen begrenzt hat. Dies erklärt sich durch den Umstand, dass dem Ereignis der Nachrichtenwert der regionalen Nähe fehlte. Demgegenüber kommt beim Extremereignis 2005, das diese Voraussetzung erfüllt, zudem eine massive Publizität für Betroffene (227) zustande. Das heisst konkret, dass dieser Fokus auf Betroffene doppelt so intensiv ausfällt wie im TA als auch im BK. Ausserdem fällt in der NLZ hier das Gewicht an zitierten Betroffenen knapp höher aus als in der Boulevardpresse (41%). Unter Einschluss der indirekten Zitierungen beträgt die Differenz dann 3.5%.

Wenn folglich nicht erst 2005, sondern bereits anlässlich des Hochwassers 1999 in der NLZ eine überaus starke Resonanz für die Situation der Betroffenen (82) zustande kommt und deren Aussagen bereits in rund einem Drittel der Fälle in zitierter Form vorkommen, so ist davon auszugehen, dass kaum nur der spezifische Grad der Gefahrenlage, sondern wichtige Wandlungsprozesse der Zeitung für diese wachsende Verfügbarkeit betroffenenbezogener Informationen ausschlaggebend sein müssen. Mit dieser Fülle an Inhalten zu Betroffenen vermögen bereits 1999 weder der TA noch die Boulevardpresse BK oder die NZZ mitzuhalten. Das heisst letztlich: Im Hinblick auf die theoretischen Vorannahmen erwartbarer strukturwandlungsbedingter Effekte treten diese in keiner Zeitungsredaktion quantitativ wie qualitativ in so massiven Veränderungen in der Betroffenheitskommunikation zu Tage wie hier. Im damals katholisch-konservativen Parteiblatt VA war eine nur sehr begrenzte Aufmerksamkeit für Betroffene gegeben, was auch im relativ geringen Stellenwert von Naturkatastrophen in der Berichterstattung Ausdruck findet. Indem einerseits aufgrund einer veränderten Nachrichtenlogik die Betroffenheitskommunikation stetig intensiver ausfällt, andererseits Betroffene durch eine Ausdifferenzierung des Repräsentationsstils zugleich relativ häufig direkt zu Wort kommen, zeigen sich deutliche Divergenzen in der Art, wie sich die Wirklichkeit von Betroffenen in der NLZ vermittelt, je mehr marktstrategische Komponenten zum Tragen kommen.

## Blick

Von den 327 Betroffenenbezügen aus der Boulevardpresse erreicht, nicht weiter überraschend, rund jeder dritte Betroffene im direkten Wortlaut Publizität. Insgesamt erweist sich der BK aber nicht als jenes Blatt, das in überdurchschnittlichem Mass zum Sprachrohr der Geschädigten wird<sup>497</sup>. Weiter bemerkenswert ist, dass sich die effektive Präsenz von Betroffenen in den vier Katastrophen 1978 bis 1999 im Rahmen von 23 (1993) bis maximal 35 Publikationen (1999) bewegt. Was analog einer Katastrophenberichterstattung, die grundsätzlich schnell durch andere, aktuellere Schlagzeilen verdrängt wird, folglich auch die redaktionelle Aufmerksamkeit für Betroffene limitiert hat. Ganz anders sieht die Präsenz Betroffener in der jüngeren Katastrophenberichterstattung 2000 und 2005 aus.

**Tabelle 35: Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt"**

Artikulationschance Betroffene	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
zitiert	19.2%	25%	17.4%	34.3%	30.6%	41%	31.8%
	5	8	4	12	34	41	104
indirekt zitiert	0%	0%	0%	8.6%	0.9%	0%	1.2%
	0	0	0	3	1	0	4
erwähnt	80.8%	75%	82.6%	57.1%	68.5%	59%	67%
	21	24	19	20	76	59	219
<b>Total (N* = 327)</b>	<b>26</b>	<b>32</b>	<b>23</b>	<b>35</b>	<b>111</b>	<b>100</b>	<b>327</b>
<b>%-Anteil an N*</b>	<b>8%</b>	<b>9.8%</b>	<b>7%</b>	<b>10.7%</b>	<b>33.9%</b>	<b>30.6%</b>	<b>100%</b>
	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>	<b>100%</b>

N\* mit 327 Belegstellen entspricht dem Total der publizierten Betroffenen mit bis zu maximal fünf codierten Betroffenen je Artikel.

Beide Fälle zeichnet eine viel höhere – rund dreifache – Publizität für Betroffene als bisher aus. Zudem ist in der Boulevardpresse in den späten 1990er Jahren eine Tendenz zu erkennen, dem direkten Wortlaut Betroffener zunehmend mehr Gewicht zu verleihen als etwa bei den drei Ereignissen von 1978 bis 1993. Obwohl die Mündlichkeit für die Boulevardpresse typisch ist, bewegt sich damals das Niveau seit 1978 bis in die frühen 1990er Jahre zwischen rund 20 und 25 Prozentpunkten. Jedoch erzielen Betroffene 1999 bis hin zum Hochwasser 2005 deutlich höhere Artikulationschancen als bislang (zw. 30% und 40%). Aufgrund dieser veränderten Aufmerksamkeit, die den Betroffenen gewidmet wird, erhärtet sich die Annahme, dass die Boulevardpresse im Medienmarkt ebenso unter Druck

<sup>497</sup> Die Gültigkeit dieser Feststellung – das ist wesentlich für den BK – bezieht sich gemäss dieser Analyse nur auf längere Berichte.

gerät und mit entsprechenden Anpassungen auf die neue Konkurrenzsituation reagiert. Dies geschieht nicht zuletzt, weil – wie bereits illustriert – auch sogenannte Qualitätszeitungen (NLZ, TA) im Grundmuster des Boulevard-Betroffenen zur Darstellung bringen, was am ausgeprägtesten für die NLZ mit vergleichbarer Zitierquote gilt. Insofern kann sich, wie es scheint, die Boulevardpresse dadurch hervortun, dass sie journalistisch eine intensivere Fokussierung auf Betroffene als bislang einsetzt. Dadurch hebt sich der BK insbesondere bei der opferreichen Katastrophe Gondo 2000 wieder deutlicher von den übrigen drei Zeitungen ab. Auf der Basis von mehr persönlichen Eindrücken und Meinungen Betroffener wird für eine weitere Attraktivierung der Thematisierung Betroffener gesorgt.

## Fazit

Nicht zu übersehen ist in der Katastrophenberichterstattung, wie aufgrund unterschiedlicher Selektionslogiken und somit Intensitäten der Medienaufmerksamkeit im Untersuchungszeitraum eines Jahrhunderts die Betroffenheitskommunikation jeweils ungleich stark ausfallen kann. Ebenso zeigen sich eklatante Unterschiede in der Bedeutung und Darstellung Betroffener zwischen den vier verschiedenen Zeitungsredaktionen.

Akzeptiert man, dass es zu diesen Ausschlägen der Aufmerksamkeit für Betroffene in der medienöffentlichen Kommunikation kommt, dann ist anzunehmen, dass die unterschiedliche Präsenz Betroffener im Zeitverlauf letztlich nicht auf denselben Ursachen basieren kann. Unter den Bedingungen der Parteipresse bzw. parteinahen Zeitungen rücken die in Mitleidenschaft gezogene Bevölkerung vorwiegend beschränkt auf die jeweilige sozial- und sachpolitische Bedeutung ihrer Situation bzw. das Ausmass der Verheerungen in den Fokus der Presse. Die redaktionelle Entscheidung, ob Betroffene für die Berichterstattung Bedeutung haben bzw. wie intensiv über sie berichtet wird, erfolgt gewissermassen in Orientierung an diesen ereignisbezogenen Kontextbedingungen. Das zeigt sich etwa darin, dass unter den damaligen Bedingungen Anfang des 20. Jahrhunderts beim opferreichsten Hochwasser 1910 mit 27 Todesopfern die Darstellung Betroffener in auffallender Übereinstimmung in allen drei Zeitungen intensiver ausfällt als 1927. Erst Berichte über das Elend und die breite mediale Unterstützung der Geschädigten ermöglichten es, die soziale Problematik der Betroffenen den sozialkaritativen und staatlich-politischen Akteuren aufzuzeigen. In auffallender Übereinstimmung mit dem steten Rückgang der Todesopfer bis 1953 rücken auch die Betroffenen deutlich weniger stark in den Fokus der Berichterstattung. Die meisten Impulse, über Betroffene zu berichten, gehen in den historischen Ereignissen 1910, 1927 und 1953 von der NZZ und vom TA aus. Demgegenüber sind im damals katholisch-konservativen Parteiblatt VA Betroffene vergleichsweise weniger präsent und diesbezügliche Informationsleistungen zum Teil als gering einzuschätzen. Das VA berichtet freilich auch wenig über Unwetter insgesamt. Möglicherweise spielen ideologische Vorstellungen eine Rolle, warum die Not Betroffener hier wenig bedeutend für eine katholisch-konservative Leserschaft in Erscheinung tritt. Bezeichnend für die noch parteinahen Zeitungen bei der Darstellung Betroffener ist zudem, dass letztere in der Regel nicht zu Wort kommen. Bis heute ist die NZZ am wenigsten von diesem frühen Grundsatz abgerückt. Auch inhaltlich unterscheidet sich das Eliteblatt NZZ aufgrund der geringer ausfallenden Präsenz für Katastrophenbetroffene im ausgehenden 20. Jahrhundert bis in die jüngere Gegenwart immer deutlicher von den übrigen Zeitungstiteln.

Die Tendenz, eine viel umfassendere Betroffenheitskommunikation zu pflegen, setzt in den beiden Forumszeitungen (TA, NLZ) ein. Zwar zeichnet sich diese Tendenz im TA früher ab, nämlich bereits beim Unwetter 1978, bei VA/NLZ hingegen erst seit dem Hochwasser 1987. Gleichzeitig kommen nicht mehr vorwiegend in der Boulevardzeitung BK, sondern ebenso in den beiden Qualitätszeitungen die Risikoexponierten weit häufiger zu Wort. Das ist unter anderem auf eine plausible Reaktion auf den aufkommenden marktwirtschaftlichen Wettbewerb im Mediensystem zurückzuführen. Zum Zwecke einer ansprechenden Berichterstattung setzt sich ein neuer Repräsentationsstil in den soge-

nannten Qualitätszeitungen (NLZ, TA) durch, was in Bezug auf die Darstellung Betroffener in auffallender Übereinstimmung mit der Repräsentation der Betroffenen im Boulevard in Erscheinung tritt. Diese Angleichung ist wohl dafür verantwortlich, dass es auch im BK zu Anpassungen in der Betroffenheitskommunikation kommt. Eine vom früheren Grundmuster abweichende Steigerung der Betroffenenpräsenz sowie auch des Anteils jener, die persönlich zu Wort kommen, unterstreichen diesen Eindruck in den jüngeren Ereignissen 2000 und 2005. Damit strebt die Boulevardpresse wohl an, für eine weitere Attraktivierung der Thematisierung Betroffener zu sorgen, um sich letztlich überhaupt wieder von den sogenannten Qualitätszeitungen etwas abheben zu können.

Dieser Trend trägt in steigendem Ausmass dazu bei, dass sich das Bild der Risikoexponierten in der Mehrheit der Zeitungen häufiger entlang ihrer eigenen Eindrücke und Meinungen manifestiert. Es ist anzunehmen, dass die redaktionelle Entscheidung, wie intensiv die Situation Betroffener abgehandelt werden soll, vergleichsweise losgelöst von der ereignisspezifischen Entwicklung und daher effektiven Brisanz der Problemlage erfolgt. Folglich überrascht es nicht, wenn diese neue Akzentsetzung die von Naturkatastrophen Betroffenen stark in den Fokus der Medienaufmerksamkeit rückt wie z. B. bei den Hochwassern 1999 oder 2005. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen die Medien, die als treibende Akteure dieser Veränderung zu erkennen sind. So scheint eine sich „parallel zuspitzende wettbewerbsbedingte Schicksalsvermarktung“ ein wichtiger Grund für die aussergewöhnliche Zuwendung zu Betroffenen zu sein (Zemp 2005: 198). Der Trend nämlich, in Form von Human Interest auf Betroffene einzugehen, kommt – wie bereits gezeigt – seit den späten 1990er Jahren besonders stark zur Geltung.

Dass sich diese inhaltlich-qualitative Neuausrichtung der Betroffenheitskommunikation nicht in allen Zeitungen gleichermassen abzeichnet, erhärtet sich bereits jetzt. Eine detaillierte Analyse zum Stellenwert von Human Interest in den untersuchten Zeitungen erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt (Kap. 22). Da Human Interest gerade dort eine wichtige Rolle spielt, wo es sich um menschliche Schicksale mit dem Fokus auf persönliche und private Angelegenheiten der Geschädigten handelt, liegt es nahe, entlang der Darstellungsform von Betroffenen weitere Unterschiede herauszukristallisieren, um mehr Anhaltspunkte über journalistische Gesichtspunkte, wie über Betroffene berichtet wurde und wird, zu erhalten.

## 21.5 Veränderung der Referenz von Betroffenheit – Kollektiv versus Individuum

Gemäss Hypothese 2e ist an dieser Stelle entlang der Betroffenenendarstellungen in den Zeitungen zu untersuchen, ob aufgrund veränderter Aufmerksamkeitsstrukturen kommerzialisierter Medien individualisierte Einzelbetroffene gegenüber kollektiv Betroffenen stärker im Mittelpunkt stehen. Dort, wo sich Naturkatastrophen als Bedrohung für Menschen erweisen, können in den Medien individuelle wie kollektive Akteure zum Bezugspunkt der öffentlichen Thematisierung werden. Die Befunde liefern Hinweise zu postulierten Personalisierungs- bzw. Individualisierungstendenzen als Folgeeffekte des Strukturwandels. Eine individualisierte Darstellung einer Person verweist auf eine bestimmte persönliche, durch ihre Individualität hervorgehobene Betroffenheit oder Schicksalslage hin, wie folgendes Beispiel illustriert:

*„Frau Küchler und ihre Tochter auf Hofrüti haben schwere Stunden hinter sich.“<sup>498</sup>*

---

<sup>498</sup> VA, 2.7.1953: 4.

Im Unterschied dazu verweist der kollektive Personenbezug auf eine mehr oder weniger grosse Personengruppe von Geschädigten, ohne dass die je eigene Betroffenheit erkennbar wird:

*„Überall, wo Häuser am Wasserlaufe stehen, finden sich Menschengruppen, die wehrlos dem Wüten des Elementes zuschauen müssen, das durch die Erde hindurch in ihre Keller dringt.“<sup>499</sup>*

Dieser kollektive Personenbezug kann auch anhand einer anonymisierten Information von oder über eine Einzelperson erfolgen. Zur Veranschaulichung dient sozusagen ein Betroffenen-Typus wie in folgendem Beispiel aus dem Jahr 1910:

*„[Im Sibltal hat sich] ein Schweinezüchter im letzten Augenblicke zu retten vermocht.“<sup>500</sup>*

Die Person eines Einzelnen steht hier stellvertretend für andere Bevölkerungsmitglieder, die möglicherweise ebenso knapp dem Schicksal entkommen konnten. Solange keine Namensangaben auf eine konkrete Person der Zeitgeschichte verweisen, kann dieser Grad als eine Vorstufe der Personalisierung der Betroffenheitskommunikation gesehen werden; dies wird in dieser Untersuchung aber nicht differenziert betrachtet.

In Bezug auf den Personalisierungsgrad der Betroffenheitskommunikation lässt sich dieser Darstellung entnehmen, wie sich die kollektivierte und anonymisierte Präsenz Betroffener im Verhältnis zur individualisierten im Zeitverlauf entwickelt hat.

**Tabelle 36: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene**

Persönlichkeitsprofil Betroffene	1910	1927	1953	1978	1987	1993	1999	2000	2005	Total
individualisiert	28.2%	15.6%	19.6%	29.6%	29.7% <sup>1</sup>	25.5%	41.7%	38.0%	41.6%	25.2%
	37	12	10	29	27	25	83	82	212	515
kollektiviert/anonymisiert	71.8%	84.4%	80.4%	70.4%	70.3%	74.5%	58.3%	62.0%	58.4%	64.8%
	94	65	41	69	65	73	116	134	297	950
<b>Total</b>	<b>131</b>	<b>77</b>	<b>51</b>	<b>98</b>	<b>92</b>	<b>98</b>	<b>199</b>	<b>216</b>	<b>509</b>	<b>1465</b>
	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%

Erstens ist zu erkennen, dass persönlich betroffene Individuen in der Betroffenheitskommunikation immer präsent waren. Doch ist das Erscheinungsbild von Betroffenen, abgesehen von 1910, in der damaligen parteinahen Presse bis in die 1950er Jahre vergleichsweise stark durch den Bezug zum Kollektiv der Betroffenen und einer entsprechend anonymen Vermittlungslogik geprägt. In der Katastrophenberichterstattung 1927 und 1953 ist das zu über 80% der Fall. Zweitens erreicht der Eingang von individualisierten Personen in die Betroffenheitskommunikation danach insgesamt wieder einen höheren Stellenwert, spätestens bis zur Zeit der 1970er Jahre<sup>501</sup>. Somit ist die Zeit der Auflösung der parteinahen Presse und der Übergang in ein kommerzialisiertes Mediensystem durch eine erhöhte Affinität für die personifizierte Darstellung der Betroffenen gekennzeichnet. Doch bis Anfang der 1990er Jahre und somit für die Ereignisse 1978 (29.6%), 1987 (29.7%) und 1993 (25.5%) ist ein auffallend homogener Ausprägungsgrad, was das Vorkommen individualisierter Betroffener im Verhältnis zu "kollektivierten/anonymisierten" Betroffenenendarstellungen betrifft, feststellbar. Auch bezüglich der absoluten Präsenz je Ereignis zeigen sich mit einer Spannbreite von 25 bis 29 individualisierten Betroffenenendarstellungen kaum nennenswerte Unterschiede. Ein deutlich höherer Personalisierungsgrad von rund 40% prägt das Bild der medialen Katastrophenwirklichkeit 1999 sowie bei den Ereignissen 2000 und 2005. Abgesehen davon ist auch auf der Ebene der quantitativen Präsenz einzelner

<sup>499</sup> TA, 16.6.1910: Nr.138/Bl. 2.

<sup>500</sup> TA, 16.6.1910: Nr.138/Bl. 2.

<sup>501</sup> Diese jüngere Entwicklung ist folglich in starkem Zusammenhang mit den erhöhten Artikulationschancen zu sehen, wo der Informationsfluss neu durch Personalisierung stärker unter persönlich vermittelten Eindrücken der Betroffenen steht.



Hochwassergeschädigter eine weit höhere Frequenz zu erkennen. Mit rund 80 Belegstellen 1999 als auch 2000 sind das beispielsweise rund zweieinhalbmal so viele wie bei den Ereignissen 1978, 1987 und 1993.

Von entscheidender Bedeutung für diesen Trend ist in diesem Falle der beschleunigte Strukturwandel der Medien. Weniger Erklärungskraft scheint hingegen für diese die Individualität betonende Perspektive auf Betroffene die diskutierte These eines allgemeinen Bedeutungsgewinns des Individuums im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess zu haben. Der Umstand einer gewissen Fixierung auf individuelle Betroffene bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts bzw. bei der opferreichen Katastrophe 1910 weist darauf hin, dass diese Darstellungen kein neu auftretendes Phänomen sind. Vielmehr bilden sie seit Jahrzehnten einen Bestandteil der redaktionellen Praxis, sind in der damaligen parteinahen Presse aber stärker von situativen Faktoren abhängig. Ist nachweislich Anfang des 20. Jahrhunderts die soziale Problematik Betroffener eine wichtige Komponente der Betroffenheitskommunikation, erweist sich demgemäss die höhere Fokussierung auf individuelle Betroffene und persönliche Schicksale 1910 soweit als bedeutend, wenn es vonseiten der Presse darum geht, öffentliches Gehör für ihre unmittelbare Not und Hilfsbedürftigkeit zu schaffen.

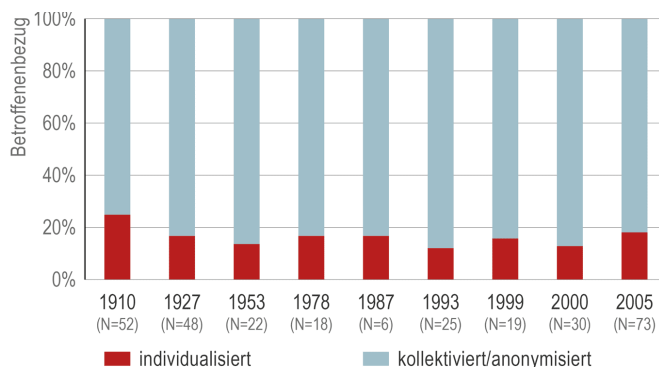
Insofern unterscheidet sich die Nachrichtenlogik stark kommerziell orientierter Forumszeitungen darin, dass die Thematisierung Betroffener durch eine tendenziell steigende Rate individualisierter Betroffener als Träger und Vermittler dieser Wirklichkeit gekennzeichnet ist. Zumindest die Ergebnisse der späten 1990er Jahre deuten auf einen signifikanten Konzentrationsprozess individualisierter Betroffenenbezüge hin, der sich im neuen Jahrtausend bestätigt und fortsetzt. Es ist leicht zu erkennen, wie eine Katastrophenberichterstattung, die sich, wie bereits festgestellt, in dieser Zeitspanne parallel dazu thematisch ausgesprochen intensiv an Human Interest zu orientieren beginnt, daran mitwirkt, wenn mengenmässig das Präsenzniveau von persönlich Betroffenen im Mediensystem eine deutliche Erweiterung erfährt. Zudem liefern die unterschiedlichen Entwicklungen der vier Zeitungen weitere Hinweise dafür, dass hier vor allem Effekte des beschleunigten Strukturwandels der Medien gespiegelt werden und eine wesentliche Erklärungskraft für diese Entwicklung liefern.

## 21.6 Veränderung der Referenz von Betroffenheit – Kollektiv versus Individuum im Zeitungsvergleich

Welchen Stellenwert im Vergleich der vier Zeitungen eine individualisierte gegenüber einer kollektiven/anonymisierten Darstellung von Betroffenen hat, ist hier die Ausgangsfrage.

### Neue Zürcher Zeitung

**Abbildung 47: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene**

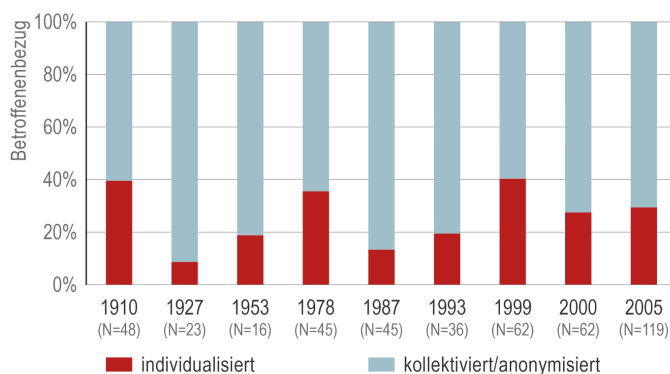


Die Berichterstattung der NZZ konzentriert sich mit insgesamt 82.6% der Betroffenenbezüge sehr stark auf den kollektiven Charakter des Betroffenseins in einer Katastrophe, im Gegensatz zur Vermittlung individualisierter bzw. personalisierter Einzelner (17.4%). Über die Zeit gesehen tritt der individualisierte Betroffenenbezug in der NZZ am stärksten bereits 1910 in Erscheinung, und zwar in jeder vierten Darstellung. Für die letzten drei Ereignisse beobachten wir Werte von 15.8% (1999), 12.9% (2000) und 18.1% (2005). Diese Befunde stehen in

starkem Kontrast zu den diskutierten jüngeren Trends in der Tagespresse, wo rund 40% individualisierte bzw. personalisierte Betroffendarstellungen zu verzeichnen sind. Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung des absoluten Vorkommens individualisierter Betroffener, dann konzentrieren sich die meisten diesbezüglichen Publikationen auf die Hochwasser von 1910 und 2005 mit identischer Anzahl Belegstellen (13). Auch in quantitativer Hinsicht macht der Vergleich mit den anderen Zeitungen deutlich, wie wenig die JournalistInnen der NZZ von personalisierten Formen von Nachrichten Gebrauch machen, um etwa die Aufmerksamkeit der Leserschaft zu gewinnen.

### Tages-Anzeiger

**Abbildung 48: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene**



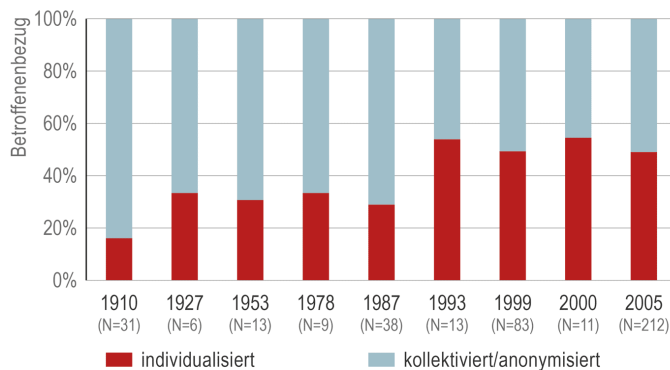
Im TA weisen rund 30% der total codierten Betroffenenbezüge eine individualisierte Darstellungsweise auf. Aufgeschlüsselt nach einzelnen Katastrophen ergibt sich in zeitlicher Hinsicht ein uneinheitliches Bild, wie sich die Positionierung von individualisierten Formen des Betroffenseins gegenüber "kollektivierten/anonymisierten" manifestiert. Wie schon in der NZZ vermittelt sich das Hochwasser 1910 im TA relativ stark auf individualisierte Betroffene gerichtet. Mit rund 40% liegen die Anteilswerte aber deutlich höher als in der NZZ (25%). Mit einem

deutlich tieferen Stellenwert für individualisierte Betroffene charakterisiert sich die Informationsvermittlung zu den Ereignissen 1927 als auch 1953. Bereits 1978 finden sich deutliche Hinweise auf eine veränderte Vermittlungslogik im Zuge des Strukturwandels in den Medien. Ein individualisierter Betroffenenbezug ist in jedem dritten Fall ersichtlich. Dagegen sind in den Ereignissen 1987 (13.3%)

und 1993 (19.4%), die als "ausserregionale" Ereignisse im TA generell weniger thematisiert wurden, die personenbezogenen Betroffendargestellungen wieder stärker zurückgedrängt. Anderes gilt für das Hochwasser 1999, wo der Anteil an individualisierten Betroffenen mit 40% am grössten ausfällt – identisch übrigens mit dem Wert in der Boulevardpresse BK. Zwar kommen die Anteilswerte der individualisierten Betroffenheit im neuen Jahrtausend sowohl 2000 (27.4%) als auch 2005 (29.4%) auf tieferem Niveau zu liegen. Doch insgesamt zeigen die jüngeren drei Katastrophen, dass unter zunehmend marktökonomisch gefärbten Prämissen der Faktor Personalisierung für die Nachrichtenauswahl tendenziell bestimmender wird. Dass es beim Stellenwert der Einbindung individualisierter Betroffener trotzdem Unterschiede gibt, lässt sich zum Teil durch ereignisbezogene Kontextbedingungen erklären.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 49: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene**



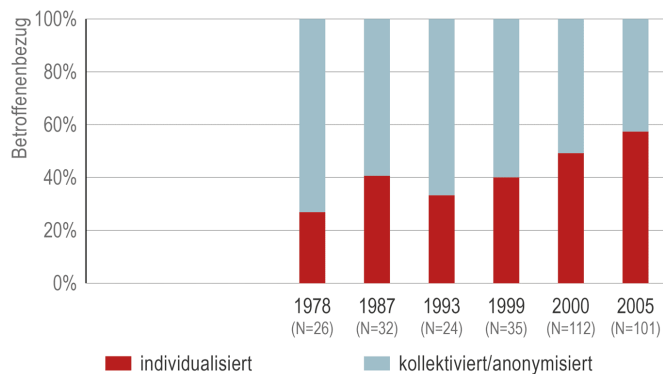
Mit einem Total von 44% erweist sich die Betroffenheitskommunikation in VA/NLZ gut doppelt so stark durch individualisierte Betroffene geprägt als in der NZZ. Was die Entwicklung der Berichterstattung über die Zeit betrifft, sticht ins Auge, dass erstens das Hochwasser 1910 das am wenigsten auf individuelle Betroffenheit gerichtete Ereignis repräsentiert. Nur jeder sechste Betroffenenbezug fällt individualisiert aus, wohingegen dieser Fokus in der NZZ und insbesondere im TA häufiger gefunden werden kann. Zweitens sind 1927 mit einem bereits

höheren Anteil in rund jedem dritten Fall die Geschädigten in individualisierter Form in die Berichterstattung eingebunden. Diese Darstellungslogik bleibt innerhalb des Parteiblattes VA über einen langen Zeitraum bis zum Ereignis 1987 konstant. Entsprechend stehen das Kollektiv oder anonymisierte Informationen zu einzelnen Betroffenen mit einem stabilen Anteil von rund zwei Dritteln stets im Vordergrund. Deutliche Veränderungen zeichnen sich hingegen für die vier Ereignisse 1993–2005 ab. Hier verlagert sich der Fokus zugunsten individualisierter Betroffendargestellungen, die rund jeden zweiten Betroffenenbezug repräsentieren. 1999 (53.8%) sowie 2000 (54.5%) wird sogar die 50%-Schwelle überschritten. Diese Unterschiede sind mit dem Umstand zu erklären, dass im Rahmen der Auflösung der Parteipresse das ehemalige katholisch-konservative Parteiblatt durch Zusammenschluss mit dem liberalen Blatt LNN neu als Forumszeitung NLZ auftritt, sodass folglich neue Konventionen in der Erfassung von Betroffenenrealität zutage treten.

Gleichzeitig zeigen sich im Zeitverlauf auch deutliche Veränderungen auf der quantitativen Ebene. Während 1910 fünf individualisierte Betroffenenbezüge zu verzeichnen waren, sind dies 1999 achtmal mehr (41 individualisierte versus 42 kollektivierte/anonymisierte Bezüge). Beim Extremereignis 2005 sind es sogar 21-mal mehr (104 individualisierte versus 108 kollektivierte/anonymisierte Bezüge). Inwiefern diese hoch individualisierte Thematisierung als boulevardtypisch bezeichnet werden kann, zeigen die Befunde aus der eigentlichen Boulevardpresse.

## Blick

**Abbildung 50: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene**



Anteilswerte bereits beim Ereignis 1987 auf dem 40%-Niveau, was ausser 1993 auch für das Hochwasser 1999 gilt. Nochmals deutlich höhere Anteilswerte weisen die Ereignisse im neuen Jahrtausend aus. Sind für die Katastrophe 2000 49% der Betroffenenbezüge in individualisierter Form erfolgt, liegen die Anteilswerte 2005 bereits bei 57%. Zudem fallen massive quantitative Unterschiede auf, vergleicht man die 55 individualisierten Betroffenenbezüge im Jahr 2000 (bzw. 58 im Jahr 2005) mit früheren Ereignissen. 1978 gab es deren sieben, 1990 waren es 14. Zudem macht ein Vergleich mit der NLZ deutlich, dass hier in den 1990er Jahren die Anteilswerte individualisierter Betroffenenbezüge sogar jene der Boulevardpresse übertreffen. So ist in den Ereignissen des neuen Jahrtausends beiden Zeitungen gemein, dass sie im Hinblick auf Katastrophenbetroffene inzwischen eine sehr vergleichbare Präferenz für eine die Individualität betonende Perspektive haben. Als moderater erweist sich der TA. Umso mehr können wir vermuten, dass Qualitätsformate innerhalb des Tageszeitungsmarktes das Boulevardblatt gerade auch dadurch unter Druck setzen, weil sie deutlich ähnliche Affinitäten für Katastrophenbetroffene entwickeln. Allerdings wird auch innerhalb des Qualitätssektors und der unterschiedlichen Medientypen die Kluft grösser – insbesondere zur Elitepresse NZZ.

## Fazit

Wenn im Journalismus seit den späten 1970er Jahren ein objektivierendes Bild der von Naturgebaren betroffenen Menschen zunehmend Darstellungen persönlich Betroffener weicht, liegt es nahe, dass sich generell andere Katastrophenwirklichkeiten in den Medieninformationen herausbilden. Aussagen zur Wirkung dieser Veränderungen sind zwar nicht möglich. Aber abschliessend soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie veränderte Darstellungsformen in der Nachrichtenproduktion die tatsächlichen Abläufe und die Wirklichkeit des Katastrophengeschehens mitprägen.

Wie festgestellt, steht Anfang des 20. Jahrhunderts vorwiegend das Kollektiv der betroffenen Bevölkerung im Zentrum der Berichterstattung, oder ein typisierter Betroffener repräsentiert stellvertretend die Situation der Geschädigten. Bereits 1910 ist das Einzelschicksal von persönlich Betroffenen angesprochen, wo Bestandteile der Privatheit in anonymisierten Darstellungen öffentlich werden. Deren Notlage ist im Bemühen der Zeitungen zum Teil detailgetreu geschildert, was eine emotionale Basis des Mitgefühls erweckt.

Jedoch wird meistens auf die vollständige Namensangabe verzichtet, wie das an folgendem Beispiel von 1927 aus Beschreibungen im VA erkennbar ist: „[...] dass ein vom Unglück betroffener Hausbesitzer buchstäblich alles verloren habe und dass er mit seinen 11 Kindern völlig mittellos dastehe. In der Nacht vom Sonntag

auf Montag nun schenkte ihm seine Frau das zwölfte Kind, dem sie in einem Stall, wie Heiland zu Bethlehem, das Leben gab“.<sup>502</sup>

Eine wesentlich andere Charakteristik nimmt in der Medienentwicklung ab den 1970er Jahren das Bild der Betroffenenproblematik an. Menschen, die Naturereignisse als Betroffene erleben, werden nun weit häufiger direkt mit ihren Statements in die Berichterstattung einbezogen (vgl. Kap. 21.3). Dadurch vermittelt sich eine in hohem Mass vom Nahbereich und von der konkreten Besonderheit der jeweiligen Schicksalslage eingefärbte Perspektive. Exemplarisch zeigt sich diese Veränderung der Medienpräsenz Betroffener und wie sie sich mit ihren Katastrophenerfahrungen an die Öffentlichkeit wenden, entlang der sichtbar werdenden Konturen der Geschädigten. Im Jahre 1953 ist einer noch in nüchternem Ton gehaltenen Beschreibung der NZZ aus dem Thurgebiet zu entnehmen, dass die ausgesiedelten Landwirte neben ihrer Kartoffelernte „*zudem beträchtliche Schäden an ihren Maschinen und Fahrzeugen erlitten*“.<sup>503</sup> Im Vergleich zu dieser anonymen und verallgemeinernden Darstellung vermittelt sich ein anderes Bild der Betroffenenwirklichkeit durch Aussagen Betroffener, sobald diese ungefiltert übernommen werden. Aus derselben Katastrophenregion berichtet das Boulevardblatt BK 1978 von einem betroffenen Landwirt, der bitter in die lehmigen Fluten schaut und fordert: „*Die sollen doch endlich bessere Dämme bauen! [...] Die ganze Kartoffelernte ist hin. Der restliche Schaden ist noch nicht einschätzbar.*“<sup>504</sup> Aufgrund der anonymisierten Repräsentation des Landwirtes handelt es sich hier um eine Vorstufe der personalisierten Betroffenheit. Neun Jahre später – 1987 – wird erneut aus dem Thurgebiet berichtet: „*Es ist nichts mehr zu retten', stellte gestern Alois Tresch-Zurfluh im 'Feldli' in Attinghausen resigniert fest.*“<sup>505</sup> Eine solche Darstellung mit personalisierten Betroffenen hat gegenüber jener mit abstrakt Betroffenen bekanntlich mehr Aufmerksamkeitswert (vgl. Zemp 2005: 201–202). Von Interessen, Schock oder auch Ängsten gekennzeichnete Gefühlslagen dringen bis 2005 vor allem gekoppelt mit Human-Interest-Berichterstattung sehr direkt in die Medienkommunikation vor. So lesen wir exemplarisch für diesen Wandel: „*Das schlimmste ist: Du kannst nichts machen, musst das Ganze über dich ergehen lassen', sagt Heidi Obermatt, die vor vier Wochen das dritte Kind zur Welt brachte.*“<sup>506</sup> Im Kontrast zu den narrativen, behutsamen Enthüllungen in der Parteipresse wird ersichtlich, wie sich dadurch auch die Distanz zum Privatbereich weiter aufhebt. Die Befunde dazu werden im folgenden Abschnitt präsentiert.

## 21.7 Privatisierung und Intimisierung der Betroffenheitskommunikation

Hier ist ein weiterer Indikator für den Strukturwandel der Medien von Interesse, der als "Privatisierung und Intimisierung" der öffentlichen Betroffenheitskommunikation zum Ausdruck kommt. Zu diesem theoretisch vielzitierten Phänomen, wo der "Human Touch" – die Bezugnahme auf die Privatsphäre von Personen – ein probates Mittel ist, um Betroffenheit herzustellen und nach Art des Boulevard Sensationsmache zu betreiben, lautet gemäss Hypothese 2c die Frage: In welchem Grad zeichnet sich die Repräsentation Betroffener in Folge diesbezüglicher Veränderungen im Mediensystem und der journalistischer Grundsätze durch einen privatisierenden Thematisierungsstil aus?

Eine zentrale Aufgabe der Medienschaffenden besteht darin, über Ereignisse wie Naturkatastrophen möglichst sachlich und zuverlässig zu informieren. Zugleich sind Katastrophen aber jene Situationen, in denen sich dramatische oder skurrile Szenen abspielen, die zum privaten Lebensbereich der Betroffenen gehören (Zemp 2005: 198).

<sup>502</sup> VA, 30.9.1927: Nr. 228/Bl. 2.

<sup>503</sup> NZZ, 10.8.1953: 20.

<sup>504</sup> BK, 9.8.1978: 4.

<sup>505</sup> VA, 27.8.1987: 24.

<sup>506</sup> NLZ, 29.8.2005: 31.

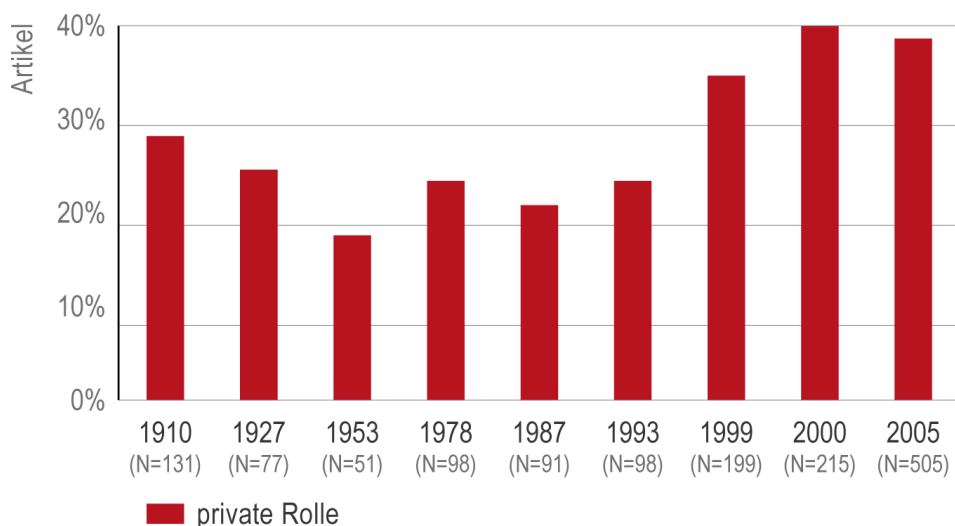
Gemäss den journalistischen Objektivitätskriterien gilt für Personendarstellungen folgender Grundsatz: „Werden die an einem Ereignis beteiligten Personen dargestellt, so sind allein Gesichtspunkte von Rolle und Funktion in den Vordergrund zu rücken. Die Trennlinie zur Privatsphäre der handelnden und beteiligten Person ist zu wahren. Die Berichterstattung ist strikt auf die für das Ereignis unmittelbar relevanten Kontexte zu beschränken“ (Schanne 1995: 113).

Da die von Parteien dominierte Presse ausschliesslich ihr politisch-soziales Milieu zum Zielpublikum hatte, zu welchem auch der Kreis der Betroffenen gehörte, erfolgte die Darstellung Betroffener in den Medien entlang gesellschaftspolitischer Kriterien. Mit dem Niedergang der Parteipresse fallen diese traditionellen Strukturierungselemente weg. Unter den gegebenen Umständen des heutigen Medienmarktes dürfte der Anreiz gross sein, von dieser Trennung zwischen "öffentlich" und "privat" abzurücken und Nachrichtenideale im Bemühen um Markterfolg den Nachrichtenfaktoren unterzuordnen.

Zu prüfen ist, ob sich nach der Ära der parteiendominierten Presse einerseits Zeitungen häufiger den privaten und intimen Lebensbereichen Betroffener zuwenden. Andererseits interessiert, in welchem Verhältnis dazu die gefährdete Bevölkerung durch ihre öffentlichkeitsrelevante Rolle des Staatsbürgers im Mittelpunkt der Darstellung steht. Betroffenen Darstellungen können inhaltlich-qualitativ daran unterschieden werden, ob sie sachlich-politisch und somit öffentlich relevant sind, oder ob die nicht relevante Privatsphäre zur Darstellung gelangt.

Für die empirische Untersuchung werden die Betroffenen in der Berichterstattung hinsichtlich der dargestellten Sphärenzugehörigkeit erfasst: Richtet sich der Fokus auf die Intimsphäre der Betroffenen, also den innersten Kern des Privaten (z. B. Familie, Gesundheit, Hobbys, Vorlieben) und für die Allgemeinheit nicht relevante Lebensbereiche, dann fällt deren Darstellung unter die Kategorie "private Rolle". Anhand dieser Kategorie lässt sich im Zeitverlauf nachzeichnen, in welchem Grad die Privatisierung und Intimisierung der öffentlichen Betroffenheitskommunikation als Aspekt der Entpolitisierung und Sensationalisierung der Katastrophenberichterstattung stattfindet.

**Abbildung 51: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), Anteil Betroffener in %, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge**



Insgesamt sind von den 1465 Betroffenen des Samples ein Drittel mit Fokus auf die Privatsphäre in Mediendarstellungen präsent. Folglich spielt die Dimension der Öffentlichkeit der Dargestellten insgesamt eine wichtige Rolle, wenn Zeitungen über Betroffene berichten. Zugleich zeigt Abbildung 51, dass der Fokus auf die Privatsphäre der Betroffenen bei allen Ereignissen stattfindet. Die Befunde

unterstreichen den Eindruck, dass dieser Bezug zur Charakteristik der Katastrophenberichterstattung gehört, auch wenn dies nicht den Grundsätzen aufgeklärter Öffentlichkeits- oder Nachrichtenideale entspricht. Eine intensivere Präsentation Betroffener in ihrer privaten Rolle lässt sich beim Landesunglück von 1910 (28.2%) feststellen. Im Vergleich dazu haben Informationen aus der Privatsphäre bei allen späteren Ereignissen bis 1993 weniger Gewicht. Nach 1910 ist eine Phase des Rückgangs privater Lagedarstellungen erkennbar. Somit liegt dieser Anteil 1953 bei lediglich 18%. Wieder mehr Platz eingeräumt wird den privaten Angelegenheiten in den Ereignissen danach. Moderat ansteigend, aber relativ stabil bleibend bei den Katastrophen 1978, 1987 und 1993, betrifft dieser Fokus einen Anteil von 20%–25% der dargestellten Betroffenen. Doch bis zum Ereignis 1999 erfährt die Privatisierung bzw. Intimisierung der Betroffenheitskommunikation einen erneuten Anstieg: Knapp 35% der betroffenen Bevölkerung sind hier bereits in privaten Sachzusammenhängen präsent. Erkennbar setzt sich dieser Trend in der Katastrophenberichterstattung fort. Somit wird beim Katastrophenergebnis 2000 die Privatsphäre Betroffener in 40% aller Fälle und ähnlich oft im Jahr 2005 (38.5%) als Anlass für Berichterstattung erkennbar.

Dass in den jüngeren Katastrophenfällen 1999, 2000 und vor allem 2005 die Betroffenen auf grosses Medieninteresse stossen, spiegelt sich auch auf der quantitativen Ebene. Dadurch kommt die Privatsphäre in der Betroffenheitskommunikation 1999 69-mal, 2000 86-mal und beim Extremereignis 2005 sogar 165-mal zur Geltung. Betrachtet man die absoluten Zahlen der früheren Ereignisse, so erhalten wir einen Eindruck, dass wir es auch mit einem quantitativen Wandel zu tun haben. Kommen 1910 37-mal private Angelegenheiten zur Geltung, so wird diesem Bereich in den fünf Ereignissen von 1927 bis 1993 mit weit tieferen Fallzahlen ein Platz eingeräumt. Auf jeweils rund 20 Betroffenen-darstellungen begrenzen sich diesbezügliche Medienaktivitäten und fallen sehr ähnlich aus – mit Ausnahmen der Katastrophe 1953. Hier sind nur neun Darstellungen Betroffener in der Privatsphäre erkennbar geworden. Diese Zahlen markieren 1953 den Tiefpunkt ihrer Medienpräsenz. Sie weisen darauf hin, wie im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Ära der Parteipresse die Privatsphäre deutlich an Interesse eingebüsst hat.

Diese Abnahme ist durchaus auf Errungenschaften des Wohlfahrtsstaats zurückzuführen, zu dem sich die schweizerische Gesellschaft seit Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend entwickelt hat. Im Zeitverlauf sind Risikosensibilität und Gefahrenvorsorge entsprechend auf Strukturen und Institutionen ausgeweitet worden. Infolge zunehmend besserer Lebensbedingungen und mehr Sicherheitsvorkehrungen begrenzen sowie mildern sich Schicksalskonstellationen bei der betroffenen Bevölkerung selbst im Katastrophenfall. Insofern weist das vermittelte Betroffenenbild in den Zeitungen, wo die private Seite der Bedrohungserfahrung nicht mehr im gleichen Masse präsent ist, auch auf bedeutende Unterschiede in der sachpolitisch Relevanz der privaten Nöte der Betroffenen hin (Zemp 2005: 200). Infolge dieses gesellschaftlichen Wandels zeichnet sich – wie bereits gezeigt – gleichfalls ein deutlicher Bedeutungsverlust des Themas "Offizielle Situation Direktbetroffener" in der Katastrophenberichterstattung ab (vgl. Kap. 16.1–16.3). Was die Ergebnisse zur gesteigerten Aufmerksamkeit für die Privatsphäre Anfang des 20. Jahrhunderts betrifft, so lässt sich anhand der bisherigen Erkenntnisse plausibilisieren, dass es sich hier nicht vorrangig um eine billige Sensationalisierung der Betroffenen in der damaligen parteinahen Presse handeln kann. Doch die bisherigen Resultate werden noch genauer analysiert und erläutert werden.

Bestätigt sich in der Analyse, dass zwar bereits ab den 1970er Jahren bis in die 1990er Jahre die Privatsphäre wieder tendenziell stärker zum Vorschein kommt, dann setzt sich spätestens am Ende der 1990er Jahre eine stark auf persönliche Lebensbereiche gerichtete Darstellung Betroffener durch. Dieser Output verweist einerseits auf den Umstand, dass Zeitungen auch mehr Raum und Kapazitäten für die Vermittlung der Privatsphäre zur Verfügung stellen. Andererseits ist die Frage, warum die Privatisierung der medienöffentlichen Betroffenheitskommunikation intensiv eintritt, vor allem unter dem Einfluss der deutlich ansteigenden Human-Interest-Berichterstattung zu erklären. Diese Beiträge



erweisen sich – wie wir bereits gesehen haben – als neue Hauptquelle für die Medienpräsenz Betroffener. Infolgedessen rücken jene Elemente der privaten Sphäre der Protagonisten deutlich häufiger in den Vordergrund, auf denen sich Schicksalsgeschichten und Kuriositäten rund um das Katastrophengeschehen aufbauen lassen mit dem Ziel, das Nachrichtenangebot attraktiv zu gestalten. Mit anderen Worten: Diese Entwicklung über die letzten drei Jahrzehnte lässt sich durchwegs mit den Konsequenzen marktstrategisch orientierter Berichterstattung der Medien erklären.

Es hat sich bereits gezeigt, dass im Hinblick auf die Betroffenheitskommunikation die untersuchten Zeitungen alles andere als eine homogene Entwicklung durchlaufen. Greifen wir in einem nächsten Schritt auf den Vergleich ihrer redaktionellen Praxis zurück.

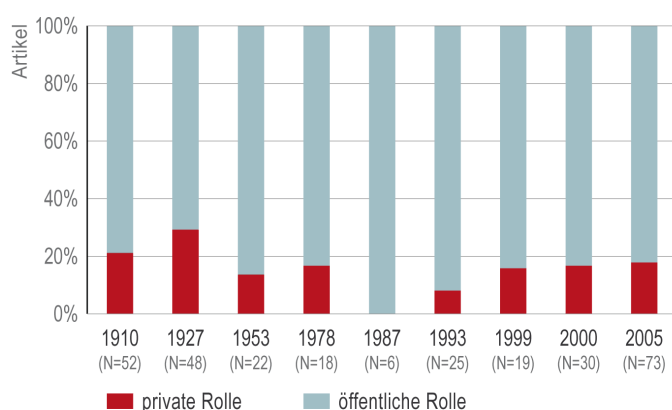
## 21.8 Privatisierung und Intimisierung der Betroffenheitskommunikation im Zeitungsvergleich

In diesem Abschnitt geht es gemäss Hypothese 2e um die Frage, wie sich unter dem Einfluss der vier Zeitungstitel der hergestellte Bezug zur privaten Bedrohungslage Betroffener im Verhältnis zur Darstellung in einer öffentlichen Rolle im Untersuchungszeitraum von 1910 bis 2005 akzentuiert. Betrachten wir dazu das prozentuale Gewicht wie auch die absolute Anzahl in der Langzeitentwicklung, so ergeben sich im Vergleich mit dem oben beschriebenen Trendmuster grundlegende Abweichungen. Aufschlussreich ist diesbezüglich die Informationstätigkeit der NZZ (Abbildung 52), weil hier Betroffene vor allem Anfang des 20. Jahrhunderts zur Berichterstattung anregten. Über den langen Untersuchungszeitraum und auch vor dem Hintergrund des kommerziellen Drucks, der den Tageszeitungsmarkt erfasst, konzentriert man sich kaum auf die Betroffenen, noch gewinnt deren Privatsphäre an Präsenz. Für die einzelnen Zeitungstitel lassen sich folgende Entwicklungen feststellen:

### Neue Zürcher Zeitung

Bereits am tiefen Gesamtanteil von insgesamt 18.4% privater Betroffenendarstellungen bzw. 54 Belegstellen über den gesamten Untersuchungszeitraum (versus 81.6% mit öffentlichem Bezugsrahmen) ist zu erkennen, dass die Privatsphäre in der NZZ nur eine geringfügige Rolle spielt. Im Zusammenhang mit den beiden aussergewöhnlich opferreichen Hochwasserkatastrophen 1910 (52) und 1927 (48) ist es damals das Eliteblatt NZZ, das im Vergleich mit den anderen Titeln am intensivsten eine auf Betroffene gerichtete Berichterstattung in Gang bringt. So können Betroffene erst in der Katastrophenkommunikation zum Extremereignis 2005 mit 73 Belegstellen eine noch umfangreichere Publizität generieren als zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

**Abbildung 52: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle**



Bei 11 der 52 Betroffenendarstellungen 1910 sowie bei 14 von insgesamt 48 im Jahre 1927 sind private Angelegenheiten präsent. Folglich zeichnet sich die NZZ zum einen dadurch aus, dass seit dem Ereignis 1927 bis zum Ereignis 2005 Betroffene in einer privaten Rolle nur am Rande (mit 0–13 Belegstellen) thematisiert sind. Obwohl die NZZ beim Extremereignis 2005 den Betroffenen mehr Platz eingeräumt hat als je zuvor, liegt die Privatisierungsrate mit 17.8% bzw. nur 13 Fällen auf weitgehend demselben Niveau wie Anfang des 20. Jahrhunderts. Auch



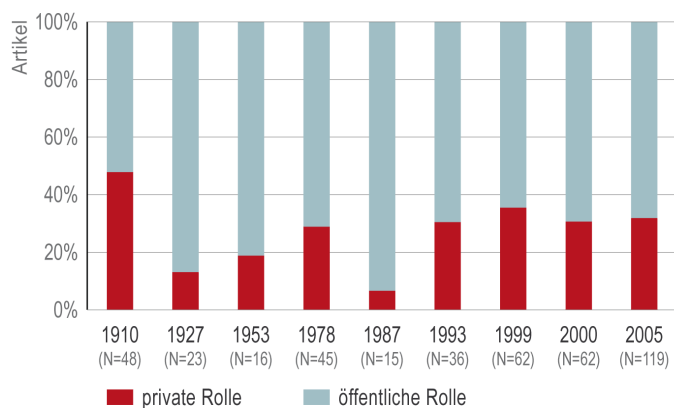
die effektive Anzahl der Darstellungen ist sehr vergleichbar. Eine Tendenz, im Zuge des Strukturwandels der Medien und dem stetig ansteigenden ökonomischen Druck der Privatsphäre Betroffener mehr Bedeutung einzuräumen, ist hier nicht auszumachen. Hinzuweisen ist auf die tendenziell steigende Sichtbarkeitsquote privater Betroffener in der Berichterstattung (von 0 Fällen auf 13) seit der Katastrophe 1987 bis zu jener 2005. So gesehen hat zumindest quantitativ die Privatisierung Betroffener moderat zugenommen. Inwiefern hierbei themenspezifische Aspekte und insbesondere der Human Interest als Rahmenbedingungen für die quantitative Privatisierung eine Rolle spielen, sehen wir an anderer Stelle.

In diesem Sinne kann resümiert werden, dass Anfang des 20. Jahrhunderts die redaktionelle Entscheidung der NZZ, umfangreicher über die Privatsphäre Betroffener und damals oft hilfsbedürftig gewordener Menschen zu berichten, wohl vor allem durch die öffentliche bzw. politische Bedeutsamkeit solcher Nachrichten bestimmt ist. Dazu gehören durchaus emotionsträchtige Berichte, um die Öffentlichkeit zu Hilfeleistungen für die Linderung der Not zu bewegen<sup>507</sup>. Ist hingen der Bezugsrahmen zu Betroffenen wie zu deren Privatsphäre bereits 1953 kaum noch im Aufklärungsinteresse der NZZ, so ist diese Marginalisierung in Verbindung mit den bereits diskutierten Fortschritten im Katastrophenschutz zu sehen. Bis 2005 bleiben Katastrophenexponierte weiterhin massgeblich in ihrer öffentlichen Rolle als relevante Staatsbürger repräsentiert. Zumindest was das medial vermittelte Bild der Betroffenen in der NZZ betrifft, entwickelt es sich sowohl bezüglich Umfang der bereitgehaltenen Informationen zu Betroffenen als auch betreffend Stellenwert ihrer privaten Aspekte im Untersuchungszeitraum völlig anders als in den übrigen Zeitungen. Wie der Parallelvergleich mit den Massstäben der übrigen Zeitungen deutlich macht, bewegt sich die Aufmerksamkeit für Betroffene auch nach der Ära der parteinahen Presse hier weiterhin ausserhalb kommerzieller Verwertungsabsichten bzw. Privatisierungs- und Sensationalisierungstendenzen, was im Folgenden an den drei weiteren Zeitungen gezeigt werden soll.

## Tages-Anzeiger

Insgesamt lässt sich für die Betroffenheitskommunikation im TA erkennen, dass der Fokus auf die Privatsphäre Betroffener über die ganze Zeit betrachtet auf höherem Niveau (31.2%) ausfällt als etwa in der NZZ. Auch auf der quantitativen Ebene betrachtet fällt die Sichtbarkeit der Betroffenen in der Privatsphäre mit 133 Belegstellen beinahe dreimal so hoch aus.

**Abbildung 53: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle**



Im TA wird vor allem das Hochwasser 1910 zum Anlass, der Privatsphäre Betroffener überdurchschnittlich viel Präsenz zu verschaffen. Bei knapp der Hälfte der 48 Betroffenenarstellungen steht diese Sphäre im Fokus. Weit weniger stark ist bereits 1927 (13%) sowie 1953 (18.8%) die Betroffenheitskommunikation auf diesen Bezugsrahmen fokussiert. Lediglich dreimal gelangen Aspekte des Privatlebens Betroffener jeweils in die Berichterstattung. Ein deutlich ansteigendes Publikationsinteresse für Betroffene in der Privatsphäre deutet sich bereits

1978 an mit einer Privatisierungsrate von knapp 30% gegenüber rund 70% in einer öffentlichen Rolle.

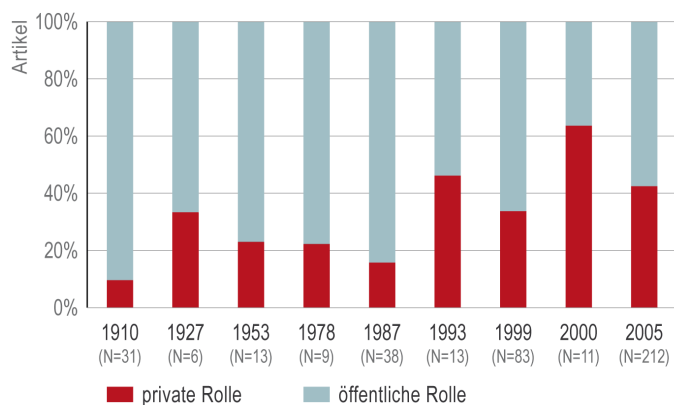
<sup>507</sup> Auf das diesbezügliche Engagement der NZZ verweisen explizit auch historische Untersuchungen, die Naturkatastrophen in der Schweiz unter dem Aspekt der Identitätsstiftung analysieren (vgl. Pfister (2004)).

Dieses Verhältnis von privaten und öffentlichen Fokuseinstellungen auf Betroffene ändert sich über die weiteren Jahrzehnte nicht mehr grundsätzlich. Mit Ausnahmen von 1987 (6.7%), wo das Hochwasser und mithin die Betroffenen nur wenig Publizität im TA erreichen, bewegt sich die Privatisierungsrate fortan zwischen 30% und 35%.

Zudem ist auf der quantitativen Ebene seit den 1970er Jahren und insgesamt stärker akzentuiert in der Betroffenheitskommunikation in der Zeitspanne 1999–2005 zu erkennen, wie dabei die effektive Sichtbarkeit der Privatsphäre Betroffener im TA tendenziell zunimmt. Gemessen an der jeweiligen Publikationshäufigkeit ist bis zum Zeitpunkt 1999 mit 22 Veröffentlichungen ein neues Ausmass erreicht im Vergleich mit den 13 privatim Bezügen 1978 und deren 11 im Jahr 1993. Doch markiert nicht überraschend die Berichterstattung 2005 mit 38 privaten Darstellungen schon aufgrund der intensiven Medienaufmerksamkeit für Betroffene den bisherigen Höhepunkt der effektiven Präsenz der privaten Sphäre. Der Anstieg solcher Publikationen bedeutet beinahe eine Verdreifachung der Fokussierung auf die privatim Aspekte Betroffener gegenüber dem Ereignis 1978 (13) und eine Verdoppelung im Vergleich zur opferreichen Katastrophe Gondo 2000 (19). Anhand dieser Zahlen wird die Zunahme der Privatisierung seit den 1970er Jahren im weiteren Zeitverlauf noch deutlicher. Im Zuge dieser Entwicklung leistet der TA der Privatisierung und Intimisierung der Betroffenheitskommunikation Vorschub. Gleichfalls erkennbar ist im TA eine zeitlich früh einsetzende Anpassung an die geänderten Marktumstände mit der Auflösung der Parteipresse. Aus unseren Daten wissen wir bereits, dass die Eröffnung von mehr Artikulationschancen für Betroffene ebenso in den 1970er Jahren einsetzt. Das heisst folglich: Vor dem Hintergrund ökonomisch bestimmter Produktionslogiken trägt der qualitative Bedeutungsgewinn der Privatsphäre zusammen mit der anwachsenden Zahl an solchen Bezugsrahmen – vor allem im ausgehenden 20. Jahrhundert – dazu bei, dass im TA mehr Betroffene als bislang dem "Voyeurismus" der Medienkonsumierenden ausgesetzt sind. Die Resultate verweisen darauf, dass redaktionelle Veränderungen in der Aufmerksamkeits- und Darstellungslogik sich gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen der Berichterstattungspraxis manifestieren. Dass sich das medial vermittelte Bild der Wirklichkeit Betroffener dadurch verändert, ist nachvollziehbar, eben weil die Zeitung im Wissen um Bedürfnisse und Vorlieben der Leserschaft jene Informationen intensiviert, die in erster Linie die Sensationslust bedienen. Immerhin schliesst das nicht aus, dass Betroffene auch in einer öffentlichen Rolle mehr Medienpräsenz erhalten. Die Ergebnisse aus der Themenanalyse im TA werden weitere Anhaltspunkte liefern, warum die journalistische Repräsentanz der Privatsphäre sich tendenziell stärker in den jüngeren Ereignissen zu verdichten beginnt. Wobei es sich bei der Berichterstattung des TA im Zeitungsvergleich immer noch um eine moderate Form der Privatisierung und Intimisierung handelt.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 54: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle**

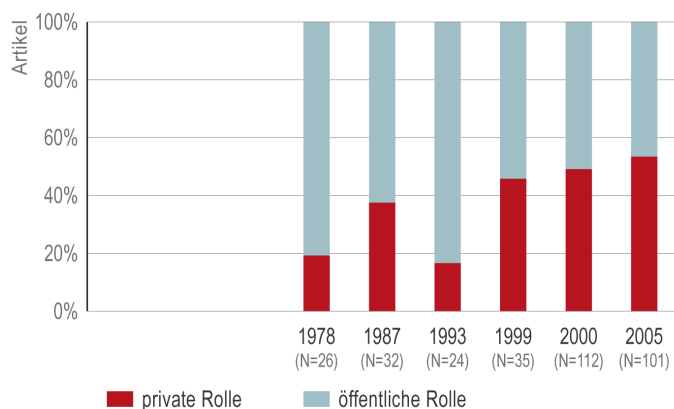


Bezüglich des Stellenwertes dargestellter Privatheiten in der Zeitung VA/NLZ gehören 35.3% der insgesamt 426 Betroffenenbezüge diesem Segment an, gegenüber 64.7% öffentlicher Betroffenenbezüge. Mit diesen Anteilswerten ist hier innerhalb des Qualitätssektors (NZZ, TA) insgesamt die höchste Durchdringung der Berichterstattung mit privaten Aspekten vorzufinden. Auffallend ist zunächst, dass das damalige Parteiblatt VA in den Anfängen des 20. Jahrhunderts Publikationen mit Bezug zur Privatheit und dazu-

gehörigen Intimitäten Betroffener 1910 (9.7%), 1927 (33.3%) und 1953 (23.1%) zwar nicht konsequent ausschliesst. Allerdings ist anhand der quantitativen Daten zu erkennen, dass solche Fokussierungen selten vorkommen. Insbesondere auch bei der opferreichen Katastrophe 1910 – also ganz im Unterschied zur NZZ oder dem TA – sind nur drei Publikationen der Kategorie "private Rolle" zuzuordnen. Diese Diskrektion gegenüber Betroffenen in privaten Sachzusammenhängen bestätigt sich in der katholisch-konservativen Parteizeitung langfristig, und zwar noch bis 1987 (15.8%). Umso offensichtlicher widerspiegelt sich die redaktionelle Neuausrichtung des Nachfolgeblattes NLZ<sup>508</sup> in einer tendenziellen Verlagerung der Betroffenenendarstellungen zugunsten der privaten Rolle seit den 1990er Jahren: Sowohl bei der Katastrophe 1993 (46.2%) wie auch bei jenen in den folgenden Jahren 1999 (33.7%), insbesondere 2000 (63.6%) und 2005 (42.5%) erreichen Privates und Persönliches in der Betroffenthematisierung relativ hohe Anteile. Wobei sich die Tragweite dieser redaktionellen Neuorientierung 1999 auch an einem Zuwachs in quantitativer Hinsicht bemerkbar macht. Mit insgesamt 28 Belegstellen ist in keiner anderen Zeitung eine vergleichbare Publikationsdichte für private Lebensbereiche zu finden. Das Gesagte gilt auch 2005, wo sich mit 90 Belegstellen noch deutlich stärker eine journalistische Nachrichtenlogik abzeichnet, die in Bezug auf die Präsenz der Privatsphäre Betroffener auch die Boulevardpresse im Ausmass entscheidend übertrifft. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung einer stark am Boulevardjournalismus orientierten Fokuseinstellung auf Realitäten des privaten und intimen Betroffenseins kann davon ausgegangen werden, dass für diese Inhalte Vermarktungsabsichten des eigenen Produktes eine wichtige Rolle spielen und nicht die Vermittlung von unmittelbar wichtigen Kontext-Informationen für die Situation Betroffener bzw. Kommunikationszielen im Interesse der Öffentlichkeit.

## Blick

**Abbildung 55: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle**



mals moderaten 20%-Anteil über die weitere Zeit beinahe konstant von Ereignis zu Ereignis stärker auf die Privatsphäre verlagert. So zeichnet sich die Betroffenenkommunikation im neunten Jahrtausend erstmals dadurch aus, dass die private Akteurspräsenz Betroffener gegenüber der öffentlichen dominant wird. Genau genommen ist dies beim Ereignis 2000 nur knapp der Fall (49%), deutlicher aber zumindest 2005 (53.5%). Zudem ist 2000 und 2005 auch auf der quantitativen Ebene eine starke Intensivierung der dargestellten Privatsphäre der Geschädigten zu beobachten. Drei Viertel aller privaten Betroffenenbezüge konzentrieren sich auf die beiden jüngsten der sechs Ereignisse. Es sind dies 55 im Jahr 2000 bzw. 54 im Jahr 2005. Im Kontrast dazu bewegte sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts der diesbezügliche Output je nach Ereignis zwischen minimal 4 (1993) und 16 (1999) Belegstellen.

Betrachtet man in der Boulevardpresse die gesamten Betroffenenbezüge (330) der sechs Ereignisse, so erkennt man, dass diese selbst hier nicht ausschliesslich auf die privaten Lebensbereiche fokussiert sind. Mit einem Anteil von 55.8% treten Betroffene öfter in einer öffentlichen Rolle in Erscheinung als im privaten Bezugsrahmen (44.2%). Aber dem Namen "Boulevardblatt" wird der BK aufgrund dieser insgesamt hohen Privatisierungsrate dennoch gerecht. Bemerkenswert ist, wie sich seit den 1970er Jahren die Nachrichtenauswahl mit einem da-

<sup>508</sup> Durch die Fusion der beiden Tageszeitungen Luzerner Tagblatt und Vaterland und ihren jeweiligen Regionalausgaben ist 1991 die Luzerner Zeitung entstanden. Am 1. Januar 1996 ging die Zeitung durch die Fusion mit den Luzerner Neusten Nachrichten in der Neuen Luzerner Zeitung auf (vgl. Kap. 14.3.2).

Allerdings zeigen die bereits diskutierten Entwicklungen im sogenannten Qualitätssektor (TA, NLZ), dass sich im Kontrast dazu im Boulevardjournalismus die Anzahl der auf die Privatheit fokussierten Betroffenenarstellungen prinzipiell in einem begrenzten Rahmen bewegt. Das ergibt sich aus der insgesamt geringeren Thematisierungskraft von Katastrophen und ihren Betroffenen, die im BK nur kurzfristig anhält. Daher überrascht es nicht, wenn in den beiden Forumszeitungen TA oder NLZ Informationen zu persönlich Betroffenen und ihren individuellen Erfahrungen oftmals zahlreicher vorkommen als im Boulevardblatt selbst. Dies gilt zwar nicht bei den opferreicheren Ereignissen 1987 und 2000, jedoch bei allen anderen Katastrophenfällen (1987, 1993, 1999 und 2005). Trotzdem vermag das eigentliche Boulevardblatt BK die meisten der sogenannten Qualitätszeitungen, die im hart umkämpften Zeitungsmarkt von boulevardmässigen Trends erfasst wurden, in gewisser Hinsicht weiter auf Distanz zu halten. Der BK konzentriert sich nämlich noch stärker auf das Private als Quelle für Betroffenenpräsenz gegenüber öffentlichen Gesichtspunkten. Und vor allem im neuen Jahrtausend, wo privat Betroffene ausserordentlich stark zur Geltung kommen, haben wir auf der quantitativen Ebene Hinweise auf eine Ausweitung der Privatisierung wie Sensationsmache in der Boulevardpresse.

## Fazit

Zunächst erstaunt es nicht, dass die Thematisierung Betroffener, fokussiert auf ihre private Seins- und Schicksalslage, im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in allen damals noch parteinahen Zeitungen an Stellenwert verliert. Was darauf hindeutet, wie bereits oben erwähnt, dass vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschritte und deutlich besserer Lebensumstände der Direktbetroffenen die sachpolitische Brisanz dieses Betroffenenbezuges stark an Stellenwert in den untersuchten Zeitungen einbüsst.

Wenn nun gegen Ende des 20. Jahrhunderts und insbesondere bei den Ereignissen 2000 und 2005 die private und persönliche Seite des Betroffenseins in der Katastrophenberichterstattung wieder aussergewöhnlich stark zur Geltung kommt, wirft dies ein Schlaglicht auf den tiefgreifenden Wandel des Mediensystems und das daraus resultierende Medienhandeln. Diese Nachrichtenangebote lassen sich als Resultate ökonomischer Erwägungen begreifen. Denn unter dem Einfluss des zunehmenden ökonomischen Drucks der Medienunternehmen und hierbei wichtiger werdender Publikumsorientierung erweisen sich Betroffene und ihre persönlichen Bedrohungserfahrungen als einträgliche Sujets in der Nachrichtengestaltung stark konkurrenzierender Medienprodukte. Allerdings zeigt sich in der journalistischen Tätigkeit der vier Zeitungen, dass zur Präsenz der auf das Private zentrierten Betroffenthematisierungen bis zum Ereignis 2005 die beiden Forumszeitungen TA und im besonderen Masse die NLZ beitragen. Hingegen ist das bei der NZZ kaum der Fall. In beiden Forumszeitungen TA und NLZ zeichnen sich in Hinblick auf den Stellenwert privater Betroffenenarstellungen in der Boulevardpresse homogener werdende Berichterstattungsprofile ab. Dennoch sind bezüglich der Erscheinungsform, wie die Betroffenen präsentiert werden, bei den beiden Zeitungen deutliche Unterschiede auszumachen.

Zeitlich beginnen Inhalte aus dem Privatleben für die Berichterstattung der NLZ zwar massgeblich später als im TA eine grössere Rolle zu spielen. Doch im Vergleich mit dem TA fördert hier der Umstand der Neuausrichtung der Zeitung nach der Auflösung des Parteiblattes VA nachhaltigere Veränderungen im Umgang mit Betroffenen. Hoch sichtbar vermittelt in ihrer Privatsphäre sind sie allen voran in der Berichterstattung der NLZ sowohl 1999 und 2005 geworden. Das lässt erahnen, wie hier die Suche nach attraktiven Meldungen stark forciert wurde, vorausgesetzt allerdings, dass das Ereignis den Nachrichtenwert der regionalen Nähe erfüllt. Kurz: Die NLZ tendiert deutlich stärker in Richtung Boulevard als der TA, und dies mit einer Dynamik, die durchaus den Privatisierungs- und Sensationalisierungsgrad des Boulevardblattes überschreitet. Doch ist anzumerken, dass Betroffene in der

NLZ durchwegs auch als relevante Staatsbürger prominent in der Berichterstattung berücksichtigt werden, weil sich generell die Aufmerksamkeit auf die Betroffenen verschoben hat.

Angesichts der Haltung der renommierten Tageszeitung NZZ, die diesbezüglich einen völlig querstehenden, d. h. zurückhaltenden Standpunkt in der Veröffentlichung Betroffener einnimmt, wird die Privatisierungstendenz in den drei anderen Presseprodukten umso offensichtlicher. In der Katastrophenberichterstattung der NZZ gehört die tendenziell intensivere Fokussierung auf private Lebenssphären eher einer vergangenen Epoche an. Liegt der Anteil solcher Darstellungen auch heutzutage etwa gleichauf wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, so bringt das insofern auch das redaktionelle Bemühen um die Einhaltung von traditionellen Qualitätsstandards zum Ausdruck. Davon hängt letztlich die klare Abgrenzung gegenüber boulevardmässigen Privatisierungs- und Sensationalisierungstendenzen ab. Nach unseren Befunden sind auch hier Indizien gegeben, dass für die NZZ möglicherweise eine Phase beginnt, in der traditionelle Berichterstattungsgrundsätze nicht mehr mit der gleichen Strenge verfolgt werden. Zumindest zahlenmässig finden Betroffene in der Privatsphäre vermehrt den Weg in die NZZ. Das könnte daran liegen, dass der Anpassungsdruck auch auf die NZZ diesbezüglich steigt.

Dadurch, dass Betroffene mehr oder weniger stark ausgeprägt durch persönliche Erlebnisse und Intimitäten aufgrund ihrer publizistischen Attraktivität Medienaufmerksamkeit erlangen, so vermitteln sich über die Medien durchaus andere Realitäten ihrer Wirklichkeit. Vergegenwärtigt man sich die Rezeption dieser Angebote mit teilweise sprunghaft ansteigenden Informationen zu Betroffenen in einer privaten Sphäre, so bilden diese medial vermittelten Beobachtungen, auch wenn sie aus einer zuverlässigen medialen Quelle stammen, nicht zwingend die sozialen Verhältnisse und die durch den Problemgehalt hervorgehobene Entwicklung ab. Doch erst dadurch, dass über persönliche Risikoerfahrungen öffentlich gesprochen wird, gewinnen diese an Bedeutung. Dass in unserer Zeit erneut ein grösseres Mass an zweifellos schicksals- und emotionsbetonenden Informationen verfügbar geworden ist, dazu trägt die zunehmende Konkurrenz in der Zeitungs- und Medienlandschaft wesentlich bei.

Es kann sein, dass der Bedeutungszuwachs dieser Inhalte einem Laienpublikum zusehends demonstriert, mit welchen möglichen Folgen für den Einzelnen Naturereignisse einhergehen können. Auch wenn Einflüsse dieser Teilhabe via Medien schwierig zu belegen sind, können diese durchaus vorhanden sein. Etwa dann, wenn diese mediale Wirklichkeitsdarstellung zeitgleich auf eine bereits auf Katastrophen- und Umweltrisiken sensibilisierte Gesellschaft trifft. Oder wenn die beunruhigende Frage, ob solche Naturereignisse mit dem Klimawandel zu tun haben, auf eine bedeutsame Veränderung der Dimension des Betroffenseins von Katastrophen verweist. Notwendigerweise sind politische Entscheidungen zu treffen, da es Aufgabe des Staates ist, diese sichtbar werdenden Risiken abzufedern und in eine neue Balance zu bringen.

Vertiefend kann hier auf die weiteren Folgeproblematiken, wenn Meldungen zu persönlichen Erfahrungen als auch Intimitäten Betroffener aufgrund ihrer publizistischen Attraktivität viel Beachtung in Medien erlangen, nicht eingegangen werden. Gilt die Privatisierung und Sensationalisierung der öffentlichen Betroffenheitskommunikation als ein typischer Indikator des Strukturwandels, so bleibt vor diesem Hintergrund doch die Frage offen, was hinter der frühen Hochkonjunktur der privaten und intimen Vermittlung von Betroffenenenschicksalen Anfang des 20. Jahrhunderts steckt.

## 21.9 Der (Wieder-)Eintritt des Schicksals in die Medien – eine historische und komparative Sicht

Die Resultate der vorangehenden Untersuchung haben gezeigt, dass bereits Anfang des 20. Jahrhunderts die private Sphäre Betroffener relativ häufig Anlass gab, darüber zu berichten. An dieser Stelle veranschaulicht eine präzisere historische Analyse, was die Presseleute schon früh zur intensiven Veröffentlichung des Privaten der Betroffenen angetrieben hat. Dabei dienen als Ausgangslage, und um die journalistischen Prinzipien der Betroffenenendarstellung im "Privat- und Sensationalisierungsmodus" begreiflich zu machen, einzelne Textauszüge und ihre rhetorischen Stilmittel aus dem Quellenmaterial.

Was unter anderem in Medien- und Öffentlichkeitstheorien unter dem Begriff der "Privatisierung der Öffentlichkeit" oft in uniformer Weise als Folge des medialen Strukturwandels und als Kritik am Journalismus behandelt wird, verändert und modifiziert sich nämlich – wie noch zu zeigen ist – ebenfalls im Verlauf des Wandels der Öffentlichkeit und des Mediensystems. Auch wenn hier keine umfassende Analyse der medialen Vermittlung von Schicksalslagen vorgenommen wird, ist leicht zu belegen, dass – abgesehen vom stets vorhandenen Voyeurismus und Sensationswert des Schicksalhaften – die Sinn- und Zweckbestimmung der Privatsphäre Betroffener zu Beginn und am Ende des Untersuchungszeitraumes auf fundamental anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen sowie medienspezifischen Interessenlagen gründen (Zemp 2005: 204). Zunächst konzentrieren wir uns auf die Zeitperiode der durch die Parteipresse und parteinahen Zeitungen geprägten Betroffenheitskommunikation. Dem TA vom 20.6.1910 ist zu entnehmen:

*„Ein alter gebrechlicher Greis, Besitzer einer Sägemühle, der mich in seiner Sonntagsstube über alle die Einzelheiten aufklärt, spricht mit unter Tränen von seinen Verlusten, der Strom hat seinen ganzen Holzbestand mitgerissen. Seine Frau, der die Bürde der Jahre den Rücken krümmt, hat für ihre fünf Kinder nichts mehr anzuziehen, alles ist dem Wasser zum Opfer gefallen. Das Mitleid der wenig geschädigten Bevölkerung mit den Geschädigten wirkt inmitten all dieses Elends erhebend; aber dennoch wäre damit nichts getan, wenn nicht die gesamte Schweizerische Bevölkerung sich an einer Linderung der Notlage dieser armen Heimgesuchten beteiligen würde. Das grosse Elend, das hier nicht mit Worten geschildert werden kann, bedarf augenblicklicher Hilfe, und es sei hier an Opferfreudigkeit sämtlicher Leser wärmstens appelliert!“<sup>509</sup>*

Diese auf die Privatsphäre fokussierte Darstellung prägt die persönliche Begegnung mit den betroffenen Menschen, die anonym bleiben. Derartige publizistische Zugriffe „stehen hier lediglich im Dienst eines höheren Zwecks“ (Zemp 2005: 2004). Dabei ist dieser Blick auf die soziale Not Betroffener Teil der Vermittlungsstrategie der Journalisten. Denn anschliessend tritt die Zeitung selbst als moralische Instanz auf und appelliert mit folgenden Worten an den Solidaritätsgedanken: „[A]ber dennoch wäre damit nichts getan, wenn nicht die gesamte Schweizerische Bevölkerung sich an einer Linderung der Notlage dieser armen Heimgesuchten beteiligen würde.“ „Der solchermassen demonstrierte ideologische Einsatz der damaligen Parteipresse“ – wie Zemp (2005: 2004) feststellt – „dient generell zur Ermahnung des gesellschaftlichen Einstehens füreinander und dem Aufruf, materielle Hilfe zu gewähren.“ Wie ein weiteres Beispiel aus dem Parteiblatt VA von 1953 zeigt, verschafft diesmal das vermittelte Betroffenenbild dem Jungbauer Leo Buholzer, dessen Bauernhof zerstört wurde, mitfühlende öffentliche Aufmerksamkeit. Die Schicksalhaftigkeit seiner Lage wird durch Unschuldswortbeweise des katholisch-konservativen Parteiblattes speziell beglaubigt:

<sup>509</sup> TA, 20.6.1910: Nr.141/Bl. 2.

Über die Familie „sagt man in ihrem ganzen Bekanntenkreis immer Treue zur Heimat, zur ererbten Scholle, zur Kirche und zu den Mitmenschen nach ...“<sup>510</sup>.

Wenn das erfahrene Unglück dieser „soliden Familie“ als „gross“ beschrieben wird, dann ist die Schilderung der unmittelbaren Notlage ein wichtiges Motiv der Zeitungsmachenden, um mit einer patriotisch gefärbten und solidarische Botschaft Mitgefühl zu bekunden:

„Nie fühlt ein Volk so für jedes seiner Mitglieder wie in den Stunden der Not.“<sup>511</sup>

Anhand solcher Textbeispiele ist leicht ersichtlich, wie im Rahmen der parteinahen Presse mit fundamentalem Interesse und getragen von leitmotivischen Werten Privataspekte Betroffener in die Medien gelangten und hiermit den persönlich Betroffenen eine Sprache verliehen wurde. Schon aufgrund der damals fest umrissenen Leserschaft liegt es auf der Hand, dass Zeitungen kaum Betroffene aufsuchen und zum Eigennutz oder zur Befriedigung der reinen Sensationslust ihren emotional sensiblen Privatbereich präsentieren. Deren Erzählstruktur kennzeichnet eine bestimmte politische Linie oder Gesinnung. In Verbindung mit dem allgemeinen Aufklärungsinteresse über soziale Nöte der Geschädigten und deren Probleme legitimiert sich „der politisch relevante, wie auch respektvolle Blick auf die Privatsphäre“ (Zemp 2005: 205). Wie in späterer Zeit, nach dem Ende der Ära der Parteipresse und folglich vor dem Hintergrund marktwirtschaftlich determinierter Grundregeln, wie die Privatsphäre Betroffener vermittelt wird, illustrieren exemplarisch zwei Zeitungsberichte von 1999. Achtet man auf die inhaltlichen Aspekte und die verwendete Sprache des Journalisten, dann lässt sich der Einfluss des Medienwandels auf das vermittelte Bild Betroffener erst recht erkennen:

„Vater Sallenbach liess den Fernseher für einmal Fernseher sein, drehte sich auf dem Sofa gegen das Stubenfenster und mache es sich gemütlich. 'Eigentlich han ich ja Freud, wenn es richtig saicht', sagt der Schreinermeister aus Mauer. Und richtig 'gsaicht' hat es am Montagabend. Später – der Regen hatte bereits wieder aufgehört und Sallenbach sich erneut dem Fernseher zugewandt – hörte er den Aufschrei von Mutter Sallenbach: 'De Bach chunnt.' Da seien sie nur noch in die Schreinerei im Erdgeschoss gerannt. Draussen rauschte hüfthoch eine Flut von Wasser, Schlamm und Geröll durch die enge Eggenstrasse. 'Plötzlich trieben an uns Container, Autos, ja ganze Gartenhäuschen vorbei. Alles riss die Flut mit.' [...] Der Schrecken steht den Leuten am Tag danach noch ins Gesicht geschrieben. 'Alles ist kaputt', klagt Daniel Karlen und kämpft mit den Tränen. Erst im Oktober hatte er seine nigelnagelneue Nissan-Garage, schräg gegenüber der Sallenbach-Schreinerei eingeweiht[...].“<sup>512</sup>

Die Berichterstattung nimmt hier zunehmend den Charakter einer Live-Übertragung an. Die Protagonisten werden wörtlich zitiert und ihre Erlebnisse in Dialekt wiedergegeben, was den Text authentischer machen soll und ihm gleichzeitig Lokalkolorit verleiht. Auch werden die Betroffenen namentlich genannt als „Vater Sallenbach“ und „Mutter Sallenbach“, sowie „Daniel Karlen“. Persönliche und emotionale Befindlichkeiten der Betroffenen werden bis ins Detail beschrieben.

Im selben Jahr schreibt die NLZ aus dem Hochwassergebiet über die Betroffenen Trudy Müller, Dieter Görzinger und ihren Kater Mauz:

„'Auch Mauz war die Sache nicht geheuer: Drei Tage lang wagte er sich nicht vom ersten Stock hinunter', so Trudy Müller. 'Gestern hatten wir sogar Raclette', erzählt Trudy Müller.“<sup>513</sup>

<sup>510</sup> VA, 2.7.1953: 4

<sup>511</sup> VA, 2.7.1953: 4.

<sup>512</sup> TA, 16.6.1999: 17.

<sup>513</sup> NLZ, 19.5.1999: 32.



Der Zitatestil dieser Zeilen erinnert an Talkshows der privaten Radio- und Fernsehsender. Die Personalisierung der Berichterstattung wird hier sogar auf die Katze ausgeweitet. Das Beispiel verdeutlicht die Anpassung der Darstellungslogik an Prinzipien des Boulevardstils. Mit der Zunahme des Zitierens von Zeugen entwickelt sich eine neue Eigendynamik in der Repräsentation der Risikoexponierten. Denn im Unterschied zu generell narrativen, behutsamen Enthüllungen in der traditionellen Presse akzentuiert die gegenwärtige Thematisierung Betroffener deren private Lebensbereiche und hebt die frühere Distanz zu dieser Sphäre weiter auf. Überdies erfahren Details aus der Privatsphäre der Risikoexponierten ("hatten sogar Raclette"), die für das gesellschaftliche Verständnis der Betroffenenlage an und für sich unwichtig sind, neuerdings Medienaufmerksamkeit. Insofern stellt sich dann auch die Frage, was der Kern des eigentlichen Problems Betroffener heute ist. Gibt es einen guten Grund, der insbesondere die Einbeziehung von Betroffenen im Rahmen ihrer privaten Sphäre und in Form von Augenzeugen als angebracht und sinnvoll erscheinen lässt? Orientieren wir uns hierzu an journalistischen Aussagen, die dazu bestimmt sind, die Wirklichkeit von Betroffenen möglichst "hautnah" aufzuzeigen, dann können wir gelegentlich Antworten finden zu persönlichen Auswirkungen auf die Geschädigten und ihre Reaktionen auf die eingetretene Problemlage:

*„Karl Löri steht mit einem Stumpfen im Mund vor seinem Geschäft, schüttelt den Kopf, immer wieder. Er habe im Fernsehen die Bilder vom Entlebuch gesehen. 'Da sind wir ja noch glimpflich davongekommen', sagt er. Die Maschinen würden das Wasser überleben. 'Es erwartet uns einfach eine Unmenge Arbeit', sagt Löri. Aber die Hauptsache sei, dass keine Menschenleben gefährdet seien. Der Rest sei reparabel.“<sup>514</sup>*

Seitens der Betroffenen bleiben Hinweise auf persönlich nicht bewältigbare Auswirkungen der Überschwemmungen oft aus. Auch wenn das Betroffensein von einer Katastrophe nicht als harmlos hinzunehmen ist, dann gibt es für die sehr unterschiedlichen Probleme im privaten Lebensbereich nichtsdestotrotz Bewältigungsstrategien:

*„Kurz vor ein Uhr in der Früh, Eveline Schuler wollte Wäsche aufhängen, kam eine Unmenge Wasser von oben. 'Sie drückte das Garagentor auf und überflutete den Keller', sagt Heinz Schuler. Die ganze Nacht habe er mit seinem Bruder Wasser abgepumpt. 'Wir wissen ja, wie es geht', sagt er und lacht, trotz allem, und sagt, dass beim Unwetter vor zwei Jahren ebenfalls ihr Keller überflutet wurde.“*

Anhand solcher Beispiele wird klar, wie durch den gewählten Stil, wie über Betroffene berichtet wird, eine ganz spezifische Form der Medienrealität entsteht. Eine auf das Private gerichtete und einzelne Betroffene persönlich ins Zentrum rückende Vermittlung, wie sie charakteristisch für jüngere Trends in der Medienberichterstattung ist, hat ihre Tücken. Neben den Medienschaffenden sind es die Betroffenen selbst, die sich wohldienerisch der auf Unterhaltung ausgerichteten Aufbereitung von Informationen des aktuellen Medienmarktes fügen. Mit ihren emotional facettenreichen, persönlichen Erzählungen kommen sie jenen Medien wohl sehr entgegen, die solche menschliche Geschichten für ihre Leserschaft als wichtig erachten. Dass die JournalistInnen Betroffenen mit immer mehr Kommunikations-Offerten im privaten Lebensbereich zu begegnen versuchen, überrascht daher nicht. Offensichtlich bildet sich in der Betroffenheitskommunikation auf dem Weg ins 21. Jahrhundert auch eine neue Art und Weise der Sensationsberichterstattung heraus.

## Fazit

Wie gemäss Hypothese 2c erwartet, haben sich im Untersuchungszeitraum Sinn und Zweck der Darstellung Betroffener deutlich entfernt vom vormaligen gesellschaftspolitischen Kerninformationsanspruch, wenn Zeitungen Meldungen über Katastrophen publizieren. Wie anhand der Textbeispiele

<sup>514</sup> NLZ (Sonderdruck), 5.9. 2005: 7.



gezeigt worden ist, scheint dies der übliche Beweggrund in der Ära der Parteipresse zu sein, den Fokus auf Betroffene in der Privatsphäre zu richten. Hingegen stehen unter stark kommerziell ausgerichteten Zeitungen weit mehr sozusagen „eigennützig inszenierte 'Geschichten' bzw. auffällig simple Human-Interest-Stories“ im Mittelpunkt, wenn Meldungen über persönlich Betroffene erfolgen (Zemp 2005: 206). Was generell zum Genre der Sensationspresse gehört, hat auch in der Qualitätspresse seine Berechtigung gefunden. Es sind letztlich publizistische Entscheide im Gefolge der Marktorientierung des Mediensystems, Betroffene im emotional sensiblen Bereich der Privatsphäre darzustellen und ihre Botschaften als eher unpolitische Aktivierungsangebote für die Leserschaft an die Öffentlichkeit zu bringen.

Vor allem seit den späten 1990er Jahren – das zeigten die vorangehende Analysen – gelangen in der Katastrophenberichterstattung viele persönliche, aber insgesamt öffentlich-politisch wenig relevante Zeugnisse von Bedrohungssituationen ins gesellschaftliche Bewusstsein. Im Unterschied dazu rechtfertigte sich Anfang des 20. Jahrhunderts das Sichtbarmachen der Privatsphäre Betroffener mit der öffentlichen Besorgnis bzw. dem Interesse der Medien, die Problemvirulenz solcher Schicksalslagen aufzuzeigen, die Wetterextreme für die Bevölkerung damals auch betreffend Sicherheit darstellten. Erst eine historische Perspektive kann aufzeigen, wie die Intention der Medien in der Gegenwart, immer mehr absatzträchtige Geschichten zu produzieren, eine neue Phase individueller Betroffenheit und selbstbezeugter "Schicksalhaftigkeit" von Naturkatastrophen die Medienwirklichkeit prägt. Anhand dieser Befunde wird auch die Richtung der Entwicklung der als wichtig erachteten Themen erkennbar. Dazu gehört folglich die gleichzeitige Durchschlagskraft der Human-Interest-Berichterstattung, die betreffend Betroffenheitskommunikation diese wesentlich mitzuprägen beginnt (vgl. Kap. 22). Da in der NZZ generell das Interesse auf der Informationsebene liegt, erweist sie sich wohl gerade deshalb als einzige untersuchte Zeitung, die im Umgang mit Betroffenen Informationen zur Privatsphäre unter "ferner liefen" bringt.

## 22 Expansion von Human Interest – eine Bilanz zu Boulevardisierungstendenzen

Katastrophen sind spektakuläre Anlässe. Dadurch, dass sie Leid und Not, aber auch Kurioses hervorbringen, wecken sie die Neugier der Öffentlichkeit besonders. Um abschliessend diesbezügliche Einflüsse des Mediensystems auf die Katastrophenwirklichkeit deutlicher herausarbeiten zu können, beschäftigt uns im folgenden Abschnitt die Frage, wie die Medienschaffenden mit den menschlichen Geschichten umgehen, die sich um Katastrophen entspannen bzw. das Vorhandensein von Human-Interest-Themen in der Katastrophenberichterstattung. Es handelt sich um apolitische Themen, die Bezug nehmen auf Individuen und ihre private Lebenssphäre – insbesondere emotional gefärbte Berichte über Einzelschicksale Betroffener. Eine solche Berichterstattung ist vor allem für den Boulevardjournalismus typisch.

Die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, dass die Berichterstattung über Naturkatastrophen – und insbesondere die dazu vermittelten Bildeindrücke – im Übergang zum 21. Jahrhundert stark zugenommen haben. Jedoch gibt die massenwirksame Präsenz der Katastrophenproblematik oder der Fokus, der sich stärker als zuvor auf die von den Unwettern Betroffenen zu richten beginnt, zu erkennen, dass diese Tendenzen im Zusammenhang mit ökonomischen Imperativen und den eigenen Interessen des Mediensystems stehen. Aufgrund des Konkurrenzdruckes um ökonomischen Erfolg und der Marktorientierung der Zeitungen treffen die Redaktionen publizistische Entscheidungen in jüngerer Zeit vermehrt anhand der Frage, was sich gut verkaufen lässt. Vor allem in den beiden qualitätsbedachteren Forumszeitungen TA und NLZ beginnen diese neuen Selektions- und Darstellungsprinzipien der "Verkäuflichkeit" durchschlagend die Berichterstattung zu prägen.

Ob Human Interest berichtenswert ist oder nicht, resultiert aus Entscheidungen innerhalb von Medienunternehmen. Nehmen in der Nachrichtenlogik zunächst im Boulevard Human-Interest-Berichte einen wichtigen Platz im Zeitungskonzept ein, so weist gemäss Hypothese 2d (Kap. 14.2) eine erhöhte Verwertungsschance dieses Themenaspektes in der Katastrophenberichterstattung der Qualitätspresse bzw. vermeintlich "seriöser" Zeitungen auf Boulevardisierungstendenzen hin. Darüber hinaus ist dieser Indikator entsprechend aussagekräftig, um die bislang gewonnenen Ergebnisse zu Boulevardisierungstendenzen der öffentlichen Katastrophenkommunikation – z. B. Annäherungen der Qualitätspresse an die Boulevardpresse bezogen auf die Bildberichterstattung oder Dramatisierung der Katastrophendarstellung – weiter zu validieren.

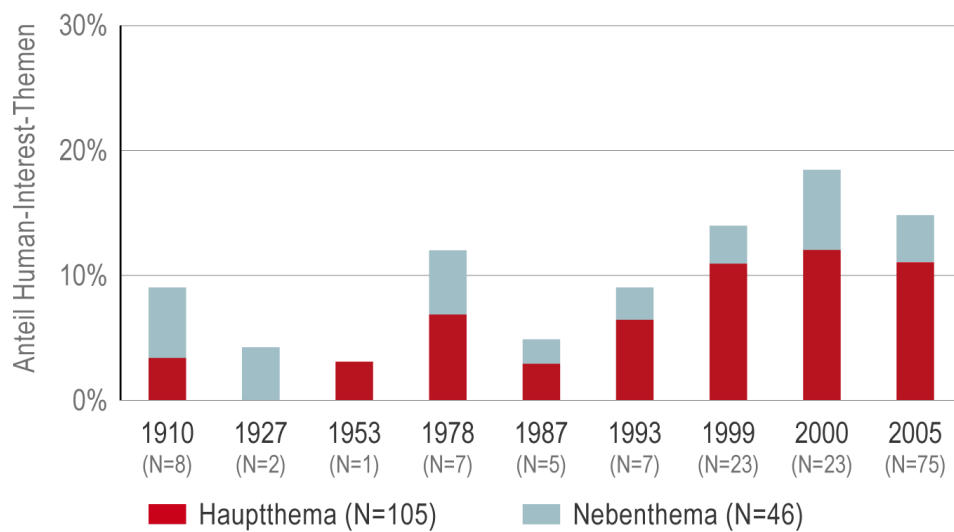
Welches mögliche Konsequenzen sind, wenn die mediengemachte Suche nach der Sensation und dem Kuriosen zusätzlich in die Vermittlung von Katastrophen einfließt, soll abschliessend reflektiert werden.

### 22.1 Relevanz von Human Interest in der Katastrophenberichterstattung

Welchen Stellenwert Human-Interest-Themen in der Katastrophenberichterstattung haben und wie sie sich im Zeitverlauf entwickelt haben, zeigt Abbildung 56.

Für die neun Katastrophen wurde auf Artekebene insgesamt 151 Mal das Thema Human Interest codiert. Dabei wurde bei maximal zwei Themenvergaben pro Artikel zusätzlich unterschieden, ob Human Interest als Hauptthema oder nur als Nebenthema einen Zeitungsbericht bestimmt hat. In 105 der 151 Belegstellen – also insgesamt zu rund 70% – war Human Interest das Hauptthema. In 46 Artikeln stellt Human Interest einen Nebenaspekt in der Berichterstattung dar.

Abbildung 56: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema



N umfasst alle codierten Human-Interest-Themen eines Ereignisses

Zunächst lässt sich anhand der prozentualen Anteile an Human Interest je Katastrophe ein gewisses Interesse für emotionale Geschichten über Menschen bis weit ins frühe 20. Jahrhundert zurückverfolgen. So war es etwa 1910 zu einer Ausweitung von Human-Interest-Angeboten gekommen. Wobei in der Ära der parteinahen Presse – abgesehen vom Sonderfall 1910 (9.2%) – sensationsorientierte Veröffentlichungen insgesamt sowohl im Jahre 1927 (4.3%) als auch 1953 (3.1%) kaum vorkamen – und dann tendenziell eher als Nebenthema in die Berichterstattung eingingen, wie das 1910 oder 1927 der Fall ist.

Deutlich höhere Human-Interest-Anteile kommen im zeitlichen Umfeld von 1978 bis 2005 zu liegen, vor allem aber seit 1999 – also in jener Zeit, in der in den Medienunternehmen die Orientierung an Publikumsinteressen zunehmend bestimmender wird. Wobei der tendenzielle Anstieg 1978 vor dem Hintergrund der ab hier berücksichtigten Boulevardzeitung BK zustande kommt. Drei der sieben in diesem Jahr gezählten Human-Interest-Berichte hat der BK publiziert, sodass das Gewicht an Human Interest ohne Boulevard immerhin leicht moderater ausfallen würde<sup>515</sup>.

Während bei der Katastrophe 1987 Human Interest insgesamt eine geringe Rolle spielt, avancieren solche Storys für die Ereignisse seit den 1990er Jahren zudem häufiger zum Hauptthema eines Zeitungsberichtes. Für sämtliche der drei jüngeren Ereignisse von 1999 bis 2005 bewegt sich ihr Anteil über der 10%-Marke. Zusammen mit Human Interest als Nebenthema basieren 1999 sowie 2005 rund 15% und 2000 sogar rund 19% des Themenzuganges zur Katastrophenwirklichkeit auf diesen Inhalten.

Zugleich haben wir es mit einem quantitativen Wandel zu tun. Betrachten wir die thematische Profilveränderung nämlich in Bezug auf die quantitative Ausweitung von Human-Interest-Berichten, sind wesentlich mehr in der jüngeren Berichterstattung von 1999 bis 2005 präsent als in den Ereignissen zuvor. Vergleichsweise moderat ausgefallen ist das Human-Interest-Angebot auch noch 1978 (7), 1987 (5) und bis 1993 (10). In einem neuen Ausmass prägen 1999 gleich wie 2000 23-mal auf Sensationen und Kuriositäten fokussierte Inhalte die Katastrophenberichterstattung. Mit einer massiven Steigerung um gut das Dreifache bzw. 75 Zeitungsbeiträgen zieht das Extremereignis 2005 eine Häu-

<sup>515</sup> Ohne BK beträgt 1978 der Human-Interest-Anteil 6.9% statt 12.1%.

fung solcher boulevardesker Inhalte nach sich. Mit Blick auf die absoluten Zahlen summieren sich rund 80% aller Human-Interest-Publikationen in den drei Ereignissen 1999, 2000 und 2005.

Generell lässt sich sagen, dass diese beiden jüngeren Entwicklungen – also die deutliche Absicht, im Journalismus vergleichsweise häufiger Human-Interest-Themen für die Leserschaft aufzubereiten sowie diese apolitischen und stark am Boulevardjournalismus orientieren Inhalte von einen Neben- zu einem Hauptthema eines Berichtes zu machen – einen Anstieg des medialen Kommunikationsflusses in Katastrophenlagen bewirken. Die Ereigniserstreckung im Sinne der Sensationalisierung, die das Geschehen aktuell hält, erhöht letztlich die Medienpräsenz für einzelne Hochwasserereignisse. Diese Aufmerksamkeit wäre wohl unter anderen Umständen der Mediensituation nicht zustande gekommen. Insgesamt ist diese veränderte Themenrelevanz Ausdruck von Boulevardisierungstendenzen in der schweizerischen Presselandschaft und bestätigt, was in Kapitel 19 bereits anhand der Bildberichterstattung und in Kapitel 20 anhand der Artikelüberschriften festgestellt wurde. Es gibt zwar bereits eine sensationsorientierte Berichterstattung in der Ära der Parteipresse. Insbesondere das Hochwasser 1910 veranlasste die Medien vereinzelt, das Thema Naturkatastrophe mit Human Interest aktuell zu halten. Aber die Standards, wie damals und heute Sensationsberichterstattung ausgeübt wurde, haben sich im Untersuchungszeitraum stark verändert.

Über die „Schreckensnacht“ von Altdorf, in der zwölf Menschen ums Leben kamen, schreibt der TA am 16. Juni 1910:

*"Ein zwölftes Opfer der Schreckensnacht, eines der zwei geretteten Mädchen, 14 Jahre alt, ist gestorben. Es konnte noch den Hergang erzählen. [...] Die Mutter habe die Kinder geweckt und angekleidet um zu fliehen. In dem Glauben, die Gefahr sei wieder vorüber, entschloss sie sich zu bleiben. Hierauf sei ein furchtbares Getöse losgebrochen. Die Mutter habe die Kinder versammelt und betend seien alle zugedeckt worden. Die Mutter sei zuerst gestorben. Die älteren Mädchen waren es, die um Hilfe riefen. Die Bergung der Leichen geht rasch vor sich. Sie sind übel zugerichtet. Man sieht die Mutter im Gebälk aufrecht stehen, ihr Kleinstes im Arm."*

Schon Anfang des 20. Jahrhunderts werden Opfer, Überlebende oder weitere Augenzeugen vor Ort möglichst ausführlich in den Medien dargestellt. Doch selbst wenn der Schreibende vor dramatischen Schilderungen nicht zurückschreckte („Sie sind übel zugerichtet“), bleiben die Betroffenen weder mit Namen erwähnt noch in direkter Rede zitiert. Hingegen nimmt in späterer Zeit, nach dem Ende der Ära der Parteipresse, die Berichterstattung zunehmend den Charakter einer "Live-Übertragung" an, wenn die Zeitungen im Rahmen von Human Interest auf tragische Erlebnisse Betroffener eingehen (vgl. Kap. 21). Wie festgestellt, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts die soziale Lage der betroffenen Bevölkerung ein wichtiges Thema der Berichterstattung (vgl. Kap. 16), sodass mit vorhandener Strenge aufbereitete Schicksalsdarstellungen wohl auch zum Ziel hatten, die Leserschaft zum Spenden zu animieren – wozu sie an die Emotionen appellierten. Unbestritten gehört zu solchen Einblicken in die Schicksale einzelner, dass sie eine stets vorhandene Neugier des Publikums befriedigen und eine Teilhabe am Leid der Betroffenen oder am Kuriosen in Katastrophensituationen gewähren. Ein Bild der Porträtierten müssen sich die Leserinnen und Leser damals selber machen – Pressefotos fehlten noch.

Gegenüber dieser behutsamen Erzählweise in der traditionellen Presse setzen Medienschaffende in gegenwärtigen Human-Interest-Beiträgen stark auf Kommunikationsformen des Boulevards und entsprechend emotional gefärbte Geschichten. Das Zitieren von Zeugen – wie aus vorangehenden Ergebnissen ersichtlich wurde – entwickelt eine neue Eigendynamik in der Repräsentation von Risikoexponierten. Deren emotionale Befindlichkeiten werden akzentuiert, und die frühere Distanz zum Privatbereich wird weiter aufgehoben.

Dass die Redaktionen dem Human-Interest-Thema mehr Platz einräumen, wird in dem Masse wahrscheinlicher, wie für die Relevanz von publizistischen Angeboten aufgrund der Wettbewerbsintensität auf dem Medienmarkt Publikumsinteressen und somit absatzträchtige Inhalte bestimmender werden. Aus diesem Wandel, der zeitlich für das Hochwasser 1999 und für die Ereignisse danach die Bereitstellung von unterhaltenden Human-Interest-Themen erheblich vorantreibt, lässt sich folgern, dass rasch laufende Anpassungen an neue Markttrends in der Zeitungslandschaft diese Entwicklung vorantreiben. Grundsätzlich spiegelt sich diese Boulevardisierungstendenz in der intensiver um Betroffene kreisenden Katastrophenaufbereitung seit den späten 1990er Jahren (Kap. 21).

Eine solche Vermittlung von Wirklichkeit hat ihre Tücken. Machen Medienschaffende stark mittels emotional gefärbten Berichten über einzelne Schicksale und kuriose Seinslagen auf das Katastrophen-geschehen aufmerksam, dann können solch überflüssige, oft negative Thematisierungsmuster in den Augen vieler Menschen vergleichbare Naturkatastrophen umso risikoreicher erscheinen lassen. Anhand der Präsenz der angebotenen Themen in den Medien zeigt sich gesellschaftlich die Bedeutung relevanter Ereignis- und Problemdimensionen an. Das Bestreben der Medien, immer mehr absatz-trächtige Geschichten zu produzieren, verstellt gesellschaftlich leicht den Blick für die realen Proportionen der Ereignisse und deren Folgen für die Betroffenen. Als Erklärung für die aussergewöhnliche Medienaufmerksamkeit etwa für das Hochwasser 2005 sind solche medieneigenen Einflüsse zu berücksichtigen.

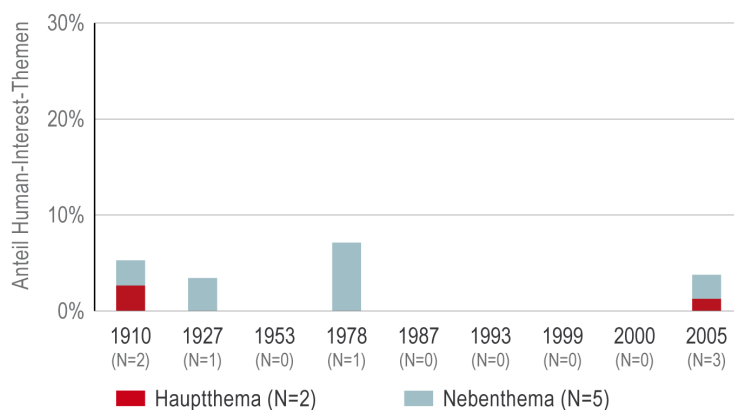
## 22.2 Relevanz von Human Interest im Zeitungsvergleich

Schliesslich ist mit der folgenden detaillierten Auswertung ein Überblick gegeben, wie sich innerhalb der einzelnen Presseprodukte Human Interest als Berichterstattungsanlass entfalten kann. Dabei ist zu bemerken, dass die Fallzahlen für einzelne Zeitungstitel je Naturereignis zum Teil gering ausfallen, sodass Aussagen über allfällige Trends schwierig werden. Dennoch wird ersichtlich, wo die Suche der Medien nach der Sensation und dem Kuriosen zusätzlich den Informationsfluss in Katastrophenlagen ausweitet.

Vergleichen wir die Human-Interest-Angebote über lange Zeiträume hinweg, so lassen sich, grob gesehen, folgende Entwicklungen für die vier Zeitungen festhalten:

### Neue Zürcher Zeitung

**Abbildung 57: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema**



In der NZZ ist hinsichtlich Human-Interest-Beiträge in der Katastrophenberichterstattung bis in die jüngste Zeit von einem absoluten Randthema zu sprechen. Lediglich sieben Artikel über den gesamten Untersuchungszeitraum weisen Aspekte auf, die in die Kategorie Human Interest fallen. Zudem tritt Human Interest vorrangig als Nebenthema in Erscheinung; zweimal war Human Interest Hauptthema eines Artikels. Es bestätigt zudem, dass die NZZ entgegen dem allge-

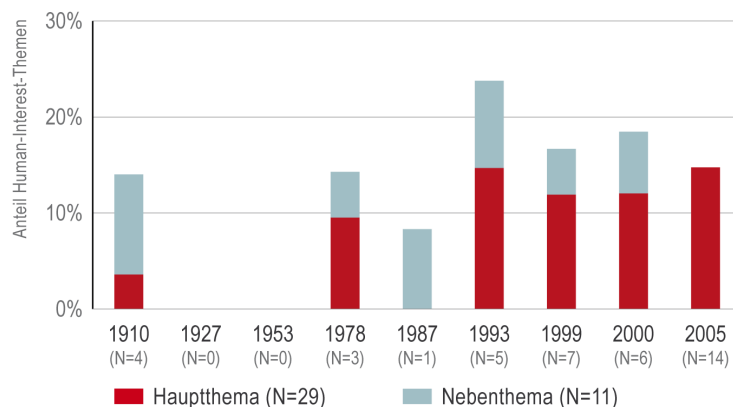
meinen Trend in der Presse sehr konsequent auf jegliche emotionale Geschichten über Menschen in der Katastrophe bei den vier jüngeren Ereignissen 1987 bis 2000 verzichtet. Mit drei Sensationsbeiträgen 2005 präsentiert sich das Extremereignis nicht weiter anders als das Hochwasser 1910.

Im Rahmen dieser Ergebnisse bestätigt sich nochmals deutlich, dass die Elitezeitung NZZ gegenüber "boulevardresken" Tendenzen verhältnismässig resistent ist und sich bislang ausserhalb der Boulevardisierungstendenz in der schweizerischen Medienlandschaft positioniert. Diese Zurückhaltung mag ein wichtiger Grund dafür sein, dass die NZZ insgesamt weniger über die Unwetterkatastrophen berichtet hat. Solche Ereignisse werden dann besonders attraktiv, wenn man sie insbesondere an Geschichten über Betroffene aufhängt. Diese Themenselektion entspricht aber nicht den Qualitätsansprüchen der NZZ.

Diese Qualitätsleistung hinterlässt in allererster Linie ein völlig anderes Bild von Katastrophen, als es die anderen Zeitungen ihren Leserinnen und Lesern vermitteln, was vielfach auch von den bisherigen Befunden bestätigt worden ist. Gleichzeitig wird innerhalb des Qualitätssektors die Kluft zwischen seriöser und unseriöser Berichterstattung deutlich grösser.

## Tages-Anzeiger

**Abbildung 58: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema**



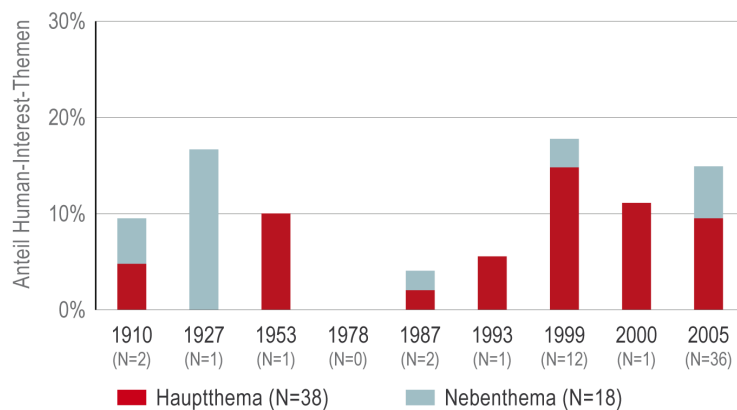
Deutlich häufiger als die NZZ hat der TA Human Interest ins Zentrum seiner Artikel gestellt – nämlich insgesamt 29-mal. Dazu kommen 11 Artikel, in denen Human Interest einen Nebenaspekt darstellte. Nachdem 1910 in rund jedem siebten Artikel Sensationen im TA vor allem als Nebenthema präsent waren, zeichnet sich erst ab dem Ereignis 1978 im TA eine Affinität für Human Interest durch Beständigkeit aus. Ausserdem repräsentieren sich entsprechende Sensationsbe-

richte im Verlaufe der letzten Jahrzehnte offensichtlich weniger als Nebenthema. Mit Ausnahme von 1987, wo die Katastrophe im TA auch nur wenig Beachtung fand, machen Beiträge, in denen Human Interest ein Hauptthema ist, seit 1978 rund 10 bis 15 Prozent der gesamten Katastrophenberichterstattung aus. Deutlicher als bei anderen Ereignissen geraten bei der jüngsten Katastrophe 2005 Human-Interest-Themen nur noch als Hauptthema auf die Agenda. Es handelt sich hier um 14 Beiträge.

Deutlich wird, dass im TA demnach erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Auswählen von Nachrichten ausgeprägter leserorientiert und im Hinblick auf die Befriedigung von sensationslüsternen oder unterhaltsamen Bedürfnissen erfolgt. Insbesondere seit den 1990er Jahren deuten die Daten auf einen schleichenden Prozess in diese Richtung hin. Weil die Produktion solcher Boulevardstories nach und nach ausgebaut wird, begleitet letztlich ein unseriöserer, d. h. für den Boulevardjournalismus typischer Bezugsrahmen die Ereigniswirklichkeit in Wort und Bild. Bestehen genügend Indizien für Boulevardisierungstendenzen auch hier, so fallen sie für Vorgänge rund um Naturkatastrophen tendenziell aber immer weniger massiv aus als in der NLZ.

## Vaterland/Neue Luzerner Zeitung

**Abbildung 59: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema**



Im damaligen Parteiblatt VA haben Human-Interest-Berichte über einen langen Untersuchungszeitraum nur in vereinzelten Beiträgen eine Rolle gespielt. Zumindest gilt das auch noch bei der Unwetterkatastrophe 1993, nachdem das VA 1991 mit dem Luzerner Tagblatt fusioniert hatte<sup>516</sup>. Erst 1999 und 2005 legte die NLZ starkes Gewicht auf Human Interest, im Jahr 1999 mehr als der TA und auch mehr als der BK. So zeigt sich 1999 anhand der insgesamt 12 Belegstellen, wie einerseits durch

die quantitative Steigerung von Human Interest im Medien-Output, andererseits aufgrund der vorrangigen Behandlung als Hauptthema, die mediale Präsenz dieser Katastrophe eine massgebliche Erweiterung erfährt. Während mit dem geringen Beachtungsgrad des Unwettergebarens 2000 folglich Human Interest niedrig ausfällt, bestätigt sich sehr Ähnliches wie 1999 beim Extremereignis 2005. Wobei – auch im Vergleich mit den anderen drei Zeitungen – die NLZ quantitativ äusserst umfangreich, d. h. in 23 Beiträgen, schicksalshafte und kuriose Geschichten als Hauptthema positioniert und knapp halb so häufig als Nebenthema vermittelt.

Mit dieser ausgeprägten Bewirtschaftung von Sensationen in einer Katastrophe geht einher, dass selbst bei der Boulevardpresse, bemessen am Artikel-Output, diesbezügliche Aktivitäten in geringerem Masse eintreten. Allerdings liegen die Unterschiede darin, dass die NLZ neben diesem Darstellungsmodus zumindest weitere Themenfelder abdeckt, sodass das Gewicht von Human Interest innerhalb der gesamten Themenrelevanz der NLZ niedriger ausfällt als bei der Boulevardpresse.

Zu diesem eingeschlagenen Weg passen die bisherigen Ergebnisse in vielen Punkten. Zu erwähnen ist einerseits denn auch eine zutiefst durch Betroffene beseelte Berichterstattung in Wort und Bild. Es gibt offenbar keine andere Tageszeitung, die sich so intensiv an Berichterstattungsmustern bedient, die jenseits politischer Belange zum Boulevard gehören. Demzufolge leistet die Zeitung einen wesentlichen Beitrag zum generellen Trend der Sensationalisierung von Katastrophen und der Boulevardisierung der öffentlichen Katastrophenkommunikation. Andererseits spiegelt sich die ganze Tragweite dieser Entwicklung in der Toppriorität, welche die Hochwasser 1999 als auch 2005 im Medienecho der NLZ hatten.

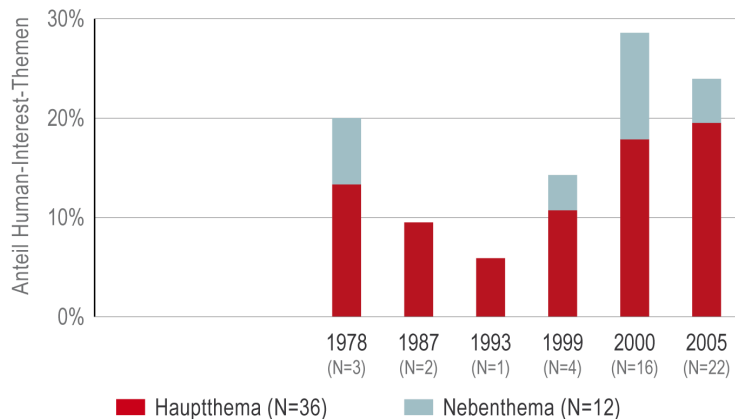
Diese Intensität von Informationen über Katastrophen ist nur in engem Zusammenhang mit einer umfassenden Profilveränderung der journalistischen Konzepte der NLZ zu erklären.

<sup>516</sup> Details zum Fusionsprozess der Luzerner Presseorgane siehe: Kap. 14.3.2.



## Blick

**Abbildung 60: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema**



raschen die Befunde zur Medienrealität im BK insofern, als von 1978 bis noch 1999 eine auf Einzelschicksale abzielende, emotionalisierte Berichterstattung hier nie wirklich in grossem Ausmass praktiziert wird. In stets ausgeglichenem Rahmen beobachten wir nur 2 bis maximal 4 Artikel dazu. Einen auffallend hohen Stellenwert erhält demgegenüber Human Interest im neuen Jahrtausend. Nicht nur wird dem Thema in der Hierarchie berichtenswerter Themen mehr Gewicht beigemessen. Somit greift bereits rund jeder vierte Beitrag 2000 (28.6%) und ebenso 2005 (25%) Human Interest auf. Darüber hinaus ist eine massgebliche Steigerung des Outputs zu konstatieren, wenn Human-Interest-Aspekte im Ereignis 2000 16-mal bzw. 22-mal beim Extremereignis 2005 publiziert werden.

Diese quantitative und qualitative Steigerung plausibilisiert sich wohl aus den verschärften Konkurrenzbedingungen für den Boulevard. Indem offensichtlich die Schranken selbst in Qualitätszeitungen gegenüber typischen Boulevard-Items fallen, verwundert es nicht, dass unter dieser neuartigen Konkurrenzlage um absatzträchtige Themen die Boulevardpresse unter Zugzwang gerät. Das spiegelt sich auch in der Berichterstattung wieder. Dass Human Interest noch deutlicher ins Zentrum der Katastrophenthematisierung gehoben und relativ mehr Output dazu zu geliefert wird, als dies das Boulevardblatt früher tatsächlich tat, sind Hinweise auf Folgeeffekte des fortschreitenden Strukturwandels der Medien. Gewissermassen wird die Boulevardzeitung noch boulevardesker. Vor diesem Hintergrund ist die "Betroffenalisierung" auf der Bildebene, wie wir gesehen haben, ein weiteres Begleitphänomen dieser jüngeren Entwicklung.

## Fazit

Der Rückblick auf die Kontakte, welche die Presse im Untersuchungszeitraum mit Sensationen und Kuriositäten zuliess, hat uns zu einem differenzierteren Bild diesbezüglicher Medienangebote verholten. So ist festzustellen, dass bereits in der Phase der Parteipresse Katastrophen unter dem Aspekt ihrer Sensationen und tragischen Geschichten veröffentlicht wurden. Zwangsläufig erfuhr die Katastrophenkommunikation wie beim Hochwasser 1910 durch die Medien zwar eine tendenzielle Intensivierung. Aber weil Human Interest hauptsächlich als Nebenaspekt eines Berichtes publiziert wurde, ist gleichwohl von einem deutlich unterschiedlichen Stellenwert solcher Themen in der einstigen parteinahen Presse und in der gegenwärtigen stark kommerzialisierten Medienlandschaft auszugehen. Darauf weist bereits die unterschiedlich häufige Verwendung solcher Mittel. Die Ereignisse 1927 und 1953 kommen nämlich kaum unter Human Interest in den Medien zur Geltung. Selbst wenn der betreffende Journalist – wie die zitierte Passage aus dem Tages-Anzeiger vom 16. Juni 1910 zeigt – auch vor drastischen Formulierungen nicht zurückschreckte, so wahrte er doch eine gewisse Distanz zu seinen Quellen, die er weder mit Namen nannte noch in direkter Rede zitierte. Demgegenüber finden



sich in jüngerer Zeit Zeitungsberichte, die mit einer Live-Berichterstattung am Fernsehen oder Radio zu wetteifern scheinen.

So betrachtet stellt sich eine zu unterscheidende Funktion von Human Interest im Untersuchungszeitraum ein, seit die Medienorganisationen mit der Ablösung der Parteipresse sich vermehrt an den Publikumsbedürfnissen zu orientieren beginnen. Human-Interest-Themen sind ein typisches Merkmal des Boulevards und haben sich hier ursprünglich als Erfolgskonzept der Berichterstattung entfaltet. Gleichwohl haben sich die Forumszeitungen TA und NLZ dieser Art der Berichterstattung doch auch deutlich geöffnet. Mit Blick auf diese zwei Zeitungen scheint es insofern gerechtfertigt, von Boulevardisierungstendenzen zu sprechen. Gerade weil Human Interest für die NZZ im gesamten Untersuchungszeitraum bedeutungslos war und sich die Elitezeitung von einem boulevardmässigen Verwerten von Katastrophen bislang distanziert, erhalten wir letztlich eine Vorstellung davon, mit welcher Durchsetzungskraft das wachsende Medienecho für spektakuläre Unwetterkatastrophen mit Verschiebungen journalistischer Konzepte in Richtung Boulevard generell zu tun hat. Vor allem erhöht eine stattliche Anzahl Berichte, die sich den menschlichen Geschichten rund um das Katastrophengeschehen annehmen, bei jüngeren Katastrophen den Nachrichtenfluss merklich. Wobei sich in Bezug auf die Boulevardisierung der medialen Katastrophenkommunikation eine längere Latenzphase abzeichnet. Zwar werden seit den 1970er Jahren Katastrophen gelegentlich im Rahmen von Human-Interest-Beiträgen vermittelt. Jedoch scheint sich erst im Verlaufe der späten 1990er Jahre in der Qualitätspresse eine bislang vorhandene Schwelle für unpolitische Boulevardangebote massgeblich abzubauen. Offensichtlich begünstigt die verschärfte Konkurrenz auf dem Medienmarkt eine aktivere Produktion von Berichten, die sich den menschlichen Geschichten rund um das Katastrophengeschehen annehmen. Aufschlussreich ist im Vergleich mit der Boulevardpresse auch, dass diese Veränderungen insbesondere die NLZ und weniger ausgeprägt den TA erfassen. Da in der NLZ die Thematisierungskraft von Human Interest besonders ausgeprägt ist, erstaunt es nicht weiter, dass Katastrophen in der NLZ seit den späten 1990er Jahren sehr viel Publizität erheischen. Oder wie wir auf der Grundlage weiterer Auswertungen auch gesehen haben, Betroffene eine massive Medien- und Bildpräsenz erreichen – unter der Voraussetzung, die Katastrophe tritt in Nähe zur Leserschaft ein. Darüber hinaus rückt selbst die Boulevardpresse Human Interest in den Vordergrund der Katastrophenthematisierung, sodass ihre inhaltlichen Eigenschaften folglich boulevardmässiger werden.

Letztlich ist nur noch die NZZ durch einen relativ konsequenten Verzicht auf Human Interest charakterisiert. Gerade weil hier Katastrophen bislang sehr streng nach traditionellen Kriterien sachlich vermittelt bleiben, gelangen sie auch in quantitativer Hinsicht weit zurückhaltender zur Darstellung.

Insgesamt können wir im beschleunigten Strukturwandel der Medien durchaus gute Gründe finden, warum sich die Katastrophenproblematik heute unaufhaltsam und sichtbar aufdrängt. Infolge einer Entwicklung, in der sich der Berichterstattungsstil an sich verändernde Aufmerksamkeitslogiken und Publikumswünsche anpasst, sieht sich letztlich die schweizerische Öffentlichkeit nicht nur mit umfassenden Informationen zu Katastrophen konfrontiert; dadurch wird ihr auch ein markant anderes Bild von einer Katastrophe vermittelt als zuvor. Unser Wissen wiederum basiert auf der Art und Weise der medialen Vermittlung entfernter Ereignisse. Verändert sich deren thematische Aufbereitung aufgrund stark ökonomisch motivierter Ziele von Medienunternehmen, dann setzten sich Profilveränderungen der journalistischen Konzepte oft schleichend und für Laien wohl eher unsichtbar durch.

Was solche Unwetterkatastrophen in jüngerer Zeit in ein sichtlich neues, dramatischeres Licht stellt, wo das Gefahrenpotenzial in den Vordergrund tritt oder viele Betroffene ungefiltert ihre persönlichen Risikoerfahrungen äussern, ist auf die veränderte Rolle der Medien zurückzuführen. Das haben wir auf der Grundlage weiterer Auswertungen zuvor schon gesehen. Somit verantworten die einzelnen Medien einen grossen Teil der Vorstellungen von Katastrophen, die sich nicht durch persönliches Erleben überprüfen lassen. In markantem Gegensatz zu früheren Zeiten kommen auch boulevardty-

pische visuelle Zeugnisse dazu, die unseren Blick ebenfalls auf spektakuläre Aspekte dieser Ereignisse – insbesondere auf die Nahoptik menschlichen Schicksals – lenken.

Letztlich bestimmt die Medienaufmerksamkeit und somit der "Geräuschpegel" in der Berichterstattung als Folge sich verändernder Prinzipien der medialen Wirklichkeitskonstruktionen, ob und wie wir Katastrophenereignisse in unserer Gesellschaft wahrnehmen und auf welche Weise wir darauf reagieren.

## 23 Zusammenfassung und Schlussdiskussion

Unter dem Titel "Von der Wassernot zu 'SOS! Die Schweiz versinkt'" hat diese Arbeit aus einer Medienperspektive herausgearbeitet, wie unsere Gesellschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts bis in die jüngere Vergangenheit auf extreme Wetterereignisse und damit einhergehende Unwetterkatastrophen reagiert hat. Bislang blieb in der Forschung weitgehend ausgeblendet, wie in den Medien die "naturgegebene" Katastrophenrealitäten dargestellt und kommuniziert werden. Diese komparativ angelegte Studie über einen Zeitraum von rund hundert Jahren schliesst daher einige wichtige Erkenntnislücken.

Die systematische Analyse von Katastrophenereignissen und der historische Vergleich der medienöffentlichen Kommunikationsprozesse, die von ihnen angestossen werden, liefern am Ende dieser Arbeit einige wichtige Antworten auf die Frage, was die mediale Realität von Katastrophen auszeichnet und wie sich Aspekte dieser Bedrohungserfahrung in der gesellschaftlichen Wahrnehmung über die Zeit verändert haben.

Im Folgenden sollen nach einer Übersicht über die Ausgangslage der Studie und den theoretischen Bezugsrahmen die wichtigsten Ergebnisse zusammenfassend festgehalten und diskutiert werden. Letzteres geschieht hier entlang der zentralen Forschungsfragen (vgl. Kap. 14.2). Da am Ende jeder Auswertung bereits ein Resümee erfolgt ist, bietet es sich an, weitere interessante Details dort nachzulesen.

Naturkatastrophen gehören zu den altvertrauten Gefahren in der Geschichte der Menschheit. Trotzdem sind sie zu einem zentralen Risikothema der aktuellen Zeitwahrnehmung in der Schweiz wie in anderen Ländern geworden. Wiederholt verbreiteten und verbreiten ihre gewaltigen Destruktivkräfte auch Angst und Schrecken. Speziell gilt dies, seit Mitte der 1980er Jahre die Menschen jeweils mit der Frage konfrontiert sind, ob das Auftreten von Wetterextremen mit einem selbstverschuldeten Klimawandel im Zusammenhang stünde. Aktuelle Geschehnisse und die jeweils darauf folgenden Diskurse über mögliche Ursachen, Verantwortlichkeiten oder Abwehrmassnahmen finden unter Modernitätsbedingungen ihren Niederschlag in den Medien. Demnach haben fundamentale Wandlungsprozesse des Mediensystems, wozu auch die Auswirkung der technischen Innovationen gerechnet werden müssen, einen zentralen Einfluss auf die Art und Weise, wie sich die soziale Wirklichkeit vergleichbarer Gefährdungssituationen in der jeweiligen Zeit konstituiert. Dazu trägt auch das wissenschaftsgeprägte Vermögen bei, Risiken überhaupt identifizieren zu können und sie auf die mediale und politische Agenda zu setzen.

Insofern ist eine Katastrophe Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr dieselbe wie in der Jetztzeit, weil ihre Vermittlung auf anderen Umständen beruht. Kommt hinzu, dass sich gleichzeitig die Gesellschaft verändert und die Risikowahrnehmung diesen sozialen Beeinflussungen unterliegt. Alle diese Entwicklungen wirken sich auf die Medienwirklichkeit von Katastrophen aus. Diese Studie hat an die Multikausalität solcher Zusammenhänge angeknüpft. Um diese bemerkenswerten Veränderungen der Problemvirulenz von Naturkatastrophen adäquat beschreiben und systematische Aussagen zu den zentralen Prozessen dieses Wandels generieren zu können, wurde im Forschungsprozess ein theoriegeleiteter soziohistorischer Zugang zum Untersuchungsgegenstand "Katastrophe" gewählt.

Anhand der Berichterstattung von Tageszeitungen lassen sich diese Prozesse kontinuierlich beobachten und nachzeichnen. Um mit Hilfe der empirischen Untersuchung der Katastrophenberichterstattung solche Zusammenhänge und Trends zu erkennen, wurden neun Unwetterkatastrophen berücksichtigt. Die Selektion dieser Ereignisse beruht hier auf wissenschaftlichen Kriterien, die gemäss Klassifizierung nach Schweregrad in der Schadensstatistik der Schweiz als "katastrophal" eingestuft wurden.

Um im Rahmen dieser Arbeit zu rekonstruieren, wie in der Schweiz Unwetterkatastrophen von ihren Zeitgenossen jeweils wahrgenommen werden und in welchem Umfang sich diese Wahrnehmung von Katastrophen über die Zeit verändert, war es erforderlich, den Prozessen nachzuspüren, die für das Zustandekommen von Wirklichkeiten konstitutiv sind. Das Ziel der theoretischen Überlegungen bestand darin, einige Perspektiven zu entwickeln, die zu verstehen helfen, dass die Problematisierung von Phänomenen wie Katastrophen und mithin die Vorstellungen, die Menschen einst wie heute über diese äusseren Realitäten entwerfen, aktive Leistungen der Gesellschaft darstellen. In einem ersten Schritt erfolgte die theoretische Verankerung dieser Arbeit in Rückbezug auf den Konstruktivismus. Mit unseren Überlegungen zur Wahrnehmungsabhängigkeit von Realität und der Einsicht in basale Transformationsprozesse, in denen wir ein Bild von der Welt Stück für Stück aus unseren Erfahrungen konstruieren, sind wir den Kriterien der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie von Berger/Luckmann gefolgt. Dadurch sind uns die intersubjektiven Prozesse vertraut geworden, in denen Wissen innerhalb bestehender Rahmenbedingungen einer Gesellschaft entwickelt, verfestigt, kontrolliert und weitergegeben wird, sodass Wirklichkeit als Produkt des sozialen Handelns dem Menschen als objektives Faktum unabweisbar gegenübersteht. Als solches hat sich hier gezeigt, dass die subjektiv erfahrene Wirklichkeit von Katastrophen und Risiken immer an besondere Plausibilitätsstrukturen gebunden ist, d. h. an die für den Bestand erforderlichen gesellschaftlichen Grundlagen und Prozesse – mitsamt den Veränderungen der Erfahrungshorizonte, welche die Art und Weise mitbestimmen, was historisch als Katastrophenrealität erlebt und durch den Kommunikationsprozess gesichert wird. Das heisst, dass stets gesellschaftliche Gegebenheiten die Art und Weise bestimmen, wie Umwelt Risiken und Katastrophen wahrgenommen und gedeutet werden. Gerade weil der einzelne Mensch keine objektiven Aussagen über die Realität machen kann und reales Geschehen determiniert ist durch den Beobachtenden selbst, erweist sich die Kommunikation für die Wirklichkeitsbestimmung von Katastrophenrealitäten als konstitutiv. Sinn wird sozial vermittelt als Folge von Prozessen, bei denen sich bestimmte Sichtweisen durchsetzen und andere verdrängt werden.

Die Sprache als soziales Medium übernimmt die Aufgabe, die Vorgänge in der Gemeinschaft aufeinander abzustimmen und hat einen grossen Einfluss auf unsere Wahrnehmung. Dies bestätigte sich u. a. im Rahmen der Auseinandersetzung mit neuen Begriffen wie Risiko, Risikogesellschaft oder Umwelt, die im Kontext der Umweltkrise der 1970er und 1980er Jahre aufkamen. Neues Wissen, das sich in neuen Begriffen manifestiert – vorausgesetzt, diese werden auch genutzt – fliesst so in die Erfahrung der Gesellschaft ein.

Nachdem deutlich geworden ist, wie sich entlang grundlegender Prozesse des menschlichen Tätigseins sich stetig wandelnde gesellschaftliche Strukturen und Rollen herausbilden, haben wir uns mit der systemtheoretischen Reflexion den spezifischen Herausforderungen angenähert, die sich modernen, funktional differenzierten Gesellschaften stellen. Innerhalb dieser Konzeption ist die besondere Funktion des Mediensystems für die koordinierte Entwicklung notwendiger Intersubjektivität in der Gesellschaft direkt fassbar geworden. Angesichts der Sonderstellung der Massenmedien, die zur fortwährenden Organisation und Zirkulation von Informationen beitragen, drängte sich die Frage nach den Prinzipien der Wirklichkeitskonstruktion im Massenmediensystem auf. Dazu wurde die vorhandene Literatur zum Zusammenspiel von Medien und Realität durchleuchtet.

Hierbei hat sich vor allem aus der Erarbeitung des aktuellen Forschungsstandes zur Risiko- und Katastrophenberichterstattung herausgestellt, dass in vielen Studien das verzerrte Bild, das die Medien von der Realität der Geschehnisse vermitteln, als zentraler Problempunkt dargestellt wird. Was unter anderem zu vielfältiger scharfer Kritik führt. Dazu gehört auch die vermeintliche Schuld der Medien an einer Palette von "Kommunikationsschäden" in der Gesellschaft. Im Rahmen einer risiko-konstruktivistischen Sicht, aus der Medienrealität de facto kein objektives Bild der Realität liefern kann, wurde herausgearbeitet, welches die Kernannahmen der risiko-objektivistischen Forschungsansätze sind und inwiefern der Standpunkt der Realisten, Medien hätten über Katastrophen unverzerrt und objektiv zu

berichten, fragwürdig ist. Anhand offenkundiger Widersprüche wird vielmehr klar, dass Medien und Journalismus aktiv an der Konstruktion von Realität beteiligt sind. Dies bedeutet nicht, dass es keine handlungsleitenden Normen für die Arbeit von Medienschaffenden gibt, sodass Kritik an Medien und Journalismus aus konstruktivistischer Sicht hinfällig würde. Das ist in Bezug auf die Katastrophenthematik u. a. an den verbrieften Leitlinien im Umgang mit Betroffenen gezeigt worden. Demnach wird dem Schutz ihrer Privatsphäre ein hoher Stellenwert eingeräumt. Allein aus demokratietheoretischer Sicht ist die Qualität der Berichterstattung essentiell für das Funktionieren moderner demokratisch verfasster Gesellschaften.

Um den Prinzipien dieser Konstruktion von Katastrophen in den Medien nachzukommen, beschäftigten wir uns in einem ersten Schritt mit Annahmen der Nachrichten-Theorie und den journalistischen Entscheidungsprozessen, was als Nachricht veröffentlichungswürdig erscheint. Die historische Beschäftigung mit den Anfängen der Theoriebildung zeigte Überraschendes, nämlich dass sich der Nachrichtenwert *Sensation* bzw. "Sensationalismus" als ein wichtiges Berichterstattungskriterium bereits früh etablierte – also nicht erst unter den im Rahmen des Medienwandels dargestellten Produktionsbedingungen. Der Hang der Medien zu dramatischen und emotional erregenden Sachverhalten, zu denen insbesondere auch Katastrophen gehören, hat sodann auch in der Kommunikationsforschung Spuren hinterlassen. Besonders deutlich zeigen sich diese bei Inhaltsanalysen von Mediennachrichten. Katastrophenberichterstattung fällt bei der Datenerhebung oft per se unter die Kategorie der "Sensationen". Diffuse kulturpessimistische Vorurteile gegenüber der Katastrophenberichterstattung bis zur Tendenz, sie mit schlechtem Journalismus und der Negativorientierung der Medien gleichzusetzen, konnten bei der Theoriearbeit herausgestellt werden. Evolutionsbiologisch und kognitionstheoretisch indes scheint die Aufmerksamkeit der Menschen für Bedrohungen und Aussergewöhnlichkeiten und mithin auch die Kommunikation über Naturgefahren ein sehr altes Phänomen zu sein. In diesem Sinne ist die Lenkung der Medienaufmerksamkeit auf deviantes Geschehen nichts Besonderes. Wie anhand systemtheoretischer Ansätze herausgestellt wurde, wird die Funktion solcher Umweltbeobachtung für die moderne Gesellschaft von den Massenmedien übernommen. In der neueren Forschung ist leicht einsehbar geworden, dass Sensationalismus themenunabhängig eingesetzt werden kann. Folglich ergeben sich innerhalb eines Mediensystems auch klare Unterschiede darin, wie Katastrophen oder Umweltrisiken aufbereitet werden. Die Auseinandersetzung mit den Indikatorwerten, die Boulevardisierungstendenzen im Mediensystem auszeichnen, hat mit Blick auf unsere Forschungsfragen zu Medieneffekten wichtige Impulse geliefert, um diese angemessen theoretisch zu fundieren. Das Offenlegen der medialen Konstruktionsprinzipien scheint daher einen wichtigen Beitrag für eine kritische Reflexion der journalistischen Katastrophenberichterstattung zu leisten.

Hierzu haben wir uns in einem weiteren Schritt mit den Erfordernissen journalistischer Arbeit beschäftigt und herausgearbeitet, welche unterschiedlichen Einflussstrukturen schliesslich auf ihre Zeilen und Schlagzeilen einwirken. Diese theoretischen Überlegungen sind sehr breit gefächert. Sie erstrecken sich von der individuellen Ebene über auferlegte Grenzen, wie sie die journalistische Routine und Arbeitsbedingungen setzen, des Weiteren über Maximen der jeweiligen Medienorganisation bis hin zu extramedialen Einflussfaktoren. Zu letzteren gehören schliesslich auch die gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten des Landes mitsamt den konkurrierenden Medienorganisationen und -produkten, die zwangsläufig als nationale Gegebenheiten unterschwellig Rückwirkungen auf die Medienproduktion zeitigen.

Die Ausführungen zum Intermedia-Agenda-Setting haben zudem auf den Umstand verwiesen, dass bezüglich Nachrichtenentscheidung für das Verhalten im journalistischen Alltag eine starke Kollegenorientierung besteht, die sich auch in den Begriffen "Leitmedien" und "Fogemedien" manifestiert. Es überrascht deshalb nicht, wenn Themen und Ereignisse auf der Medienagenda durch starke Homogenität gekennzeichnet sind.

Zudem haben wir beobachtet, dass sich die Modi der medialen Aktivitäten bei aussergewöhnlichen Ereignissen abseits der Medienroutinen verändern können, was mitunter die besonders starke Medienaufmerksamkeit für einzelne Ereignisse erklärt, die von einem Grossteil der Gesellschaft mitverfolgt werden.

Gerade wenn Wandel und Konstanz in der Katastrophenberichterstattung untersucht werden, fliessen stets zeitgegebene Bedingungen in die journalistische Vermittlung von Geschehnissen ein. Diesen Umständen versuchte diese Arbeit auf verschiedene Arten gerecht zu werden. So eröffneten uns Theoriezugänge zur technischen Konstruktion von Wirklichkeit eine neue Optik auf die meist unbewusst wirkende Technosphäre. Technische Konstitutionen, die bei der Ausgestaltung des gesellschaftlichen Realitätsspektrums auf je eigene Weise mitwirken, haben uns auf vielfältige Verstrickungen aufmerksam gemacht, wie zeitspezifische Bedingungen der Massenmedien das Realitätsspektrum von Katastrophen mitformen. Wie sich vor allem im Zusammenhang mit der Verbreitung der Bildmedien in historischen und gegenwärtigen Konstellationen die Mechanik des Wirklichkeitstransfers verändert, wurde vertiefter untersucht. In den Blick gerieten dabei nicht nur die historischen und aktuellen Kämpfe um die Wertigkeit einer Kultur, die stark durch Bilder geprägt ist, die verschiedenen Funktionsbestimmungen der visuellen Kommunikation und der evolutionistische Zusammenhang, warum Bilder uns magisch anziehen, sondern auch die problematische Verflechtung der visuellen Kommunikationsentwicklung in den Medien mit der ökonomischen Wertigkeit und Verwertbarkeit von Bildwelten. Dabei gehört die zunehmende Visualisierbarkeit von Nachrichten zur Realität im Journalismus. Aufgrund diesbezüglicher Forschungsdefizite nimmt die Analyse von Bildern im Rahmen dieser Untersuchung einen grösseren Stellenwert ein.

Ein weiterer Schwerpunkt der theoretischen Auseinandersetzung betrifft den sozialen Wandel und den Medienwandel. Um das Phänomen Naturkatastrophe als eines unter vielen Umweltrisiken moderner Gesellschaften zu beschreiben und zu verstehen, offeriert die Begriffs- und Theoriebildung ein Angebot an verschiedenen, teils heterogenen Kriterien und Perspektiven. Wenig Berücksichtigung finden jedoch – bei aller Perspektivenvielfalt – Wahrnehmungs- und Bewusstseinsstrukturen der Gesellschaft, die es erlaubten, Veränderungsprozesse der Katastrophenwirklichkeit in einer allgemeinen Terminologie zu behandeln. Um dies zu leisten, wurde eine Verbindung mit dem kommunikationstheoretischen Erklärungsmodell des sozialen Wandels hergestellt. Mit Hilfe eines säkularisierungstheoretischen Zugangs liessen sich der Begriff Risiko als auch die Konstitutionsbedingungen moderner Gesellschaftsformationen sowie der erhöhte Orientierungsbedarf in der modernen Lebenswelt als Resultat eines Rationalisierungsprozesses plausibilisieren. Praktische Relevanz hat die rationale Herangehensweise auch für den derzeitigen Umgang mit Katastrophen. Insgesamt werden solche Problemkonfrontationen nicht mehr hingenommen als Schicksal oder göttliches Geschick, womit ehemals alle Probleme einzufangen versucht wurden, sondern erklärbar aus natürlichen oder aus den in gesellschaftlichen Ursachen liegenden Umständen.

Mit Blick auf die seit der Aufklärung voranschreitende Säkularisierung und die damit einhergehende Sonderrolle der Wissenschaft bei der Deutung und Erklärung von Naturkatastrophen zeigte sich, dass es unter Modernitätsbedingungen gleichwohl keine absoluten Sicherheiten mehr gibt, mit denen sich Widrigkeiten im Sein langfristig abfedern lassen. Aus dieser Perspektive heraus konnte das Problem fortschrittsabhängiger Weltanschauungen und die Bedeutung unbeabsichtigter Folgen kollektiven Handelns mit der diskontinuierlichen Dynamik des sozialen Wandels in Beziehung gesetzt werden. Diese Überlegungen zu jeweils kritisch werdenden Modernisierungsrisiken für die Stabilität der Gesellschaft gaben Einsicht in Krisenphasen, wo eine Vielzahl von Veränderungen Anlass für Spannungen und Konflikte zwischen den gesellschaftlichen Akteuren werden können. In dieser Umbruchphase generieren allgegenwärtige Kommunikationsverdichtungen um spezifische Problembereiche eine intensive Aufmerksamkeit. Wobei die durch diese Diskurslogik hervorgerufene Suche nach Neuorientierung die Aufnahmebereitschaft für neue Realitätsinterpretationen und hieraus folgende

Handlungsalternativen erhöht. Diese Reflexion krisenhaft verlaufender Entwicklungen in der Gesellschaft – ferner konkretisiert am Beispiel der ökologischen Krise der 1970er und 1980er Jahre – legt es nahe, naturgegebene Katastrophenereignisse als einen besonderen Typ der gesellschaftlichen Bruch-errfahrung zu begreifen. Was hier in einem singulären Disaster endet, ist in die kollektiven Erwartungen bereits eingebaut. Doch ereignet sich eine Katastrophe, steht deren Relevanz in einem Wechsel-verhältnis zu den bereits bestehenden gesellschaftlichen Konstellationen und Diskursen. Dieser Ein-blick in variable Bedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung liess erkennen, dass ebenso die Kommunikation über die hier untersuchten Katastrophen vor dem Hintergrund zeitlich unterschied-lich ausgeprägter Sensibilitäten für Umwelt- und Risikoprobleme stattgefunden haben muss.

Zudem ergaben sich aus der Erkenntnis, dass gesellschaftliche Strukturen und Prozesse menschliche Produkte und somit veränderbar sind, entscheidende Erklärungsansätze zur Herleitung der Bedeu-tung der Öffentlichkeit als Kommunikationssystem für gesellschaftlich-politische Angelegenheiten, auf dessen Innenseite sich das System Journalismus als Leistungssystem ausdifferenziert hat. Mit den Wechselwirkungen der kommunikativen Prozesse, die in den Massenmedien demokratischer Gesell-schaften ablaufen, haben wir uns von den historischen Entstehungszusammenhängen her angenähert, um die Emergenz des heutigen Mediensystems im Allgemeinen und der Tageszeitungen im Besonde-ren im Zusammenhang mit der Herausbildung der Öffentlichkeit seit der Aufklärungsbewegung zu denken. Vor dem Hintergrund des praktizierten Journalismus der einstigen Ära der Parteipresse, die in der Schweiz bis in die 1960er Jahre, teilweise bis in die 1990er Jahre hinein Bestand hatte, erfolgte die Annäherung an das kommerzialisierte Mediensystem mitsamt seine Funktionslogik. Der beschrie-bene Niedergang der Parteipresse und das Aufkommen von Forumszeitungen haben uns an aktuelle Medienentwicklungen herangeführt und die damit verbundenen Folgen für die medienöffentliche Kommunikation. Inwiefern die veränderte Selektions- und Darstellungslogik die mediale Wirklichkeit von Katastrophen berührt, ist daher eine vordringliche Frage dieser Studie geworden. Zumal sich an unterschiedlichen historischen Beispielen auch aus jüngerer Zeit zeigte, dass die Wahrnehmung und Problematisierung der Natur und Umwelt jeweils unmittelbar den unterschiedlichen soziokulturellen Gegebenheiten unterworfen sind, hat es sich für eine angemessene Interpretation der Forschungsbe-funde bewährt, in groben Zügen Stadien der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung im 20./21. Jahr-hundert zu erschliessen.

Im Mittelpunkt dieser Perspektive auf den gesellschaftlichen Entwicklungsgang stand die präzisere Bestimmung zeittypisch vorherrschender Naturkonzeptionen, die das Denken und Erfahren des Na-turgeschehens im Laufe der Generationen mitgeprägt haben. Wie im Falle der Schweiz diese Natur-vorstellungen auf der einen Seite emotional und normativ das historische Werden der Nation mitge-prägt haben und bis zu einem gewissen Grad viele landläufige Eigenarten des Denkens und Spre-chens bei der Bewältigung von gegenwärtigen Problemen überspannen, ist hier reflektiert worden. Auf der anderen Seite erhielten wir anhand dieser Vorgänge ein klareres Bild von unterscheidbaren Teilphasen, in denen Umorientierungen in der Wahrnehmung und der Problematisierung von Um-welt- und Risikoproblemen in der Schweiz stattfanden. Deutlich zu sehen war, wie schon während des 18. Jahrhunderts Wetteranomalien und grosse Überschwemmungen zu einem Element der Ver-unsicherung wurden, welche die Existenzgrundlagen der Bevölkerung bedrohten. Schon damals sind anthropogene Ursachen – etwa die rücksichtslose Entwaldung – für die Häufung von Katastrophen in Betracht gezogen worden. In der Folge versuchte man diesen Problemen mit gesetzlichen Mass-nahmen beizukommen. Diese Reaktionen auf eine aussergewöhnliche Häufung von Naturgewalten weisen augenscheinlich Parallelen auf zu aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen, wie sie sich zur Zeit im Zusammenhang mit gewandelten Umweltbedingungen aufgrund des Klimawandels abspielen. Auch hier verleihen Wetteranomalien dem Klimadiskurs seine eigene Prägung. Anhand dieser wissen-schaftlichen Erschliessung historisch weit zurückliegender Entwicklungen erhärtet sich die Vermu-tung, dass es in der Gesellschaft variable Sensibilitäten für Umweltrisiken geben muss.

Mit dieser historischen Perspektive konnte auch eindrücklich belegt werden, dass die moderne Risikogesellschaft eine lange Vorgeschichte hat. Zwar nimmt diese Wortneuschöpfung vor allem auf Risiken Bezug, die aufgrund tiefgreifender technischer Veränderungen moderner Gesellschaften neue Bedrohungswirklichkeiten mit sich bringen. Diese Technikfolgeprobleme traten in Wellen öffentlicher Auseinandersetzungen seit den 1970er Jahren ins Bewusstsein. Aus der anschliessenden Auseinandersetzung mit dem Begriffsverständnis von Risiko in der Theoriebildung von Luhmann konnte historisch begründet dargelegt werden, warum Risiko in Abgrenzung zum Gefahrenbegriff untrennbar mit Entscheidungen verbunden ist, sodass letztlich als plausible Antwort auf Fragen nach den Ursachen bei einem Schadenseintritt Verantwortliche ausgemacht werden können. Auch wurde hier aufgezeigt, wie durch ein modernes, wissenschaftlich geprägtes Weltbild letztlich die Transformation von Gefahren, wie sie die Natur einst darstellte, in Risiken vonstattengeht. Nach einer Beschreibung des gesellschaftlichen Umfeldes am Anfang des 20. Jahrhunderts und der Diskursstrategien der damaligen Akteure, die sich für Naturschutzaspekte stark machten, dem anschliessenden Vergleich mit der Aktualität, die Umwelt- und Risikoprobleme seit den 1970er Jahren entwickelten sowie einer Darstellung des Karriereverlaufs der Klimadebatte wurde am Schluss dieses Kapitels offenkundig, wie sich mit der Zeit ein immer abstrakteres Naturverständnis innerwissenschaftlich herausbilden konnte. Wissenschaftliche Erkenntnisse und ihre Popularisierung wirken sich darauf aus, was in der öffentlichen Wahrnehmung als Ursache von Naturkatastrophen überhaupt infrage kommt – und mithin darauf, welche Risiken in den Medien diskutiert und von der Politik verhandelt werden. Insofern war es naheliegend, in dieser Studie die in die Diskussion eingebrachten Deutungsmuster zu den Ursachen von Unwetterkatastrophen auf ihre Rationalität hin zu überprüfen. Die verwendeten Argumente fördern zutage, welche Veränderungen der Perspektive auf Katastrophen sich in der Gesellschaft über die Zeit von knapp 100 Jahren vollzogen haben.

In den folgenden Abschnitten wurden auf Basis der erarbeiteten Grundlagen und Überlegungen die Forschungsfragen bzw. zentrale Forschungshypothesen dargestellt. Bevor diese einer empirischen Überprüfung unterzogen werden konnten, wurde das hier angewandte methodische Vorgehen der Medieninhaltsanalyse erläutert. Das für das Verständnis der Datenerhebung und Datenanalyse wesentliche Codierschema und die Frage, wie einzelne Untersuchungskategorien gebildet wurden, ist hier offengelegt worden. Rahmendaten zu den untersuchten Unwetterkatastrophen und den herangezogenen Zeitungstiteln folgten, bevor die empirischen Ergebnisse der Untersuchung präsentiert wurden. Die Befunde unterstreichen in einem ersten Teil die Bedeutung des sozialen Wandels für das Zustandekommen von unterschiedlichen Katastrophenwirklichkeiten und zum anderen, in einem zweiten Teil, die Wechselwirkungen und Konsequenzen des Strukturwandels der Medien, was Katastrophengeschehnisse erkennbar anderen redaktionellen Selektions- und Darstellungslogiken in der Berichterstattung unterwirft.

In der Folge werden bedeutende Erkenntnisse dieser Untersuchung nochmals aufgegriffen, um abschliessend die eingangs artikulierten Forschungsfragen (Kap. 14.2) konkret zu beantworten.

Zur Frage, welche Bedeutung vergleichbare Unwetterkatastrophen in der Medienberichterstattung erlangen, haben die Resultate bestätigt, dass diese auf eine unterschiedliche, kontextuell abhängige Ausgangssituation treffen, sodass die Publizität, die den Ereignissen in der Medienkommunikation zuteilwird, beträchtlich unterschiedlich ausfallen kann. Zudem zeichnen sich im Verlauf des 20./21. Jahrhunderts klar variierende Aufmerksamkeitszuwendungen für das Katastrophenthema in der medienöffentlichen Kommunikation ab. Obwohl alle Ereignisse beträchtliche Schäden hinterlassen haben, ist eine erste auffallende Intensivierung der medialen Katastrophenkommunikation Anfang des 20. Jahrhunderts festgestellt worden. Nach einem tendenziellen Rückgang bis in die 1950er Jahre setzt eine beinahe kontinuierliche Zunahme der Medienaufmerksamkeit seit den 1970er Jahren bis zur Jahrtausendwende und danach ein. Wobei das Hochwasser 2005 ein Höchstmass an Medienaufmerksamkeit generiert hat und bezüglich der Intensität der Berichterstattung alle bisherigen Katastrophen-



ereignisse bei weitem übertrifft. Auch in allen vier untersuchten Zeitungen markiert das schadreiche Hochwasser 2005 das publizitätsträchtigste Ereignis seit 1910. Die ansteigende Katastrophenberichterstattung seit den 1970er Jahren begründet sich nicht nur vor dem Hintergrund der laufenden Umwelt- und Risikodebatte, insbesondere dem einsetzenden Klimadiskurs, wo Naturkatastrophen die Aufmerksamkeit der Medien besonders auf sich ziehen, seit diese in der Öffentlichkeit als neues Risikoprobblem wahrnehmbar werden. Diese Dynamik resultiert zudem aus der Kommerzialisierung der Medien, wo der Kampf um das knappe Gut Publikumsaufmerksamkeit in einem stark durch Konkurrenz gezeichneten Medienmarkt hinzukommt.

Allerdings ergeben sich zwischen den vier Zeitungen sowohl erkennbare Unterschiede, was die Behandlung des jeweils gleichen Ereignisses betrifft, als auch in Bezug auf die Entwicklung der langfristigen Publizitätschancen für Unwetterkatastrophen. So spielt für die Intensität des Beachtungsgrades im Journalismus der Ereignisort der Katastrophen etwa für regional orientierte Zeitungen wie VA/NLZ und TA eine grössere Rolle als für Zeitungen mit Orientierung an einer national oder international ausgerichteten Leserschaft wie die NZZ oder das Boulevardblatt BK. In regionalen Zeitungen löst Katastrophengeschehen, das in engerem Sinne nicht im Berichterstattungsgebiet stattfindet, schon daher nur in einem begrenzten Masse journalistische Aktivitäten aus. Ein weiterer Grund für Resonanzunterschiede für einzelne Ereignisse in den Medien können auch ereignisspezifische Merkmale sein wie etwa der Wochentag des Schadenseintrittes, die Informationspolitik des Katastrophenmanagements, die weitere Nachrichtenlage zum Zeitpunkt des Geschehens, die Erreichbarkeit des Schadensgebietes oder die zur Verfügung stehenden Mittel der Informations- und Kommunikationsübertragung. Auch wenn solche weiteren Faktoren auf den Verlauf der Berichterstattung durchaus Einfluss ausüben können, bleibt es im Rahmen einer historischen Untersuchung schwierig, diese empirisch nachzuweisen, weshalb sie in unserer Untersuchung nicht einbezogen wurden. Für die Interpretation der Befunde ist es umso wichtiger, sich mit den jeweiligen Kontextbedingungen des Katastrophengeschehens detailliert zu befassen. Dieses Kontextwissen erwies sich auch in dieser Arbeit wichtig für das Verstehen der Prozesse, die zu einzelnen Auffälligkeiten im Beachtungsgrad für Katastrophen führen. Im Rahmen zukünftiger Forschung wäre eine Operationalisierung diesbezüglicher Einflüsse durchaus anzustreben.

Wie sich im Zeitverlauf anhand der untersuchten Fallbeispiele ebenso zeigte, ist die Neue Zürcher Zeitung vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts jene Zeitung, die am umfangreichsten über Katastrophen berichtet hat. Nach einer Phase mit sinkender Aufmerksamkeit bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts steigt in einem vergleichsweise begrenzten Rahmen die Berichterstattung seit den 1970er Jahren tendenziell bis zum Ereignis 2005 stetig an. Dass in der NZZ weiterhin eine stark an traditionellen journalistischen Qualitätskriterien orientierte Berichterstattung verfolgt wird, schlägt sich auch quantitativ nieder; über Katastrophen wird nur in begrenztem Rahmen, dafür aber in ausführlichen Textbeiträgen berichtet. Es ist denn auch kein Zufall, dass Human Interest nicht an Bedeutung gewinnt. Beim katholisch-konservativen Vaterland blieben Naturkatastrophen bis in die 1970er Jahre ein wenig beachtetes Thema. Seit den 1980er Jahren hingegen finden Ereignisse, falls sie den Nachrichtenfaktor der regionalen Nähe erfüllen, stetig mehr Aufmerksamkeit. Für diese Wende ist die Auflösung des Parteiblattes VA und die Neupositionierung als Forumszeitung NLZ im Rahmen der Fusionswirren in den 1990er Jahren ein wichtiger Erklärungsfaktor. Folgerichtig werden Katastrophen zusehends zu einem starken Aufmerksamkeitsmagnet. Das verdeutlicht vor allem die stark auf Human Interest fokussierte Berichterstattung, die in der NLZ zum Vorschein kommt. Grosse Aufmerksamkeit bzw. eine überproportionale Thematisierung einzelner Unwetterereignisse und der davon Betroffenen lässt sich im Falle des Hochwassers 2005 im Umfeld der Leserschaft besonders stark erkennen.

Für den Tages-Anzeiger ergeben sich aufgrund seiner regionalen/lokalen Orientierungsstruktur in der Resonanz für Katastrophen ereignisbezogene Schwankungen. Nach erhöhter Aufmerksamkeit für das

Ereignis 1910 löst hier erst wieder das Unwetter 1978 einen bemerkenswerten Thematisierungsschub aus. Im weiteren Aufwärtstrend einer grundsätzlich stetig umfangreicher werdenden Aufmerksamkeitszuwendung bis ins neue Jahrtausend wird diese Dynamisierung der Berichterstattung auch hier von Anpassungen an Marktgegebenheiten stimuliert. Dazu gehört auch eine leserfreundliche Aufmachung des Katastrophenthemas in Form von stetig kürzer werdenden Textbeiträgen.

Für die Boulevardpresse, die in unserer Studie erst für die Ereignisse 1978–2005 Berücksichtigung fand, ist zu bemerken, dass sie sich weniger in Bezug auf die Intensität der Katastrophenthematisierung von der Qualitätspresse abhebt. Hingegen sind es die kurz gefassten Textbeiträge, die boulevardtypisch sind und über den Untersuchungszeitraum relativ stetig weiter an Länge verlieren. Zur spezifischen Nachrichtenlogik gehört, dass singuläre Ereignisse schnell durch andere verkaufsträchtige Aktualitäten abgelöst werden, was deren Thematisierung begrenzt. Wobei sich seit den späten 1990er Jahren der Nachrichtenoutput von Ereignis zu Ereignis beinahe verdoppelt hat.

Auffallend bei der Analyse der zeitlichen Verlaufsdynamik von Katastrophen in der Schweizer Presse ist die Tatsache, dass Katastrophen stets den Routinen der Informationsverarbeitung durch die Medien folgen. Katastrophenvorgänge sind im Journalismus durch stark limitierte zeitliche Aufmerksamkeit geprägt. Eine stark ereignisbezogene Thematisierung konnte für alle Katastrophen festgestellt werden. Interessanterweise ist im Zeitverlauf relativ konstant die maximale Thematisierungsintensität in der Regel am 2./3. Tag zu erwarten, dann erlahmt das Medieninteresse rasch. In der Zeitspanne von einem Monat nach Katastropheneintritt bis zur Verjährung ergeben sich für Zeitungen nur noch selten Anlässe, darüber zu berichten. Es handelt sich um ein stark typisiertes Verlaufsmuster. Einst wie heute brauchen die Medienschaffenden einen Tag Anlaufzeit, um mit maximalem Effort auf eine Katastrophe zu reagieren. Über die Zeit grundsätzlich verändert hat sich hingegen der Umfang der Nachberichterstattung. Das heisst folglich, dass früher episodischer berichtet wurde. Demgegenüber verschiebt sich die Katastrophenberichterstattung insbesondere seit den 1990er Jahren zeitlich stärker auf die Zeitspanne von einem Monat nach Ereigniseintritt bis zur Verjährung. In zeitlicher Hinsicht sind daher einzelne Unwetterkatastrophen länger in den Medien präsent. Die Tendenz, ein Ereignis über einen längeren Zeitraum zu thematisieren, ist allerdings nicht bei allen untersuchten Zeitungen gleich ausgeprägt. Ermöglicht wird dieser Trend eher im Qualitätssektor als im Boulevard. Vor diesem Hintergrund relativieren sich folglich entsprechend häufig kursierende Vorwürfe dahingehend, dass der stark ereignisbezogene Informationswert durch eine längerfristige Beobachtung von Katastrophen in den Medien modifiziert wird. Berichte, die etwa den Bewältigungsprozess und den Wiederaufbau betreffen, haben daher in jüngerer Zeit eine höhere Präsenz als etwa noch Mitte des 20. Jahrhunderts.

Betrachten wir nun die quantitativ unterschiedlich ausfallende medienöffentliche Katastrophenthematisierung mit Bezug auf den sozialen Wandel. Dies beinhaltet die Frage, ob sich Unterschiede im Risikobewusstsein im Laufe der Zeit auf diesen Wandel zurückführen lassen bzw., inwieweit sich unterschiedlich ausgeprägte Sensibilisierungen für Natur- und Umweltprobleme im gesellschaftlichen Diskurs auf die Wahrnehmung von Naturkatastrophen auswirken. Aus der Erschliessung und Gegenüberstellung der jeweils in Betracht gezogenen Ursachen für die neun Katastrophen konnte vor allem die unterschiedliche Bedeutung und Wirkungsbreite der beigezogenen Deutungsmuster dargelegt werden. Werden die Katastrophenursachen in ausgeprägterem Masse im Zusammenhang mit menschlichen Aktivitäten erklärt und somit Kritik formuliert bzw. Schuldige ausgemacht, dann schlagen Katastrophen in der medienvermittelten Kommunikation höhere Wellen. Dass menschliche Faktoren bei gewissen Ereignissen einem stärkeren Aufmerksamkeitsfokus ausgesetzt sind, ist für die Risikogenese moderner Gesellschaften nicht untypisch.

Auf der Grundlage dieser Inhaltsanalyse lässt sich annehmen, dass sich in Krisenzeiten, wo insbesondere Wachstumskritik und Widerstand gegen Modernisierungsdynamiken wiederkehrend Beunruhi-

gung über Umwelteingriffe auslösen, auch die Massstäbe der Katastropheneinschätzung verändern. Jedenfalls konnte in dieser Analyse menschliches Fehlverhalten im Zusammenhang mit unbedachten Umwelteingriffen bereits 1910 als Faktor zur Erklärung der damaligen Katastrophenschäden festgestellt werden. Das Bewusstsein um die Folgen von menschlichen Aktivitäten in Bezug auf das Auftreten von schadreichen Unwettern ist sonach nicht ein neues Phänomen, wie verschiedentlich argumentiert wird. Anfang des 20. Jahrhunderts erreichte dieses Bewusstsein allerdings vor dem Hintergrund der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse noch nicht die Dringlichkeit eines ausgeprägten Problems. Unter den vorherrschenden Lebensbedingungen, wo die Naturgefahren noch unmittelbarer, oft auch am eigenen Leib erfahren wurden, beschränkte sich der Diskurs vor allem auf drängende soziale Probleme der Betroffenen und deren Existenzlage.

Diese frühen Problemdeutungen verblassen wohl nicht zuletzt aufgrund des damals ungebrochenen Fortschrittsglaubens. Eher punktuell wird folglich der Mensch als Risikoverursacher für die Ereignisse 1927 und 1953 in Betracht gezogen. Erst vor dem Hintergrund der ökologischen Krise seit den 1970er Jahren erlangen ähnlich lautende Aussagen eine hohe gesellschaftliche Brisanz. Die Schäden jener Unwetterkatastrophen, die in die Hochblüte des Umweltdiskurses fallen, werden tendenziell in höherem Masse mit innergesellschaftlichen Ursachen – insbesondere Umwelteingriffen – in Zusammenhang gebracht. Begrenzte sich in der öffentlichen Katastrophenkommunikation die Vorstellung einer menschlichen Mitschuld in den 1970er Jahren auf die Schadensdimension, kommt nun in starker Abhängigkeit von der Thematisierung der Klimaproblematik, mit der sich die Gesellschaft in den 1980er Jahren zu beschäftigen beginnt, die Hinterfragung der Ereignisursachen und der Verantwortlichkeit für das klimatische Gebaren ins Spiel. Im Sog neuer Themenfelder und anschlussfähiger Bezugsprobleme der laufenden Umwelt- und Risikodebatte ist folglich der traditionelle Begriffsgebrauch einer Naturkatastrophe einer Realitätsprüfung unterzogen worden. Vorhandene Interpretationsmuster müssen abgeändert, ergänzt und neu gebildet werden, um den Erfordernissen der Problemsituation zu entsprechen.

Die Resultate haben zudem zu erkennen gegeben, dass sich die Vorstellungen zu den vermuteten Ursachen im Laufe der Zeit ausrationalisiert wie auch modifiziert haben. Im frühen 20. Jahrhundert hatten Erklärungen, die sich auf das Schicksal oder auf Gott beriefen, tendenziell mehr Gewicht. Noch bei der Ursachenklärung beim Hochwasser 1910 barg die Frage "Gott oder die Natur?" Konfliktpotenzial, das sich im Meinungsstreit der damaligen Parteipresse sehr deutlich zeigte. Dennoch fanden in dieser Zeit bereits mehrheitlich moderne Deutungskonzepte zu den Ursachen Eingang in die Medienberichterstattung. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts verlieren vormoderne Elemente in der Deutung von Unwetterkatastrophen noch weiter an Stellenwert. Mit diesem veränderten Urteilsvermögen wird das Wissen um naturgegebene als auch soziale Bedingtheiten der zerstörerischen Wirkung von Naturkatastrophen zugleich bestimmender. Doch selbst heute noch schliesst dieses entsprechende Mass an realitätssicherem Urteilsvermögen bei spezifischen Ereigniskonstellationen nicht aus, dass seine Überzeugungskraft an Grenzen stösst. Wie beim Unwetter 2000 mit seiner hohen Opferzahl zutage trat, bleibt ein Spielraum für die Verbreitung von religiösen oder magischen Erklärungsmustern bei der Konfrontation mit dem Leid aus Naturereignissen auch im 21. Jahrhundert bestehen.

In Hinblick auf die gesellschaftliche Perspektive auf Wetterextreme in der Schweiz zeigt sich, dass der Rückgriff auf den kulturellen Code der "unberechenbaren Natur" bei der Benennung der Ursachen zu einem stark verankerten Bestandteil im öffentlichen Problematisierungsprozess gehört – was quer zu den Erklärungsmustern liegt, wie sie in aktuellen Theorien und in der Forschung als Wissensgrundlagen vorliegen. Zudem ist im Zuge wissenschaftlicher Aufgeklärtheit zu beobachten, dass bei Katastrophen das alte Deutungsmuster der Unvorhersehbarkeit bzw. des "Nichtwissens" von der Einsicht in die Grenzen und Versäumnisse der Risikovorsorge abgelöst wird. Parallel dazu deutet sich zumindest bei der Hochwasserkatastrophe 2005 an, dass mangelndes Gefahrenbewusstsein bzw. un-

genügende Risikosensibilisierung zukünftig noch deutlicher mit der Schuldfrage verknüpft werden dürfte.

Diese Modifizierung und Erweiterung der Interpretationsmuster und Ursachenzuschreibungen ist tiefreichend, sodass sich auf der inhaltliche Dimension der Katastrophenkommunikation ebenfalls Änderungen ergeben. Auf der Analyseebene zeigen sich diese Wandlungsprozesse hinsichtlich der thematischen Strukturierung der medialen Katastrophenvermittlung deutlich. War der Katastrophendiskurs noch bis in die 1950er Jahre neben dem Beschrieb des allgemeinen Katastrophenverlaufes vor allem durch sozial geprägte Problemperzeptionen mit Fokus auf die offizielle Situation der Direktbetroffenen und Aspekte der Hilfe und der Solidarität geprägt, so büssen diese im Lauf der Zeit ihren prominenten Platz in der Berichterstattung ein. So zeichnet sich vor dem Hintergrund der Umweltsensibilisierung und mit dem Aufkommen der ökologischen Problematik eine tiefgreifende Wende ab. Diese manifestiert sich in der aufkommenden Aufmerksamkeit für die Schadenspotenziale respektive Schadensfolgen von extremen Unwettern insbesondere in den 1970er Jahren in der tendenziell stärkeren Verknüpfung des Katastrophengeschehens mit Natur- und Umweltproblemen, in einer an Bedeutung gewinnenden Präsentation wissenschaftlich-technischer Hintergründe sowie der Thematisierung von Zukunftserwartungen. Unter Zukunftserwartungen werden prognostische Konsequenzen erwartbarer Katastrophenkonfrontationen als auch notwendige Handlungen im Sinne der Risikovor-sorge aktualisiert. Die Problematik "Naturkatastrophe" wird heute folglich durch neue Beobachtungsperspektiven geprägt.

In Bezug auf die Richtung dieser multidimensionalen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, denen die Medienkommunikation über Unwetterkatastrophen im Verlauf des 20./21. Jahrhunderts ausgesetzt war, ist als ein an Einfluss nicht zu unterschätzender Faktor die Wissenschaft zu nennen. Die Erkenntnisse aus der Akteursanalyse zur Bedeutung der Wissenschaft im Mediendiskurs zeigen, dass man die Reflexion der Katastrophenursachen heute wissenschaftlich stärker absichert als früher. Im Kontext der ökologischen Sensibilisierung für zahlreiche Gefährdungen der natürlichen Umwelt und im Zuge der Risikodebatte kommt es in den 1980er Jahren verstärkt zu Problemdeutungen aus dem Wissenschaftssystem. In Form eines Bedeutungsschubes gewinnen ExpertInnen – insbesondere für die Katastrophenereignisse 1987, 1993 und 1999 – an Medienpräsenz, während sie zuvor nur marginal in die Katastrophenberichterstattung einbezogen worden waren. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre hat Wissenschaft in der Analyse von Unwetterkatastrophen sogar an Medienpräsenz verloren. Allerdings werden nun wissenschaftliche Quellen von den Medien vornehmlich für die ereignisbezogene Ursachenklärung in Anspruch genommen. In weit geringerem Masse ist dies bei der Beschreibung der Schadensdimension der Fall.

Diese Konstellation ermöglicht u. a., dass Klimadeutungsmuster in Verbindung mit Naturkatastrophen konstatiert und verbreitet werden. Die in Frage stehende Problematik des Klimawandels erhöht den Bedarf an Expertenwissen für die Ereignisklärung und führt dementsprechend zu einer stärkeren Medienpräsenz. Dabei werden grundsätzlich die von der Wissenschaft gelieferten Interpretationen zu hohen Anteilen ungefiltert wiedergegeben. Diese Definitionsmacht wirkte bereits in den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Auch bei damals geringer Präsenz konnten Akteure aus dem Wissenschaftssystem ihre Argumente sehr direkt an die Öffentlichkeit tragen.

Ebenfalls interessant ist der Befund, dass sich hier zeitlich zwei gegenseitig bedingende Entwicklungen unterscheiden lassen. Neuartig ist zum einen, dass neben der Wissenschaft zugleich eine weitaus grössere Anzahl anderer Akteure ihre Interpretationen an die Medienöffentlichkeit tragen. Zum anderen gründet diese Erweiterung der Akteurssegmente im Mediendiskurs darin, dass die Medienschaffenden ihre bisherige überaus dominante Position der Wirklichkeitsdeutung aufgeben. Zuvor lag bei Hochwasserkatastrophen die Domäne der Ereignisinterpretation über Jahrzehnte vorwiegend in ihren Händen. Zu dieser historischen Konstellation in der damaligen parteinahen Presse zählten daneben

vor allem noch offizielle, politische Quellen und die Zivilbevölkerung, welche die in Frage stehenden Ursachen von Unwetterkatastrophen deuteten. Diese Veränderung im Sinne einer Ausdifferenzierung in den 1980er Jahren ist zugleich ein Indiz dafür, dass die Auflösung der Parteipresse und das Aufkommen der Forumszeitungen eine massgebliche Rolle im Hinblick auf eine Öffnung der Katastrophenkommunikation in Richtung mehr Mitbeteiligung am Problemdiskurs spielen. Dies eröffnet insbesondere neben der Wissenschaft auch Akteuren aus der Wirtschaft und Verwaltung erhöhte Publizität. Dabei deutet sich eine neuerliche Verschiebung der Akteurskonstellation vor allem im neuen Jahrtausend an, wo sich eine an der Meinung Betroffener orientierte Problemperzeption abzeichnet – insbesondere zu den Schadensursachen. Als resonanzspendender Raum für die diskursive Vermittlung von Deutungsmustern spielen die massiven Umstrukturierungen im Mediensystem jedenfalls eine wesentliche Rolle für die zunehmende Orientierung an der Perspektive Direktbetroffener. Wie bereits an dieser Stelle zu erwähnen ist, hat diese Betroffenalisierung der Katastrophenberichterstattung in vielfältiger Weise Rückwirkungen auf das, was der Gesellschaft an Katastrophenrealitäten zugänglich wird.

Insgesamt lässt sich die Dynamisierung des gesellschaftlichen Wissens um Naturkatastrophen und deren Risiken nicht nur als Folge einer aussergewöhnlichen Häufung von sehr schadreichen Unwetterkatastrophen im Allgemeinen und der zum Teil parallel stattfindenden Konfrontation mit Technikfolgenrisiken im Besonderen erklären. Mit Blick auf die steigende Verankerung der Thematik der Umwelt- und Technikfolgeprobleme von den 1970er Jahren an bis in die 1980er Jahre ergeben sich in hohem Masse Anschlussmöglichkeiten für die Wissenschaft, auch verwandte problemträchtige Themen in Bezug auf Wetterextreme und ihre Hypothesen dazu in die Medien einzubringen. Diese Verwissenschaftlichungstendenzen des gesellschaftlichen Erkenntniszuganges sind auch im Bereich neuer Zugänge in der Katastrophenberichterstattung fassbar geworden. So spielen im ausgehenden 20. Jahrhundert als Bezugspunkt in der medialen Katastrophenthematisierung wissenschaftlich-technische Aspekte eine zentrale Rolle. Dadurch finden neue wissenschaftlich gestützte Beobachtungen zu Katastrophen und deren Risiken häufiger den Weg in die Medien. Demnach werden gesellschaftlich neben differenzierteren auch kognitiv abstraktere Perspektiven auf Katastrophen zugänglich gemacht. Grundsätzlich kann als eine Folge dieser Entwicklungen die Ausbildung eines allgemein veränderten Problembewusstseins um Risiken in der Gesellschaft gesehen werden.

Allerdings zeigte sich anhand der beobachteten Wandlungsprozesse der Zeitungen, deren wiederkehrende Katastrophenthematisierung die Basis für Vergleichsmaterial über einen aussergewöhnlich langen Analysezeitraum geschaffen hat, wie sich die kommerzielle Orientierung im Medien- bzw. Zeitungssystem entscheidend auf das medienvermittelte Bild von Katastrophen auszuwirken beginnt. Naheliegend ist hier die Aussagekraft der Befunde zu Einflüssen der Medien besonders beachtenswert. Dies nicht nur, weil die Erkenntnisse aus einer systematischen Langzeitbeobachtung stammen, sondern weil unsere Erfahrung von Katastrophen stark auf Mediendarstellungen basieren, in denen sich signifikante Veränderungen abzeichnen. So zeigt sich, dass die Affinität der Medien für Ereignisse mit stark menschlichem Bezug von äusserster Wichtigkeit bei der Frage ist, warum Wetterextreme und ihre Folgen besonders stark ins gesellschaftliche Blickfeld rücken konnten.

Infolge verstärkter Aufmerksamkeitszuwendung in den Medien – und indem Zeitungen über die eigentliche Pflichtberichterstattung hinaus Katastrophen mit ihren eigenen Interessen besetzen –, verstetigt sich die Resonanzfähigkeit solcher Ereignisse. Besonders in den Ereignissen des 21. Jahrhunderts schlagen sich solche Medieneffekte am auffälligsten auf die Kommunikation und das Bild von Naturkatastrophen nieder. Je mehr in der Folge des Strukturwandels Katastrophen zu Medienereignissen avancieren, desto wesentlicher tragen die veränderten Selektions- und Darstellungslogiken zur Spekularität solcher Geschehnisse bei. Allerdings sind die hier untersuchten vier Zeitungen in unterschiedlichem Ausmass durch Veränderungen ihrer Nachrichtenlogik geprägt.

Für die Elitezeitung Neue Zürcher Zeitung zeigt sich insgesamt, dass hier die Katastrophenthematisierung qualitätsorientiert erfolgt und durch weitgehend traditionelle Berichterstattungskriterien seit Anfang des 20. Jahrhunderts bis ins 21. Jahrhundert gekennzeichnet ist. Aufgrund dieser Tatsache bietet die NZZ einen hilfreichen Referenzpunkt, an dem aus dem Strukturwandel der Medien resultierende Effekte der anderen Zeitungen Tages-Anzeiger, Vaterland/Neue Luzerner Zeitung sowie Blick klar mess- und erkennbar werden. Auch bleibt in der NZZ Human Interest ein absolutes Randthema. Dies ist mit ein Grund dafür, warum die NZZ zwar mehr, aber nur in einem begrenzten Masse über Unwetter in der jüngeren Zeit berichtet. Diese Qualitätsleistung lässt demnach ein völlig anderes Bild von Katastrophen zum Vorschein treten als die anderen Zeitungen.

Demgegenüber sind im Tages-Anzeiger und noch stärker in der Neuen Luzerner Zeitung grundlegende Veränderungen der journalistischen Leitlinien bei der Thematisierung von Katastrophengeschehnissen erkennbar geworden. Sichtbar werden derartige Anpassungen infolge kommerziellen Drucks etwa dann, wenn sich die beiden Forumsblätter NLZ und TA inzwischen über die Pflichtberichterstattung hinausgehend auf einzelne Unwetter konzentrieren. Offensichtlichster Ausdruck dafür ist das verstärkte Aufkommen von Human-Interest-Themen. Durch die Vermittlung von Themen, die überwiegend emotional angelegt sind, gleichzeitig vor allem den Blick auf einzelne Schicksale richten, entsteht eine stark sensationalisierte Form der Informationserschliessung. Sensationsträchtige Storys in der Katastrophenberichterstattung lassen sich zwar bis ins frühe 20. Jahrhundert zurückverfolgen. Jedoch wird Human-Interest im Verlaufe der 1990er Jahre zum meistberichteten Thema, das zugleich in einem schleichenden Prozess von einer Marginalie zum Schwerpunkt des Beitrags avanciert. Indem offensichtlich selbst in Zeitungen des Qualitätssektors die Schranken gegenüber typischen Boulevard-Items fallen, verschärft sich für die Boulevardpresse folglich der harte Konkurrenzkampf um absatzträchtige Themen im Tageszeitungsmarkt weiter. Dementsprechend kommt es auch bei der Boulevardpresse zu Anpassungen. Folgeeffekte dieser Entwicklung spiegeln sich in den Katastrophen des neuen Jahrtausends darin, dass der BK qualitativ Human Interest noch stärker ins Zentrum der Katastrophenthematisierung hebt, quantitativ den Output dazu steigert. Zudem haben die Befunde gezeigt, dass parallel dazu die Betroffenen massiv mehr Publizität und Bildpräsenz erreichen. All diese Phänomene beeinflussen letztlich auch die gesellschaftlichen Wirklichkeitssetzungen.

Dabei ist auffällig, dass sich die Qualitätspresse in ihrer Katastrophenberichterstattung in mehrfacher Hinsicht an die Logik der Boulevardpresse anpasst. Im Zusammenspiel mit dem Bedeutungszuwachs des Human Interests in den vergangenen Jahrzehnten vermittelt eine stark auf Betroffene hin ausgerichtete kommerzielle Berichterstattung eine andere Katastrophenwirklichkeit als in der Ära der Parteipresse. Zwar war in der damaligen Presse mit politisch-ideologisch orientierten Berichterstattungsmustern die Bereitschaft zur Darstellung privater Lebensbereiche nicht etwa ausgeschlossen, wie das in der Theoriebildung stets unterstrichen wird. Insgesamt war dieser Fokus nur so weit legitim, wie damit die Brisanz der sozialen Problematik anhand der allgemeinen Not Betroffener überhaupt erst der Öffentlichkeit bewusst gemacht werden konnte. Überdies war die Betroffenheitskommunikation in der damaligen parteinahen Presse stärker vom Bezug zum Kollektiv der betroffenen Bevölkerung und weniger von personalisierten Darstellungen geprägt. Verbindlich war damals für alle Zeitungen, in Schicksalsberichten oder anderen Themenkontexten Betroffene nicht direkt zu Wort kommen zu lassen. Mit der einsetzenden Gefahrenvorsorge seit dem Unglück 1910 verliert folgerichtig die Schilderung sozialer Missstände als moralisch legitimierte Informationspflicht der Zeitungen über Jahrzehnte an Relevanz. Erst unter den Bedingungen der Markt- und Publikumsorientierung der Medien und besonders intensiv seit den späten 1990er Jahren ist die Privatsphäre und Intimität der Geschädigten zunehmend medial exponiert. Gefragt sind nun seitens der Medien persönlich bezeugte Eindrücke der Betroffenen und emotional eingefärbte Geschichten, da es nicht mehr ausschliesslich der Boulevardpresse vorbehalten ist, durch Sensations- und Augenzeugenberichte die Leserschaft bei der Stange zu halten. Damit sind es in erster Linie ökonomische Interessen und weniger soziale und poli-

tische Gesichtspunkte, die eine hohe Resonanz für die Katastrophenbetroffenen bewirkt. Wobei diese Attraktivierungsstrategie in der Berichterstattung eine Wirklichkeit hervorbringt, in der sich Ängste und traumatische Erlebnisse Einzelner mit unterhaltenden Elementen mischen.

Zudem zeigen sich die veränderten Darstellungslogiken der Tageszeitungen in einer offensiver werdenden Berichterstattung. Neue Medienkonzepte verleihen auftretenden Gefahrenlagen eine neue Dramatik, sodass deutlich anders als zur Zeit der parteinahen Presse der negative Charakter von Katastrophen umso mehr in den Vordergrund der Nachrichtenpräsentation rückt. Generell kristallisiert sich im Kontext der Umweltproblematisierung die Praxis heraus, dass Berichte zum Katastrophenthema in einer zunehmend dramatischeren Diktion aufbereitet werden. Bei den Qualitätszeitungen sind bis 1993 entsprechende Formulierungen zunächst auf einem eher diskreten Niveau gehalten, häufen sich danach aber auch dort – besonders im Verlauf der 1990er Jahre – stetig. Der massgeblich bedrohungsbetontere Rahmen in der Berichterstattung dürfte durchaus zu Nebeneffekten, vor allem was die Reaktionen in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft betrifft, geführt haben.

Als nicht minder bedeutungsvoll für die öffentlichen Kommunikationsprozesse erweisen sich die hinzukommenden Visualisierungseffekte. Mit der Orientierung an Publikumsbedürfnissen spielen Bilder in der Vermittlung von Katastrophen eine immer prägendere Rolle. Dass diese Entwicklung zudem auf Kosten narrativer bzw. argumentativer Kommunikationsformen geht, ist über die Zeit von 1910 bis 2005 sehr offensichtlich geworden. Charakteristisch für die Parteipresse war eine Katastrophenberichterstattung, die sich am geschriebenen Wort orientierte. So dienten neben ausführlichen Textbeiträgen zunächst einzelne Illustrationen und später kleinformatige, noch in Schwarzweiss gehaltene Bilder dazu, der breiten Öffentlichkeit ergänzende Impressionen zur Katastrophe zu vermitteln. Hingegen gewinnen im modernen Mediensystem offensivere Visualisierungsstrategien bei Katastrophen an Gewicht. Erkennbar grossformatiger werden Bilder zunächst in den 1970er/80er Jahren, wobei in den späten 1990er Jahren ein weiterer, wenn auch moderaterer Anstieg folgt. Die Textbeiträge dagegen werden über die Zeit sukzessive kürzer. Katastrophen als Seh-Ereignisse der Zeitungen sind eine Folgeerscheinung dieses Wandels. So ist in den späten 1990er Jahren der Punkt erreicht, wo in der Schweizerischen Zeitungslandschaft bei der Vermittlung von Katastrophen das Überhandnehmen des visuellen Informationsoutputs vollzogen ist. Wobei die Ergebnisse Indizien liefern, dass strukturelle und konjunkturelle Krisen im Zeitungsgewerbe wie in den späten 1990er Jahren sich in strategischen Massnahmen der Produktgestaltung niederschlagen. Mit der Optimierung der visuellen Kommunikation und den daraus resultierenden Visualisierungseffekten verändern sich medial erschlossene Wirklichkeiten von Katastrophen erheblich.

Kenntnisse über den Strukturwandel des Mediensystems tragen in dieser Hinsicht viel zum Verständnis bei, warum die Medienzuwendung für einzelne Ereignisse in der Berichterstattung beinahe von Hochwasser zu Hochwasser umfangreicher ausfällt.

Ferner ist als eine Folge dieser Mechanismen eine personenbezogene Bebilderung von Katastrophen gegenüber objektbezogenen Darstellungen im Zeitraum der 1990er Jahre augenscheinlich geworden. Somit verlieren in der Presse Sachdarstellungen in der jüngeren Katastrophenpräsentation deutlich an Stellenwert. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellten sie den alleinigen Bezugsrahmen für die visuell erschlossenen Katastrophenzugänge dar, was auch mit der damals auf Illustrationen begrenzten Vermittlungstechnik zusammenhängt. Mit der Etablierung von Pressefotos blieb diese objektbezogene Schwerpunktsetzung seit den 1950er Jahren bis noch Anfang der 1990er zumindest für den grösseren Anteil der veröffentlichten Katastrophenbilder bestimmend. Darüber hinaus zeigen sich als neuartiges Phänomen und als eine Folge dieser Visualisierungszwänge Mechanismen, die Personalisierungseffekte auf der Bildebene begünstigen. Diese Anfälligkeit, fotografische Bilder im Sinne der Selektion vorwiegend danach abzufragen und zu bewerten, inwieweit sie der Publikumsattraktivierung dienen, gehört zwar zu den Visualisierungskriterien der Boulevardpresse. Doch in den 1980er und

1990er Jahren gewinnen solche Kriterien, welche die Individualität der Protagonisten in den Fokus rücken – einhergehend mit einer generellen quantitativen Zunahme an Personendarstellungen bis 2005 –, auch in den Zeitungen TA und insbesondere VA/NLZ an Bedeutung. So finden die Bildpräferenzen in der medialen Ausprägung von Katastrophenwirklichkeiten im neuen Jahrtausend vor allem in Form stark personalisierter Bildmotive ihre Fortsetzung. Jedoch ist die NZZ von diesem Trend ausgenommen.

Zum anderen zeichnet sich in diesem Zusammenhang eine Betroffenalisierung der visuell erschlossenen Realitätsvermittlung ab. Das heisst, dass Betroffenen gegenüber anderen Akteuren rund ums Katastrophengeschehen deutlich mehr Bildchancen eingeräumt werden. Besonders stark zutage tritt diese Tendenz der Betroffenenzentrierung im neuen Jahrtausend. Einerseits ist es nicht neu, dass Betroffene für die Repräsentation von Katastrophen in der Presse eine wichtige Bedeutung haben. Im Gegenteil: Im Hinblick auf die visuellen Selektionskriterien spielen sie mit dem Aufkommen der Fototechnik im Verlaufe der Zeit als Bildsujet bereits in der damaligen parteinahen Presse eine massgebliche Rolle. Zusammen mit den Rettungskräften, der Armee und den NormalbürgerInnen gehören sie zu den häufig verwendeten Bildmotiven bereits in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Seit den 1970er Jahren ergeben sich in Reaktion auf Katastrophen auch für weitere Kreise der Gesellschaft überhaupt erst Visualisierungschancen. Wobei Akteure aus der Wissenschaft, der Verwaltung oder Medienschaffende als Bildmotive bislang so gut wie keine Rolle spielen. Andererseits zeichnet sich parallel zur Erweiterung der Bildchancen für Repräsentanten des Katastrophengeschehens bis zum Übergang ins 21. Jahrhundert und danach eine einseitige Präferenzordnung zugunsten von Betroffenenendarstellungen ab.

All diese diskutierten Befunde weisen darauf hin, wie die Aufbereitung von Katastrophen im heutigen Mediensystem auf vielfältige Weise einer durch medienspezifische Eigeninteressen geprägten Nachrichtenlogik unterworfen ist. Damit sind es in erster Linie ökonomische Gesichtspunkte, die hohe Resonanz für gewisse Katastrophen begünstigen. Im Zentrum der Bemühungen der Medienschaffenden steht das Anliegen, möglichst umfangreich die Aufmerksamkeit eines grossen Massenpublikums anzusprechen. Dadurch werden Katastrophen umso attraktiver für das Mediensystem, was ihnen einen besonderen Stellenwert in der Medienberichterstattung sichert. Dieses höhere Niveau der Aktivierung in Bezug auf Unwetterkatastrophen, was bei den untersuchten Zeitungen insbesondere für die Ebene der Human-Interest-Thematisierung gilt, hat durchaus Auswirkungen auf die Beurteilung und Einschätzung von Wetterextremen auf unterschiedlichen kommunikativen Ebenen in der Gesellschaft. Die Aufmerksamkeit, die einzelnen Naturkatastrophen in den letzten Jahrzehnten zuteilgeworden ist und mithin die zunehmende gesellschaftliche Bedeutung der Risikoproblematik wären ohne diese Prozesse im Mediensystem, die uns die Dramatik der Naturgewalten in aller Deutlichkeit vor Augen halten, kaum zustande gekommen. Besonders der Einblick in all die verschiedenen medienspezifischen Veränderungen in der Konstruktion von Katastrophenwirklichkeiten sind als ein bedeutender Erkenntnisgewinn dieser Langzeitbeobachtung zu sehen. Diese Entwicklungen sind schwer fassbar, aber sie schaffen, sich quasi hinter dem Rücken der Gesellschaft abspielend, neue Realitäten. Jedenfalls lassen sich die Konjunktur der Naturkatastrophenproblematik und die Vorstellung drohender, anthropogen angestossener Katastrophenpotenziale nicht nur als Konsequenz der Wahrnehmung und Problematisierung von hochspezialisiertem Expertenwissen vor dem Hintergrund der ökologischen Krise erklären. Da der überwiegende Teil unserer Konfrontation mit Katastrophen auf Medienberichten basiert, sind als Wendepunkt in der Geschichte der Wahrnehmung von Naturkatastrophen folglich die Wandlungsprozesse im Mediensystem mitzudenken.

Es handelt sich hier um einen historischen Transformationsprozess. Dieser passiert – unabhängig davon ob uns diese Entwicklung gefällt oder nicht.



## Forschungsbedarf

Im Zuge der systematischen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Naturkatastrophen- und Risikoproblematik seit Anfang des 20. Jahrhunderts bis in die jüngere Gegenwart in der Darstellung der Medien ist das Forschungsinteresse an diesem Themenfeld in keiner Weise erlahmt. Im Gegenteil: Das Repertoire an offenen Fragen vermag wichtige Impulse für weitere Forschungsanstrengungen zu liefern. Diese Untersuchung hat sich nur eines kleinen Ausschnitts bedient, um die kommunikative Konstruktion von Naturereignissen und diesbezügliche Veränderungen der Bedrohungswirklichkeit im Zeitverlauf fassbar zu machen.

Die Resultate dieser Studie erweitern das Grundlagenwissen hinsichtlich der gesellschaftlichen Wahrnehmung von äusseren Bedrohungen wie auch der Art und Weise der Konstruktion von Katastrophenwirklichkeiten in der Schweizer Presse im Verlauf der Zeit. Zugleich schärfen die vielschichtigen Befunde das Bewusstsein, dass es im Rahmen weiterer Forschung noch vieles aufzuklären und weiter zu beobachten gibt.

Insbesondere die eindrucksvolle Verlagerung der sprachlichen Katastrophenberichterstattung auf die Bildebene stellt in einem ganz grundsätzlichen Sinn eine neue Herausforderung für die kommunikations- und medienwissenschaftliche Erforschung von gesellschaftlichen Diskursverläufen in Massenmedien dar. Der beträchtliche Zuwachs an visueller Kommunikation in der Presse darf in der Forschung umso weniger ignoriert werden, als er zu Fehldiagnosen führen kann. Insbesondere gilt dies, wenn mittels Resonanzanalyse Verläufe von gesellschaftlichen Diskursen oder Themenkonjunkturen in der medialen Aufmerksamkeit gemessen oder verglichen werden, dies aber unter Ausblendung der Bildebene erfolgt. Die Rangordnung der diskursiven Bedeutung von Ereignissen oder Themen kann sich in der medialen Vermittlung ändern, je nachdem, ob dem Informationsfluss auf der Bildebene Beachtung geschenkt wird oder nicht. Ein Forschungsdesign, das zugleich Bild- und Textflüsse untersucht, kann zu aussagekräftigeren Befunden über die wirklich relevanten Themen in der Medienagenda kommen.

Wenn sich die Gestalt der Medienkultur selbst in bedeutenden Tageszeitungen der Schweiz von der reinen Sprachkultur entfernt hat und immer stärker von der Bildkultur bestimmt ist, so lässt sich sagen, dass die gesellschaftliche Konstruktion von Katastrophenwirklichkeiten auf anderen, neuen Realitätsakzenten beruht. Der Stellenwert der medialen Präsentation von komplexen Wirklichkeiten etwa beim Hochwasser 2005 zeigt, wie veränderte Formen des vermittelten Wissens aus den Medien auf gesellschaftliche Diskurse bzw. den Katastrophenverlauf Einfluss nehmen können. Leitmedien, zu denen die untersuchten Zeitungen zählen, nehmen wichtige Funktionen für die öffentliche Meinungsbildung in der schweizerischen Demokratie ein. In einer globalisierten Welt wirken sich einzelne Bildbeiträge zudem auch jenseits der nationalen Grenzen aus. Medienschaffende, die bei ihrer Informationstätigkeit einen Berichterstattungsstil pflegen müssen, der zu maximalen Lese- und Anzeigreichweiten führt, wissen sehr wohl, welche Bildreize diesen Zielen dienen. Doch man muss davon ausgehen, dass einem erheblichen Teil der Medienkonsumierenden solche Kontextbedingungen wenig bewusst sind.

Aus diesem Grund müssen die vorgelegten Befunde ein Plädoyer dafür sein, der Bildebene in der Forschung endlich jenen Stellenwert einzuräumen, den sie in unserer aktuellen Medien- und Informationsgesellschaft innehat. In Bezug auf die Visualisierung von Katastrophen könnte beispielsweise im Rahmen einer differenzierteren Untersuchung der Bildinhalte der Frage nachgegangen werden, ob sich zu veränderten Realitätszugängen zu Unwetterkatastrophen in der Presse Parallelen mit Entwicklungen im Fernsehen abzeichnen.

Zudem sollten Studien historische Vergleiche nutzen, anstatt Katastrophen wie bislang vor allem als Einzelereignisse zu erforschen. Eine breitere, komparative Perspektive kann zu sehr ertragreichen Erkenntniserweiterungen führen.

Gewiss steht mit den Befunden aus dieser Langzeitstudie auch ein breit abgestützter Resultate-Pool bereit, der für aktuelle fachspezifische und öffentliche Diskussionen über krisenhafte Entwicklungen rund um den Medienwandel von Interesse sein kann. Vor allem treten die Konsequenzen der massiven Transformationsprozesse im Mediensystem und die zunehmenden kommerziellen Zielsetzungen in dieser Studie zusammen mit tiefgreifenden Qualitätsverschiebungen innerhalb der sogenannten Qualitätspresse in den Vordergrund. Der starke Trend der medial vermittelten Katastrophenkommunikation in Richtung Boulevard einerseits und die sich abzeichnenden Klüfte innerhalb der einzelnen Forumszeitungen des Qualitätssektors andererseits bieten die Grundlage zu weiterführenden Diskussionen über die Anforderungen und die normative Funktion der Massenmedien für eine demokratisch verfasste Gesellschaft.

Gerade in Bezug auf Katastrophenlagen im eigenen Land ist oft vieles schlagartig von der Funktionslogik des nationalen Mediensystems abhängig. Mit ihm sind bei einer Katastrophe von Beginn an sehr direkt Krisenstäbe, Fachkräfte oder Behörden konfrontiert. Entsprechende Grundanforderungen an die Qualität der Berichterstattung bleiben daher von hoher gesellschaftlicher Bedeutung. Vor dem Hintergrund der starken Medienzuwendung in einer Katastrophensituation und vielfältigen Abhängigkeiten zwischen den bereitgestellten Informationen sind aktuelle Entwicklungen im Mediensystem im Auge zu behalten und ernst zu nehmen. Und sicher besteht hierzu viel Forschungsbedarf, gerade in Bezug auf die herausragende Rolle der elektronischen bzw. neuen sozialen Medien wie Facebook oder Twitter.

Ungeklärt bleiben musste, wie regionale Zeitungen die Ereignisse der betroffenen Bevölkerung vor Ort vermittelten. Ob es kulturell bedingte Unterschiede in der Wahrnehmung von Naturereignissen in anderen Sprachregionen der Schweiz gibt und in welcher Form sie sich möglicherweise in der Darstellung in der Presse niederschlagen, wären weitere interessante Folgefragen.

Dass allerdings in der Schweiz vorzufindende kommunikationswissenschaftliche und soziokulturelle Gesetzmässigkeiten hinsichtlich der Wahrnehmung und der Bedeutung von Naturkatastrophen auch in anderen Ländern gelten, ist im Licht aktueller Datenvergleiche mit Forschenden aus England und Holland kaum anzunehmen. Angesichts der nationenspezifischen Unterschiede selbst innerhalb Europas ist auf der Basis der hier vorgestellten theoretischen und methodischen Forschungsanlage der vergleichende Blick ins Ausland sehr erstrebenswert. In einer grenzüberschreitenden Ausweitung der hier verfügbaren Datenbank zum Untersuchungsgegenstand Hochwasser würde sehr viel Erkenntnispotenzial liegen. Unter anderem würde solche Forschung die Chance eröffnen, das Verständnis für die eigene Gesellschaft und für kulturspezifische Aspekte in Reaktionen auf Bedrohungen durch die Natur zu verbessern. Entsprechende Einflüsse und Gesetzmässigkeiten der bestehenden Kommunikationskulturen, der Kräfte und Strukturen, welche die Wahrnehmung und somit die Wirklichkeit von Katastrophen mitprägen, können durch diesen Aussenblick auf die Wirklichkeit von Katastrophen im eigenen Land erst entdeckt werden.

Unsere Befunde bekräftigen einschneidende Effekte der jüngeren und jüngsten Entwicklung der schweizerischen Presselandschaft, die alles in allem starke Spuren im medienvermittelten Bild von Katastrophen hinterlassen. Zu weiteren interessanten Ergebnissen dürften international vergleichende Medieninhaltsanalysen führen. Durch sie lässt sich sichtbar machen, ob Trends wie die Betroffenalisierung, Privatisierung oder durch Human Interest geframte Vermittlung von Katastrophen bezüglich Intensität, Ausmass und Folgeproblematik gleichermassen mit der sozialen Wirklichkeit in anderen Ländern korrespondieren. Auch bezüglich des thematischen Rahmens ist im Ländervergleich zu re-

flektieren, welche Akteurstypen und Überzeugungen den jeweiligen nationalen Kontext der Katastrophenwahrnehmung prägen; sei es, um das Bewusstsein zu schärfen, wie die Art der öffentlich-politischen und medialen Rahmenbedingungen die Katastrophenkommunikation in einem Land beeinflusst; sei es, um zu erkennen, ob sich die Informationsleistungen in den Medieninhalten je nach kulturellem Kontext unterscheiden.

Ebenso bietet es sich an, diese historisch vergleichende Studie bei zukünftigen Unwetterkatastrophen in der Schweiz weiterzuführen. Nicht zuletzt, um die sich ankündigenden unterschiedlichen Dimensionen des Wandels in der Medienberichterstattung im neuen Jahrtausend kritisch weiterverfolgen zu können.

## 24 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Prozess der Konstruktion von Wirklichkeit nach Berger/Luckmann (2004: 139) .....	13
Abbildung 2:	Distinktionsdimension "Risiko versus Gefahr" und die Attributdimension "Entscheider versus Betroffene" .....	81
Abbildung 3:	Kontext des Journalismus: Einflüsse auf Medieninhalte .....	114
Abbildung 4:	Modell der Wahrnehmungsentscheidung über Nachrichteninhalte .....	117
Abbildung 5:	Darstellung des Erdbebens von Lissabon 1755 auf einem zeitgenössischen Kupferstich .....	149
Abbildung 6:	Darstellung des explodierenden Reaktors im Atomkraftwerk Fukushima am 12. März 2011 .....	149
Abbildung 7:	Darstellung des Tsunami nach der Erdbebenkatastrophe in Japan 2011.....	149
Abbildung 8:	Medienwandel: Diversifizierung, Digitalisierung, Kommerzialisierung, Globalisierung .....	189
Abbildung 9:	Selektive Auswahl von SPIEGEL-Titelgeschichten zur Klimakatastrophe .....	234
Abbildung 10:	Entwicklung der jährlichen Schadenssummen 1972–2010 aus Hochwassern, Murgängen, Erdbeben und Steinschlägen (teuerungsbereinigt: Basisjahr 2010) in Millionen Franken .....	253
Abbildung 11:	Medienresonanz von neun Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen.....	273
Abbildung 12:	Verlaufsdynamik der Medienresonanz im Zeitraum eines Monats je Hochwasserkatastrophe (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), indexiert am Tag mit dem maximalen Artikelaufkommen je Ereignis .....	283
Abbildung 13:	Publizitätschancen wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Schadens- und Ereignisursachen von Hochwasser- katastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	319
Abbildung 14:	Bildpräsenz (Fotografien, Karten, Diagramme) der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in % an der Summe aller Bilder (N = 932) .....	333
Abbildung 15:	Medienpräsenz der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) verglichen anhand des Text- und Bildumfanges (Fotografien, Karten, Diagramme) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in cm <sup>2</sup> .....	335
Abbildung 16:	Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen in % am Gesamtumfang .....	336
Abbildung 17:	Vergleich der mittleren Textfläche im Verhältnis zur Bildgrösse in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	338
Abbildung 18:	Bildpräsenz (Fotografien, Karten, Diagramme) der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), in % an der Summe aller Bilder (N = 932) .....	341
Abbildung 19:	Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in der NZZ, gemessen in % am Gesamtumfang .....	344
Abbildung 20:	Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene im TA, gemessen in % am Gesamtumfang .....	345
Abbildung 21:	Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1910–2005) auf der Text- und Bildebene in VA/NLZ, gemessen in % am Gesamtumfang .....	346
Abbildung 22:	Resonanzverteilung für Hochwasserkatastrophen (1978–2005) auf der Text- und Bildebene im BK, gemessen in % am Gesamtumfang .....	347
Abbildung 23:	Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	350

Abbildung 24: Bildpräsenz von Hochwassern im Wandel der Zeit .....	351
Abbildung 25: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote der NZZ im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) .....	355
Abbildung 26: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote des TA im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) .....	356
Abbildung 27: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote von VA/NLZ im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) .....	357
Abbildung 28: Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote des BK im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1978–2005) .....	358
Abbildung 29: Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	361
Abbildung 30: Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gewichtet je Katastrophe .....	363
Abbildung 31: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/ anonymisierten Abbildungen von Personen in der NZZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	366
Abbildung 32: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/ anonymisierten Abbildungen von Personen im TA (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	367
Abbildung 33: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/ anonymisierten Abbildungen von Personen in VA/NLZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	368
Abbildung 34: Individualisierte Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen im BK (1978–2005), gewichtet je Katastrophe .....	369
Abbildung 35: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation der NZZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	375
Abbildung 36: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation des TA (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	375
Abbildung 37: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation von VA/NLZ (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	376
Abbildung 38: Präsenz von Direktbetroffenen gegenüber anderen Bildakteuren in der visuellen Katastrophenkommunikation des BK (1953–2005), gewichtet je Katastrophe .....	376
Abbildung 39: Prozentanteil der Berichte zu Hochwasserkatastrophen (1910–2005) mit Bedrohungsaussage (Gefahr/Risiko) in Artikelüberschriften Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	379
Abbildung 40: Katastrophenrhetorik in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gewichtet nach Artikelüberschriften mit bedrohender Tonalität (Gefahr/Risiko) .....	385
Abbildung 41: Artikelüberschriften der NZZ in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) .....	387
Abbildung 42: Artikelüberschriften des TA in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) .....	388
Abbildung 43: Artikelüberschriften von VA/NLZ in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) .....	389
Abbildung 44: Artikelüberschriften des BK in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1978–2005) .....	390
Abbildung 45: Publizität der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), Prozentanteile der Betroffenenbezüge je Ereignis .....	394
Abbildung 46: Artikulationschancen von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	400

Abbildung 47: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene .....	410
Abbildung 48: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene .....	410
Abbildung 49: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene .....	411
Abbildung 50: Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene .....	412
Abbildung 51: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), Anteil Betroffener in %, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge.....	414
Abbildung 52: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle .....	416
Abbildung 53: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle .....	417
Abbildung 54: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle .....	418
Abbildung 55: Fokus auf Betroffene in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), Anteil Betroffener, dargestellt im Rahmen privater, intimer Sachzusammenhänge gegenüber einer öffentlichen Rolle .....	419
Abbildung 56: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutsch- schweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema .....	427
Abbildung 57: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema .....	429
Abbildung 58: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema .....	430
Abbildung 59: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema .....	431
Abbildung 60: Anteile der Human-Interest-Themen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach Haupt- und Nebenthema .....	432

## 25 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Vergleich der Theoriekonzeption von Medienrealität im Konstruktivismus mit der Realismuskonzeption .....	38
Tabelle 2:	Naturgefahren eingeteilt entlang ihrer Ursachen .....	62
Tabelle 3:	Eigenschaften des Risikotyps "Zyklop" .....	67
Tabelle 4:	Vergleich des Nachrichtenwerts "Sensation" in der Struktur der Medienrealität (1622–1906) nach Anzahl der Nachrichten .....	104
Tabelle 5:	Funktion von Bildern .....	213
Tabelle 6:	Auswahl und Vergleich der untersuchungsrelevanten Hochwasserkatastrophen in der Schweiz im Zeitraum von 1910–2005 .....	254
Tabelle 7:	Übersicht über relevante Deutungsmuster im medialen Diskurs zu Ursachen von Hochwasserkatastrophen im Zeitraum des 20./21. Jahrhunderts .....	263
Tabelle 8:	Übersicht über die Kategorien des Codebuchs .....	265
Tabelle 9:	Übersicht über die Hochwasserberichterstattung (1910–2005): Artikelaufkommen, Medienresonanz vermessen in Spaltenzentimetern der Berichterstattung je Ereignis, aufgeschlüsselt nach Zeitungen (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	276
Tabelle 10:	Medienresonanz im Zeitraum einer Woche von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen ....	281
Tabelle 11:	Medienresonanz im 1. Monat nach der Hochwasserkatastrophe sowie ab dem 2. Monat bis zur Verjährung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen am Artikelaufkommen .....	283
Tabelle 12:	Medienresonanz ab dem 2. Monat der Hochwasserkatastrophe bis zur Verjährung (1910–2005), aufgeschlüsselt nach Zeitungen (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	285
Tabelle 13:	Allgemeine Themenstruktur in der Ereignis-/Problempерzeption von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	289
Tabelle 14:	Relevante Themen der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/ NLZ, BK ab 1978) .....	291
Tabelle 15:	Relevante Themen der Hochwasserberichterstattung in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) im Vergleich über drei Zeitperioden 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005 .....	297
Tabelle 16:	Wahrnehmung der Schadens- und Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach vormodernen magischen, religiösen sowie rationalen Deutungsrahmen der Moderne mit dem Gefährdungskonzept "Risiko" .....	301
Tabelle 17:	Deutungsmuster zu den Schadensursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	304
Tabelle 18:	Deutungsmuster zu den Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	314
Tabelle 19:	Artikulationschancen wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Schadensursache von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach den Thematisierungsstilen "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	321
Tabelle 20:	Artikulationschance wissenschaftlicher Akteure in der Deutung der Ereignisursache von Hochwasserereignissen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach den Thematisierungsstilen "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	322
Tabelle 21:	Akteure in der Deutung der Schadensursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	324
Tabelle 22:	Akteure in der Deutung der Ereignisursachen von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	326

Tabelle 23:	Medienpräsenz der Hochwasserkatastrophen (1910–2005) verglichen anhand des Bild- und Textumfanges (cm <sup>2</sup> ) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), absolut und Differenz in % .....	336
Tabelle 24:	Umfang der visuellen Kommunikation in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), gemessen in cm <sup>2</sup> , Anzahl Bildelemente, durchschnittliche Bildgrösse und Artikellänge .....	342
Tabelle 25:	Prozentanteile der personenbezogenen, objektbezogenen und grafischen Bildangebote im Vergleich der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	354
Tabelle 26:	Prozentanteile individualisierter Bildakteure im Verhältnis zu kollektivierten/anonymisierten Abbildungen von Personen in der visuellen Katastrophenkommunikation (1953–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	365
Tabelle 27:	Bildpräsenz von Akteuren in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1953–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	372
Tabelle 28:	Prozentanteile von Direktbetroffenen in der Akteursstruktur der visuellen Katastrophenkommunikation (1910–2005) im Vergleich Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	374
Tabelle 29:	Auswahl von Schlagzeilen aus der Berichterstattung über die Hochwasserkatastrophe von 1910 und 1999/2005 in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978) .....	380
Tabelle 30:	Katastrophenrhetorik in der Darstellung von Hochwasserkatastrophen (1910–2005) in Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach Artikelüberschriften mit beruhigendem (Sicherheit/Entwarnung), bedrohendem (Gefahr und Risiko), objektivierendem (Hochwasser) oder ohne katastrophischen Bezug .....	381
Tabelle 31:	Themenbezüge medienöffentlicher Aufmerksamkeit für Betroffene in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), verglichen über drei Zeitperioden 1910–1953, 1978–1993, 1999–2005 .....	397
Tabelle 32:	Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung der NZZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	401
Tabelle 33:	Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des TA (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	403
Tabelle 34:	Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung von VA/NLZ (1910–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	404
Tabelle 35:	Publizität und Artikulationschancen der Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung des BK (1978–2005), aufgeschlüsselt nach dem Thematisierungsstil "zitiert", "indirekt zitiert" und "erwähnt" .....	405
Tabelle 36:	Personalisierungsgrad von Betroffenen in der Hochwasserberichterstattung (1910–2005) Deutschschweizer Leitmedien (NZZ, TA, VA/NLZ, BK ab 1978), aufgeschlüsselt nach der Publizität für "individualisierte" und "kollektivierte/anonymisierte" Betroffene .....	408



## 26 Literaturverzeichnis

- Adam, Verena (2006): Hochwasser-Katastrophenmanagement. Wirkungsprüfung der Hochwasservorsorge und -bewältigung österreichischer Gemeinden. Wiesbaden.
- Adams, William C. (1986): Whose lives count? TV coverage of natural disasters. In: *Journal of Communication* 36, S. 113–122.
- Admossent, Maik/Godemann, Jasmin (2007): Umwelt-, Risiko-, Wissenschafts- und Nachhaltigkeitskommunikation: Eine Verortung. In: Michelsen, Gerd/Godemann, Jasmin (Hg.): *Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis*. München, S. 42–52.
- Aeberhard, Robert (1978): *Zivilschutz in der Schweiz*. Frauenfeld.
- Alexander, David (1997): The Study of Natural Disasters, 1977–1997: Some Reflections on a Changing Field of Knowledge. In: *Disasters* 21, H. 4, S. 284–304.
- Altheide, David L. (1976): *Creating Reality: How TV News Distorts Events*. Beverly Hills.
- Amt für Wald Graubünden (2009): Naturgefahren bedrohen den Menschen seit Jahrtausenden. Faktenblatt 10. In: [www.wald.gr.ch](http://www.wald.gr.ch).
- Anger, Susanne (2000): Probleme im Umgang mit Journalisten beim Oder-Hochwasser – ein Erfahrungsbericht. In: Deutsches Komitee für Katastrophenvorsorge e.V. (Hg.): *Naturkatastrophen und die Medien – Herausforderungen an die öffentliche Risiken- und Krisenkommunikation. Dokumentation des IDNDR-Expertenworkshops vom 3.- 4. Dezember 1998 in Königswinter (=Schriftenreihe des DKKV, 21)*. Bonn, S. 42–48.
- Archetti, Cristina (2010): Comparing international coverage of 9/11: Towards an interdisciplinary explanation of the construction of news. In: *Journalism* 11, H. 5, S. 567–588.
- Aurand, Hazard Tretter (1993): *Umweltbelastung und Ängste*. Opladen.
- Baldinini, Yvonne/Tappeiner, Harald/Peter, Thomas/Staehelin, Johannes (2004): Ozonzerstörung und Klimawandel in schweizerischen Massenmedien. In: *Gaia* 13, H. 3, S. 197–2005.
- Banse, Gerhard (1993): *Risiko-Technik-Technisches Handeln (eine Bestandsaufnahme)*.
- Barinhorst, Sigrid (1997): Sweet Charity. Zum moralischen Ethos zeitgenössischer Sozialkampagnen. In: Röttger, Ulrike (Hg.): *PR-Kampagnen: Über die Inszenierung von Öffentlichkeit*. Opladen, S. 135–157.
- Bartelt-Kircher, Gabriele/Bohrmann, Hans/Haas, Hannes/Jarren, Otfried/Pöttker, Horst/Weischenberg, Siegfried (Hg.) (2010): *Krise der Printmedien: Eine Krise des Journalismus?* Berlin, New York.
- Bauer, Michael (2011): *Foreign News: Auslandsnachrichten im Schweizer Fernsehen*. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Philosophischen Fakultät – Publizistikwissenschaft und Medienforschung – der Universität Zürich vorgelegt. Zürich.
- Bayerl, Günter/Meyer, Torsten (1989/90): Aufgaben einer Sozialgeschichte der Technik. In: *Blätter für Technikgeschichte*, 50/51, S. 9–36.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.
- Beck, Ulrich (1991): Wir Fatalisten. Im Labyrinth der Industriegesellschaft. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Politik in der Risikogesellschaft. Mit Beiträgen von Oskar Lafontaine, Joschka Fischer, Erhard Eppler u. a.* Frankfurt a. M., S. 82–97.
- Beck, Ulrich (1997): *Weltrisikogesellschaft, Weltöffentlichkeit und globale Subpolitik*. [Vortrag im Alten Rathaus am 23. Mai 1996]. Wien.
- Behmer, Markus/Krotz, Friedrich/Stöber, Rolf/Winter, Carsten (Hg.) (2003): *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Wiesbaden.
- Benjamin, Walter (1977): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt a. M.
- Bennett, W. Lance (2009): *News. The politics of illusion*. New York.
- Bentele, Günter (1993): Wie wirklich ist die Medienwirklichkeit? In: Bentele, Günter/Rühl, Manfred (Hg.): *Theorien öffentlicher Kommunikation*. München, S. 152–171.
- Bentele, Günter/Fährnrich, Birte (2010): Personalisierung als sozialer Mechanismus in Medien und gesellschaftlichen Organisationen. In: Eisenegger, Mark/Wehmeier, Stefan (Hg.): *Personalisierung als sozialer Mechanismus in Medien und gesellschaftlichen Organisationen*. Wiesbaden.
- Bentele, Günter/Liebert, Tobias/Seeling, Stefan (1997): Von der Determination zur Intereffikation. Ein integriertes Modell zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus. In: Martini, Bernd-Jürgen (Hg.): *Handbuch PR. Öffentlichkeitsarbeit & Kommunikations-Management in Wirtschaft, Verbänden, Behörden*. Neuwied, S. 3.640(1–31).
- Berelson, Bernhard (1952): *Content Analysis in Communication Research*. Glencoe, Ill.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (= Fischer-Taschenbücher. Sozialwissenschaft, 6623)*. Frankfurt a. M.
- Berkowitz, Dan (1992a): Non-Routine News and Newswork: Exploring a What-a-Story. In: *Journal of Communication* 42, H. 1, S. 82–94.
- Berkowitz, Dan (1992b): Routine newswork and the what-a-story: A case study of organizational adaption. In: *Journal of Broadcasting and Electronic Media* 36, H. 1, S. 45–61.
- Bernhard, Uli/Scharf, Wilfriede (2008): "Infotainment" in der Presse. Eine Längsschnittuntersuchung 1980-2007 dreier regionaler Tageszeitungen. In: *Publizistik* 53, H. 2, S. 231–250.

- Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Hg.) (2007): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, Teil 1 – Prozesse, Schäden und erste Einordnung (= Umweltwissen 0707). Bern, Birmensdorf.
- Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Hg.) (2008): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, Teil 2 – Analyse von Prozessen, Massnahmen und Gefahregrundlagen. Bern, Birmensdorf.
- Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph/Koschni, Anja (2008): Hochwasser 2005 in der Schweiz. Synthesebericht zur Ereignisanalyse. Bern.
- Binder, Peter (2007): Die Warnungen der MeteoSchweiz. In: Hegg, Christoph/Rhyner, Jakob (Hg.): Warnung bei aussergewöhnlichen Naturereignissen. Forum für Wissen. Birmensdorf, S. 55–58.
- Binswanger, Daniel (2005): „Die Natur wird an Waffen gemessen“. In: Weltwoche vom 2005, S. 68–71.
- Blattmann, H. (bt) (1998): Kontraproduktive Medienarbeit. In: NZZ am Sonntag vom 3. September 1998, S. 11.
- Blindenbacher, Raoul Joseph/Letsch, Bruno (Hg.) (2000): Vom Service Public zum Service au Public. Regierung und Verwaltung auf dem Weg in die Zukunft. Zürich.
- Blöbaum, Bernd (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen.
- Blöbaum, Bernd (2008): Wandel redaktioneller Strukturen und Entscheidungsprozesse. In: Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (Hg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel (= Mediensymposium Luzern, 10). Wiesbaden, S. 119–129.
- Blöbaum, Bernd/Görke, Alexander/Hettwer, Holger/Machill, Marcel/Zotta, Franco (2003): Wissenschaftsjournalismus bei Regional- und Boulevardzeitungen. Befragung, Inhaltsanalyse und Ausbildungsperspektiven. Endbericht einer Studie für die Bertelsmann Stiftung. Projektbericht. Münster. In: [http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-6AEBFFBA-748535D3/bst/Endfassung\\_RegionalStudie\\_pag\\_04-09-13.pdf](http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-6AEBFFBA-748535D3/bst/Endfassung_RegionalStudie_pag_04-09-13.pdf) (12.09.2012).
- Blum, Roger (2003): Medienstrukturen der Schweiz. In: Bentele, Günter/Brosius, Hans-Bernd/Jarren, Otfried (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, S. 366–381.
- Blumer, Jay G. (1997): Wandel des Mediensystems und sozialer Wandel. Auf dem Weg zu einem Forschungsprogramm. In: Publizistik, S. 16–30.
- Blumer, Jay G./Katz, E. (1974): The uses of mass communications. Current perspectives on gratifications research (= Sage annual reviews of communication research, Bd. 3). Beverly Hills (Calif.).
- Bollinger, Ernst (1993): Presskonzentration in der Schweiz. Die Krise hat begonnen. In: ZOOM K&M, H. 1, S. 20–24.
- Bornhoff, Jana/Gehrein, Patricia/Haschke, Josef Ferdinand/Kersten, Jan/Kiening, Lena/Marquart, Franziska/Müller, Rüdiger/Steidel/Johannes Sebastian (2008): Wissens- und Forschungsstandsbericht Forschungsgruppe Augenzeugen. Eine empirische Studie zur Selektion und Wirkung von Pressefotos am Beispiel des Wochenmagazins Stern. Seminar für Medien- und Kommunikationswissenschaft Universität Erfurt. Projektstudienphase 2007/2008. Erfurt.
- Bonfadelli, Heinz (2002a): Gentechnologie im Urteil der Bevölkerung – Agenda-Setting – Wissensklüfte – Konsonanzeffekte. In: Bonfadelli, Heinz/Dahinden, Urs (Hg.): Gentechnik in der öffentlichen Kontroverse: Eine sozialwissenschaftliche Analyse. Zürich, S. 113–124.
- Bonfadelli, Heinz (2002b): Medieninhaltsforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Konstanz.
- Bonfadelli, Heinz (2004): Medienwirkungsforschung II. Anwendungen. Konstanz.
- Bonfadelli, Heinz (2005): 22 Jahre Rundfunk in der Schweiz: Ein Rückblick. In: Künzler, Matthias (Hg.): Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Herausforderungen, Chancen, Zukunftsperspektiven. Bern, S. 101–132.
- Bonfadelli, Heinz (2009): UNIVOX Medien 2009. In: <http://www.gfs-zh.ch/> (19.09.2011).
- Bonfadelli, Heinz/Dahinden, Urs (Hg.) (2002): Gentechnik in der öffentlichen Kontroverse: Eine sozialwissenschaftliche Analyse. Zürich.
- Bonfadelli, Heinz/Meier, Werner A./Trappel, Josef (Hg.) (2006): Medienkonzentration Schweiz. Formen, Folgen, Regulierung. Bern.
- Bornscher, Volker (1998): Westliche Gesellschaft – Aufbau und Wandel. Zürich.
- Bornscher, Volker (2005): Institutionelle Ordnungen. Markt, Staat, Unternehmung, Schule – und soziale Ungleichheit. Zürich.
- Bösch, Frank (2010a): Ereignisse, Performanz und Medien in historischer Perspektive. In: Bösch, Frank/Schmidt, Patrick (Hg.): Medialisierte Ereignisse. Performanz, Inszenierung und Medien seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt ;, New York, S. 7–29.
- Bösch, Frank (2010b): Europäische Medienereignisse. In: <http://www.ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-medien/europaeische-medienereignisse> (21.03.2011).
- Bösch, Frank/Schmidt, Patrick (Hg.) (2010): Medialisierte Ereignisse. Performanz, Inszenierung und Medien seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt, New York.
- Boykoff, Max (2010): Indian media representations of climate change in a threatened journalistic ecosystem. In: Climatic Change, S. 17–25.
- Boykoff, Maxwell T./Boykoff, Jules M. (2007): Climate change and journalistic norms: A case-study of US mass-media coverage. In: Geoforum 38, H. 6, S. 1190–1204.
- Boykoff, Maxwell T./Rajan, Ravi S. (2007): Signals and noises. Mass-media coverage of climate change in the USA and the UK. In: EMBO reports 8, H. 3, S. 207–211.

- Brauner, Christian (2000): Helfer und Störenfried: Die ambivalente Rolle der Medien bei Naturkatastrophen. In: Deutsches Komitee für Katastrophenvorsorge e.V. (Hg.): Naturkatastrophen und die Medien - Herausforderungen an die öffentliche Risiken- und Krisenkommunikation. Dokumentation des IDNDR-Expertenworkshops vom 3. – 4. Dezember 1998 in Königswinter (= Schriftenreihe des DKKV, 21). Bonn, S. 10–17.
- Brockhaus (1997): Brockhaus Enzyklopädie (20. Aufl.). F.A. Brockhaus. Leipzig
- Brosius, Hans-Bernd/Breineker, Carsten/Frank, Esser (1991): Der "Immermehrismus": Journalistische Stilmittel oder Realitätsverzerrung? In: Publizistik 36, H. 4, S. 407–427.
- Brosius, Hans-Bernd/Eps, Peter (1993): Verändern Schlüsselereignisse journalistische Selektionskriterien? Framing am Beispiel der Berichterstattung über Anschläge gegen Ausländer und Asylanten. In: Rundfunk und Fernsehen, H. 41, S. 512–530.
- Brosius, Hans-Bernd/Koschel, Friederike/Haas, Alexander (2008): Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Bruck, Peter A./Stocker, Günther (1996): Die ganz normale Vielfältigkeit des Lesens. Zur Rezeption von Boulevardzeitungen. Münster.
- Brügger, Helen (2011): In der Romandie überwiegt das Technokratengrau. In: EDITO+KLARTEXT. Das Schweizer Medienmagazin, H. 2, S. 12.
- Bruns, Thomas (1998): Veränderungen der Gewaltberichterstattung im politischen Informationsprogramm des öffentlichen und privaten Fernsehens von 1986–1994. Eine Längsschnittanalyse. Köln.
- Bucher, Hans-Jürgen (2003): Internet und Krieg: Informationsrisiken und Aufmerksamkeitsökonomie in der vernetzten Kriegskommunikation. In: Löffelholz, Martin (Hg.): Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert. Wiesbaden, S. 275–296.
- Bucher, Silvio (1974): Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jh. Luzern.
- Bundesamt für Bevölkerungsschutz (2003): KATARISK - Katastrophen und Notlagen in der Schweiz. eine Risikobeurteilung aus der Sicht des Bevölkerungsschutzes. In: <http://www.bevoelkerungsschutz.admin.ch/internet/bs/de/home/themen/gefaehrungen-risiken/studien/katarisk.parsys.0004.downloadList.00041.DownloadFile.tmp/methodeprint.pdf> (18.09.2011).
- Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2003): Beitritt der Schweiz zum Kyoto-Protokoll vollzogen.
- Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2008): Thema: Hydrologische Grundlagen und Daten. Hochwasser 1987–2000. In: <http://www.bafu.admin.ch/hydrologie/01834/02041/02045/index.html?lang=de> (18.09.2011).
- Bundesamt für Umwelt (BAFU) (2009): Umsetzung der 130g CO<sub>2</sub>/km-Strategie für die Schweiz: CO<sub>2</sub>-Reduktionseffekte 2012–2020. Schlussbericht.
- Bundesamt für Umwelt (BAFU) (Hg.) (2007): Naturgefahren. Prävention zahlt sich aus.
- Burkart, Roland (2002): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien.
- Carr, Lowell J. (1932): Disaster and the Sequence-Pattern Concept of Social Change Author(s): Source: The American Journal of Sociology, Vol. 38, No. 2 (Sep., 1932), pp. 207–218 Published by: The University of Chicago Press Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/2766454> .Accessed: 08/05/2011 10:42 Your. In: The American Journal of Sociology 38, H. 2, S. 207–218.
- Cassirer, Ernst (1985): Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren, 1927–33. Hamburg.
- Chalaby, Jean K. (1998): The Invention of Journalism London: London.
- Cirino, Robert (1971): Don't Blame the People: How the News media Use Bias, Distortion and Censorship to Manipulate Public Opinion. New York.
- Clark, William C./Jäger, Jill/Cavender-Bares/Jeanine/M. Dickson, Nancy (2001): Mangaing Global Change: Acid Rain, Ozone Depletion, and Climate Change: An Historical Overview. In: A comparative history of social responses to climate change, ozone depletion, and acid rain (= Learning to manage global environmental risks, Volume 1). Cambridge, London, S. 1–55.
- Clerveaux, Virginia/Katada, Toshitaka/Hosoi, Kyohei (2008): Information Simulation Model: Effective Risk Communication and Disaster Management in a Mixed Cultural Society. In: Journal of Natural Disaster Science 30, H. 1, S. 1–11.
- Climat-Press (2001): Hintergründe aus der Klima- und Global Change-Forschung, H. 11.
- Cohen, Elisa L./Ball-Rokeach, Sandra J./Jung, Joo-Young Jung Yong-Chan Kim (2003): Civic actions after September 11: A communication infrastructure perspective. In: Noll, A. Michael (Hg.): Crisis communications. Lessons from September 11. Lanham Md., S. 31–43.
- Costera Meijer, I. (2003): What is Quality News? A Plea for Extending the Professional Repertoire of Newsmakers. In: Journalism Studies 4, H. 1, S. 15–29.
- Cottle, Simon (Hg.) (2009): Global crisis reporting. Journalism in the global age. Maidenhead.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas (2009): Media events in a globalised media cultures. In: Couldry, Nick/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): Media events in a global age. London, New York, S. 1–20.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.) (2009): Media events in a global age. London, New York.
- Crok, Marcel (2005): Risse im Klima-Konsens. In: Technology Review, H. 3, S. 39–52.
- Csekits, Christian/Frank, Andreas/Gmoser, Herbert/Hohenwarter, Gerhard/Jäger, Andreas/Kennert, Thomas/Steiner, Erich/Turecek Thomas/Zwatz, Christian/Zwatz-Meise, Veronika (et.al) (2009): 6. – 11. Jänner 2010 – Warum der grosse Schnee ausblieb. (Fallstudie). In: [http://www.zamg.ac.at/aktuell/fallstudien/tief\\_daisy/](http://www.zamg.ac.at/aktuell/fallstudien/tief_daisy/) (26.08.2012).

- Da Costa, Alcino L. (1979): New criteria for the selection of news in African countries. In: Da Costa, Alcino L./Aboubakr Y., Chopra P./Reyes, Matta F. (Hg.): *News Values and Principles of Cross-Cultural Communication*. Paris, S. 7–15.
- Dahinden, Urs (2006): *Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation* (= Forschungsfeld Kommunikation, Bd. 22). Konstanz.
- Dahinden, Urs/Schanne, Michael (2009): Wissenschafts- und Risikokommunikation. In: Dahinden, Urs/Süss, Daniel (Hg.): *Medienrealitäten. [Heinz Bonfadelli zum 60. Geburtstag]* (= Kommunikationswissenschaft). Konstanz, S. 69–88.
- Davis, Hank/McLeod, S. Lyndsay (2003): Why humans value sensational news. An evolutionary perspective. In: *Evolution and Human Behavior* 24, H. 3, S. 208–216.
- Dayan, Daniel/Katz, Elihu (1992): *Media events. The live broadcasting of history*. Cambridge, Mass.
- Deutsches Komitee für Katastrophenvorsorge e.V. (Hg.) (2000): *Naturkatastrophen und die Medien - Herausforderungen an die öffentliche Risiken- und Krisenkommunikation. Dokumentation des IDNDR-Expertenworkshops vom 3. – 4. Dezember 1998 in Königswinter* (= Schriftenreihe des DKKV, 21). Bonn.
- Diekmann, Andreas (1995): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg.
- Diekmann, Andreas/Meyer, Reto (2007): *ETH-Studie Schweizer Umweltsurvey 2007. Klimawandel, ökologische Risiken und Umweltbewusstsein in der Schweizerischen Bevölkerung*. In: [http://www.socio.ethz.ch/news/Umweltsurvey2007\\_Kurzbericht.pdf](http://www.socio.ethz.ch/news/Umweltsurvey2007_Kurzbericht.pdf) (25.10.2011).
- Diggelmann, Andreas (1996): Das "Waldsterben" in der Schweizer Presse. In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): *Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken*. Zürich, S. 167–183.
- Dill, Roxanne K. (2010): *Local Coverage: Anticipating the Needs of Readers*. In: Izard, Ralph/Perkins, Jay (Hg.): *Covering disaster. Lessons from media coverage of Katrina and Rita*. New Brunswick.
- Doelker, Christian (1999): *Ein Bild ist mehr als ein Bild. Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft*. Stuttgart.
- Dombrowsky, Wolf R. (1995): Again and Again: Is a Disaster what We Call a "Disaster"? In: *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 13, H. 3, S. 241–254.
- Dombrowsky, Wolf R. (2004): Entstehung, Ablauf und Bewältigung von Katastrophen. Anmerkungen zum kollektiven Lernen. In: Pfister, Christian/Summermatter, Stephanie (Hg.): *Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen: Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Sommersemester 2003* (= Berner Universitätsschriften, Bd. 49). Bern, S. 165–183.
- Donges, Patrick (2004): *Neue Formen der Rundfunkpolitik in der Informationsgesellschaft Schweiz. Der Beitrag der akteurs-theoretischen Steuerungstheorie*. In: Bonfadelli, Heinz/Leonarz, Martina/Meier, Werner A. (Hg.): *Informationsgesellschaft Schweiz. Medien, Organisationen und Öffentlichkeit im Wandel*. Zürich, S. 43–60.
- Donges, Patrick/Imhof, Kurt (2001): *Öffentlichkeit im Wandel*. In: Jarren, Otfried/Bonfadelli, Heinz (Hg.): *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Bern, S. 101–133.
- Donges, Patrick/Jarren Otfried (2009): *Politikrealitäten – Politik in den Medien als Ergebnis von Interaktionen*. In: Dahinden, Urs/Süss, Daniel (Hg.): *Medienrealitäten. [Heinz Bonfadelli zum 60. Geburtstag]* (= Kommunikationswissenschaft). Konstanz, S. 89–100.
- Donsbach, Wolfgang (1990): *Objektivitätsmasse in der Publizistikwissenschaft*. In: *Publizistik* 35, H. 1, S. 18–29.
- Donsbach, Wolfgang (2004): *Psychology of news decisions. Factors behind journalists' professional behavior*. In: *Journalism* 5, H. 2, S. 131–157.
- Donsbach, Wolfgang (2007): *Journalistische Kompetenz für eine demokratische Gesellschaft*. In: Patzelt, Werner J./Sarcinelli, Ulrich/Kranenpohl, Uwe (Hg.): *Res publica semper reformanda. Wissenschaft und politische Bildung im Dienste des Gemeinwohls ; Festschrift für Heinrich Oberreuter zum 65. Geburtstag*. Wiesbaden, S. 193–206.
- Donsbach, Wolfgang (2008a): *Im Bermuda-Dreieck. Paradoxien im journalistischen Selbstverständnis*. In: Pörksen, Bernhard/Loosen, Wiebke/Scholl, Armin (Hg.): *Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis ; Festschrift für Siegfried Weischenberg*. Wiesbaden, S. 147–164.
- Donsbach, Wolfgang (2008b): *Journalismusforschung im internationalen Vergleich: Werden die professionellen Kulturen eingebnet?* In: Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef/Wilke, Jürgen (Hg.): *Medien und Kommunikationsforschung im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereich, Verfahrensweisen*. Wiesbaden, S. 271–289.
- Donsbach, Wolfgang (2008c): *Journalistische Kompetenz für eine pluralistische Demokratie*. In: Patzelt, Werner J./Sebaldt, Martin/Kranenpohl, Uwe (Hg.): *Res publica semper reformanda. Wissenschaft und politische Bildung im Dienste des Gemeinwohls*. Wiesbaden, S. 193–206.
- Donsbach, Wolfgang/Büttner, Katrin (2005): *Boulevardisierungstrend in deutschen Fernsehnachrichten*. In: *Publizistik* 50, H. 1, S. 21–38.
- Douglas, Mary/Wildavsky, Aaron (1993): *Risk and culture*. Los Angeles.
- Dubach, Sascha Katja (2002): *Hilfe für den Übernächsten. Das Ausgreifen der Schweizerischen Katastrophenhilfe ins Ausland 1950–1970*. In: Pfister, Christian (Hg.): *Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000*. Bern, S. 131–147.
- Dulinski, Ulrike (2003): *Sensationsjournalismus in Deutschland*. Konstanz.
- Dunwoody, Sharon/Peters, Hans Peter (1992): *Mass media coverage of technological and environmental risks: a survey of research in the United States and Germany*. In: *Public Understanding of Science* 1, H. 2, S. 199–230.

- Dunwoody, Sharon/Peters, Hans Peter (1993): Massenmedien und Risikowahrnehmung. In: Becker, Ulrike (Hg.): Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung. München, S. 317–341.
- Durkheim, Emil (1968): *Les règles de la méthode sociologique*. Paris.
- Dürr, Hans-Peter (1986): Physik und Transzendenz. Die grossen Physiker unseres Jahrhunderts über die Begegnung mit dem Wunderbaren. Bern.
- Dux, Günter (1982): Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte. Frankfurt a. M.
- Eberhard, Adrian/Diezig, Robert/Kan, Caroline/Sigrist, Beat (2007): Hydrologie Fließgewässer. In: Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Ed.). (Hg.): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, S. 39–70.
- Eder, Klaus (1988): Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Ehrensperger, Anna (2008): Klimaberichterstattung in der Deutschschweizer Tagespresse vor dem Hintergrund des medialen Informationsbias. Universität Zürich, IPMZ - Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung (Lizenziatsarbeit der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich).
- Eilders, Christiane (1997): Nachrichtenfaktoren und Rezeption. Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Information. Opladen.
- Eilders, Christiane (2004): Nachhaltige Nachrichtenfaktoren Politische Informationsauswahl unter Bedingungen von Netzkommunikation. In: Medienheft, Dossier 22, S. 31–36.
- Eilders, Christiane/Wirth Werner (1999): Die Nachrichtenwertforschung auf dem Weg zum Publikum. Eine experimentelle Überprüfung des Einflusses von Nachrichtenfaktoren bei der Rezeption. In: Publizistik 44, H. 1, S. 35–57.
- Eisenegger, Mark (2003): Kommunikationsereignisse oder Issue – die Elementarteilchen öffentlichkeitssoziologischer Forschung. In: Meier, Matthias Leonhard et al. (Hg.): Politik als Lernprozess? Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen, S. 167–196.
- Eisenegger, Mark (2008): Zur Logik medialer Seismographie: Der Nachrichtenwertansatz auf dem Prüfstand. In: Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (Hg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel (= Mediensymposium Luzern, 10). Wiesbaden, S. 146–169.
- Eisner, Manuel (2003a): Der Aufstieg und Niedergang des ökologischen Diskurses. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz (= Gesellschaft Schweiz). Zürich, S. 46–80.
- Eisner, Manuel (2003b): Einleitung. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz (= Gesellschaft Schweiz). Zürich, S. 11–22.
- Eisner, Manuel (2003c): Strukturen, Akteure, Deutungsmuster, Prozesse – ein theoretischer Rahmen. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich, S. 23–43.
- Eisner, Manuel (2003d): "Wenn Fische und Bäche stimmen könnten...": Die Gewässerschutzdiskussion von 1958–1972. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich, S. 92–124.
- Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.) (2003): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich.
- Eisner, Manuel/Moser, Peter (2003): Vielfalt und Einheit von Umwelt- und Risikoproblemen: Schlussfolgerungen. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich, S. 241–256.
- Elias, Norbert (1993): Was ist Soziologie? Weinheim.
- Enderlin Cavigelli, Regula (1996): Risiko und Konflikt. Fallanalyse in der Kernenergiekontroverse und theoretische Reflexionen. Bern.
- Entman, Robert M. (1993): Framing: Towards clarification of fractured paradigm. In: Journal of Communication 43, H. 4, S. 51–58.
- Escobar, Maria/Demeritt, David/Junier, Sandra/van Buren, Matthijs (2012): National politics of nature: comparing flood risk frames in the Netherlands and the UK.
- Esser, Frank (1998): Die Kräfte hinter den Schlagzeilen. Freiburg/Breisgau.
- Esser, Frank (Hg.) (2003): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden.
- Esser, Frank/Wessler, Hartmut (2002): Journalisten als Rollenträger. Redaktionelle Organisation und berufliches Selbstverständnis. In: Jarren, Otfried/Wessler, Hartmut (Hg.): Journalismus - Medien -- Öffentlichkeit. Eine Einführung. Wiesbaden, S. 165–240.
- Esser, Hartmut (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 5 Institutionen. Frankfurt a. M.
- Ettinger, Patrik (2010): Medienarena - Qualitätsvalidierung. In: fög-Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft (Hg.): Jahrbuch 2010 – Qualität der Medien – Schweiz Suisse Svizzera. Kap. I.
- Europäische Gemeinschaft (2002): Verordnung (EG) Nr. 2012/2002 Des Rates zur Errichtung des Solidaritätsfonds der Europäischen Union.
- Evers, Adalbert/Nowotny, Helga (1987): Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft. Frankfurt a. M.

- Evers, Hans-Dieter Markus Kaiser Christine Müller (2003): Entwicklung durch Wissen - eine neue globale Wissensarchitektur. In: Kaiser, M. (Hg.): Weltwissen. Entwicklungszusammenarbeit in der Weltgesellschaft. Bielefeld, S. 43–78.
- Ewald, François (1991): Politik in der Risikogesellschaft. In: Beck, Ulrich (Hg.): Politik in der Risikogesellschaft. Mit Beiträgen von Oskar Lafontaine, Joschka Fischer, Erhard Eppler u. a. Frankfurt a. M., S. 288–311.
- Fabris, Hans Heinz (2004): Vielfältige Qualität. Theorien zur Analyse der Qualität des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden, S. 393–404.
- Fairclough, Norman (1995): Media discourse. London, New York.
- Fairclough, Norman (2005): Peripheral Vision: Discourse Analysis in Organization Studies: The Case for Critical Realism. In: Organization Studies 26, H. 6, S. 915–939.
- Feldmann, Klaus (2002): Natur und Medien. Univ. Hannover In: [http://klaus.feldmann.phil.uni-hannover.de/imperia/md/content/de/uni-hannover/phil/klaus\\_feldmann/feldmann\\_natur\\_medien.pdf](http://klaus.feldmann.phil.uni-hannover.de/imperia/md/content/de/uni-hannover/phil/klaus_feldmann/feldmann_natur_medien.pdf) (12.9.2012)
- Fischer, Joachim (2006): Das Medium der Bote. Zur Soziologie der Massenmedien aus der Perspektive einer Sozialtheorie des Dritten. In: Ziemann, Andreas (Hg.): Medien der Gesellschaft - Gesellschaft der Medien. (= Theorie und Methode. Sozialwissenschaften). Konstanz, S. 21–41.
- Fischhoff, Baruch (1975): Hindsight ≠ foresight: Effect of outcome knowledge on judgment under uncertainty. Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance 1, H. 3, S. 288–299.
- Fishman, Mark (1997): News and nonevents. Making the visible invisible. In: Berkowitz, Daniel Allen (Hg.): Social meanings of news. A text-reader. Thousand Oaks, S. 210–229.
- Foerster von, Heinz (1985): Entdecken oder Erfinden. Wie lässt sich Verstehen verstehen? In: Gumin, Heinz/Mohler, Armin (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus. München, S. 27–68.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Francke, Warren T. (1985): Sensationalism and the development of 19th-century reporting. The broom sweeps sensory details. In: Journalism History 12, 3–4, S. 80–85.
- Freier, Felix (1992): DuMont's Lexikon der Fotografie. Technik - Geschichte - Kunst - Fotografen. Köln.
- Frerichs, Stefan (2000): Grundlagen des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus. Eine allgemein verständliche Einführung für Laien, S. 1–70. In: [http://www.stefre.de/Grundlagen\\_des\\_Konstruktivismus.pdf](http://www.stefre.de/Grundlagen_des_Konstruktivismus.pdf).
- Fretwurst, Benjamin (2008): Nachrichten im Interesse der Zuschauer (= Kommunikationswissenschaft). Konstanz, Berlin.
- Friedman, Sharon M. Carole M. Gorney Brenda P. Egolf (1987): Reporting on radiation: A content analysis of Chernobyl coverage. In: Journal of Communication 37, H. 3, S. 58–79.
- Frisch, Max (1979): Der Mensch erscheint im Holozän. Eine Erzählung. Frankfurt a. M.
- Früh, Werner (1991): Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis. München.
- Früh, Werner (1998): Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis. Konstanz.
- Früh, Werner (2002): Unterhaltung durch das Fernsehen. Eine molare Theorie. Mitarbeit von Anne-Katrin Schulze und Carsten Wunsch. Konstanz.
- Früh, Werner (2007): Inhaltsanalyse: Theorie und Praxis. Konstanz.
- Galtung, Johan/Ruge, Maria Holmboe (1965): The structure of foreign news. The Presentation of the Congo, Cuba and Cyprus crisis in four Norwegian newspapers. In: Journal of Peace Research, H. 2, S. 64–91.
- Garner, Ana C. (1996): Reconstructing reality: interpreting the aeroplane disaster news story. In: Disaster Prevention and Management 5, H. 3, S. 5–15.
- Geenen, Elke M. (2003): Kollektive Krisen. Katastrophen, Terror, Revolution - Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In: Clausen, Lars/Geenen, Monika Elke/Macamo Elisio (Hg.): Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen. Konflikte, Krisen und Katastrophen - in sozialer und kultureller Sicht, Bd. 1. Münster, S. 5–23.
- Gehring, Thomas/Oberthür, Sebastian (1997): Internationale Regime als Steuerungsinstrumente der Umweltpolitik. In: Gehring, Thomas/Oberthür, Sebastian (Hg.): Internationale Umweltregime. Umweltschutz durch Verhandlungen und Verträge. Opladen, S. 9–55.
- Gerhards, Jürgen (2010): Diskursanalyse als systematische Inhaltsanalyse. Die öffentliche Debatte über Abtreibung in den USA in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner Viehöver Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Opladen, S. 333–359.
- Gerhards, Jürgen/Lindgens, Monika (1995): Diskursanalyse im Zeit- und Ländervergleich. Methodenbericht über eine systematische Inhaltsanalyse zur Erfassung des öffentlichen Diskurses über Abtreibungen in den USA und der Bundesrepublik in der Zeit von 1970 bis 1994. Berlin.
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm (1991): Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellung und Ansätze. In: Müller-Dooch, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie. Oldenburg, S. 31–89.
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm (1993): Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze. In: Langenbucher, Wolfgang (Hg.): Politische Kommunikation. Grundlagen, Prozesse, Strukturen. Wien, S. 52–88.
- Giddens, Anthony (1984): The constitution of society outline of the theory of structuration. Berkeley, Los Angeles.
- Giddens, Anthony (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M.
- Gieber, Walter (1964): News is what newspaper men make it. In: Dexter, Lewis A./White, David M. (Hg.): People, Society and Mass Communication. New York, S. 173–182.
- Giersch, Carsten (2009): Risikoeinstellungen in internationalen Konflikten. Wiesbaden.

- Gitlin, Todd (1980): *The whole world is watching. Mass media in the making and unmaking of the new left*. Berkeley, Los Angeles, London.
- Glaserfeld, Ernst von (1985a): Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawick, Paul (Hg.): *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. München, S. 16–38.
- Glaserfeld, Ernst von (1985b): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Gumin, Heinz/Mohler, Armin (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus. Schriften der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung*, Band 10, München, S. 1–26.
- Glaserfeld, Ernst von (1987): Die Begriffe der Anpassung und Viabilität in einer radikal konstruktivistischen Erkenntnistheorie. In: Glaserfeld, Ernst von (Hg.): *Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus. Schriften zur Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie (= Schriften zur Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie, 24)*. Braunschweig, S. 137–143.
- Glaserfeld, Ernst von (1998): Konstruktivismus statt Erkenntnistheorie. In: Dörfler, Willibald/Mitterer, Josef (Hg.): *Ernst von Glasersfeld - Konstruktivismus statt Erkenntnistheorie*. Klagenfurt, S. 11–39.
- Glaserfeld, Ernst von (2002): *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme (= Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft, 1326)*. Frankfurt a. M.
- Glogger, Beat (1998): *Heisszeit. Klimaänderungen und Naturkatastrophen in der Schweiz*. Zürich.
- Goffman, Erving (1974): *Frame analysis. An essay on the organization of experience*. New York.
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.
- Görke, Alexander (1999): *Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Sondierung und Theorieentwurf*. Opladen.
- Görke, Alexander (2002): Journalismus und Öffentlichkeit als Funktionssystem. In: Scholl, Armin (Hg.): *Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*. Konstanz, S. 69–90.
- Görke, Alexander (2008): Die Gleichzeitigkeit des Verschiedenen. Nation und Weltgesellschaft als Referenzgrößen des Journalismus. In: Pörksen, Bernhard/Lossen, Wiebke/Scholl, Armin (Hg.): *Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis*. Wiesbaden, S. 269–295.
- Görke, Alexander/Kohring, Matthias/Ruhrmann, Georg (2000): Gentechnologie in der Presse. Eine internationale Langzeitanalyse von 1973 bis 1996. In: *Publizistik* 45, H. 1, S. S. 20–37.
- Gorney, Carole M. (1992): Numbers versus pictures: Did network television sensationalize Chernobyl coverage? In: *Journalism Quarterly* 69, H. 2, S. 455–465.
- Gottschalk-Mazouz, Niels (2008): Risiko, Akzeptanz und Akzeptabilität. Was die Nanotechnologie von der Gentechnologie lernen kann. In: Koslowski, Peter/Hubig, Christoph (Hg.): *Maschinen, die unsere Brüder werden. Mensch-Maschine-Interaktion in hybriden Systemen*, München: Wilhelm Fink, S. 171–187 [PDF-Version]. München, S. 171–187.
- Gottschlich, Maximilian (1985): Ökologie und Medien. Ein Neuansatz zur Überprüfung der Thematisierungsfunktion von Medien. In: *Publizistik* 30, 2/3, S. 314–329.
- Gottweis, Herbert (1991): Politik in der Risikogesellschaft. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Politik in der Risikogesellschaft. Mit Beiträgen von Oskar Lafontaine, Joschka Fischer, Erhard Eppler u. a.* Frankfurt a. M., S. 357–377.
- Grabe, Maria Elizabeth/Zhou, Shuhu/Brooke, Barnett (2001): Explicating Sensationalism in Television News: Content and the Bells and Whistles of Form. 45, S. 635–655.
- Graber, Hans (2010): Man muss eine Menge beachten. In: *Tages-Anzeiger* Nr. 31 vom 1. August 2010, S. 50.
- Griffin, Robert/Dunwoody, Sharon/and C. Gehrmann, Christine (1995): The effects of community pluralism on press coverage of health risks from local environmental contamination. In: *Risk Analysis* 15, H. 4, S. 449–458.
- Grittmann, Elke (2003): Die Konstruktion von Authentizität. Was ist echt an Pressefotos im Informationsjournalismus? In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): *Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten*. Köln, S. 123–149.
- Grittmann, Elke/Ammann, Ilona (2008): Ikonen der Kriegs- und Krisenfotografie. In: Grittmann, Elke/Nevela, Irene/Ammann, Ilona (Hg.): *Global, lokal, digital - Fotojournalismus heute*. Köln, S. 296–325.
- Gross, Matthias (2001): *Die Natur der Gesellschaft. Eine Geschichte der Umweltsoziologie*. Mannheim/München.
- Günter, Joachim (2004): Wegsehen muss nicht verwerflich sein. In: *NZZ* am Sonntag vom 27. Juni 2004, S. 21.
- Haas, Marcus (2006): Kostenlose Pendlerzeitungen in Europa. Anbieter, Angebote, Strategien. In: *Media Perspektiven*, H. 10, S. 510–520.
- Habermas, Jürgen (1962): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Neuwied.
- Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Habermas, Jürgen (1992): Zur Rolle von Zivilgesellschaft und politischer Öffentlichkeit. In: Habermas, Jürgen (Hg.): *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt a.M., S. 399–467.
- Habermas, Jürgen (Hg.) (1998): *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt a. M.
- Hagemeyer-Klose, Maria (2008): Confusing terminology: How mass media, administration authorities and the public work with different symbols, terms and definitions. Montreal.
- Hagen, Lutz M. (1992): Die opportunen Zeugen. Konstruktionsmechanismen von Bias in der Zeitungsberichterstattung über die Volkszählungsdiskussion. In: *Publizistik* 37, H. 4.
- Hajer, Maarten A.T (1995): *The politics of environmental discourse. Ecological modernisation and the policy process*. Oxford.

- Haldner, Bruno (1986): Ein Zeitbild. 1930-1950 Paul Senn, Hans Staub, Gotthard Schuh: drei Schweizer Photoreporter. Gewerbemuseum Basel, Museum für Gestaltung, 4. Februar bis 16. März 1986. Basel.
- Haller, Walter/Kölz, Alfred (1999): Allgemeines Staatsrecht. Basel.
- Hallin, Daniel C./Mancini Paolo (2003): Amerikanisierung, Globalisierung und Säkularisierung: Zur Konvergenz von Mediensystemen und politischer Kommunikation in westlichen Demokratien. In: Esser, Frank (Hg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden, S. 35–55.
- Hallin, Daniel C./Mancini, Paolo (2004): Comparing Media Systems. Three Models of Media and Politics. Cambridge:
- Hanitzsch, Thomas (2004): Journalismus in Indonesien. Wiesbaden, Ilmenau.
- Hanitzsch, Thomas (2009): Zur Wahrnehmung von Einflüssen im Journalismus. In: M&K, H. 57, S. 153–173.
- Hartmann, Frank (1999): 2. Die Grundlagen der wissenschaftlichen Erforschung der Medien. In: Leonhard, Joachim-Felix/Ungeheuer, Gerold/Burkhardt, Armin (Hg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft = Handbooks of linguistics and communication science = Manuels de linguistique et des sciences de communication. Berlin, S. 15–27.
- Häusermann, Jürg (1996): Vom monologischen zum dialogischen Raisonement. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 147–160.
- Hegg, Christoph/Rhyner, Jakob (Hg.) (2007): Warnung bei aussergewöhnlichen Naturereignissen. Forum für Wissen. Birmensdorf.
- Heilmann, Klaus (1990): Die betrogene Gesellschaft. Kommunikation im Informationszeitalter. Zürich.
- Heilmann, Klaus (1994): Medikament und Risiko. Wie bitter sind die Pillen wirklich? Stuttgart.
- Heisenberg, Werner (1955): Das Naturbild der heutigen Physik. Reinbek.
- Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (2008): Media events and culture change: An introduction to the special issue. In: Communications 33, H. 3, S. 265–272.
- Hermann-Giovanelli, Iris/Leonarz, Martina (2010): Differenziert und ein bisschen dagegen: Die grüne Gentechnologie in Schweizer Medien. In: Bonfadelli, Heinz/Meier A., Werner (Hg.) Grüne Gentechnologie im öffentlichen Diskurs. Konstanz, S. 101–147.
- Hilgartner, Stephen/Bosk, Charles L. (1988): The rise and fall of social problems: A public arenas model. In: American Journal of Sociology 94, H. 1, S. 53–78.
- Hilker, Nadine/Aller, Dörte/Hegg, Christoph (2007): Schäden. In: Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Hg.): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, Teil 1 – Prozesse, Schäden und erste Einordnung (Umweltwissen 0707). Bern, Birmensdorf, S. 127–148.
- Hilker, Nadine/Hegg, Christoph/Zappa, Massimiliano (2008): Unwetterschäden in der Schweiz 1972-2007. Mit besonderer Betrachtung des August-Hochwassers 2005. In: INTERPRAEVENT 2008 – Conference Proceedings, H. 1.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1984): Lebenswelt-Milieu-Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, H. 11, S. 56–74.
- Hoffmann, Jana (2001): Boulevardisierung der seriösen Tagespresse. In: Sonderheft Medien und Kommunikation.
- Hofinger, Gesine/Rek, Ute/Strohschneider, Stefan (2006): Menschengemachte Psychologische von Tschernobyl. In: Umweltpsychologie 10, H. 1, S. 26–45.
- Hofstetter, C.Richard/Dozier David M. (1986): Useful News, Sensational News: Quality, Sensationalism and Local TV News. In: Journalism Quarterly 63, H. 3, S. 815–20, 853.
- Hömberger, Walter (1993): Ökologie: ein schwieriges Medienthema. In: Bonfadelli, Heinz/Saxer, Ulrich (Hg.): Krieg, Aids, Katastrophen ... Gegenwartsprobleme als Herausforderung für die Publizistikwissenschaft. Festschrift für Ulrich Saxer. Konstanz, S. 81–93.
- Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist.
- Hribal, Lucie (1999): Public Relations-Kultur und Risikokommunikation. Organisationskommunikation als Schadensbegrenzung. Konstanz.
- Hribal, Lucie (2001): Risikokommunikation. In: Jarren, Otfried/Bonfadelli, Heinz (Hg.): Einführung in die Publizistikwissenschaft (= Kommunikationswissenschaft, 2170). Bern, S. 439–460.
- Imhof, Kurt (1993): Vermessene Öffentlichkeit – vermessene Forschung? In: Imhof, Kurt/Kleger, Heinz/Romano, Gaetano (Hg.): Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit (= Krise und sozialer Wandel, 1). Zürich, S. 11–60.
- Imhof, Kurt (1996a): Eine Symbiose: Soziale Bewegungen und Medien. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 165–186.
- Imhof, Kurt (1996b): Entzauberung. In: Imhof, Kurt/Romano, Gaetano (Hg.): Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels (= Theorie und Gesellschaft, 36). Frankfurt a.M., S. 12–67.
- Imhof, Kurt (1996c): Übergänge. In: Imhof, Kurt/Romano, Gaetano (Hg.): Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels (= Theorie und Gesellschaft, 36). Frankfurt a. M., S. 68–129.
- Imhof, Kurt (1998): Die Verankerung der Utopie herrschaftsemanzipierten Raisonements im Dualismus Öffentlichkeit und Privatheit. Einführung. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Die Veröffentlichung des Privaten - die Privatisierung des Öffentlichen (= Mediensymposium Luzern, 4). Opladen, S. 15–24.
- Imhof, Kurt (1999): Tyrannei der Intimität. In: ZOOM K&M 12, H. 13, S. 40–49.
- Imhof, Kurt (2004a): Die Wissenschaft in der öffentlichen Kommunikation. Unveröffentlichtes Manuskript.



- Imhof, Kurt (2004b): Katastrophenkommunikation in der Moderne. In: Pfister, Christian (Hg.): Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen ; Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Sommersemester 2003. Bern, S. 145–163.
- Imhof, Kurt (2006a): Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels. Frankfurt a. M.
- Imhof, Kurt (2006b): Medien und Öffentlichkeit. fög discussion paper GL-2006-0008. Zürich.
- Imhof, Kurt (2006c): Mediengesellschaft und Medialisierung. In: M&K 54, H. 2, S. 191–215.
- Imhof, Kurt (2007): Zur Geschichte der Hypes und was Hypes mit dem Wandel von Redaktionsstrukturen zu tun haben (= 4. Radiosymposium: «Medienhypes»). Zürich.
- Imhof, Kurt (2011): Die Krise der Öffentlichkeit. Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels. Frankfurt a. M.
- Imhof, Kurt/Blum, Roger/Bonfadelli, Heinz/Otfried Jarren (Hg.) (2005): Demokratie in der Mediengesellschaft. Wiesbaden.
- Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (1999a): Einleitung: Steuerungs- und Regelungsproblem in der Informationsgesellschaft. In: Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (Hg.): Steuerungs- und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, Bd. 5). Opladen, S. 11–17.
- Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (Hg.) (1999b): Steuerungs- und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, Bd. 5). Opladen.
- Imhof, Kurt/Kleger, Heinz/Romano, Gaetano (1999): Vom kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre (= Krise und sozialer Wandel, Band 3). Zürich.
- Imhof, Kurt/Romano, Gaetano (1988): Sozialer Wandel und Rechtsproduktion. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 14, H. 2, S. 247–355.
- Imhof, Kurt/Romano, Gaetano (Hg.) (1996): Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels (= Theorie und Gesellschaft, 36). Frankfurt a. M.
- Imhof, Kurt/Schulz, Peter (1996): Einleitung. Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 9–13.
- Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.) (1998): Die Veröffentlichung des Privaten - die Privatisierung des Öffentlichen (= Mediensymposium Luzern, 4). Opladen.
- Inglehart, Ronald (1981): Post-Materialism in an Environment Insecurity. In: The American Political Science Review 75, H. 4, S. 880–900.
- IPCC (2007a): Climate Change 2007: Synthesis Report. Contribution of Working Groups I, II and III to the Fourth Assessment Climate Change 2007. Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change [Core Writing Team, Pachauri, R.K and Reisinger, A. (eds.)]. IPCC, Geneva, Switzerland. Genf, Schweiz.
- IPCC (2007b): Klimaänderung 2007: Wissenschaftliche Grundlagen. Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger. In: <http://www.ipcc.ch/pdf/reports-nonUN-translations/deutsch/IPCC2007-WG1.pdf> (24.10.2011).
- Iten, Andreas (1996): "Vernunft und Tugend" in der Informationsgesellschaft. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 15–26.
- Iyengar, Shanto/Kinder, Donald R. (1987): News that matters: television and American opinion. American politics and political economy. Chicago University Press. Chicago.
- Izard, Ralph/Perkins, Jay (2010): In the Wake of Disaster: Lessons learned. In: Izard, Ralph/Perkins, Jay (Hg.): Covering disaster. Lessons from media coverage of Katrina and Rita. New Brunswick, S. 1–19.
- Jacob, Klaus/Feindt, Peter H./Busch, Per-Olof/Biermann, Frank (2007): Einleitung: Politik und Umwelt – Modernisierung politischer Systeme und Herausforderungen an die Politikwissenschaft. In: Jacob, Klaus/Biermann, Frank/Busch, Per-Olof/Biermann/Feindt, Peter H. (Hg.): Politik und Umwelt. Wiesbaden, S. 11–37.
- Jäger, Siegfried (1999): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg.
- Japp, Klaus Peter (1992): Selbstverstärkungseffekte riskanter Entscheidungen. Zur Unterscheidung von Rationalität und Risiko. In: Zeitschrift für Soziologie 21, H. 1, S. 31–48.
- Japp, Klaus Peter (2003): Zur Soziologie der Katastrophe. In: Clausen, Lars/Geenen, Monika Elke/Macamo El'isio (Hg.): Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen (= Konflikte, Krisen und Katastrophen - in sozialer und kultureller Sicht, Bd. 1). Münster, S. 77–90.
- Jarren, Otfried (1996): Auf dem Weg in die "Mediengesellschaft"? Medien als Akteure und institutionalisierter Handlungskontext. Theoretische Anmerkungen zum Wandel des intermediären Systems. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 79–96.
- Jarren, Otfried (1998): Medien, Mediensystem und politische Öffentlichkeit im Wandel. In: Sarcinelli, Ulrich (Hg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Bonn, S. 74–96.
- Jarren, Otfried (2004): Unter Riesen auf brüchigem Boden. Zeitungskrise als Krise der gesellschaftlichen Intermediäre. In: NZZ Online vom 17. September 2004.
- Jarren, Otfried (2005): Die Tageszeitung: Integrationsmedium in der Krise. In: Künzler, Matthias (Hg.): Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Herausforderungen, Chancen, Zukunftsperspektiven. Bern, S. 49–56.
- Jarren, Otfried (2010): „Krise der Eliten“. Otfried Jarren zu Medien und Krisen. In: epd Medien 39.
- Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2011): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Jarren, Otfried/Krotz, Friedrich/Adelt, Ursula K. (1998): Öffentlichkeit unter Viel-Kanal-Bedingungen. Baden-Baden.

- Jarren, Otfried/Meier, Werner A. (2001): Ökonomisierung und Kommerzialisierung von Medien und Mediensystemen. Begleitende Bemerkungen zu einer (notwendigen) Debatte. In: M&K 49, H. 2, S. 145–158.
- Jarren, Otfried/Vogel, Martina (2009): Gesellschaftliche Selbstbeobachtung und Koorientierung. Die Leitmedien der modernen Gesellschaft. In: Müller, Daniel/Ligensa, Annemone/Gendolla, Peter (Hg.): Leitmedien. Konzepte – Relevanz – Geschichte. Bielefeld, S. 71–92.
- Jauch, Ursula Pia (2007): Hypes und die Folgen: Wie Hypes Individuum und Gesellschaft beeinflussen (= 4. Radiosymposium: «Medienhypes»). Zürich.
- Jordi, Beat (2007): Es gibt keine absolute Sicherheit. In: Bundesamt für Umwelt (BAFU) (Hg.): Naturgefahren. Prävention zählt sich aus, S. 6–10.
- Jungermann, Helmut (1991): Inhalte und Konzepte der Risiko-Kommunikation. In: Jungermann, Helmut/Rohrmann, Bernd/Wiedemann, Peter M. (Hg.): Risikokontroversen. Konzepte, Konflikte, Kommunikation. Berlin, S. 335–354.
- Jungermann, Helmut/Rohrmann, Bernd/Wiedemann, Peter M. (Hg.) (1991): Risikokontroversen. Konzepte, Konflikte, Kommunikation. Berlin.
- Jungermann, Helmut/Slovic, Paul (1993a): Charakteristika individueller Risikowahrnehmung. In: Krohn, Wolfgang/Krücken, Georg (Hg.): Riskante Technologien: Reflexion und Regulation. Einführung in die sozialwissenschaftliche Risikoforschung. Frankfurt a. M., S. 79–100.
- Jungermann, Helmut/Slovic, Paul (1993b): Die Psychologie der Kognition und Evaluation von Risiko. In: Bechmann, Gottfried (Hg.): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Forschung. Opladen, S. 167–208.
- Jungmeister, Walter Alexander (1991): Wirklichkeitskonstruktion durch rituelle Redundanz: Eine vergleichende inhaltsanalytische Untersuchung zu Form und Funktion der Presseillustration. Zürich.
- Kaiser, Florian G./Fuhrer, Urs (2003): Ecological behavior's dependency on different forms of knowledge. Applied Psychology: An International Review. In: Applied Psychology: An International Review 52, S. 598–613.
- Kalt, Gero (1992): Schlecht informiert. Wie Medien die Wirklichkeit verzerren; eine Fallsammlung (= Medienkritische Reihe, 3). Frankfurt a. M.
- Kamber, Esther (1995): Medienereignis als Sinneinheiten. Sozialer Wandel und öffentliche Kommunikation anhand von Deutschschweizer Tageszeitungen von 1910–1960. Lizentiatsarbeit. Universität Zürich.
- Kamber, Esther (2012): Pressekonzentration und publizistische Vielfalt. Pluralität der öffentlichen Kommunikation unter Bedingungen von Konzentration und Konvergenz. In: Leonarz, Martina (Hg.): Aktuelle Studie zur Leistungsfähigkeit von Presse, Radio und Fernsehen in der Schweiz (Im Auftrag des Bakom). Zürich, S. 45–67.
- Kamps, Klaus (1999): Politik in Fernsehnachrichten. Struktur und Präsentation internationaler Ereignisse. Ein Vergleich. Baden-Baden.
- Karcev, Vladimir P./Chazanovskij, Petr M. (1990): Warum irrten die Experten? Unglücksfälle und Katastrophen aus der Sicht technischer Zuverlässigkeit. Berlin.
- Kasperson, Roger E./Renn, Ortwin/Slovic, Paul/Brown, Halina S./Emel (1988): The Social Amplification of Risk: A Conceptual Framework 8, H. 2, S. 177–187.
- Kasperson, Roger E./Renn, Ortwin/Slovic, Paul/Brown, Halina S./Emel/Goble, Robert/Kasperson Jeanne X./Ratick, Samuel (2000): The Social Amplification of Risk: A Conceptual Framework. In: Slovic, Paul (Hg.): The perception of risk. London, S. 232–245.
- Kastl, Jörg Michael (1994): Gesellschaftliche Komplexität und redaktionelle Routine. Zur Funktion und Sozialisation freier Mitarbeiter (= Studien zur Sozialwissenschaft, 142). Opladen.
- Keller, Reiner (2003): Distanziertes Mitleiden. Katastrophische Ereignisse, Massenmedien und kulturelle Transformation. In: Berliner Journal für Soziologie 13, H. 3, S. 395–414.
- Kepplinger, Hans M. (1992): Ereignismanagement. Wirklichkeit und Massenmedien (= Texte + Thesen, 247). Zürich, Osnabrück.
- Kepplinger, Hans M./Habermeier Johanna (1995): The Impact of Key Events on the Representation of Reality. In: European Journal of Communication 10, H. 3, S. 371–390.
- Kepplinger, Hans Mathias (1989a): Instrumentelle Aktualisierung. Grundlagen einer Theorie publizistischer Konflikte. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen, S. 199–220.
- Kepplinger, Hans Mathias (1989b): Künstliche Horizonte. Folgen, Darstellung und Akzeptanz von Technik in der Bundesrepublik. Frankfurt a. M.
- Kepplinger, Hans Mathias (1991): Die Darstellung von Technikfolgen in der Presse 1965–1986. In: Krüger, Jens/Russ-Mohl, Stephan (Hg.): Risikokommunikation. Technikakzeptanz, Medien und Kommunikationsrisiken. Berlin, S. 109–143.
- Kepplinger, Hans Mathias (1998): Der Nachrichtenwert der Nachrichtenfaktoren. In: Holtz-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hg.): Wie die Menschen die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen, S. 19–38.
- Kepplinger, Hans Mathias (2001): Der Ereignisbegriff in der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 46, H. 2, S. 117–139.
- Kepplinger, Hans Mathias/Hartung, Uwe (1995): Störfall-Fieber. Wie ein Unfall zum Schlüsselereignis einer Unfallserie wird (= Alber-Broschur Kommunikation, Bd. 20). Freiburg.
- Kepplinger, Hans Mathias/Rouwen, Bastian (2000): Der prognostische Gehalt der Nachrichtenwert-Theorie. In: Publizistik 45, H. 4, S. 462–475.

- Kienholz, Hans/Fässler, Monika/Aeberhard, Simone (2008): Gefahrenbeurteilung. Fachtechnische Analyse der Gefahrengrundlage. In: Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Hg.): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, Teil 2 – Analyse von Prozessen, Massnahmen und Gefahrengrundlagen. Bern, Birmensdorf, S. 197–219.
- Kiousis, Spiro/McCombs, Max (2003): Agenda Setting Study Agenda Setting effects and strength. In: MT Journal, H. 142, S. 145–150.
- Klaus, Elisabeth (1997): Die Brent-Spar-Kampagne oder: Wie funktioniert Öffentlichkeit? In: Röttger, Ulrike (Hg.): PR-Kampagnen: Über die Inszenierung von Öffentlichkeit. Opladen, S. 99–124.
- Knieper, Thomas (2006): Die Flut im Wohnzimmer Die Tsunami-Berichterstattung als traumatischer Stressor für die bundesdeutsche Bevölkerung. In: Publizistik 51, H. 1, S. 52–66.
- Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (2001a): Einleitung. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln, S. 7–13.
- Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.) (2001b): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln.
- Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.) (2005): War Visions. Bildkommunikation und Krieg. Köln.
- Knoblauch, Hubert (1995): Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin, New York.
- Kohring, Matthias (2006): Öffentlichkeit als Funktionssystem der modernen Gesellschaft. Zur Motivationskraft von Mehrsystemzugehörigkeit. In: Ziemann, Andreas (Hg.): Medien der Gesellschaft - Gesellschaft der Medien. Konstanz, S. 161–181.
- Kolb, Steffen (2004): Verlässlichkeit von Inhaltsanalysedaten. Reliabilitätstest, Errechnen und Interpretieren von Reliabilitätskoeffizienten für mehr als zwei Codierer. In: M&K 52, H. 3, S. 335–354.
- Kolb, Steffen (2005): Mediale Thematisierung in Zyklen. Theoretischer Entwurf und empirische Anwendung. Köln, Hamburg.
- Kollert, Roland (1993): Systematische Unterbewertung von Katastrophenrisiken - Zur Anwendung des Risikobegriffs in nuklearen Risikoanalysen. In: Bechmann, Gotthard (Hg.): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen, S. 25–57.
- Koth, Martina Elisabeth (2009): Von der Katastrophe zur Sensation. inhaltsanalytische Untersuchung der Berichterstattung über die Waldbrände in Griechenland 2007 in "Kronen Zeitung" und "Der Standard". Diplomarbeit.
- Kraemer, Klaus (2008): Die soziale Konstitution der Umwelt. Wiesbaden.
- Krause, Marcus (2007): Vom "Weltbeben" zur "Spendenflut": Die Tsunami-Katastrophe des 26. Dezember 2004. In: Schneider, Irmela/Bartz, Christina (Hg.): Formationen der Mediennutzung I: Medienereignisse. Bielefeld, S. 119–137.
- Krohn, Wolfgang/Krücken, Georg (Hg.) (1993): Riskante Technologien: Reflexion und Regulation. Einführung in die sozialwissenschaftliche Risikoforschung. Frankfurt a. M.
- Krügle, Viktor (1977): Mensch und Welt der frühen 50er Jahr. In: Metz, Max S. (Red.). Bilder im Spiegel der Zeit. Zeitgeschehen in Europa und in der Welt seit 1900. Bd. 9: 1951–1955. Baar, S. 9–26.
- Krzeminski, Michael (2001): Bildkommunikation in der Spendewerbung. Eine empirische Analyse der Werbemittel im Spannungsfeld von Akquisitions- und Aufklärungszielen. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln, S. 176–192.
- Kübler, Hans-Dieter (2009): Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Kuck, Anette (2000): Abgrenzung traditioneller Rückversicherung von Katastrophenrisiken zu ausgewählten Konzepten des Alternativen Risikotransfers. In: Pfeifer, Dietmar (Hg.): Reihe C Versicherungs- und Finanzmathematik. Karlsruhe.
- Künzler, Matthias (2005a): Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Eine Einleitung. In: Künzler, Matthias (Hg.): Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Herausforderungen, Chancen, Zukunftsperspektiven. Bern, S. 9–32.
- Künzler, Matthias (Hg.) (2005b): Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Herausforderungen, Chancen, Zukunftsperspektiven. Bern.
- Künzler, Matthias (2009): Die Liberalisierung von Radio und Fernsehen. Leitbilder der Rundfunkregulierung im Ländervergleich. Konstanz.
- Künzler, Matthias (2012): Mediensystem Schweiz. Konstanz.
- Künzler, Matthias/Kradolfer, Edi (2012): Die Schweizerische Medienlandschaft im Umbruch. Sekundärstatistische Analysen ausgewählter Aspekte des Strukturwandels. In: Leonarz, Martina (Hg.): Im Auftrag de BAKOMS. Aktuelle Studie zur Leistungsfähigkeit von Presse, Radio und Fernsehen in der Schweiz. Zürich, S. 19–44.
- Lachat, Thibault/Blaser, Florian/Bösch, Ruedi/Bonnard, Leslie/Gimmi, Urs/Grünig, Andreas/Roulier, Christian/Sirena, Gioia/Stöcklin, Jürg/Volkart, Gaby (2010): Verlust wertvoller Lebensräume. In: Lachat, Thibault/Pauli, Daniela/Gonseht, Yves/Klaus Gregor/Scheidegger, Christoph/Vittoz, Pascal/Walter, Thomas (Red.): Wandel der Biodiversität in der Schweiz seit 1900. Ist die Talsohle erreicht? Zürich, S. 22–63.
- Lange, Klaus M. (1999): Naturkatastrophen. Das Lexikon zu ihren Ursachen und Folgen (= FOCUS Fakten). Mannheim.
- Latour, Bruno (1983): Give me a Laboratory and I will Raise the world. In: Knorr-Cetina, Karin/M. Mulkay, Joseph M. (Hg.): Since observed. Thousands Oaks, S. 141–170.
- Latour, Bruno (1998): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie (= Fischer Forum Wissenschaft). Frankfurt a. M.
- Latour, Bruno (2005): Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford.

- Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt.
- Lau, Christoph (1991): Neue Risiken und gesellschaftliche Konflikte. In: Beck, Ulrich (Hg.): Politik in der Risikogesellschaft. Mit Beiträgen von Oskar Lafontaine, Joschka Fischer, Erhard Eppler u. a. Frankfurt a. M.
- Läubli, Martin (2011): „Der Klimaschutz lebt“. In: Tages-Anzeiger Nr. 289 vom 10. Dezember 2011, S. 13.
- Lehmkuhl, Markus (2006): Merkmale der Berichterstattung über Risiken. In: Wissenschaft & Umwelt INTERDISZIPLINÄR 10, S. 115–126.
- Leitner, Wolfgang (2000): Berichterstattung über die S-Bahn in der Münchner Tagespresse. Eine inhaltsanalytische Untersuchung zur Theorie der Schlüsselereignisse am Beispiel eines lokalpolitischen Themas. Magisterarbeit. Ludwig-Maximilians-Universität.
- Lengauer, Günther (2007): Postmoderne Nachrichtenlogik. Redaktionelle Politikvermittlung in medienzentrierten Demokratien. Wiesbaden.
- Leonarz, Martina (2004): Framing: Potenzial und Tücken einer neuen Perspektive. In: Bonfadelli, Heinz/Leonarz, Martina/Meier, Werner A. (Hg.): Informationsgesellschaft Schweiz. Medien, Organisationen und Öffentlichkeit im Wandel. Zürich, S. 159–185.
- Leonhard, Joachim-Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich/Strassner Erich (Hg.) (1999): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen 1. Teilband (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 15.1). Berlin.
- Lewin, Kurt (1947): Frontiers in Group Dynamics. Concept, Method and Reality in Social Science; Social Equilibria and Social Change. In: Human Relations 1, H. 2, S. 5–41.
- Linards, Udris (2007): 4. Radiosymposium: Streit um "Medienhypes". Wissenschaftlicher Input und publizistische Gegenreaktionen. In: Medienheft, S. 1–6.
- Lippmann, Walter (1964): Die öffentliche Meinung. engl., [1922]: Public Opinion. New York. München.
- Luhmann, Niklas (1981): Soziologische Aufklärung. 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1984a): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1984b): Soziologie als Theorie sozialer Systeme. In: Luhmann, Niklas (Hg.): Soziologisch Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen, S. 113–136.
- Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen.
- Luhmann, Niklas (1989): Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart.
- Luhmann, Niklas (1990a): Risiko und Gefahr. Aulavorträge. St Gallen.
- Luhmann, Niklas (Hg.) (1990b): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1991 (2003): Soziologie des Risikos. Berlin.
- Luhmann, Niklas (1993): Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral. In: Bechmann, Gotthard (Hg.): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen, S. 327–338.
- Luhmann, Niklas (1993a): Risiko und Gefahr. In: Krohn, Wolfgang/Krücken, Georg (Hg.): Riskante Technologien: Reflexion und Regulation. Einführung in die sozialwissenschaftliche Risikoforschung. Frankfurt a. M., S. 138–185.
- Luhmann, Niklas (1993b): Soziologische Aufklärung. Konstruktivistische Perspektiven (= Soziologische Aufklärung, 5). Opladen.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (2004): Die Realität der Massenmedien. Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas (2008): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Wiesbaden.
- Lüscher, Christian (2009): Exklusiv - So sieht der neue Blick aus. In: Persönlich.com vom 4. Oktober 2009.
- LZ Medien (2009): Chronik. Die wichtigsten Etappen in unserer Unternehmensgeschichte. In: <http://www.lzmedien.ch/chronik.htm> (18.09.2011).
- Malzahn, Dörthe/Plapp, Tina (Hg.) (2004): Disasters and society - from hazard assessment to risk reduction. Proceedings of the International Conference, Universität Karlsruhe (TH), Germany, July 26. – 27. 2004; organized by Graduiertenkolleg "Naturkatastrophen" Universität Karlsruhe (TH), Sonderforschungsbereich "Starkbeben", Universität Karlsruhe (TH). Berlin.
- Mann, Michael E./Bradly, Raymond S./Hughes, Malcolm K. (1998): Global-scale temperature patterns and climate forcing over the past six centuries. In: Nature, H. 392.
- Marcinkowski, Frank (1993): Publizistik als autopoietisches System. Politik und Massenmedien: Eine systemtheoretische Analyse. Opladen.
- Marcinkowski, Frank (2001): Politische Kommunikation und politische Öffentlichkeit. Überlegungen zur Systematik einer politikwissenschaftlichen Kommunikationsforschung. In: Marcinkowski, Frank (Hg.): Die Politik der Massenmedien. Heribert Schatz zum 65. Geburtstag. Köln, S. 237–256.
- Markau, Hans-Jörg (2003): Risikobetrachtung von Naturgefahren Analyse, Bewertung und Management des Risikos von Naturgefahren am Beispiel der Sturmflutgefährdeten Küstenniederungen Schleswig-Holsteins. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel vorgelegt. Kiel.

- Märki, Martina/Nickl, Roger (2000): Was wollen wir wagen? In: Unimagazin - Die Zeitschrift der Universität Zürich, H. 3, S. 2.
- Marr, Mirko/Wyss, Vinzenz/Bonfadelli, Heinz/Blum, Roger (2001): Journalisten in der Schweiz. Eigenschaften, Einstellungen, Einflüsse. Konstanz.
- Mast, Claudia (2003): Journalismus im Internetzeitalter - Content-Lieferant oder mehr? In: Mast, Claudia (Hg.): Krise der Zeitungen: Wohin steuert der Journalismus? (= Kommunikation & Management, 2). Stuttgart, S. 25–47.
- Mast, Claudia/Spachmann, Klaus (2003): Krise der Zeitungen: Wohin steuert der Journalismus? Ergebnisse einer Umfrage unter Chefredakteuren und Schlussfolgerungen. In: Mast, Claudia (Hg.): Krise der Zeitungen: Wohin steuert der Journalismus? (= Kommunikation & Management, 2). Stuttgart.
- Matthes, Jörg (2007): Framing-Effekte. Zum Einfluss der Politikberichterstattung auf die Einstellungen der Rezipienten. München.
- Matthes, Jörg/Kohring, Matthias (2004): Die empirische Erfassung von Medien-Frames. In: M&K 52, H. 1, S. 56–75.
- Maturana, Humberto R. (1985): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern.
- Maurer, Marcus/Reinemann, Carsten (2006): Medieninhalte. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Mayes, Tessa (2000): Submerging in "therapy news.". In: British Journalism Review 11, H. 4, S. 30–36.
- Mazur, Allan/Lee, Jinling (1993): Sounding the Global Alarm: Environmental Issues in the US National News. In: Social Studies of Science 23, H. 4, S. 681–720.
- McCombs, Maxwell E. (1992): Explorers and surveyors: Expanding strategies for agenda-setting research. In: Journalism Quarterly 69, H. 4, S. 813–824.
- McCombs, Maxwell E./Shaw, Donald Lewis (1972): The agenda-setting function of mass media. In: Public Opinion Quarterly, H. 36, S. 176–178.
- McEntire, David A. (2001): Triggering agents, vulnerabilities and disaster reduction: towards a holistic paradigm. In: Disaster Prevention and Management 10, H. 3, S. 189–196.
- McEntire, David A. (8. Juni, 2004): The Status of Emergency Management Theory: Issues, Barriers, and Recommendations for Improved Scholarship. Paper Presented at the FEMA, Higher Education Conference. Emmitsburg, Maryland.
- McLuhan, Marshall (1995): Die magischen Kanäle. Understanding Media (= Fundus-Bücher, 127). Dresden.
- McLuhan, Marshall/Fiore, Quentin (1968): War and Peace in the Global Village. New York, Toronto, London.
- McManus, John H. (1994): Market-driven journalism. Let the citizen beware? Thousand Oaks, California etc.
- McQuail, Denis (1986): Kommerz und Kommunikationstheorie. In: Media Perspektiven, H. 10, S. 633–643.
- McQuail, Denis (1998): Commercialisation and Beyond. In: McQuail, Denis (Hg.): Media policy. Convergence, concentration and commerce. London, S. 107–127.
- McQuail, Denis (2005): McQuail's mass communication theory. London.
- Meckel, Miriam (2001): Visualität und Virtualität. Zur medienkulturellen und medienpraktischen Bedeutung des Bildes. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln, S. 25–36.
- Media Tenor Journal (2006): Disasters Compared Across Media. In: Media Tenor Journal, H. 1, S. 26–28.
- Meier, Klaus (2007): Journalistik. Konstanz.
- Meier, Werner A. (1996): Tschernobyl in den Medien: Eine internationale Perspektive. In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich, S. 109–119.
- Meier, Werner A. (1999a): Umweltrisiken als Medienthema: Der Einzelfall im Scheinwerferlicht. In: riskvox Stimmen im Risikodialog 1, H. 3, S. 2–8.
- Meier, Werner A. (1999b): Wandel durch Kommerzialisierung: Transnational operierende Medienkonzerne strukturieren Öffentlichkeit und Märkte. In: Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (Hg.): Steuerungs- und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, Bd. 5). Opladen, S. 61–74.
- Meier, Werner A. (2011): Pluralismus und Vielfalt in Regionalzeitungen Auswirkungen von Medienkonzentration und Medienkrise auf die Lokalberichterstattung in ausgewählten Regionen in der Schweiz Schlussbericht an das Bundesamt für Kommunikation Bakom, Biel. Zürich.
- Meier, Werner A./Schanne, Michael (1996a): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich.
- Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.) (1996b): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich.
- Merten, Klaus (1995): Inhaltsanalyse. Einführung in die Theorie, Methode und Praxis. Opladen.
- Miersch, Michael (2009): Und dann fiebert auch die Sprache. Leitartikel.Welt am Sonntag vom 3. Mai 2009. In: [http://www.welt.de/wams\\_print/article3665719/Und-dann-fiebert-auch-die-Sprache.htm](http://www.welt.de/wams_print/article3665719/Und-dann-fiebert-auch-die-Sprache.htm) (19.07.2012).
- Mileti, Dennis S./Sorensen, John H. (1990): Communication of emergency public warnings. A Social Science Perspective and State-of-the-Art Assessment. Washington.
- Mögerle, Ursina (2009): Substitution oder Komplementarität? Die Nutzung von Online- und Print-Zeitungen im Wandel (= Kommunikationswissenschaft). Konstanz.
- Möllmann, Bernhard (1996): Redaktionelles Marketing bei Tageszeitungen (= Reihe Medien-Skripten, 30). München, Hamburg.

- Moser, Peter (2003): "Tschernobyl ist überall" - Die schweizerische Kernkraftdiskussion nach der Katastrophe. In: Eisner, Manuel/Graf, Nicole/Moser, Peter (Hg.): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich, S. 183–210.
- Mott, Frank Luther (1962): American Journalism: a history: 1690–1960. New York.
- Müller G., Marion (2001): Bilder - Visionen -Wirklichkeit. Zur Bedeutung der Bildwissenschaft im 21. Jahrhundert. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln, S. 14–24.
- Müller, Ueli/Zimmermann, Willi (1997): Katastrophen als Herausforderung für Verwaltung und Politik. Kontinuitäten und Diskontinuitäten ; [Projektschlussbericht im Rahmen des nationalen Forschungsprogrammes "Klimaänderungen und Naturkatastrophen in der Schweiz" NFP 31]. Zürich.
- Münch, Richard (1991): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt a. M.
- Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft (1997): Überschwemmung und Versicherung. Sonderveröffentlichung. München.
- Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft (1999): topics 2000. Naturkatastrophen - Stand der Dinge. München.
- Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft (2008): Die 10 grössten Naturkatastrophen 2008. In: [http://www.munichre.com/app\\_pages/www/@res/pdf/media\\_relations/press\\_releases/2008/2008\\_12\\_29\\_app1\\_de.pdf](http://www.munichre.com/app_pages/www/@res/pdf/media_relations/press_releases/2008/2008_12_29_app1_de.pdf).
- Münker, Stefan (2009): Philosophie nach dem "Medial Turn". Beiträge zur Theorie der Mediengesellschaft (= MedienAnalysen, 4). Bielefeld.
- Müntener, Miriam (2006): Der Irakkrieg in Bildern eine inhaltsanalytische Untersuchung der Visualisierung des Irakkriegs in der Neuen Zürcher Zeitung, dem Tages-Anzeiger und dem Blick. Zürich.
- Naef, Felix/Schmocker-Fackel, Petra/Margreth, Michael/Kienzler, Peter/Scherrer, Simon (2008): Die Häufung der Hochwasser der letzten Jahre. In: Umwelt-Wissen, H. 25, S. 34–48.
- Neidhardt, Friedhelm (Hg.) (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft, 34). Opladen.
- Neidhardt, Friedrich/Rucht, Dieter (1993): Auf dem Weg in die "Bewegungsgesellschaft"? Über die Stabilisierbarkeit sozialer Bewegungen. In: Soziale Welt 44, H. 3, S. 305–326.
- Neuberger, Christoph (2000): Lösen sich die Grenzen des Journalismus auf? Dimensionen und Defizite der Entgrenzungsthese. In: <http://www.mediendaten.de/fileadmin/Texte/Neuberger.pdf> (16.09.2011).
- Neverla, Irene (2003): „Aktuell ist ein Wald erst, wenn er stirbt.“ Der Beitrag des Journalismus zur öffentlichen Risikokommunikation, S. 1–13.
- NFP 31 (1999). Klimaänderung Schweiz: Eine Standortbestimmung nach Abschluss des Nationalen. In: <http://proclimweb.scnat.ch/portal/ressources/1374.pdf> (26.10.2011).
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Mathes, Rainer (1987): The "Event as Event" and the "Event as News": The Significance of "Consonance" for Media Effects Research. In: 2.) Kepplinger 1985: In: European Journal of Communication, H. 2, S. 391–414.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (1989): Das Fischer Lexikon: Publizistik. Massenkommunikation. Frankfurt a. M.
- Nordin, Kenneth D. (1979): The Entertaining Press Sensationalism in Eighteenth-Century Boston Newspapers. In: Communication Research, H. 6, S. 295–320.
- North, Nicole/Kljun, Natascha/Kasser, Florian/Heldstab, Jürg/Maibach, Markus/Reutimann, Judith/Guyer, Madeleine (2007): Klimaänderung in der Schweiz. Indikatoren zu Ursachen, Auswirkungen, Massnahmen (= Umwelt-Zustand Nr. 0728). Bundesamt für Umwelt (BAFU), Bern.
- Nowotny, Helga (1996): Umwelt, Zeit, Komplexität: Auf dem Weg zur Endosozialogie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, Sonderheft 36, S. 146–163.
- Nowotny, Helga/Eisikovic, Rafael (1991): Entstehung, Wahrnehmung und Umgang mit Risiken. In: Futura FER. Ergebnisse der forschungspolitischen Früherkennung des schweizerischen Wissenschaftsrates, H. 2, S. 13–47.
- Nussbaumer, Josef/Exenberger, Andreas (2006): Gedankensplitter zu Katastrophen. In: Wissenschaft & Umwelt, H. 10, S. 103–126.
- NZZ (2008): NZZ - Intelligente Vielfalt. Firmenbroschüre. Zürich.
- NZZ (2012): NZZ Mediengruppe. Firmenchronik. In: <http://www.nzzmediengruppe.ch/unternehmen/firmenchronik/> (20.06.2015).
- O'Connell, Caroline J./Mills, Albert J. (2003): Making Sense of Bad News: The Media, Sensemaking, and Organizational Crisis. In: Canadian Journal of communication 28, H. 3, S. 1–15.
- Östgaard, Einar (1965): Factors of Influencing the Flow of News. In: Journal of Peace Research, H. 2, S. 39–63.
- Otfried Jarren (2009): «Pressekrise» – «Medienkrise» – «Demokratiekrise»? Vortrag zum Thema «Krise oder neue Realität in den Medien?». Biel.
- Ott, Hermann E. (1997): Das internationale Regime zum Schutze des Klimas. In: Gehring, Thomas/Oberthür, Sebastian (Hg.): Internationale Umweltregime. Umweltschutz durch Verhandlungen und Verträge. Opladen, S. 201–219.
- Pantti, Mervi/Wahl-Jorgensen, Karin (2007): On the political possibilities of therapy news: Media responsibility and the limits of objectivity in disaster coverage. In: Estudos em Comunicação, H. 1, S. 3–25.
- Panzer, Gerhard (2001): Kairos der Risikogesellschaft. Wie gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen mit technischer Unsicherheit umgehen. Kassel.

- Passoth, Jan-Hendrik (2007): Technik und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Techniktheorien und die Transformationen der Moderne. Wiesbaden.
- Passoth, Jan-Hendrik (2010): Die Infrastruktur der Blogosphäre. Medienwandel als Wandel von Interobjektivitätsformen. In: Tilmann Sutter (Hg.): Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen. Wiesbaden.
- Peduzzi, Roberto (2004): Meinungs- und Medienfreiheit in der Schweiz. Zürich/Basel/Genf.
- Peters, Bernhard (2002): Die Leistungsfähigkeit heutiger Öffentlichkeit – eine theoretische Kontroverse. In: Imhof, Kurt (Hg.): Integration und Medien (= Mediensymposium Luzern, Bd. 7). Wiesbaden, S. 23–35.
- Peters, Hans Peter (1994a): Risikokommunikation in den Medien. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, S. 330–351.
- Peters, Hans Peter (1994b): Wissenschaftliche Experten in der öffentlichen Kommunikation über Technik, Umwelt und Risiken. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 34 46, H. 34, S. 162–190.
- Peters, Hans Peter/Heinrichs, Harald (2005): Öffentliche Kommunikation über Klimawandel und Sturmflutrisiken. Bedeutungskonstruktion durch Experten, Journalisten und Bürger (= Schriften des Forschungszentrums Jülich - Reihe Umwelt, 58). Jülich.
- Petersen, Thomas (2003): Der Test von Bildsignalen in Repräsentativumfragen: Erste Ergebnisse. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten. Köln, S. 102–122.
- Pfister, Christian (1999): Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995). Bern.
- Pfister, Christian (Hg.) (2002): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern.
- Pfister, Christian (2004): Von Goldau nach Gondo: Naturkatastrophen als identitätsstiftende Ereignisse in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. In: Pfister, Christian/Summermatter, Stephanie (Hg.): Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen: Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Sommersemester 2003 (= Berner Universitätsschriften, Bd. 49). Bern, S. 53–78.
- Pfister, Christian (2008): Die Bewältigung von Naturkatastrophen in Abhängigkeit von Klima und Ereignishäufigkeit – gestern, heute, morgen. In: Fan-Agenda, H. 1, S. 5–7.
- Pfister, Christian (2009): Die "Katastrophenlücke" des 20. Jahrhunderts und der Verlust traditionellen Risikobewusstseins. In: Gaia 18, H. 3, S. 239–246.
- PLANAT (2010): Die Nationale Plattform Naturgefahren. In: <http://www.planat.ch/index.php?userhash=122812103&l=d&navID=4>.
- Plapp, Tina (2003): Wahrnehmung von Risiken aus Naturkatastrophen. Eine empirische Untersuchung in sechs gefährdeten Gebieten Süd- und Westdeutschlands. Karlsruhe. Karlsruhe.
- Plapp, Tina (2004): Wahrnehmung von Risiken aus Naturkatastrophen. Eine empirische Untersuchung in sechs gefährdeten Gebieten Süd- und Westdeutschlands (= Karlsruher Reihe Risikoforschung und Versicherungsmanagement, 2;2). Karlsruhe.
- Plasser, Fritz (2005): Shifting Quality of News From Hard to Soft News Standards? How Political Journalists in Different Media Systems Evaluate the. In: The Harvard International Journal of Press/Politics 10, H. 2, S. 47–68.
- Plate, Erich J./Merz, Bruno (2001): Naturkatastrophen. Ursachen, Auswirkungen, Vorsorge; mit 31 Tabellen. Stuttgart.
- Poferl, Angelika (1999): Das Politische des Alltags. Das Beispiel "Umweltbewusstsein". In: Beck, Ulrich (Hg.): Der unscharfe Ort der Politik. Empirische Fallstudien zur Theorie der reflexiven Modernisierung. Opladen, S. 23–43.
- Poliwoda, Guido Nicolaus (2007): Aus Katastrophen lernen. Sachsen im Kampf gegen die Fluten der Elbe 1784 bis 1845. Köln.
- Pollard, Nick (2005): Diary of a disaster. In: British Journalism Review 16, H. 1, S. 7–12.
- Popper, Karl R. (1976): Logik der Forschung. Tübingen.
- Pörksen, Bernhard/Loosen, Wiebke/Scholl, Armin (Hg.) (2008): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis ; Festschrift für Siegfried Weischenberg. Wiesbaden.
- Post, Senja (2008a): Klimakatastrophe oder Katastrophenklima? Die Berichterstattung über den Klimawandel aus Sicht der Klimaforscher (= Medien Skripten). München.
- Post, Senja (2008b): Klimakatastrophe oder Katastrophenklima? Die Berichterstattung über den Klimawandel aus Sicht der Klimaforscher (= Medien Skripten, Bd. 51). München.
- Pöttker, Horst (2008): Öffentlichkeit als Sysiphusarbeit. Über unlösbare Widersprüche des Journalismus. In: Pörksen, Bernhard/Loosen, Wiebke/Scholl, Armin (Hg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis ; Festschrift für Siegfried Weischenberg. Wiesbaden, S. 63–78.
- Prittwitz, Volker von (1990): Das Katastrophenparadox. Elemente einer Theorie der Umweltpolitik. Opladen.
- Pürer, Heinz (2008): Medien und Journalismus zwischen Macht und Verantwortung. In: Medien Impulse, H. 64, S. 10–16.
- Quarantelli, E. L. (1978): Some Basic Themes in Sociological Studies of Disasters. In: Quarantelli, E. L. (Hg.): Disasters. Theory and research. California, S. 1–14.
- Quarantelli, E. L. (1981): The command post point of view in local mass communication systems. Communications: In: International Journal of Communications Research 7, H. 1, S. 57–73.
- Quarantelli, E. L. (1995): What is a disaster? In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 13, H. 3, S. 221–229.
- Quarantelli, E. L. (2002): The role of the mass communication system in natural and technological disasters and possible extrapolation to terrorism situations. Schriftliche Version der Kommentare gemacht im Rahmen des "Natural Disasters

- Roundtable" der National Academy of Sciences on Countering Terrorism: Lessons Learned From Natural and Technological Disasters, in Washington, D.C. on February 28, 2002.
- Rammert, Werner (2002): Die technische Konstruktion als Teil der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Vortrag auf der Tagung "Neue Perspektiven der Wissenssoziologie – Zur Aktualität eines Forschungsparadigmas. Thomas Luckmann zum 75. Geburtstag". Konstanz. In: [http://www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/fg226/TUTS/TUTS\\_WP\\_2\\_2002.pdf](http://www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/fg226/TUTS/TUTS_WP_2_2002.pdf) (8.3.2012)
- Rammert, Werner (2007): Technik - Handeln - Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie. Wiesbaden.
- Rauchenzauner, Elisabeth (2008): Schlüsselereignisse in der Medienberichterstattung. Wiesbaden, Salzburg.
- Reese, Stephen D. (2001): Understanding the global journalist: A hierarchy-of-influences approaches. In: *Journalism Studies* 2, H. 2, S. 173–187.
- Reese, Stephen/Danielian, Lucig H. (1989): Intermedia influence and the drug issue: Converging on cocaine. In: Shoemaker, Pamela (Hg.): *Communication campaigns about drugs. Government, media, and the public.* Hillsdale, S. 29–46.
- Renn, Ortwin (1991): Die gesellschaftliche Erfahrung und Bewertung von Risiken. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, H. 3, S. 307–355.
- Renn, Ortwin (1992): The social amplification of risk: Theoretical foundations and empirical applications. In: *Journal of Social Issues* 48, H. 4, S. 137–160.
- Renn, Ortwin (2002): Risiko. Kernkraft, BSE, Terror, Strassenverkehr... Unser Umgang mit der Angst. In: Grams, Timm (Hg.): *Tagungsbund des 7. Fuldaer Elektronik-Kolloquiums (18.10.2002).* Fulda.
- Renn, Ortwin (2005): Technikakzeptanzforschung: Lehren und Rückschlüsse der Akzeptanzforschung für die Bewältigung des technischen Wandels. In: *Technikfolgeabschätzung: Theorie und Praxis* 14, H. 3, S. 29–38.
- Renn, Ortwin/Benighaus, Christina/Klinke, Andreas (2006): Bewertung und Management von Naturgefahren. Ein integratives und transdisziplinäres Verfahren. In: *Wissenschaft & Umwelt INTERDISZIPLINÄR*, H. 10, S. 135–156.
- Renn, Ortwin/Keil, Florian (2008): Systemische Risiken: Versuch einer Charakterisierung. In: *Gaia* 17, H. 4, S. 349–354.
- Renn, Ortwin/Schweizer, Pia J./Dreyer, Marion/Klinke, Andreas (Hg.) (2007): *Risiko: Über den gesellschaftlichen Umgang mit Unsicherheit.* München.
- Renner, Karl Nikolaus (2005): Bilder von Krieg. Die Emotionalisierung in Hans-Dieter Grabes Antikriegsfilm "Nur leidhe Kämpfe im Raum Da Nang". In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): *War Visions. Bildkommunikation und Krieg.* Köln, S. 105–119.
- Reumann, Kurt (2002): Journalistische Darstellungsformen. In: Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried (Hg.): *Das Fischer-Lexikon Publizistik, Massenkommunikation.* Frankfurt a. M., S. 126–152.
- Rey, Lucienne (1995): *Umwelt im Spiegel der öffentlichen Meinung. Grenzlinien inner-schweizerischer Uneinigkeit.* Zürich.
- Reynolds, Amy A./Barnett, Brooke (2003): This Just in ... How National TV News Handled the Breaking "Live" Coverage of September 11. In: *Journalism & Mass Communication Quarterly* 80, H. 3, S. 689–703.
- Roberts, Shearon (2010): Split Personalities: Journalists as victims. In: Izard, Ralph/Perkins, Jay (Hg.): *Covering disaster. Lessons from media coverage of Katrina and Rita.* New Brunswick, S. 55–70.
- Robling, Franz-Hubert (1983): *Personendarstellung im „Spiegel“.* Erläutert an Titel-Stories aus der Zeit der Grossen Koalition. Tübingen.
- Rogers, Everett M. (2003): Diffusion of News of the September 11 Terrorist Attacks. In: Noll, A. Michael (Hg.): *Crisis communications. Lessons from September 11.* Lanham Md., S. 17–30.
- Roos, Dieter (1998): Die Regression des Politischen. Die Massenmedien privatisieren die Öffentlichkeit. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): *Die Veröffentlichung des Privaten - die Privatisierung des Öffentlichen (= Mediensymposium Luzern, 4).* Opladen, S. 149–164.
- Rosa, Eugene A. (2003): The logical structure of the social amplification of risk framework (SARF): Aleratheoretical foundations and policy implications. In: Pidgeon, Nick/Kasperson, Roger E./Slovic, Paul (Hg.): *The social amplification of risk.* Cambridge [u. a.], S. 47–79.
- Rosengren, Karl Erik (1970): Intra and extra media data. In: *Acta Sociologica*. In: *Acta Sociologica* 13, S. 96–109.
- Rössler, Patrick (2005): *Inhaltsanalyse.* Stuttgart.
- Rössler, Patrick (2006): „Erst mal sehen, was die anderen machen“. Vielfalt als Qualitätsmerkmal vs. mediale Koorientierung im journalistischen Alltag. In: Weischenberg, Siegfried/Loosen Wiebke/Beuthner Michael (Hg.): *Medien-Qualitäten. Öffentliche Kommunikation zwischen ökonomischem Kalkül und Selbstverantwortung.* Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz, S. 223–244.
- Rössler, Patrick (2008): Gütekriterien bei international vergleichenden Inhaltsanalysen. In: Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef/Wilke, Jürgen (Hg.): *Medien und Kommunikationsforschung im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereich, Verfahrensweisen.* Wiesbaden, S. 419–434.
- Roth, Gerhard (1996): *Schnittstelle Gehirn. Zwischen Geist und Welt.* Benteli.
- Roth, Gerhard (2002): Bewusstsein - Gleichtakt im Neuronennetz. In: *Gehirn & Geist*, H. 1, S. 38–47.
- Roth, Roland (Hg.) (2008): *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch.* Frankfurt.
- Röthlisberger, Gerhard (1991): *Chronik der Unwetterschäden in der Schweiz.* Birmensdorf.
- Röthlisberger, Gerhard (1998): *Unwetterschäden in der Schweiz, Berichte der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft, Nr. 346.* 1998.
- Röttger, Ulrike (Hg.) (1997): *PR-Kampagnen: Über die Inszenierung von Öffentlichkeit.* Opladen.
- Rühl, Manfred (1980): *Journalismus und Gesellschaft.* Mainz.



- Ruhrmann, Georg (1994): Ereignis, Nachricht und Rezipient. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, S. 237–256.
- Ruhrmann, Georg/Göbbel, Roland (2007): Veränderungen der Nachrichtenfaktoren und Auswirkungen auf die journalistische Praxis in Deutschland. In: <http://www.netzwerkrecherche.de/docs/ruhrmann-goebbel-veraenderung-der-nachrichtenfaktoren.pdf> (02.04.2012).
- Ruhrmann, Georg/Woelke, Jens (1998): Rezeption von Fernsehnachrichten im Wandel. Desirats und Perspektiven der Forschung. In: Kamps, Klaus (Hg.): Fernsehnachrichten. Prozesse, Strukturen, Funktionen. Opladen, S. 103–110.
- Ruhrmann, Georg/Woelke, Jens/Maier, Michaela/Diehlmann, Nicole (2003): Der Wert von Nachrichten im deutschen Fernsehen. Ein Modell zur Validierung von Nachrichtenfaktoren. Opladen.
- Ruhrmann, Gregor (2000): Umgang der Medien mit Naturkatastrophen. In: Deutsches Komitee für Katastrophenvorsorge e.V. (Hg.): Naturkatastrophen und die Medien - Herausforderungen an die öffentliche Risiken- und Krisenkommunikation. Dokumentation des IDNDR-Expertenworkshops vom 3. – 4. Dezember 1998 in Königswinter (= Schriftenreihe des DKKV, 21). Bonn.
- Russ-Mohl, Stephan (2008): Journalismus und PR als Seismograph und Frühwarnsystem? In: Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (Hg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel (= Mediensymposium Luzern, 10). Wiesbaden, S. 130–143.
- Ryu, Jung S. (1982): Public Affairs and Sensationalism in Local TV News Programm. In: Journalism Quarterly 59, H. 1, S. 74–78.
- Saxer, Ulrich (1994): Die Zeitung als politische Sozialisationsinstanz. In: Medien – Gesellschaft – Geschichte 1, H. 1, S. 19–48.
- Saxer, Ulrich (1974): Die Objektivität publizistischer Information. In: Langenbucher, Wolfgang (Hg.): Theorie der politischen Kommunikation. München, 2006–235.
- Saxer, Ulrich/Gantenbein, Heinz/Gollmer, Martin/Hättenschwiler, Walter/Schanne, Michael (1986): Massenmedien und Kernenergie. Journalistische Berichterstattung über ein komplexes, zur Entscheidung anstehendes, polarisiertes Thema. Bern.
- Scanlon, Joseph T. (1988): Disaster's Little Known Pioneer: Canada's Samuel Henry Prince. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 6, H. 3, S. 313–332.
- Schade, Edzard (2000): Herrenlose Radiowellen. Die schweizerische Radiopolitik bis 1939 im internationalen Vergleich. Baden.
- Schanne, Michael (1995): Der Beitrag journalistischer Objektivitätskriterien zu einer verlässlichen journalistischen Beschreibung von Wirklichkeit. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Medien und Krieg – Krieg in den Medien (= Mediensymposium Luzern, Bd. 1). Zürich, S. 111–119.
- Schanne, Michael (1996a): Bausteine zu einer Theorie der "Risiko-Kommunikation" in publizistischen Medien. In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich, S. 207–226.
- Schanne, Michael (1996b): Schweizerhalle, 1. November 1986. Eine Fallstudie. In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich, S. 73–108.
- Schanne, Michael/Meier, Werner A. (1992): „Risiko-Kommunikation“. Ergebnisse aus kommunikationswissenschaftlichen Analysen journalistischer Umwelt- und Umwelt-Risiken-Berichterstattung. In: Rundfunk und Fernsehen 40, H. 2, S. 264–290.
- Schanne, Michael/Meier, Werner A. (1996): Risiko-Kommunikation: Ergebnisse. In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich, S. 29–72.
- Schanne, Michael (1996): Risiko, Kommunikation, "Risiko-Kommunikation". In: Meier, Werner A./Schanne, Michael (Hg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken. Zürich, S. 13–28.
- Schenk, Michael (2007): Medienwirkungsforschung. Tübingen.
- Scheuffele, B. (2004): Framing-Effekte auf dem Prüfstand. Eine theoretische, methodische und empirische Auseinandersetzung mit der Wirkungsperspektive des Framing-Ansatzes. In: Medien Kommunikationswissenschaften 52, H. 1, S. 30–55.
- Schicha, Christian (2003): Die Inszenierung von Authentizität und Emotionen. Zur Selbstdarstellung von Politikern auf der Bühne der Mediendemokratie. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten. Köln, S. 25–38.
- Schierl, Thomas (2001): Schöner, schneller, besser? Die Bildkommunikation der Printwerbung unter veränderten Bedingungen. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln, S. 193–211.
- Schierl, Thomas (2003): Der Schein der Authentizität. Was ist echt an Pressefotos im Informationsjournalismus? In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten. Köln, S. 150–167.
- Schiewe, Jürgen (2004): Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland. Paderborn.
- Schimank, Uwe (Hg.) (2007): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung (= Lehrbuch). Wiesbaden.

- Schmid, Franziska (2000): "Wir haben sie im Griff, unsere Katastrophe". Gesellschaftliche Bewältigung der Hochwasser 1868. Diplomarbeit. Universität Bern.
- Schmidt, Siegfried J. (1994a): Die Wirklichkeit des Beobachters. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, S. 3–19.
- Schmidt, Siegfried J. (1994b): Konstruktivismus in der Medienforschung: Konzepte, Kritiken, Konsequenzen. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, S. 592–623.
- Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (1991): Die Münzen der Kommunikation. Gattungen, Berichterstattungsmuster, Darstellungsformen. In: Merten, Klaus (Hg.): Medien und Kommunikation: Konstruktion von Wirklichkeit (= Funkkolleg, 13). Weinheim, Basel, S. 11–48.
- Schmuck-Widmann, Hanna (1996): Leben mit der Flut: Lokale Wahrnehmung und Strategien zur Bewältigung der Flut in Bangladesh. In: Sociologus 46, H. 2, S. 130–159.
- Schneider, Irmela (2007): Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwert. In: Schneider, Irmela/Bartz, Christina (Hg.): Formationen der Mediennutzung I: Medienereignisse. Bielefeld, S. 13–24.
- Scholl, Armin (Hg.) (2002): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz.
- Scholl, Armin/Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie Methodologie und Empirie. Opladen, Wiesbaden.
- Schönherr-Mann, Hans-Martin (2003): Prozess und Identität – Der Naturbegriff in einer negativen Ökologie. In: Adam, Armin/Mayer-Tasch, Peter/Cornelius (Hg.): Perspektiven der Politischen Ökologie. Festschrift für Peter Cornelius Mayer-Tasch zum 65. Geburtstag. Basingstoke, S. 41–54.
- Schultz, Tanjev (2003): Alles inszeniert und nichts authentisch? Visuelle Kommunikation in den vielschichtigen Kontexten von Inszenierung und Authentizität. In: Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.): Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten. Köln, S. 10–24.
- Schulz, Jürgen (2001): Management von Risiko- und Krisenkommunikation – zur Bestandserhaltung und Anschlussfähigkeit von Kommunikationssystemen. Dissertation.
- Schulz, Jürgen (2011): Die Medienrealität der Politik. In: Winfried Schulz (Hg.): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. Wiesbaden, S. 67–153.
- Schulz, Winfried (1976/1990): Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg.
- Schulz, Winfried (1989): Massenmedien und Realität. Die "ptolemäische" und "kopernikanische" Auffassung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 30: Massenkommunikation, S. 135–149.
- Schulz, Winfried (1991): Geht die Wirklichkeit verloren? In: Johanna Dorer/Klaus Lojka (Hg.): Öffentlichkeitsarbeit. Wien.
- Schulz, Winfried (2003): Mediennutzung und Umweltbewusstsein: Dependenz- und Priming-Effekte. Eine Mehrebenen-Analyse im europäischen Vergleich 48, S. 387–413.
- Schulz, Winfried (2008): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. Wiesbaden.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a. M.
- Schütz, Holger/Peters, Hans Peter (2002): Risiken aus der Perspektive von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 10-11, S. 40–45.
- Schützeichel, Rainer (2004): Soziologische Kommunikationstheorien (= UTB/Soziologie, Medien- und Kommunikationswissenschaft, 2623). Konstanz.
- Schütz-Ierace, Mirella (2009): Expertise in der Politikberichterstattung: Theoretischer Rahmen und Inhaltsanalyse Schweizer Printmedien. In: Zeitschrift für Politikberatung 2, H. 3, S. 405–425.
- Schweizerischer Erdbebendienst (SED) (2006): Faktenblatt des SED „Erdbebengefährdung in der Schweiz“. Zürich.
- Schweizerischer Presserat: (2008): Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten.
- Sennett, Richard (2004): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M.
- Shaluf, Ibrahim Mohamed (2007): Disaster types. In: Disaster Prevention and Management, 16, H. 5, S. 704–717.
- Shoemaker, Pamela J. (1996): Hardwired for news: Using biological and cultural evolution to explain the surveillance function. In: Journal of Communication 46, H. 3, S. 32–47.
- Shoemaker, Pamela J. (2006): News and newsworthiness: A commentary. In: Communications 31, H. 1, S. 105–111.
- Shoemaker, Pamela J./Cohen, Akiba A. (2006): News around the world. Content, practitioners, and the public. New York.
- Shoemaker, Pamela J./Reese, Stephen D. (1996): Mediating the Message. Theories of influences on mass media content. London.
- Shoemaker, Pamela/Danielian, Lucig H./Brendlinger, Nancy (1991): Deviant Acts, Risky Business and US Interests: The Newsworthiness of World Events. In: Journalism Quarterly 68, H. 4, S. 781–795.
- Siebert, Horst (2000): Natur entsteht im Kopf. In: Politische Ökologie Sonderheft, H. 12, S. 12–39.
- Siegrist, Michael/Gutscher, Heinz (2006): Flooding risks: A comparison of lay people's perception and expert's assessments in Switzerland. In: Risk Analysis 26, H. 4, S. 971–979.
- Singer, Eleanor/Endreny, Phyllis M. (1987): Reporting hazards: Their benefits and costs. In: Journal of Communication 37, H. 3, S. 10–26.
- Singer, Eleanor/Endreny, Phyllis M./Glassman, Marc B. (1991): Media Coverage of Disasters: Effect of Geographic Location. In: Journalism Quarterly 68, 1/2, S. 48–58.

- Slattery, Karen L./Hakonen, Ernest A. (1994): Sensationalism versus Public Affairs. Content of Local TV News: Pennsylvania Revisited. In: *Journal of Broadcasting and Electronic Media* 38, 205–216.
- Slovic, Paul (1986): Informing and educating the public about risk. In: *Risk Analysis* 6, H. 4, S. 403–415.
- Slovic, Paul (1993): Perceived risk, trust, and democracy. In: *Risk Analysis* 13, H. 6, S. 675–682.
- Slovic, Paul (2000a): The perception of Risk. In: Slovic, Paul (Hg.): *The perception of risk*. London, S. 220–244.
- Slovic, Paul (Hg.) (2000b): *The perception of risk*. London.
- Smith, Keith (1996): *Environmental Hazards. Assessing Risk and Reducing Disaster*. London/New York.
- Sonnabend, Holger (1999): *Naturkatastrophen in der Antike. Wahrnehmung, Deutung, Management*. Stuttgart.
- Sontag, Susan (1995): *Über Fotografie*. Frankfurt a. M.
- Sontag, Susan (2003): *Das Leiden anderer betrachten*. München, Wien.
- Sood, Rahul/Stockdale, Geoffrey/Rogers, Everett M. (1987): How the News Media Operate in Natural Disasters. In: *Journal of Communication* 37, H. 3, S. 27–41.
- Soroka, Stuart/McAdams, Stephen (2010): An Experimental Study of the Differential Effects of Positive versus Negative News Content. Referat an der "Elections, Public Opinion and Parties Annual Conference". Colchester UK.
- Sparks, Colin/Tulloch, John (2000): *Tabloid tales. Global debates over media standards*. Lanham, Md.
- Spiegel, René: "Prognosen: Wie wir uns immer wieder täuschen". In: *BaZ (Basler Zeitung)*, 26.1.2004, S.10.
- Staab, Joachim Friedrich (1990a): *Nachrichtenwert-Theorie. Formale Struktur und empirischer Gehalt*. (= Alber-Broschur Kommunikation, Bd. 17). Freiburg, Mainz.
- Stehr, Nico/Storch, Hans von (1999): *Klima, Wetter, Mensch*. München.
- Steinmaurer, Thomas (2003): Medialer und gesellschaftlicher Wandel. In: Behmer, Markus/Krotz, Friedrich/Stöber, Rolf/Winter, Carsten (Hg.): *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Wiesbaden, S. 103–119.
- Tannenbaum, Percy H./Lynch Mervin D. (1960): Sensationalism: the concept and its measurement. In: *Journalism Quarterly* 37, H. 2, S. 381–392.
- Tappeiner, Harald (2004): *Die Asymmetrie zweier globaler Risiken. Ozonstörung und Klimaveränderung in den Schweizer Massenmedien. Lizenziatsarbeit an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, IPMZ - Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung*. Zürich.
- Time-Life International (Hg.) (1970): *Das Photo als Dokument*. Niederlande.
- Trappel, Josef (2005): Medienförderung: Ein Komplementärinstrument der schweizerischen Medienpolitik? Konzepte zur Vielfaltssicherung und Erfahrungen aus Österreich. In: Künzler, Matthias (Hg.): *Das schweizerische Mediensystem im Wandel. Herausforderungen, Chancen, Zukunftsperspektiven*. Bern, S. 77–97.
- Trappel, Josef/Perrin, Irène (2006): Medienkonzentration in der Schweiz. In: Bonfadelli, Heinz/Meier, Werner A./Trappel, Josef (Hg.): *Medienkonzentration Schweiz. Formen, Folgen, Regulierung*. Bern, S. 109–138.
- Trumbo, Craig (1996): Constructing Climate Change: Claims and Frames in US News Coverage of an Environmental Issue. *Public Understanding of Science* 5, 269–283. In: *Public Understanding of Science* 5, H. 3, S. 269–283.
- Tuchman, Gaye (1973/74): Making News by Doing Work: Routinizing the unexpected. In: *American Journal of Sociology* 79, H. 1, S. 110–131.
- Tuchman, Gaye (1978): *Making news. A study in the construction of reality*. New York, London.
- Urban, Dieter (1986): *Technikentwicklung. Zur Soziologie technischen Wissens*. Stuttgart.
- UVEK (2007): *Klimabericht: Bericht des UVEK über die zukünftige Klimapolitik der Schweiz. Klimabericht: Bericht des UVEK über die zukünftige Klimapolitik der Schweiz*.
- Vasterman, Peter (2005b): Media-Hype: Self-Reinforcing News Waves, Journalistic Standards and the Construction of Social Problems. In: *European Journal of Communication* 20, H. 4, S. 508–530.
- Vasterman, Peter/Yzermans, C. Joris/Dirkzwager, Anja J. E. (2005): The Role of the Media and Media Hypes in the Aftermath of Disasters. In: *Epidemiologic Reviews*, H. 27, S. 107–114.
- Vesting, Thomas (1999): Zum Wandel normativer Leitdifferenzen in der "Informationsgesellschaft". In: Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (Hg.): *Steuerungs- und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, Bd. 5)*. Opladen, S. 267–281.
- Vischer, Daniel (1997): Naturgefahren in der Schweiz. Entwicklung im Zeichen der Klimaänderung. In: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, H. 47, S. 4–8.
- Voss, Holger/Hidajat, Ria (2002): Vulnerabilität als Komponente zur Bewertung des Naturrisikos. In: Tetzlaff, Gerd/Trautmann, Thomas/Raatke, Kai S. (Hg.): *Extreme Naturereignisse – Folgen, Vorsorge, Werkzeuge*. Bonn, S. 169–173.
- Wahlberg, Anders A. F./Sjöberg, Lennart (2000): Risk perception and the media 3, H. 1, S. 31–50.
- Walter, François (1996): *Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800*. Zürich.
- Walter, François (2010): *Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*. Ditzingen.
- Wang, Tai-Li/Cohen, Akiba A. (2009): Factors Affecting Viewers' Perceptions of Sensationalism in Television News: A Survey Study in Taiwan. In: *Issues & Studies* 45, H. 2, S. 125–157.
- Waser, Isabel (2003): *Wandel der Solidarität in der öffentlichen politischen Kommunikation. Eine Inhaltsanalyse der Berichterstattung über Kriegseignisse und Naturkatastrophen in den zentralen Printmedien der Deutschschweiz von 1956–2000*. Zürich.

- Watzlawick, Paul (1976): Watzlawick, P. (1976): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn – Täuschung – Verstehen. München: Piper.
- Weber, Max (1924): Wirtschaftsgeschichte, Abriss der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. München, Leipzig.
- Weber, Max (1973): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen.
- Weber, Melanie (2008): Alltagsbilder des Klimawandels. Zum Klimabewusstsein in Deutschland (= Springer-11776/Dig. Serial). Wiesbaden.
- Weber, Stefan (2002): Was heisst "Medien konstruieren Wirklichkeit"? Von einem ontologischen zu einem empirischen Verständnis von Konstruktion. In: Medienimpulse, H. 40, S. 11–16.
- Wehner, Josef (1999): Boundary Activity – Zum Verhältnis von politischen Parteien und elektronischen Medien. In: Imhof, Kurt/Jarren, Otfried/Blum, Roger (Hg.): Steuerungs- und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, Bd. 5). Opladen, S. 85–99.
- Weichert, Stephan Alexander (2005): Medien im Ausnahmezustand. Was das Fernsehen in Krisenzeiten alles (nicht) leisten kann. In: Medienheft 19.12.05.
- Weichhart, Peter: Risiko-Vorschläge zu einem schillernden Begriff. In: Berichte zur dt. Landeskunde, S. 201–214.
- Weichselgartner, Juergen (2001): Naturgefahren als soziale Konstruktion. Eine geographische Beobachtung der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Naturrisiken. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. rer. nat.) der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Bonn.
- Weingart, Peter (1983): Verwissenschaftlichung der Gesellschaft - Politisierung der Wissenschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 12, H. 3, S. 225–241.
- Weingart, Peter (1989a): Science and the media. In: Research Policy 27, H. 8, S. 869–879.
- Weingart, Peter (1989b): Technik als sozialer Prozess. Frankfurt a.M.
- Weingart, Peter (2001): Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist.
- Weingart, Peter (2002): Kassandrarufo und Klimawandel. In: Gegenworte, H. 10.
- Weingart, Peter (2005): Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Essays zum Verhältnis von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit. Weilerswist.
- Weingart, Peter/Carr, Martin/Krohn, Wolfgang (Hg.) (2007): Nachrichten aus der Wissensgesellschaft. Analysen zur Veränderung der Wissenschaft. Weilerswist.
- Weingart, Peter/Engels, Anita Pansegrau Petra (2002): Von der Hypothese zur Katastrophe. Opladen.
- Weingart, Peter/Engels, Anita/Pansegrau, Petra (2008): Von der Hypothese zur Katastrophe. Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried (1992): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Bd. 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried (1993): Die Medien und die Köpfe. Perspektiven und Probleme konstruktivistischer Journalismusforschung. In: Bentele, Günter/Rühl, Manfred (Hg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. München, S. 126–136.
- Weischenberg, Siegfried (2001): Nachrichten-Journalismus. Anleitungen und Qualitäts-Standards für die Medienpraxis. Wiesbaden.
- Weischenberg, Siegfried (2002): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation Bd. 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure. Wiesbaden.
- Weischenberg, Siegfried/Altmeppen, Klaus-Dieter/Löffelholz, Martin (1994): Die Zukunft des Journalismus. Technologische, ökonomische und redaktionelle Trends. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz.
- Weischenberg, Siegfried/Scholl, Armin (1998): Die Wahr-Sager. Wirklichkeiten des Nachrichtenjournalismus im Journalismus. In: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hg.): Fernsehnachrichten. Prozesse, Strukturen, Funktionen. Opladen, S. 137–146.
- Wessler, Hartmut (1999): Öffentlichkeit als Prozess: Deutungsmuster und Deutungsstrukturen in der deutschen Drogenberichterstattung. Opladen, Wiesbaden.
- White, David Manning (1950): The "Gatekeeper": A Case Study In the Selection of News. In: Journalism Quarterly 27, H. 3, S. 383–390.
- Wiesendahl, Elmar (1998): Parteienkommunikation. In: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen, S. 442–448.
- Wilke, Jürgen (1984): Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft. Berlin.
- Wilke, Jürgen (1996a): Das Erdbeben von Lissabon 1755 als Schlüsselereignis. In: Relation 3, H. 1, S. 59–71.
- Wilke, Jürgen (1996b): Status und Medienprominenz. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hg.): Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft (= Mediensymposium Luzern, 2). Zürich, S. 99–106.
- Wilke, Jürgen (2000): Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien.
- Wilke, Jürgen (2008a): Nachrichtenberichterstattung im internationalen Vergleich. In: Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef/Wilke, Jürgen (Hg.): Medien und Kommunikationsforschung im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereich, Verfahrensweisen. Wiesbaden, S. 239–251.

- Wilke, Jürgen (2008b): Das Erdbeben von Lissabon als Medienereignis. In: Lauer, Gerhard/Unger, Thorsten (Hg.): Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert. Göttingen, S. 75–95.
- Willems, Herbert (1996): Goffmans qualitative Sozialforschung. Ein Vergleich mit Konversationsanalyse und Strukturaler Hermeneutik. In: Zeitschrift für Soziologie 25, H. 6, S. 438–455.
- Willi, Hans Peter (2007): Es gibt keine absolute Sicherheit. In: Bundesamt für Umwelt (BAFU) (Hg.): Naturgefahren. Prävention zahlt sich aus, S. 6–10.
- Wimmer, Jeffrey (2007): (Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses. Wiesbaden.
- Winkler, Hartmut (2005): Programm und Programmatik. In: Fischer, Ludwig (Hg.): Programm und Programmatik. Kultur- und medienwissenschaftliche Analysen ; [Knut Hackett zum 60. Geburtstag]. Konstanz, S. 63–73.
- Wisner, Benjamin/Blaikie, Piers M./Cannon, Terry/Davids, Ian (2004): At risk. Natural hazards, people's vulnerability, and disasters. London, New York.
- Wolf, Claudia Maria (2006): Bildsprache und Medienbilder. Die Visuelle Darstellungslogik von Nachrichtenmagazinen. Wiesbaden.
- Wyss, Vinzenz (2007): Zur Geschichte der Hypes und was Hypes mit dem Wandel von Redaktionsstrukturen zu tun haben (4. Radiosymposium: «Medienhypes»). Zürich.
- Zaugg Stern, M. (2006): Philosophiewandel im schweizerischen Wasserbau. Zur Vollzugspraxis des nachhaltigen Hochwasserschutzes. Schriftenreihe Humangeographie, 20. Zürich.
- Zeller, Rosmarie (2002): Wahrnehmung und Deutung von Naturkatastrophen in den Medien des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Pfister, Christian (Hg.): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern, S. 27–39.
- Zemp, Helena (2005): Von der gezähmten Gefahr zum unzählbaren Risiko? Naturkatastrophen und ihre Wahrnehmung im Kontext der medienöffentlichen Kommunikation in Schweizer Leitmedien 1910–1999. Lizentiatsarbeit bei Prof. Kurt Imhof, Philosophische Fakultät, Uni Zürich.
- Zemp, Helena (2010): Natural Hazards: Changing Media Environments and the Efficient Use of ICT for Disaster Communication: In: Asimakopoulou, Eleana/Bessis, Nik (eds.): Advanced ICTs for Disaster Management and Threat Detection: Collaborative and Distributed Frameworks. Hershey; S. 46–64.
- Zemp, Helena/Bonfadelli, Heinz (2008): Hochwasserereignisse im Spiegel der Presse. In: Bezzola, Gian Reto/Hegg, Christoph (Hg.): Ereignisanalyse Hochwasser 2005, Teil 2 – Analyse von Prozessen, Massnahmen und Gefahregrundlagen. Bern, Birmensdorf, S. 347–362.
- Ziemann, Andreas (2006a): Reflexionen der "Mediengesellschaft". In: Ziemann, Andreas (Hg.): Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien. Konstanz, S. 183–206.
- Ziemann, Andreas (Hg.) (2006b): Medien der Gesellschaft - Gesellschaft der Medien. Konstanz.
- Zierhofer, Wolfgang (1999): "Das Waldsterben", ein Konzept und seine Immunisierung: Zur Verarbeitung eines Umweltproblems durch Wissenschaft und Massenmedien. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 25, H. 1, S. 33–59.
- Zillmann, Dolf/Gibson, Rhonda/Sargent, Stephanie L. (1999): Effects of Photographs in News-Magazine Reports on issue Perception. In: Media Psychology 1, H. 3, S. 207–228.
- Zschunke, Peter (2000): Agenturjournalismus. Nachrichtenschreiben im Sekundentakt. Konstanz.
- Zwingli, Marcel (1986): Wissenschaft über den journalistischen Leisten geschlagen. In: Schanne, Michael (Hg.): Wissenschaft in der Tageszeitungen der Schweiz (Diskussionspunkt 11). Zürich, S. 196–236.

### Deutungsrahmen der Inhaltsanalyse: Themen der Hochwasserberichterstattung

**Politische Reaktionen/Folgerungen/Gesetze:** Die Berichterstattung fokussiert systemtypische Muster der Politik, in die das Katastrophengeschehen eingebettet ist. Dazu gehören etwa ExponentInnen der Politik und die Wiedergabe von behördlichen Auftritten, Konferenzen und Massnahmen, Debatten im Parlament, Positionen und Beschlüssen wie auch Forderungen, in denen politische Aktivitäten wie auch Positionsbezüge aus der Öffentlichkeit – insbesondere von Nichtregierungsorganisationen – vertreten sind.

**Wirtschaft/Arbeit:** In der Berichterstattung wird die Katastrophe innerhalb eines ökonomischen Wirkungs- und Beeinflussungskreises aufgegriffen. Primär wird über Störungen, Konsequenzen und Massnahmen (auch positive) gesprochen, die auf Prozesse der Produktionsfaktoren, Produktionsbedingungen und die Geschäftstätigkeit Bezug nehmen. Die Gegebenheiten können allgemein das Wirtschaftsleben und den Arbeitsalltag von Individuen, Gruppen oder Institutionen betreffen oder im Zusammenhang mit einzelnen Wirtschaftsbranchen, Unternehmen oder exemplarisch anhand der Situation Einzelner aufgegriffen werden.

**Wissenschaft/Technik:** Der thematische Kontext des Artikels ist durch eine vornehmlich wissenschaftliche und ingenieurtechnische Interpretation des Katastrophengeschehens geprägt, wo singuläre wie generelle Probleme und Lösungsvorhaben vornehmlich durch statistische oder Indizienargumente "raum-zeitlicher Nähe" in Analysen, Bewertungen, Prognosen dargestellt oder durch ExpertInnenansichten vertreten werden. Die Berichterstattung ist eher wissenschaftsjournalistisch gefärbt.

**Natur/Umweltprobleme:** Diese Perspektive thematisiert das Katastrophenereignis im Zusammenhang mit Natur als Bedrohung wie störende Kraft oder als eine durch den Menschen bedrohte natürliche Grundlage. Ausgangspunkt können sowohl emotional anklingende Natur- und Landschaftsbeschreibungen sein als auch kritische oder eher distanzierte, um Objektivität bemühte problematisierte Naturbezüge; d. h. die Sorge um eine belastete Umwelt und ökologische Bedrohungen (Klimawandel) bilden den Kern des Artikels. Zudem können Aufklärungsabsichten wie Anknüpfungspunkte für Forderungen und alternative Handlungsstrategien hinsichtlich der Natur die Berichterstattung dominieren. (Solange dem Artikel nicht komplexe Hintergrundinformationen durch wissenschaftliche Messungen und Analysen dominant zugrunde gelegt sind, wird trotz des wissenschaftlichen und technischen Vokabulars des modernen Umweltdiskurses Natur und Umwelt als Hauptperspektive codiert und nicht der wissenschaftlich-technische Bezugsrahmen!).

**Allgemeiner Katastrophenverlauf:** Die Berichterstattung beschränkt sich auf die konkrete Wiedergabe von offiziellen Lageberichten und Fakten zum Verlauf und zur Entwicklung des Geschehens am Schauplatz des Ereignisses. Allgemein wenig kommentiert sind Gefahren, Sicherheitsaspekte, getroffene Massnahmen etc., dargestellt und auch anhand involvierter Akteure konkret nacherzählt.

**Schadensausmass/Folgen:** Die Berichterstattung konkretisiert das Unwettergeschehen anhand der Schadensbeschaffenheit und -art sowie der Folgekosten. Aufgezeigt werden Schwere, Ausmass, auch gefährdende Potenziale der materiellen wie immateriellen Zerstörung anhand von Existenzen, öffentlichen Infrastrukturen, Bauten, Verkehrsnetzen und/oder, thematisiert vor diesem Hintergrund, ebenso Massnahmen, Alternativen, Unsicherheiten und die finanziellen Kosten und Folgekosten z. B. für Kontrolle, Bewältigung, Schutzvorkehrungen, Wiederherstellungsarbeiten.

**Versicherung/Entschädigung:** Das Naturereignis wird im Kontext von Aspekten der Institution Versicherung wie Versicherbarkeit von Elementarschäden und deren Kostendeckung thematisiert. Berich-

tet wird hauptsächlich über Umfang, Organisation wie Kriterien von öffentlichen (kantonale Gebäudeversicherung, Rückversicherungssysteme etc.) wie privaten Gesellschaften und Versicherungsnetzen, Auswirkungen des Ereignisses auf die Versicherer selbst wie Ansprüche der Versicherten auf Deckung der Folgekosten.

**Sicherheit/Rettungsarbeit/Folgebewältigung:** Der Schwerpunkt der Berichterstattung liegt auf der Darstellung des Ablaufs der Rettungsarbeiten von Feuerwehr (Rettung und allgemeine Schadenabwehr), Polizei (Ordnung, Sicherheit) und Armee (existenzielle Bedrohung), welche zum Schutz, zur Rettung und Hilfe für die Bevölkerung, zur Sicherung der technischen Infrastrukturen (Elektrizität, Wasser- und Gasversorgung sowie Telematik und Verkehrsverbindungen) im Einsatz stehen. Sowohl Problembezüge, Erfolgsaussichten wie auch die Bedeutung von offiziellen Einrichtungen bei den Räumungsarbeiten und Massnahmen kreisen zentral um Aspekte der Sicherheit und deren Organisation im Katastrophenfall.

**Private Hilfe/organisierte Solidarität:** Die Berichterstattung thematisiert im Kern die solidarischen Reaktionen, welche im Anschluss an das Katastrophengeschehen einsetzen. Sowohl Spendenaufrufe, spontane Hilfeleistungen Einzelner und Gruppen, wie Sammlungstätigkeiten von Organisationen, der Spendenerfolg, die Verwaltung und Umverteilung von Geldern und Naturalien können Aspekte der thematischen Perspektive bilden.

**Offizielle Situation Direktbetroffener:** Themen, Ereignisort, AkteurInnen wie auch Argumentationszusammenhänge kreisen in der Berichterstattung um die allgemeine oder spezifisch zentrierte Situation der Opfer und Betroffenen. Das heisst, dass in einem grösseren, z. B. politischen, sozialen Kontext anhand einer Momentaufnahme entsprechend exemplarisch für die Situation der Betroffenen das Einzelschicksal dargestellt sein kann. Doch werden Nachrichten zu den Betroffenen aus einer offiziellen Perspektive behandelt, was sich meist nicht explizit, aber implizit in der Argumentationslinie äussert. Vorgänge und Verhalten bezüglich Schutz, Rettung und Hilfe oder Charakterdarstellung sowie vermeldete Dankbarkeitsbezeugnisse für Zuwendungen zugunsten der Geschädigten dominieren primär den Blick. Sofern mit der Fokussierung der privaten Sphäre individueller Schicksalslagen ein allgemein verbindlicher Anspruch konkretisiert ist, um beispielsweise anhand der sozialen Not die Notwendigkeit solidarischer Anteilnahme und Hilfe der Bevölkerung zu aktivieren, grenzt sich diese thematische Bezugnahme durch den ideologisierenden Positionsbezug durch das Medium vom Human-Interest-Frame ab (vgl. dazu die definierten Merkmale unter Human Interest).

**Human Interest:** Die Berichterstattungsperspektive vermittelt in einem persönlich wie emotionalen dargestellten Rahmen Themen, die Bezug nehmen auf Individuen und ihre private Lebenssphäre – insbesondere in der Hervorhebung von persönlichen Einzelschicksalen des Katastrophengeschehens. Diese Bezugnahme betrifft zwischenmenschliche Aspekte (Beziehungen, Partnerschaft, Familie, Verwandtschaft, Freundeskreis), den Lebensstil (Wohnen, Essen, Freizeitbeschäftigung, Besitz jeder Art) oder den Intimbereich (Sex). Die Nachricht ist meist nur von geringer allgemeiner Relevanz, jedoch von hohem Wert für die Stimulation des Leseinteresses.

**Unterhaltung/Prominenz/Kultur:** Diese Themenperspektive stellt das Katastrophengeschehen im Kontext unterhaltsamer Begebenheiten (z. B. Kuriositäten, Tiergeschichten) aus der Perspektive prominenter Personen, die als "Stars und Sternchen" des Zeitgeschehens bekannt sind, oder in Bezug zu kulturellen Anlässen (Feste, Bräuche, Sportanlässe) dar.

**Rückblick/Geschichte:** In diesem Bezugsrahmen ist der Schwerpunkt thematisch auf vergangene Geschehnisse gerichtet, die als Dokumente der Zeitgeschichte mit der aktuellen Katastrophensituation in Beziehung gesetzt werden. Die Singularität des Jetzt oder die Analogie kann anhand von Quellen wie

realen Zeugen der damaligen Situation unterstrichen sein, die Gegenwart bewerten und ordnen helfen, Wandel dokumentieren etc.

**Zukunftserwartungen:** Die Berichterstattung problematisiert das Katastrophenereignis in einem auf die ferne Zukunft bezogenen Rahmen, wo prognostisch Konsequenzen wie notwendige Handlungen im Sinne der Risikoversorge aktualisiert werden, in denen stellvertretend für redaktionelle Positionsbezüge Betroffene, Laien, Wirtschaftsakteure, ExpertInnen etc. vertreten sein können. Sofern nicht eine rein wissenschaftliche, politische, ökonomische Perspektive dominiert, wird die Themenperspektive als Hauptthema vergeben.

**Soziales**<sup>517</sup>: Berichtet wird unter diesem Fokus über soziale Begebenheiten und soziale Problemlagen, die in Beziehung zum Ereignis stehen, aber in einem allgemeineren Rahmen – nicht nur spezifisch auf die Situation Direktbetroffener – raum-zeitliche Aktualität haben (z. B. Abwanderung, Arbeitslosigkeit, Aspekte der Armut, Lebenssituation in Bergdörfern).

**Religion/Kirche:** In diesem thematischen Kontext fokussiert der Artikel das Ereignis primär anhand VertreterInnen, argumentativen Positionsbezügen und Aktivitäten einer religiös-kirchlich fundierten Lebensweltorientierung, wo die religiöse Symbolik des Guten und Bösen Ursachen im Unglauben moralisch reflektiert (z. B. Berichterstattung über tröstende wie moralisierende Kanzelworte aus Predigten, Konfessionsstreitigkeiten, Sündenkonzepte).

**Medien/Medienkooperationen/Entwicklung:** Berichtet wird über die Medien selbst im Zusammenhang mit der Katastrophenlage. Diese Selbstthematisierung kann sowohl bezogen auf das eigene Medium, eine andere Organisation, Mediengattungen als auch übergreifend auf das ganze Mediensystem stattfinden. Dies inkludiert Phänomene, in denen eher informativ, aufklärerisch oder kritisch und kritisierend berichtet wird, z. B. über die Rolle, Mechanismen und Aktivitäten der Medien und JournalistInnen in einer Katastrophe, über Medieninhalte und -techniken, Programmangebote, gesellschaftliche Funktionen oder sich daraus ergebende Dysfunktionen bis zu Zusammenarbeiten von Medien und Medienschaffenden mit anderen Akteuren rund um das Katastrophengeschehen. Wenn z. B. Medieninhalte, Programme oder Verhalten von Medien im Rückblick oder auch in der Vorwegnahme dargestellt werden, können im Rahmen dieser Themenperspektive auch werbliche Absichten der Selbstthematisierung im Spiel sein.

Weil die mediale Selektionierung durch thematische Bezüge, in denen das Ereignis auftritt, je Artikel durchaus nicht nur einen inhaltlichen Schwerpunkt hervorbringen kann, werden maximal zwei Themen codierbar. Der grösste Textbestandteil, der einer Kategorie zugeordnet werden kann, bestimmt die Reihenfolge der Zuordnung unter einen Haupt- und einen Nebenfokus.

---

<sup>517</sup> Diese thematische Ausprägung kommt in der Analyse nicht vor. Die wenigen Belegstellen fallen unter die Kategorie "Anderes Thema".



## LEBENS LAUF

Helena G. Zemp | Feldstr. 123 | CH-8004 Zürich | +41 76 505 71 95 | h.zemp@swissonline.ch

### PERSÖNLICHE DATEN



Name	Zemp
Vorname	Helena Gertrud
Geburtsdatum	12. Januar 1969
Heimatort	Hasle LU
Wohnort	8004 Zürich
Nationalität	Schweizerin
Zivilstand	ledig

### AUSBILDUNG

- 2007–2012 Projektassistentin und Doktorandin, IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, Abt. Medienrealität & Medienwirkung, Universität Zürich.
- 1998–2006 Studium der Soziologie (Hauptfach), Publizistikwissenschaft und allg. Staatsrecht (Nebenfächer) mit Lizentiatsabschluss phil. I (Master), Universität Zürich.
- 1992–1997 Vorkurs, Grundstudium im Fachbereich Visuelle Kommunikation und Fachklasse Video, Luzerner Hochschule für Gestaltung und Kunst HGK (vormals HsG), Luzern.
- 1985–1990 Lehrerinnenseminar mit Primarlehrerdiplom, Institut Baldegg.
- 1980–1984 Realgymnasium, Kantonsschule Schüpfheim.

### FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE

Katastrophen-, Risiko- und Umweltkommunikation

Sozialer Wandel und Medienwandel – komparative Forschung

ICT und Katastrophenmanagement

Risikowahrnehmung und –bewusstsein

## FORSCHUNGSAKTIVITÄTEN UND LEHRE (AUSZUG)

- Seit 2013      Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL, Forschungseinheit Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Birmensdorf.
- 2008–2012      Durchführung des Dissertationsprojektes *Von der Wassernot zu „SOS! Die Schweiz versinkt“: Wahrnehmung und Darstellung von Naturkatastrophen 1910–2005 in der Schweizer Presse*, IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, Universität Zürich.
- 2009            Lehrauftrag an der Universität Zürich: Vorlesung *Risikokommunikation in Umwelt, Technik und Gesundheit* (MA-Programm), IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, Universität Zürich.
- 2008            Konzeption, Projektbearbeitung und Management der Auftragsstudie *Medienkommunikation zu Naturkatastrophen und die mediale Darstellung der Versicherer* für die Stiftung Risiko-Dialog, St. Gallen.
- 2007–2008      Konzeption, Akquisition und Projektbearbeitung des Teilprojektes *Hochwasser im Spiegel der Medien* im Rahmen der Ereignisanalyse *Hochwasser 2005* des Bundesamtes für Umwelt BAFU, Bern.
- 2007–2013      Betreuung der Tutorengruppen und ihrer Forschungsprojekte im Rahmen der Vorlesung *Empirische Methoden der Sozialforschung Teil II*; Betreuung von studentischen Seminar- und Abschlussarbeiten, IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, Universität Zürich.
- 2006            Konzeptuelle und inhaltsanalytische Auftragsforschung im Bereich Medienentwicklung und Medienberatung bei Patrick Vogt Medien, Freienbach.
- 2000–2001      Projektmitarbeit in der Medien-Monitoring-Analyse bei der Publicom AG, Kirchberg.
- 2000            Praktikum im Bereich Public Relation, Messeorganisation und User-Forschung bei search.ch (The Swiss Search Engine), Räber Information Management GmbH, Immensee.
- 1997–1998      Projektmitarbeit in der Datenerhebung am FöG – Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft, Universität Zürich.

## WEITERE BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

- 2002–2006      Vikariate an der technischen Berufsschule TBZ, Zürich.
- 1994–2005      Akquisitionspartnerin und Personalausbildnerin bei Wesser und Partner, Zollikon; Organisation und Leitung von Werbekampagnen für Non-Profit-Organisationen (SRK, WWF).
- 1990–1991      Lehrauftrag an der Primarschule Wauwil.

## FÖRDERGELDER

- 2010–2011      Fördergelder der Uni Bielefeld für Gastaufenthalte als Mitglied der Forschungsgruppe *Communicating Disaster* am Zentrum für interdisziplinäre Forschung ZIF, Universität Bielefeld (D).
- 2010            Fördergelder für ein Ausland-Kurz-Mentorat im Rahmen der universitären Nachwuchsförderung Deutschschweiz: Gastaufenthalt am Institut für Soziologie, Prof. J. Beckmann, Universität Bielefeld (D).
- 2008–2011      Fördergelder der Bristol Stiftung (Ruth und Herbert Uhl-Forschungsstelle für Natur- und Umweltschutz) für das Dissertationsprojekt.
- 2008–2009      Forschungskredit der Universität Zürich für das Dissertationsprojekt.